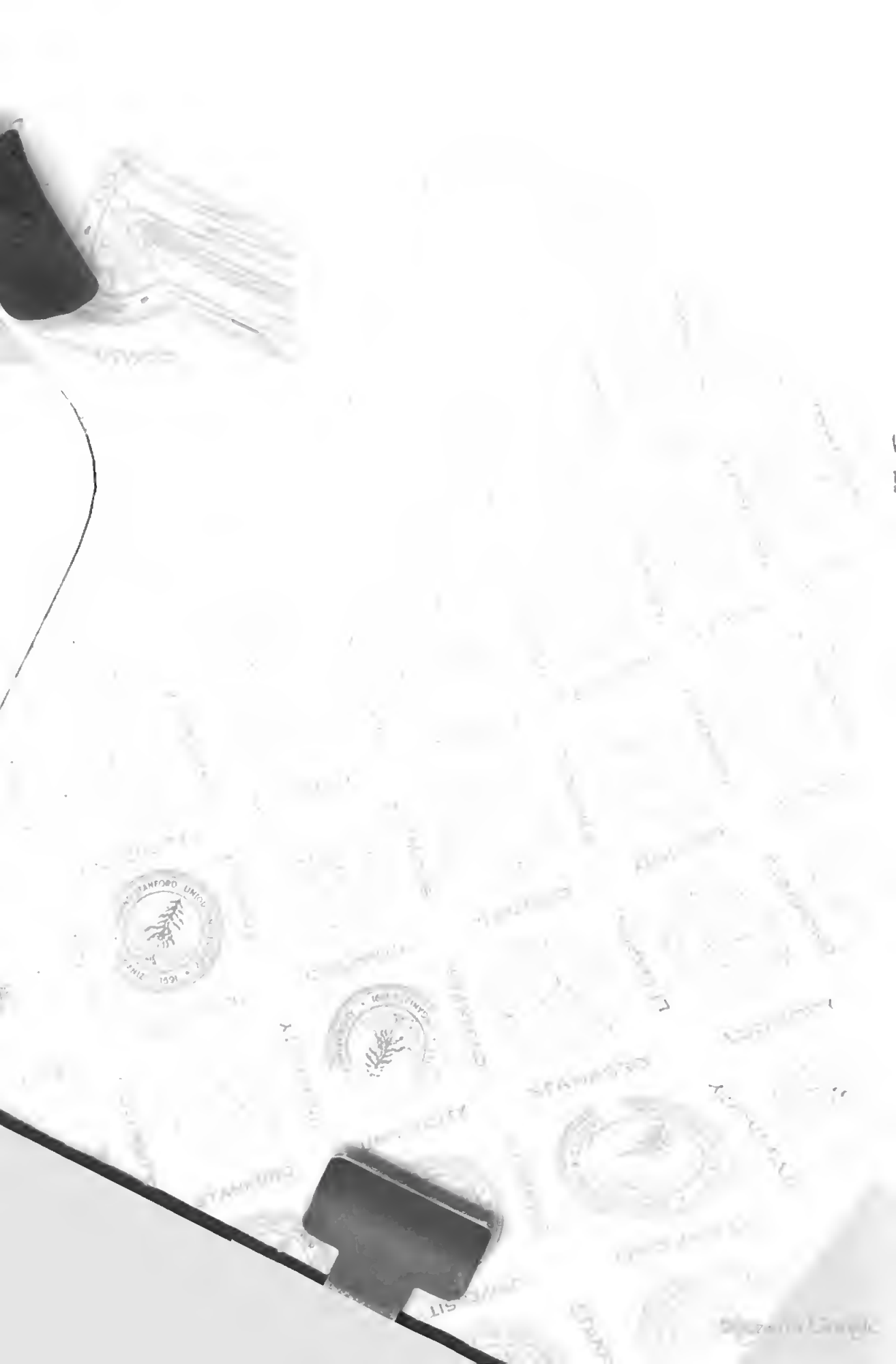


Digitized by Google

A 103

1835 OHM / hygrom.

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt.
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

LIBRARIES
APR 15 1971

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt festsetzen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Einem Ziehenden, von Freiligrath. 237.
Bilder der Nacht, von Seeger. 239.
Der Raben Weihgeschrei, von K. Mayer. 242.
Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande, von F. Rückert. 245. 246. 247. — 250. 253. — 258. 261.
Gedichte von Hebbel. 255.
An Wolfgang Menzel. 260.

Räthsel.

Das Schwert. 237. — Destillirkolben. 249. — Mohnkopf. 253.

Charade.

Flaschenzug. 243.

Reisen.

Der Aetna und der Montblanc. 238. 239. 240.
Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes. 259—261.

Naturgeschichtliches.

Die Systeme des thierischen Organismus, von Meesler. 233. 236.
Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere. 252. 253.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Narrenhaus, von W. Kaulbach, nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn, von Guido Görres. 235—249.
Die Pariser Bettler. 241—244.
Das Reformationsjubiläum in Genf. 248—255.
Wie man in Paris bekannt macht. 254—257.
Die Spekulation und der Menschenverstand. 256—260.

Korrespondenz.

Paris. 237. 238. 239. 240. — 250. 251. 252. 253. — 260. 261. Brüssel. 236. 257. 258. — Wien. 235. — 245. — 258. — Berlin. 240. — Dresden. 241. 242. 245. — Florenz. 243. 244. 245. — 256. — Prag. 246. — London. 247. 248. 249. 250. 251. — 257. 258. 259. — Weimar. 254. 255. 256.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Mittheilung über die neuesten Kunstunternehmungen in München. (Schluß.) — Sechster Bericht von den Arbeiten auf der Akropolis in Athen. (Schluß.) — Pariser Kunstarabesken. — Literatur.

Nro. 80.

Drei Platten vom Friese des Parthenon. — Gemmenkunde. 1) Zur Gemmenkunde. Antike geschnittene Steine vom Grabmal der heiligen Elisabeth in der nach ihr genannten Kirche zu Marburg in Kurhessen. Archäologische Abhandlung von Fr. Kreuzer. — 2) Erklärendes Verzeichniß der antiken, vertieft geschnittenen Steine der königl. preuß. Gemmensammlung, von Dr. Tölken. — Plastik.

Nro. 81.

Ueber das wechselseitige Verhältniß landschaftlicher Gegenstände und historischer oder mythologischer Personen. — Pariser Kunstarabesken. — Alterthümer. — Bauwerke. — Literatur.

Nro. 82.

Malereien in dem neuen Residenzbaue in München nach den Gedichten des Orpheus und Hesiodus. — Pariser Kunstarabesken. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 83.

Berlin. — Malereien in dem neuen Residenzbaue in München ꝛc. (Forts.) — Ueber das vom Kronprinzen von

Preußen seinem frühern Erzieher Delbrück zu Zeitz errichtete Denkmal. — Pariser Kunstarabesken. — Kunstausstellungen. — Denkmäler.

Nro. 84.

Malereien in dem neuen Residenzbaue in München ꝛc. (Forts.) — Berlin. (Forts.) — Alterthümer.

Nro. 85.

Berlin. (Forts.) — Malereien in dem neuen Residenzbaue in München ꝛc. (Forts.) — Archäologie. — Notiz über eine im Jahr 1811 zu Wopernow bei Schiefelbein aufgefundene kleine Erzbildsäule, von H. v. Minutoli. — Bauwerke. — Plastik. — Alterthümer. — Malerei.

Nro. 86.

Malereien in dem neuen Residenzbaue in München ꝛc. (Forts.) — Berlin. (Forts.) — Malerei. — Medaillenkunde.

Nro. 87.

Malereien in dem neuen Residenzbaue in München ꝛc. (Schluß.) — Berlin. (Schluß.) — Alterthümer. — Medaillenkunde. — Plastik. — Perspektive. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Deutsche Geschichte. 13) Chronik des Landes Dithmarschen, von J. Hanssen und H. Wolf.

Nro. 101.

Deutsche Geschichte. 13) Chronik des Landes Dithmarschen. (Schluß.) — 14) Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen, herausgegeben von A. L. J. Michelsen. — 15) Thomas Kantzows Chronik von Pommern, in niederdeutscher Mundart. Sammt einer Auswahl aus den übrigen ungedruckten Schriften desselben. Nach des Verfassers eigener Handschrift herausgegeben und mit Einleitung, Glossar und einigen Zusätzen versehen durch Prof. Böhmer. — 16) Johann Berckmanns Stralsundische Chronik ꝛc. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Mohnike und Dr. Zober.

Nro. 102.

Universitätsschriften aus Dorpat. 1) Das Institutionen- und Pandektenfest zu Dorpat. — 2) Geschichtliche Einleitung in das Corpus Juris des russischen Reichs. — 3) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands.

Nro. 103.

Conversations-Lexikon. Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. — Universitätsschriften aus Dorpat. 3) Dorpater Jahrbücher für Literatur, Statistik und Kunst, besonders Rußlands. (Schluß.)

Nro. 104.

Unterhaltungs-Literatur. 1) Räthsel von J. G. M. — 2) Sphynx. Ein Räthsel-Almanach auf 1835, von Freimund Ohnesorgen. — 3) Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus den Gärten der Ephemeriden. Ein literarisches Quodlibet, gesammelt von Wilderer. — 4) Muth und Geistesgegenwart. Eine Sammlung merkwürdiger Abenteuer, herausgegeben von Retdrchs. — 5) Die große Anekdotenjagd, von Wilderer. — 6) Zwanzigpfänder aus Schildas Artillerie, zur Erschütterung des Zwerchfells gelöst für Hypochondristen und andere guten Freunde. — 7) Die Zaubertunst aller Zeiten und Nationen, namentlich des ägyptischen Alterthums und des 19ten Jahrhunderts, nach Philadelphia, Bosko, Petorelli, Comte u. A., von C. F. Leischner. — 8) Der Tausendkünstler und Magiker. Zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann herausgeg. von Hofr. Poppe. — Französische Sprache. 1) Cours théorique et pratique de la langue française suivi de l'art de la correspondance et d'un tableau historique des trois siècles de la littérature français, ouvrage complet à l'usage de tous les établissements d'instruction publics et particuliers en Allemagne par F. L. Rammenstein. — 2) Französische Grammatik für Schulen, von Dr. Leloup. — 3) Inbegriff der französischen Sprache, als Anleitung zum Selbstunterricht derselben binnen wenigen Monaten mächtig zu werden, von C. E. Senneterre. — 4) Kurzgefaßte französische Grammatik, von L. de Tailliez. — 5) Französische Grammatik mit zweckmäßigen Uebungen zur leichten und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. — 6) Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamiltonschen Grundsätzen von Dr. Tafel. — 7) Vollständige Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache, von M. G. Fries.

Nro. 105.

Deutsche Geschichte. 17) Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, von Hofr. Dr. Förster. — 18) Friedrich der Große, König von Preußen. Für alle Stände nach den besten Quellen von Theobald Chauber. — 19) Der siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen von Stuhr. — 20) Leben des Generals, Freiherrn von Seydlitz, von K. A. Varnhagen von Ense.

Nro. 106.

Deutsche Geschichte. 21) Manso's Geschichte des preuß. Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. — 22) Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Voigt. — 23) Geschichte des preuß. Staats, von Dr. Helwing. — 24) Geschichte des preuß. Staats und Volks, von Heinel. — 25) Preußens Vorzeit, oder historische Unterhaltungen, Gemälde und Sagen ꝛc., herausgegeben von Dr. Reiche. — 26) Leben und Thaten des Fürsten Blücher, von L. v. Wallenrodt. — 27) Gebhart Lebrecht von Blücher, von Burckhardt. — 28) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias, Reichsgrafen von der Schulenburg, Feldmarschalls in Diensten der Republik Venedig. Aus Originalquellen bearbeitet.

Nro. 107.

Deutsche Geschichte. 29) Geschichte des ehemaligen Stifts und der Landschaft St. Gallen ꝛc., von Weidmann. — 30) Geschichte der Landschaft Toggenburg, von Wegelin. — 31) Hinterlassene Schriften von J. U. v. Salis-Sewis. — 32) Erzählungen aus Zwinglis Leben und der schweizerischen Reformationsgeschichte, von Röder. — Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow.

Nro. 108.

Damen-Literatur. 1) Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. — 2) Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. — Deutsche Geschichte. 33) Geschichte des sächsischen Volkes von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, von Dr. Meynert. — 34) Handbuch der Geschichte von Zittau, von M. Peschel.

Nro. 109.

Damen-Literatur. 3) Charlotte Stieglitz. — Unmoralische Literatur. Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg.

Nro. 110.

Unmoralische Literatur. Aesthetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet von L. Wienbarg. (Schluß.)

Nro. 111.

Kritische Literatur. Vorstudien für Leben und Kunst, herausgegeben von Dr. H. G. Hotho.

Digitized by Google

Verkleinerter lithogr. Umriß nach dem Kupferstich von Hieronymus v. W. Kaulbach

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Oktober 1835.

Diese Köpfe scheinen zusammenzugehören, und doch können sie weiter aus einander liegen als drei Fixsterne, die einen Triangel formiren. Es ist Alles bloß scheinbar: jeder ist eine Welt für sich, jeder hat sein eigenes Licht. Wer noch nicht weiß, daß der Kopf die Welt macht, nicht die Welt den Kopf, der sehe hieher.

Lichtenberg.
Zu Hogarths Bildern.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn. *

Von Guido Görres.

Zweiter Abschnitt.

(Mit einem Umriß.)

Nach den allgemeinen Betrachtungen im ersten Abschnitt wenden wir uns zu den einzelnen Figuren.

Der Moment der Darstellung ist folgender. Die Kranken sind in dem Hof unter der Aufsicht des Hauswärters, um Luft zu schöpfen. Der Hof, von der Mauer und dem Narrenhause eingeschlossen, ist nackt und öd, nur hier und da sprossen spärlich einige Pflanzen, noch kahler ist ein Bergzug, der sich hinter der Mauer herzieht. Nur ein paar einzelne Bäume sind darauf zu sehen. Man kann sich denken, daß es ein düsterer, kalter, trauriger Herbsttag sey, Nachmittags, wenn man nicht weiß, ob das trübe Licht von dem grauen Himmel oder dem Nahen der Nacht herrührt. Sieben von den Kranken sitzen auf viereckigen Steinen in einem Halbkreis neben einander; sieben andere stehen in zwei Gruppen getheilt hinter ihnen.

Der Trieb der Gesellschaftlichkeit, der sich bei den Unglücklichen nur noch in dem Bedürfnisse der menschlichen Wärme äußert, treibt sie instinktmäßig zusammen; denn ein anderes Band gibt es zwischen ihnen nicht, weil Jeder seine eigene Logik hat, und keiner den Andern versteht. Sie fühlen nur zum Theil dunkel die innere Unheimlichkeit, mit sich selbst allein zu seyn, und suchen sich Einer an dem Andern zu wärmen. Rechts in einiger Entfernung, die rauchende Pfeife im Munde, die Peitsche in der Tasche, die Hände mit den Schlüsseln auf den Rücken geschlagen, steht der wohlbeleibte Wächter, das Gesicht mit dem Ausdruck gleichgültiger Verächtlichkeit bald gegen die Kranken gekehrt, als wollte er sagen: dummes Narrenvolk! rühre sich keiner, sonst kriegt er die Zwangsweste. Ganz links in noch größerer Ferne, nicht weit von der Mauer, geht ein altes Mütterlein, das Gesicht beinahe ganz verhüllt, die Augen vor sich hin gegen die Erde gekehrt, geschäftig ihren eigenen, stillen Weg, der mit den Uebrigen in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Die verhüllte, stille, geschäftige Gestalt hat etwas Geheimnißvolles, man könnte sie für das dunkle, still über Menschen und Göttern waltende Schicksal

* Der Kupferstich, von welchem ein verkleinerter lithographirter Umriß beifolgt, kostet vor der Schrift auf weiß Papier 12 fl., chinesisch 14 fl. Nach der Schrift weiß Pap. 8 fl. 6 kr., chinesisch 10 fl. Man kann ihn bei allen Kunstvereinen einsehen.

halten, für eine Parze, die eben einen Lebensfaden abschneiden will, ohne rechts oder links zu sehen, und taub für alle Bitten und Klagen. Aus den verstörten Gesichtern spricht der Wahnsinn, man sieht, daß in ihrem Innern ein fressendes, wild und wirr loderndes Feuer brennt; die Züge sind scharf und schneidend wie ein Fels, an den mit eintöniger Bewegung die Welle ununterbrochen anschlägt. Alle Gestalten treten mit einer erstaunlichen Plastik aus dem Bilde hervor, und wer einmal in einem Narrenhause war, wird gewiß hier alte Bekannte wieder zu erkennen glauben, so schaudererregend ist ihre Wahrheit, und sie erzählen ihre Leidensgeschichte und ihren Zustand so deutlich, daß wir ihnen nue Worte geben dürfen.

Der Kupferstich ist von Herrn März mit lobenswerther Treue und außerordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er den falschen, glänzenden, auf augenblickliche Bestechung berechneten Effekt verschmähend, in der guten alten Weise Marc Antons mit wenig Mitteln einfach und sicher das Original wiedergibt. Die Aufgabe war hier um so schwieriger, da sie die vollkommenste Auffassung des feinen Mienenspiels in den verzerrten Gesichtern dieser Verrückten erforderte. So viel über den allgemeinen Eindruck des Bildes.

In der Mitte des Halbkreises sizt eine edle, hochgewachsene, starke, wohlgebaute Gestalt. Der Kopf ruht vorgebeugt auf der zornig geballten Faust des rechten Arms, und dieser auf dem rechten Knie, das nachläßig über den linken Fuß geschlagen ist. Die Beinkleider sind kurz, die Strümpfe hängen nachläßig tief herunter und zeigen Schienbeine, aus denen man auf den eisernen, muskulösen Bau der ganzen Gestalt schließen kann. Rechts über die Brust gebunden hängt oben an der linken Schulter ein hölzerner Degen; wenn wir nicht ieren, so ist es derselbe, den die Frankfurter Deputation zum Feste nach Hambach übersandte. Aus dem Gesichte mit den aufgesträubten Haaren und den fletschenden Zähnen, der geballten, den halben Mund bedeckenden Faust, und vor Allem aus den Fuster drohenden, zornig blizenden Augen spricht sich ein furchtbarer Ingrimm drohend aus, der aber seine eigene Ohnmacht fühlt und darum auf die Zähne beißt. Schon lange verzehrt er sich so in seinem innern Grimme, trotz seiner Kräftigkeit sind die Wangen gegen den Mund mit dem Schnurrbart scharf eingefallen.

Es ist dies ein Gespenst aus jener glänzenden Kaiserzeit des sogenannten französischen Ruhms, da der größte Theil von Europa, zu Boden geworfen, den blutigen Staud von dem Fuße des Sohnes der Revolution küßte und sich wie ein Wurm vor dem krümmte, auf dessen Fahnen zuerst die Namen der Freiheit und Gleichheit, und dann die des Ruhms und des Völkerglücks standen. Damals focht er in den Reihen jener berühmten alten Kaisergarde der großen Armee, die von ihrem Herrn nur langsam und zulezt auf den Feind losgelassen wurde, wenn die Gefahr scharf auf sie andrängte und ihren Zorn hinlänglich entflammt hatte, und die dann im Bewußtseyn ihrer Unbesiegbarkeit auf die Beute sich losstürzte. Aber es gingen andere Sterne am Himmel auf; der Allgewaltige, der mit Kronen und Völkern, mit Rechten und Verträgen, mit Treue und Glauben gespielt, wie Kinder mit Bällen, wurde selbst wie ein Ball von der Hand eines Mächtigeren hinaus auf einen einsamen Felsen in das fernste Meer geworfen, wo ihm nichts blieb, als hinter sich der Rückblick in eine ungeheure Vergangenheit voll unermeßlicher Trümmer, voll von Leichenfeldern und Leichensteinen gescheiterter Hoffnungen, und vor sich der Blick in die Ewigkeit und die Stunde einer ernsten Rechenschaft über die Gaben, die in seine Hand gelegt gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Systeme des thierischen Organismus.

Von Joh. Meester.

Wenn der Mensch die ersten Blicke wirft auf die Schaar der Individuen, die ihn umgibt, so fühlt sich sein Geist verwirrt von dieser ungeheuern Mannichfaltigkeit der Wesen, die, wie die bunten Gebilde einer Tropfsteinhöhle, vom Zufall geschaffen und ohne ein einigendes Gesetz zusammengeworfen scheinen. Sind aber unsere geistigen Sinne erst scharf und geübt genug, so werden wir da die schönste Symmetrie erblicken, wo der Idiot nur chaotische Verwirrung sieht, so werden uns da die entzückendsten Harmonien entgegen tönen, wo des nicht Geweihten Ohr nur schreiende Dissonanzen vernimmt. — Es ist die Aufgabe der Naturwissenschaft, ihre Schüler auf den Standpunkt zu führen, von welchem aus eine solche Auffassung möglich wird, und sie wird dies Problem desto genügender lösen können, je näher sie dem Ziele gekommen seyn wird, das sie gegenwärtig erst anstrebt. Sollte es ihr einst gelingen, dies Ziel vollkommen zu erreichen, so würde sie klar und sicher nachzuweisen im Stande seyn, welche Gesetzmäßigkeit im Reiche der Natur allenthalben herrscht, mit welcher Regelmäßigkeit die Natue in ihren Schöpfungen vom Niedern zum Höhern aufsteigt, wie genau überall das Folgende an das Vorhergehende sich anschließt. Der gegenwärtige Aufsatz soll, so weit es nach dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Disciplin möglich ist, durch die Behandlung seines Themas die Wahrheit des eben im Allgemeinen Behaupteten an einem speciellen Gegenstand darthun. Ganz vorzüglich war es unsere Absicht, zu zeigen, wie im Reiche der Natur dasselbe Gesetz der Entwicklung, das

Digitized by Google

im größeren, einschließenden Kreise herrscht, auch im kleineren, eingeschlossenen immer sich wiederhole, nicht dem Wesen, nur dem Grade nach verschieden.

Der Körper des Menschen wie der vollkommenern Thiere besteht aus fünf anatomischen Systemen,* aus dem Zellsystem (Hautsystem), Knochensystem, Muskelsystem, Gefäß- oder Blutsystem und Nervensystem. Es wird im Verlaufe dieses Aufsatzes klar werden, daß diese Systeme an Dignität einander nicht gleich sind, sondern nach der Ordnung, in der wir sie genannt haben, an Bedeutsamkeit gewinnen, so daß das Zellsystem am tiefsten, das Nervensystem am höchsten steht. — Wir werden finden, daß das höhere Thier, eben indem es diese Systeme enthält, gleichsam das gesammte Thierreich in sich begreift. Da nämlich die organischen Systeme nicht zumal, sondern successiv im Thierreich auftreten, so daß das Thier auf seiner untersten Stufe nur das niedrigste System besitzt, aber so oft es eine neue, höhere Stufe erstiegen hat, von der Natur ein neues, höheres *System* erhält, so wird durch jedes einzelne *anatomische* System recht eigentlich eine bestimmte Thierklasse repräsentirt. Es erhellt aus dem Gesagten, daß hier ähnliche Beziehungen Statt haben, wie bei den Sinnorganen. (Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 153 und 154 d. J. des Morgenblatts.) — Aber nicht nur die zoologischen *Klassen* werden durch die Systeme der höhern thierischen Organismen wiederholt, sondern selbst die Reiche der Natur überhaupt. Achtet man nämlich einerseits auf die Grundcharaktere der Naturreiche, und andernseits auf die Grundbedeutung der animalischen Systeme, so tritt eine Analogie scharf und unverkennbar hervor. Eine spezielle, freilich nur die betreffenden *Momente* umfassende, gedrängte Betrachtung der einzelnen *Systeme* soll nun die eben aufgestellten Sätze erläutern, ausführen, begründen.

Das Zellgewebe erscheint im Thier in doppelter Gestalt, einmal als eigentliches Zellgewebe und zweitens in erhöhter Potenz als Haut, wie dies Oken gezeigt hat. Das Zellsystem ist die Basis aller übrigen Systeme, es ist, wie Oken sich ausdrückt, die Hauptmasse, in der die andern Elemente nur wie Erzgänge angeschossen sind. Schon in dieser Beziehung entspricht das Zellsystem der unorganischen Welt, die gleichfalls die Mutter der höhern Naturreiche, der Grund alles Organischen ist. Aber auch noch ein anderes wichtiges Vergleichungsmoment bietet sich uns hier dar. Wie nämlich im Mineralreich nur geometrische Gestalten, aber nie freie, eigenthümliche Formen erscheinen, so bildet auch das Zellsystem, obgleich es einen festen Bestandtheil des Körpers ausmacht, dennoch nie eigenthümliche, organische Formen, sondern es formt sich gleichfalls nach geometrischen Gesetzen, oder schmiegt sich der Form anderer Theile an. Das Zellgewebe ist also das rein materielle Substrat des ganzen thierischen Körpers. Das Zell- oder Hautsystem entspricht der untersten Abtheilung des Thierreichs, den sogenannten wirbellosen Thieren. Bei diesen ist noch keines der höhern Systeme entwickelt, wenn gleich Andeutungen von ihnen sich finden, sondern sie haben bloß aus Zellgewebe und Haut gebildete Organe. Die wirbellosen Thiere sind die Zellgewebs- oder Hautthiere. Schon wegen des Mangels eines innern Skeletts kann man ihnen keine eigentliche, feste Form zuschreiben. Man kann sie daher formlose, materielle Thiere nennen. Wie das Zellgewebe, streng genommen, nicht sowohl den übrigen Systemen eigentlich coordinirt ist, sondern ihnen allen zusammengenommen gegenübersteht, da das Zellgewebe den Grund, die übrigen Systeme das auf diesem Grund erbaute Gebäude vorstellen, so bilden auch die Hautthiere eigentlich nicht eine Klasse, die den übrigen Klassen des Thierreichs coordinirt wäre, sondern das gesammte Thierreich zerfällt in zwei große Abtheilungen, in Thiere ohne ein entwickeltes, rein animalisches System, Hautthiere, und in Thiere mit entwickelten animalischen Systemen, die sogenannten Wirbelthiere. Die Hautthiere stehen also den vier übrigen Klassen zusammengenommen gegenüber. Dem Angegebenen analog spaltet sich auch die gesammte sichtbare Natur eigentlich in zwei Abtheilungen, in eine unorganische und in eine organische, so daß das Mineralreich dem Pflanzen- und Thierreich gegenübersteht.

Das Knochensystem steht um eine Stufe höher, als das Zellsystem, weil es die Form des Körpers bestimmt, und dies ist zugleich seine Hauptbedeutung. Das Knochensystem ist das Formsystem. — Das Knochensystem tritt in seiner ausgebildeten Gestalt, d. h. als vollkommenes, inneres Skelett zuerst bei den Fischen auf. Die Muskeln der Fische sind noch unvollkommen, da ihnen die rothe Farbe fehlt und ihre Fasern meist parallel laufen, ohne sich in Sehnen zu vereinigen. Das Blutsystem ist noch unvollkommen, denn das Blut der Fische ist kalt und der Kreislauf desselben einfach. Noch weniger ausgebildet ist das Nervensystem: das Gehirn verdient kaum diesen Namen. Wie entwickelt und vorwaltend dagegen das Knochensystem bei den Fischen sey, davon hat sich wohl Jeder überzeugt, den je beim Verzehren eines Fisches die Menge sowohl der größern, als der kleinern im ganzen Körper verbreiteten Gräten geärgert hat. Die Fische sind die Knochenthiere; sie sind die ersten

* Die Schriftsteller differiren sehr in der Bestimmung der Begriffe organisches System, Organ, organischer Apparat. Wir halten uns hier im Ganzen an die einfachen und klaren Definitionen, die von Bär in seiner trefflichen Anthropologie gegeben hat, da diese denn doch ziemlich allgemein angenommen sind.

Thiere, die, eben dadurch, daß sie ein Knochensystem erhalten, eine feste Form gewinnen, und die Natur, einmal so weit gelangt, scheint gleichsam zu luxuriren in ihren Formbildungen; daher die zahlreichen, bunten, barocken Gestalten der Fische. Sie sind die Formthiere.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Zeitungen. Interessante Fremde. Industrieausstellung. Gegenwärtige Lage des Hofburgtheaters und der Oper. Haslinger. Lang.

Mit wahrem Heißhunger fällt man jetzt über die Allgemeine Zeitung her, deren Interesse sich hier durch den Umstand erhöhte, daß man sie nunmehr für immer um einen Tag früher, also den dritten schon erhält. Wenn schon ehedem wichtig durch ihre zahlreichen Korrespondenzen in allen Zeichnungen und Farben, ist sie es jetzt aus eben genommenem Grunde um so mehr für den Wiener, als er die bedeutendsten Neuigkeiten, oft aus seiner nächsten Umgebung, durch dieselbe zu erfahren seit langer Zeit gewohnt ist. So kommt es denn, daß man dieses Blatt hier überall findet, oft in den kleinsten Etablissements zu zwei Exemplaren, und daß Jeder, weil eben Jedermann seine Lebensfarbe darin abgespiegelt sieht, zuerst nach ihr verlangt, besonders im jetzigen wichtigen Zeitabschnitte. Die scheinbar geringfügigsten Umstände in ihren Mittheilungen werden mit der größten Aufmerksamkeit gelesen. Das wirkt denn natürlich günstig auf den Redaktionsgeist des Beobachters und der Wiener Zeitung ein, die nicht zurückbleiben wollen; schätzenswerth darin ist die Offenheit des Letztern, mit welcher er sich beeilt, nicht nur Thatsachen, sondern selbst Reden und raisonnirende Artikel jener Blätter, die der freiesten Opposition huldigen, seinem großen Lesekreise mitzutheilen. Wenn die Wiener Zeitung, wie zu hoffen steht, auch an Sonn- und Feiertagen erscheinen wird, und die Herausgeber ihrem braven Redakteur Bernard einen größern Spielraum für Politik und vielleicht auch (wie in der preußischen Staatszeitung) einen Platz für Kunstkritik überlassen werden, so dürfte dieselbe, allenfalls auch auf einladenderem Papier verdruckt, an Interesse sehr gewinnen. — Unter den zahlreichen Fremden (in den letzten Tagen durch vornehme Choleraflüchtlinge aus Italien vermehrt) nimmt noch immer Ahmed Pascha die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Gestern wurden ihm zu Ehren auf der Simmeringer Haide Leuchtkörper gewoefen und ein imposantes Feuerwerk abgebrannt; auch erzählt man sich täglich Anekdoten und Bonmots theils zu seinen Gunsten, theils auf seine Kosten. Die beste kleine Geschichte dürfte die aus dem Blindeninstitute seyn. Man legte ihm die schönsten Arbeiten der Blinden vor, mit dem Ersuchen, einen trefflich gearbeiteten Beutel als Andenken zu nehmen. Er aber griff mit den Worten: „Aus dem, was Blinde gefertigt, will ich auch blind wählen!“ geschlossenen Auges unter die ausgelegten Sachen und — zog ein Kruzifix. Nächstens kehrt er nach Konstantinopel zurück. — Der litterarischen Welt nicht uninteressant ist die Anwesenheit des Fürsten Lichnowsky, dessen Geschichte der Habsburger in zehn Bänden durch Schaumburg auf Pränumeration angekündigt worden. Wenn sie nicht besser glückt, als die für Heerens Sammlung verfertigte Geschichte Oesterreichs von Graf Mailath, so dürfte für vaterländische Historie nicht viel gewonnen seyn; Mailaths Arbeit (I. B.) erfuhr hier durch die österreichische Zeitschrift eine strenge, aber nicht unbillige Rüge. — Daß auch der Stuttgarter Baldi hier ist, werden Sie wissen, vielleicht aber nicht, daß er in der Staatskanzlei im indirekten Dienste steht. J. Groß (genannt Groß-Hoffinger), der den Wunsch hegt, wieder nach Oesterreich zu kommen, hat hier persönlich Schritte dafür gethan, deren Resultat noch nicht bekannt ist. Er wäre der Mann für ein geognostisches Institut, worin er seine schönen Kräfte nutzbringend üben könnte, während er sie seit einiger Zeit Arbeiten zuwendet, die ihm hier und dort Feinde machen. — Die seit dem 1sten dieses Monats in den ungeheuern Sälen der k. k. Reitschule und Bibliothek eröffnete vaterländische Industrie-Produkten-Ausstellung erregt hohes Interesse, und ich behalte mir vor, ehestens ausschließend darüber zu schreiben; sie ist von europäischer Wichtigkeit. — Mehr und mehr füllen sich nun auch schon die Theater. Die große Schröder ist wirklich für die Burg gewonnen und tritt zu Ostern ein. Man kann ohne sie fast keine große Tragödie geben; mit ihr kehren Macbeth, Maria Stuart, Lear, Hamlet, Medea, Braut von Messina u. s. f. wieder ein. Noch bleibt vor dem Hofburgtheater viel zu thun übrig, wenn es seinen durch Schreyvogels (Weste) unermüdeten Eifer begründeten Ruhm als erstes deutsches Theater behaupten will; denn es fehlen ihm ein jugendlicher Held, eine zärtliche Mutter, ein zärtlicher Vater, ein Charakterspieler, wie Wolf, Seydelmann (nicht zu sprechen vom verewigten Rose), eine jugendliche Heldin aber vor Allem. Bei Gemangelung dieser Genannten erklärt und rechtfertigt sich die Neigung der Direktion wie des Publikums für das Lustspiel, das in der That auch die verschiedensten Kräfte zählt: Koberwein für scharf humoristische Partien, Fichtner für sogenannte Naturmenschen und etwas chargirte Liebhaber, Costenoble und Wilhelmi für komische Väter, Wolbe in Karrikaturen, Herzfeld als Crondt, vor Allen aber Korn für die Klingsberg und jetzt auch Marinelli, im Vereine mit den Düss, Müller und Pesche für elegante und pikante Damen, mit Mad. Fichtner in ihrer naiven Gemüthlichkeit, und der in Gastrollen immer gleich liebenswürdigen Mad. Anschütz, wie der köstlichen Schwäbin Mad. Koberwein, lassen, bei nur halbwegs exactadlen Stücken, nichts zu wünschen übrig. Dies der Grund, daß so manche Stücke, die hier gefallen haben, anderswo gefallen sind. Bauernfelds neues Lustspiel: „Bürgerlich und romantisch.“ ist sehr günstig aufgenommen worden. Sein leichter Dialog entschädigte auch in diesem Stücke für den Mangel an Erfindung. — Die Oper kommt zu Ostern wieder unter kaiserliche Regie, mit dem Grafen Gallenberg, bekannt durch manche treffliche Ballettmusik, als Intendanten. Auch spricht man von einer italienischen Oper.

Zu den Sehenswürdigkeiten der innern Stadt gehört jetzt das Etablissement des k. k. Hof-, Kunst- und Musikalienhändlers Haslinger am Graben. Man kann sich nichts Geschmackvolleres vorstellen: ein heiteres, salonartiges Gewölbe mit lichten, symmetrisch angebrachten Mahlein, geschmückt durch weiße Büsten Sr. Majestät und der Großwürdenträger der Tonkunst. — Vor wenigen Tagen starb hier einer der gebten Aerzte, die je die Erde beehrten, beachtet, der durch seine Schriften mehr noch im Auslande, als bei dem etwas indolenten Wiener berühmte Professor Jana. Ihn schmückte — nicht das Leopoldskreuz, das er vor Vielen verdient hätte, kein Titel außer dem leeren Roth, aber das Bewußtseyn, mehr gegeben als empfangen zu haben, und der stille Dank zahlloser Armen, denen er ein Retter war. Friede seiner Asche!

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Oktober 1835.

Das Leben gleicht dem Wirbel eines Stromes, der mehr oder minder reißend, mehr oder minder zusammengesetzt, nach derselben Richtung hinströmt, indem er immer Theilchen derselben Art in sich aufnimmt und wieder ausstößt, so daß die Form der lebendigen Körper beständiger ist, als die Materie, aus der sie bestehen.

Cuvier.

Die Systeme des thierischen Organismus.

(Beschluß.)

Das Muskelsystem bildet, wie sich dies anatomisch und physiologisch nachweisen läßt, ein Mittelglied zwischen dem Knochensystem auf der einen, und dem Blut- und Nervensystem auf der andern Seite. Es theilt daher einigermaßen die Bedeutung dieser Systeme. So trägt namentlich das Muskelsystem das Seinige zur Formbestimmung des thierischen Körpers bei. Die Hauptbedeutung des Muskels ist jedoch die Bewegung. Nerve und Blut sind Ursachen der Bewegung, der Knochen ist das Bewegte, der Muskel ist das eigentlich Bewegende. Das Muskelsystem ist demnach das Bewegungssystem zu nennen. — Vollkommene Muskeln treten zuerst auf bei den Reptilien, denn die Muskeln dieser Thierklasse sind roth, haben einen bestimmten Umriß und sind in Kopf, Bauch und Sehne getheilt. Dagegen ist das Blut noch kalt und noch kein doppelter Kreislauf vorhanden, und das Nervensystem ist gleichfalls noch sehr unentwickelt. Die Reptilien sind die Muskelthiere. — Bei ihnen treten die bei den Fischen noch im Leibe vergrabenen Bewegungsorgane aus diesem allmählig hervor, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß der gemeine Mann heutzutage die Mehrzahl der Reptilien näher an die Säugethiere gerückt glaubt, als die Vögel. Deßhalb nennen wir die Reptilien Bewegungsthiere.

Das Gefäß- oder richtiger Blutsystem steht höher als die früher genannten Systeme, denn das Blut ist das eigentliche Agens des Lebens; von keinem jener niedern Systeme läßt sich etwas der Art sagen. Das Blutsystem ist das Lebenssystem; es erscheint zuerst vollkommen bei den Vögeln, denn diese haben warmes Blut und einen doppelten Kreislauf. Die Vögel sind also die Gefäß- oder Blutthiere. Oken nennt die Vögel Nerventhiere, aber das Nervensystem erreicht erst durch die Ausbildung des Gehirnmantels seinen Kulminationspunkt, und dieser Mantel ist bei den Vögeln noch äußerst unentwickelt. — Daß erst bei den Vögeln ein rechtes Leben erwacht sey, das ist wohl Jedem klar geworden, der, indem ihn das herrliche Chor der gefiederten Sänger des Waldes eings umtönte, zurück dachte an die stummen, dumpfen, düstern Thiere der tiefern Klassen. Erst die Vögel verdienen eigentliche Lebensthiere genannt zu werden.

Völlig einander entbehren können in der Natur organische Form und Leben freilich niemals. Die organische Form gleicht dem Zauberschloß in jenem Mährchen von Steffens. Der Berggeist hat es erbaut, indem er den Strom aus seinem Bette verdrängte, indem er die

Digitized by Google

wilden Felsen zwang, sich in schöne, regelmäßige Gestalten umzuwandeln, indem er aus den rauhen Stoffen, wie sie das öde Gebirge bietet, die anmuthigsten Zierden für sein Gebäude formte. Die Lebenskraft aber gleicht dem räthselhaften Alten, der immer geschäftig seyn muß, damit nicht der reißende Bergstrom wieder sein altes Bette aufsuche, damit nicht die Mauern sich wieder in wilde Felsen wandeln und die frühere Einöde wieder sichtbar werde. — Darum müssen Form und Leben, wo sie zuerst in der Natur erscheinen, nothwendig zugleich auftreten. Und in der That treten im Pflanzenreiche zu gleicher Zeit organische Form und Leben auf, und auch Bewegung, zwischen jenen beiden in der Mitte stehend, durch beide bedingt, ist in vielen Pflanzen schon bemerklich. Freilich ist hinsichtlich der Form, des Lebens und der Bewegung hier noch nicht an die Vollkommenheit zu denken, die bei den Thieren erscheint.

Das Nervensystem ist das höchste aller organischen Systeme, weil es der Sitz des Geistes ist, woran gegenwärtig in der Hauptsache wohl kein Naturforscher mehr zweifelt. — Das Neroensystem erreicht erst bei den Säugethieren seine Vollendung, denn bei diesen erst ist auch der Mantel des Gehirns entwickelt; sie sind die Neroenthiere. — Die geistigen Fähigkeiten treten bei den Säugethieren ungemein scharf hervor und erreichen endlich ihren Höhepunkt im Menschen. Die Säugethiere sind die Geistthiere. — Im Verhältniß jedoch zu den übrigen Reichen der Natur kann man füglich das gesammte Thierreich das Naturreich des Geistes nennen, denn einigen Geist kann man keiner Thierklasse absprechen, wenn gleich, wie gesagt, eine eigentliche Entwicklung des Geistes erst bei den höchsten Thieren beginnt.

Wir fügen dieser Skizze zur Erleichterung der Uebersicht ein kurzes Schema bei, in welchem das Wesentliche sich rekapitulirt findet:

Materie	. Zellgewebe	. Wirbellose Thiere	. Mineralr.
Form	. Knochen	. Fische	} Pflanzenreich.
Bewegung	. Muskeln	. Amphibien	
Leben	. Gefässe	. Vögel	
Geist	. Nerven	. Säugethiere	. Thierreich.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

In der letzten Entscheidungsschlacht bei Waterloo erhielt der Unglückliche auf dem Bilde eine Kugel in den Hinterkopf. Er sank hin, rief vive l'empereur und glaubte zu sterben. Doch überlebte er die Wunde und litt von dem an beständig an einem dumpfen, innern Kopfschmerz. Mit dem Sturze seines Idols waren auch ihm alle Hoffnungen und Träume von Marschallstäben und Fürstenthümern zerronnen. Ein finsterer Gram nistete sich in seinem Innern ein. Da glaubten die Republikaner in seinem mißmuthigen, kühnen, verzweifelten Wesen ein rechtes Werkzeug für ihre Zwecke gefunden zu haben. Sie theilten ihm daher ihre Lehre mit von der Befreiung der Völker, von der großen Propaganda, wie man ganz Frankreich mit einem Gürtel von Revolutionen umgeben müsse, um dann den großen Alexanderzug der Freiheit über die Erde zu beginnen. Die Herrschaft sollte, wie in jenem großen Weltreiche, dem würdigsten und tapfersten Streiter zufallen. Da flammte die alte, kriegerische Eroberungslust wieder auf; allein je mehr ihm die neuen Lehren unbedingter, allgemeiner Freiheit zu Kopfe stiegen, um so wilder wurde sein Grimm; auch das alte napoleonische Kopfweh nahm zu, und da der Augenblick der Ausführung immer nicht kommen wollte, brach endlich die innere Wuth in hellen Flammen aus. Er wurde rasend, stürzte zur Vendomesäule, schreiend, die Ehre Frankreichs sey verrathen, fiel alle Vorübergehenden mit dem Degen an und mußte in Ketten gelegt werden. Seitdem hört er nichts, als den beständigen Kanonendonner der großen Kaiserschlachten von Marengo und Austerlitz. Mitten in der Nacht steht er auf und kommandirt bald zum Sturm auf Saragossa, bald will er die Flammen von Moskau löschen, bald zittert er vor Kälte, dann glaubt er wieder in den Wüsten Egyptens umher zu irren, oder er befiehlt, eine italienische Stadt zu plündern, oder er kündigt einem deutschen Fürsten an, daß er aufgehört habe zu regieren. Zuweilen aber fühlt er seine Ohnmacht, dann setzt er sich nieder, wie er hier dargestellt ist, er möchte seine Wuth verbeißen, aber mächtiger als er, ergreift sie ihn immer wieder, und er sitzt dann drohend da, wie ein schwarzes Gewitter über den Bergen, und sein einziger Wunsch ist, die ganze Welt wäre eine Pulvertonne, und er könnte sie als Feuerwerk zur Ehre der Republik in die Luft sprengen. *

Und wie er mit dem verhaltenen Grimme hier im Narrenhause sitzt, so gehen seiner Brüder Hunderte in Frankreich frei herum und verkünden die alte, aufgewärmte Lehre von Neuem mit einer Zuversicht, als ob seit vierzig Jahren gar nichts vorgefallen wäre. Gerade

---

* Dies wurde sechs Wochen vor der Explosion der Höllenmaschine in Paris und den Mordbrennereien in Spanien geschrieben.

Digitized by Google

wie er, so sizt der gesammte Republikanismus Zerstörung brütend in Paris und ruft der Welt mit glühenden Blicken zu: könnt' ich, wie wollt' ich! Der französische Gardist ist sein Bild nach allen seinen verschiedenen Farben, am frappantesten aber möchte er jenen Nüancen gleichen, die eine universale Soldatendemokratie als höchstes Ideal der Menschheit ausgibt. Fühlten diese Rasenden sich nicht gefangen, wüßten sie nicht, daß der Eisenmeister mit der Peitsche so nahe stünde, sie würden ganz anders sprechen oder vielmehr handeln; denn aus ihren Absichten machen sie schon jezt kein Geheimniß und apotheosiren Robespierre und Danton zu mythologischen Halbgöttern. Ihre zornigen Liebesblicke aber gelten vor Allen den gutmüthigen Schafen, die diesseits des Rheins grasen und aus deren Wolle sie nach altem französischen Herkommen das Zeug zu ihrem republikanischen Purpur nehmen möchten. Was sich ihrer Schur im Namen der Freiheit nicht fügen wollte, würde auf den Kopf geschlagen und dem Boden gleich gemacht, wie man es mit *dem Straßburger Münster* vorhatte, als man ihm *eine rothe Mütze* aufgesezt und nun gewahrte, wie aristokratisch doch er die Nase über die übrige Gemeinheit und Flachheit trage. Wenn man bedenkt, daß es Republikaner waren, die beim Tode Lafayettes mit einer Freude, die Hyänen Ehre gemacht hätte, ihr Gefängniß *St. Pelagie beleuchteten, weil ein Verräther der Freiheit* mehr gestorben sey, so kann man fragen: wer wird von unsern schwachherzigen Weltverbesserern fein gesinnt genug seyn, um Gnade vor ihnen zu finden? Mit den Brandfackeln der Lafayetteschen Illumination wird man uns aufklären, wenn wir nicht wie Sklaven vor der *neuen* Inkarnation der Freiheit anbetend niederfallen und *zitternd* jede ihrer despotischen, goldgierigen und ehrsüchtigen Launen befriedigen. Der englische Radikalismus sieht etwas lumpige, körperlich aufgeriebene, magere, fieberhafte und geistig verzweifelter und ingrimmiger als unser Gardist aus. Der deutsche Ultraliberalismus dagegen hat mehr von dem Jupiter Ammon, und ein bedeutend einfältigeres, bald Affen-, bald Schafsgesicht, das ohne eigene Gedanken mit offenem Munde nach Frankreich hinüber horcht, und was man ihm von dort zuwirft, döckend nachkäut.

Ein Glück ist es indessen, daß der Degen, den die Vorkämpfer an der Seite führen, derzeit noch von Holz ist. Es liegen der enttäuschten Welt noch zu sehr die Folgen in allen Gliedern, daß sie den Rasenden einmal geglaubt, und der Wahnsinn, der in ihren Köpfen spukt, tritt zu grell und offen hervor, als daß es für das Nächste zu fürchten wäre, daß Wüthende, wie dieser hier, noch einmal die Herrschaft der Welt und die Schicksale der Völker in ihre blutigen, raubsüchtigen Hände bekommen sollten.

Neben diesem Mars sizt zur Rechten die Minerva des Narrenhauses in der Gestalt eines philosophirenden Schusters, wie es scheint. Seine körperliche Stellung ist ganz bequem und passend, um die Anstrengung seines scharfsinnigen, spekulirenden Geistes zu erleichtern und ihm volle Freiheit zu geben. Er hat den Stein, auf dem er sizt, zwischen beide Füße genommen. Zwischen ihnen liegen zwei Bücher über einander. Eine Anzahl Seiten des untern wird am Steine zerknittert, im obern liest er. Die rechte Hand hat er dabei fest und bequem auf den rechten Fuß aufgestemmt; mit der Linken aber rechnet er demonstrirend nach, wie der vorgestreckte Daumen und Zeigefinger andeuten. Auf der Nase sizt die Brille, und die Augen sind herab auf das Buch gesenkt. Unter dem Arme hält er noch eine Rolle. Er scheint ganz in seinem geistigen Reiche, in seiner Forschung versunken, und kümmert sich um den hinter ihm sizenden Kriegsgott mit seinem Zorne nicht im allermindesten. Sprach sich in jenem ein kühner, kriegerischer Muth aus, so spricht aus diesem Geist und Verstand. Er zeigte auch als Kind viel Talent und Scharfsinn, und hatte große Wißbegier. Er war aber in die unglückliche Zeit der Schulverbesserungen gefallen, worin die Bauerkinder mehr von Jupiter und Venus, von Römern und Griechen, von Asien und Amerika und allem Uebrigen lernten, als was ihnen eigentlich zu wissen nothwendig war. Ich weiß nicht, wie viele Schulplane, wie viele Organisationen, Reorganisationen und Desorganisationen er bis zum Ministerialreskript Nr. 9999, das wieder Alles von vorne anfing, erlebte. Kein Lehrer stimmte mit dem andern überein, die wenigsten mit sich selber, Alle aber waren in offener Opposition gegen den Pfarrer und trugen in der Regel das Gegentheil vor. Außer diesem allseitigen Unterrichte genoß er noch den besondern Vortheil, einem Professor und Scholarchen die Schuhe putzen zu dürfen, wofür dieser ihm den Gebrauch seiner Bibliothek freistellte, die gleich einer Apotheke Gifte und Gegengifte in großer Anzahl enthielt. Dann diente er einer journallesenden Gesellschaft als Bote, der täglich die neueste Weisheit in ihren verschiedenen Proteusgestalten von einem Mitgliede zum andern trug.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, September.

Die Industrieausstellung.

Es war gegen Ende Juli in dem verhängnißvollen und ereignißschweren Jahre 1830, als die erste Gesammtausstellung der Erzeugnisse des Gewerbfleißes der Niederlande

in der Hauptstadt Brabants stattfand. Nicht lange vorher war das Palais de l'industrie von dem Architekten Roget vollendet worden. Dicht bei der steilen Montagne de la cour und der regelmäßigen Place royale gelegen, auf der die Kirche von St. Jakob auf dem Kanterberg mit den sie umgebenden schönen Hotels und Wohnungen eine so gute Wirkung hervorbringt, schließt dies stattliche Gebäude, dessen Inschrift: Industriae et artibus, seinen Zweck bezeichnet, sich an den alten Pallast der österreichischen Statthalter an, welchen gegenwärtig die burgundische Bibliothek und die verschiedenen Museen einnehmen. „Die interessante Feierlichkeit (sagt ein neuerer Geschichtschreiber Belgiens), begleitet von einer Reihe von Festen, Konzerten, Pferderennen und vielen andern öffentlichen Vergnügungen, welche bestimmt waren, die ungeheure Menge der zur Hauptstadt strömenden Fremden zu unterhalten, sollte am 24sten August, an welchem Tage König Wilhelm in sein 65stes Jahr trat, mit einer glänzenden Beleuchtung und Feuerwerken beschlossen werden. Nie zeigte Brüssel sich fröhlicher und belebter, nie war so viel Betriebsamkeit mit so vielem öffentlichen Nutzen vereint. Die Gasthöfe waren mit einer solchen Menge gefüllt, daß es selbst dem Könige von Würtemberg schwer ward, ein Unterkommen zu finden, als er auf seinem Heimwege durchkam. Schauspielhäuser, Spaziergänge, Gärten und Straßen strotzten von Zuschauern, von Equipagen und Fußgängern, aus Frankreich, England und den Rheinprovinzen. Dem Anscheine nach war Alles Glückseligkeit und Zufriedenheit; einem Fremden wäre es unmöglich gewesen, die geringste Vorbedeutung des entsetzlichen Sturmes zu entdecken, welcher bestimmt war, so bald diese Scene der Lust und des freundschaftlichen Wetteifers in einen Schauplatz der blutigen Entzweiung und des Bürgerkrieges umzuschaffen." Aber während dieser scheinbar jubligen Tage sammelte über das nachbarliche Frankreich der Sturm, welcher die Dynastie Heinrichs von Navarra vom Thron stürzte; man fand für gut, die zur Feier des Geburtstages des Monarchen angesagten Festlichkeiten aufzuschieben, und am Abend des 25sten August brach zuerst auf der Place de la monnaie das Ungewitter, dessen Folgen die Umwälzung des ganzen, eben noch so friedlichen Königreiches herbeiführten und Brabants dreifarbiges Banner an die Stelle des oranischen setzten.

Seit dieser Zeit hat keine große Industrieausstellung mehr in der Hauptstadt Belgiens stattgefunden. Das Land brauchte Zeit, sich zu erholen von den tiefen Wunden, welche die Revolution und die in ihrem Gefolge ziehenden Uebel ihm geschlagen; viele derselben bluten noch, und der Himmel weiß, ob sie heilen werden. Aber der Reichthum, womit die Natur diesen glücklichen Boden gesegnet, ist so unversiegbar, der Gewerbfleiß der Bewohner so erfinderisch und vielfach thätig, der Nationalcharakter so gewohnt an unvorgesehene und rasche Uebergänge, daß ungünstige Verhältnisse nur theilweise und periodisch einzuwirken vermögen, und die unermeßlichen Hülfsquellen dieses Landes selbst anscheinend Vernichtung drohenden Zeitumständen Trotz zu bieten im Stande sind. Belgien, das im Mittelalter in Handel, Industrie und schaffendem Kunstleben nur dem gleich rege, gleich unruhigen, eben so oft unterdrückten und gegen diese Unterdrückung rebellirenden Italien an die Seite gestellt werden kann, das selbst die entsetzliche Zwing- und Blutherrschaft Spaniens und ein grauser Krieg nicht zu stürzen vermochte, dessen Schicksale in neuern Tagen so oft wechselten, dies Belgien ist auch jetzt wieder Nebenbuhler mächtiger Nachbarstaaten durch seine Produkte, entwickelt immer neue Hülfsquellen, geht dem europäischen Festlande mit dem Beispiel unermeßlich beschleunigter Kommunikationsmittel voran, wozu freilich die physische Beschaffenheit des Bodens Ermunterung und Erleichterung bot.

Ein Kabinetsbefehl vom 30sten Juli 1834 bestimmte den 15ten August des laufenden Jahres als den Zeitpunkt, wo die erste neue Industrieausstellung beginnen sollte; durch eine spätere Verfügung wurde sie indeß bis zum 15ten September verschoben. Es ist eine Zeit, wo zahlreiche Fremde die Hauptstadt Brabants füllen. Viele kehren aus den deutschen Bädern zurück wo sie den Sommer zugebracht haben; England sendet den Schwarm der Zugvögel, die jährlich im Herbste den südlichen Klimaten zueilen; die kühlere Witterung verscheucht manchen reichen Eigenthümer von seinem Landsitz und bestimmt ihn zur Rückkehr in seine Winterquartiere. Im Park, diesem mit Recht gerühmten Lieblingsorte, der sich allmählich von den Verheerungen erholt hat, deren Schauplatz er in den Septembertagen des Jahres 1830 war, und wovon die umliegenden Gebäude noch Spuren an sich tragen, wurden Gerüste zu den Musikfesten und andern Festlichkeiten errichtet, welche während der Dauer der Ausstellung stattfinden sollten. Eine große Menschenmenge füllte die Säle am ersten Tage, aber so gut waren die Anstalten getroffen, daß Keiner den Andern hinderte, daß nicht die mindeste Unordnung stattfand. In sechs großen Räumen, zur ebenen Erde und im ersten Geschoß des Pallastes, waren die verschiedenen Gegenstände aufgestellt. Im ersten derselben sah man Wachsleinwand, Maroquins, Haarstoffe, Lampen und Leuchter, Filz- und Strohhüte, Schuster- und Schlosserarbeiten, Bürsten, chemische Produkte, Parfümerien, Seife, Wachs. Einen ganz verschiedenen Anblick bot der zweite Saal; hier fanden sich die mannichfachen Gattungen von Baumwollenzeugen*: Calicots, Jacouats, Jiennes, Cotonnettes, Guinaans, gedruckte Schnupftücher und Zeuge für Meubles, so wie eine Auswahl gesponnener und gefärbter Wolle. Reicher noch war der darauf folgende. Hier kamen die Wollenzeuge an die Reihe: Tücher, Casimire, Castorinen, Sarschen, Teppiche, Decken, Stoffe von Baumwolle und Flachs, Hans- und Tafelleinwand, Bänder, Mützen, Posamentirarbeit, nebst Meubles und Porzellan. Der vierte Saal enthielt in dunkelster Reihe Maschinen, Ackerbauwerkzeuge, Gegenstände von Gußeisen, Glaser-, Töpfer-, Schlosser- und Tischlerarbeiten, Leder, Seile, Fußteppiche und die Produkte der Arbeits- und Zuchthäuser. Den prächtigsten Anblick boten die beiden noch übrigen Säle, in welchen die feinern Industrie- und Luxusgegenstände sich vereinigt fanden. Im ersten derselben bewunderte man die Seiden- und leichten Wollenstoffe, Sammt und Plüsch, Spitzen, Tülles, Blonden, Pelzwerk, gemaltes Porzellan, geschliffene Krystalle, Waffen, Beenzen, Gold- und Silberarbeiten, Bijouterie- und Modeartikel. Den sechsten Saal endlich füllten Wandtapeten, Erzeugnisse der Papierfabriken, Lithographien, Schriftgießereien und Typographien, mathematische, physikalische und chirurgische Instrumente, Stahl- und Eisenwaaren und eine Menge kleiner Sachen und Arbeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Die blühende Provinz Ostflandern ist der Hauptsitz dieses Industriezweigs. Die Hauptstadt Gent zählte 1832 nicht weniger als 60 Dampfmaschinen, worun 55 für die Baumwollenspinnerei, Weberei und Färberei. Die ganze Provinz hat deren 78 aufzuweisen, worun 24 im Auslande gebauet sind, die übrigen zu Seraing, Lüttich, Verviers u. s. w. Die meisten sind von niederm Druck. (Die Gesammtbevölkerung der Provinz beläuft sich auf 735,930, die von Gent auf 70,000.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Oktober 1835.

— Heil'ger Ocean,
Du großer Thaten Vater und Gedanken!
Johnson.

Einem Ziehenden.

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Und meerwärts winken will ich mit dem Hut,
Bis aus den Augen dich mir trägt die Flut.

Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern;
Bald senkst du fern
In fremden Kiessand deines Ankers Wucht:
Sey's! — keine Bucht,
Kein Meereseiland, keine Küstenstatt,
So nicht für dich ein freundlich Grüßen hat.

Heil, wer, wie du, das weite Meer befährt!
Du hast gehört
Von den Entdeckern, die da ohne Furcht
Die See durchfurcht,
Und deren Züge, kreuzend her und hin,
Ein geistig Netz um das Gewässer ziehn.

Du hast gehört von wüsten Inseln auch,
Allwo, das Aug'
Auf's Meer gehestet starr und unverwandt,
In sehn'ger Hand
Die hagre Wange, der Verschlagne sizt,
Indeß die Welle seinen Fuß bespritzt.

Das sind die Helden deiner Knabenzeit; —
Die Einsamkeit
Des Tannenwalds durchzogen sie mit dir,
Vasallen schier.
Du führtest sie, schweißtriefend und bestaubt,
Ein dreizehnjährig Abenteurerhaupt.

Aus Busch und Wolke traten sie hervor:
Du sprangst empor
Vom moos'gen Stamm; da sausten sie vorbei,
Ernst mit dem Blei
Die Tiefe messend, Flaggen schüttelnd; — du
Riefst ihnen Grüße durch das Sprachrohr zu.

Jezt wird dir Alles wie ein Traum erfüllt.
Auf's Neue quillt
Und sprudelt dir der alten Wunder Born;
Ein reiches Horn
Von Abenteuern gießt mit üpp'gem Guß
Vor deine Füße seinen Ueberfluß.

Digitized by Google

Und Eins noch weiß ich, was das wüste Meer
Dir werth und hehr
Und herrlich macht. O, rede: weht nicht auch
Der Dichtung Hauch
Auf diesen Wassern? schimmern glüh'nd und frisch
Nicht Liederkronen auf der Fluth Gezisch?

Was nenn' ich dir Jedweden von der Zeit
Homers bis heut',
Der da ein Blatt in diese Kränze wob?
Du kennst ihr Lob.
Aus jeder Welle, die am Schiff sich bricht,
Erfleht ein Held dir, klingt dir ein Gedicht,

Auch deutsche Lieder! — Die auf schatt'ger Stell'
Im Wald, am Quell
Und Strom erwuchs, die deutsche Poesie,
Sie weilt auch hie!
Sie sah die Wasser, Noah's Taube gleich,
Und kehrte heim mit manchem grünen Zweig.

Stand Lenau nicht noch jüngst an einem Steu'r,
Und sah den Schlei'r
Die Meerfrau'n lüften? aus der Tiefe drang
Geuß und Gesang. —
Und schwamm nicht in des Ruriks Wellenwieg',
Der auf den Fels Salas y Gomes stieg? —

Die See geht hoch; tritt deine Wallfahrt an!
Laß von den Raa'n
Die Segel fallen, laß die Wimpel wehn!
Am Ufer stehn
Will ich! — Leb' wohl! — wie ferne schon, wie fern! —
Du stehest sinnend auf des Schiffes Stern.

F. Freiligrath.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Er versäumte nicht, von allen diesen Erkenntnißquellen Gebrauch zu machen, und schlürfte das pro und contra mit der gleichen Begierde ein. Als aber sein Kopf so voll war, wie ein Faß mit gestampften Futterkräutern, und Alles in fauler Gährung chaotisch durch einander brauste, mußte ihn sein Vater, der Schuster, zum Bedauern des Direktors, der schon einen ausgezeichneten Jugendlehrer und würdigen Mitarbeiter in seinem allseitig gebildeten Geiste erkannte, wegen Mangel an Mitteln aus der Schule nehmen, damit er das Handwerk erlerne. Da ihm nun zu seinem Verdruß die Quelle profaner Wissenschaft verschlossen war, besuchte er um so eifriger die Predigten, seine philosophisch-theologischen Studien zu erweitern. War aber die Verwirrung früher groß gewesen, so war sie hier, wo möglich, noch größer. Auch jetzt machte er es sich zur Gewissenssache, alle zu hören, um darüber zuletzt sein Endurtheil abzugeben. Da hörte er denn die ganze Skala durch von den Pietisten der höchsten Note und ihrer sanften Prädestinationslehre und dem Todtseyn der Werke, durch alle Nüancen hindurch bis zum gefassten Rationalismus und Atheismus. Er nahm eifrigen Antheil an dem Streite für und gegen die Agende zwischen den Altgläubigen und Neugläubigen. Wo er damals war, als man eine Intervention für nöthig fand, damit die gefügelten Bauern nicht wie die Sperlinge von den Bäumen auf und davon flögen, darüber schweigen seine wahrheitliebenden Biographen.

Als indessen durch einen Krawall und eine Schwadron Dragoner, mit einem Festungsbohrer und einer Feldbatterie die Pietisten und Altgläubigen in seiner Stadt das theologische Schlachtfeld räumen mußten, trat ein Prediger neuester Façon auf. Derselbe taufte die Kinder im Namen der allervernünftigsten Dreifaltigkeit, nämlich der Moral, der Aesthetik und Industrie mit Rosenwasser, das man in einer Dampfmaschine, oder, wie er sie nannte, in dem größten Wunderwerke des menschlichen Gottesgeistes destillirt hatte. Dieser hielt dann seine erste Antrittspredigt, die ungefähr so lautete: „Sie werden, Hochgebildete! ohne Zweifel in unserer Staatszeitung gelesen haben, daß sich in dieser Welt des Fanatismus die Philosophen leider in zwei Schulen spalten. Die Einen behaupten, es gebe einen Gott, die Andern, und darunter viele scharfsinnige, um die Menschheit hochverdiente, helle Köpfe, behaupten, es gebe keinen Gott. Es wäre von mir in hohem Grade intolerant, wollte ich hierin Ihrem Urtheile vorgreifen, prüfen Sie selbst und behalten Sie das Beste! Sollten indeß nicht neuere Entdeckungen in der Chemie und Physik und in der höhern Mechanik des Himmels ein unerwartetes Licht auf diese dunkle Frage werfen, so möchte ich fast glauben, die Wahrheit könnte vielleicht hier, wie überall, in der Mitte liegen. Ich empfehle Ihnen darum, es zur Aufgabe Ihres Lebens zu machen, diese richtige Mitte zu suchen; doch warne ich Sie bei solchen dogmatischen Untersuchungen vor Mystik, Aberglauben, Köhlerglauben, Jesuitismus und Fanatismus, und überdies sind diese Fragen, wie die über die Quadratur des Zirkels, mehr oder minder unfruchtbar. Wir unsererseits wenden uns darum lieber zu noch wichtigern Aufgaben, die mehr in das praktische Leben einschlagen.“ Hierauf begann er einen weitläufigen

Vortrag über die beste Bereitung des Düngers zur Veredlung des Bodens, und über den Einfluß der Belletristik zur Veredlung des menschlichen Heezens. Man will bemerkt haben, daß unser spekulativer Schuster seit jener Predigt sein Handwerk, das er schon vorher wegen der übermäßigen Gelehrsamkeit nicht sonderlich trieb, von Tag zu Tag mehr vernachlässigte. Sollte er einen Schuh flicken, dann zeichnete er mit dem Pfriemen auf die Sohle einen Kreis, in diesen machte er ein Quadrat und hielt nun den Pfriemen in die Mitte, indem er Stundenlang in tiefer Betrachtung dasaß. Erinnerte man ihn an seine Arbeit, so war die Antwort: er habe Wichtigeres zum Wohle der Menschheit zu thun, als Schuhe zu flicken. Bald verlor er seinen Schlaf, er war beständig in Rechnungen begriffen und sprach von nichts, als richtiger Mitte und Quadratur. Um sich allseitiger auszubilden, beschloß er, auch den Katholizismus kennen zu lernen und gerades Weges nach Rom zu gehen, um das gefürchtete Ungeheuer in seiner Heimath aufzusuchen. Als er *aber* zu dem Gesandten kam, um seinen Paß *visiren* zu lassen, erklärte ihm dieser mit der höflichsten und ruhigsten Miene von der Welt, daß daraus nichts werden könne, da er eben eine Ministerialordre erhalten habe, welche ihm im Namen der Gerechtigkeit, Gewissensfreiheit und religiösen Toleranz verbiete, einem katholischen Theologen einen Paß nach Italien oder gar nach Rom zu visiren. Ueberdies sehe er ihm an den Augen an, daß er ein überaus gefährlicher Jesuit sey, über den er einen ganzen Aktenstoß von Seiten der Polizei in Händen habe. Er sey auch die eigentliche Ursache einer sehr unangenehmen und durch ihre Hartnäckigkeit ganz *unerhörten* Straßenemeute, welche zweifelsohne nicht stattgefunden *hätte*, wäre die Polizei nicht mit ihm und Seinesgleichen zu sehr beschäftigt gewesen. Der anfänglich galante und feine Mann ereiferte sich nach und nach durch seine eigene Rede so sehr, daß wenig gefehlt hätte, er würde ihn für alle Revolutionen verantwortlich gemacht haben. Der gute Schuster überließ ihm daher seinen Paß, der noch unter den geheimen Gesandtschaftspapieren aufbewahrt wird, und entfernte sich so eilig, daß die Vermuthung des Gesandten zur Gewißheit stieg, und er ihn mit Steckbriefen verfolgen ließ. Er kehrte also still in die Heimath zurück, setzte seine Betrachtungen bei dem Leisten solo fort, und behauptete endlich, das Geheimniß gefunden zu haben. Nun wurde es aber noch toller: alles Leder, das er in die Hand bekam, schnitt er zuerst rund und dann viereckig, und bohrte mitten ein Loch hindurch, welches er die philosophische Mitte zwischen Seyn und Nichtseyn nannte. Er saß ganze Tage und schaute durch dieses Loch hindurch, indem er sagte, dadurch könne er alle Wissenschaften durchschauen und die richtige Mitte der Extreme erkennen. Er mußte in's Narrenhaus gebracht werden, und ist seitdem unablässig beschäftigt, sein System weiter auszubilden, und wie man aus seinem zufriedenen Gesichte sieht, macht er täglich Fortschritte. Das Unglück bei ihm ist, daß er aus seinen früheren, gelehrten Studien gerade noch so viele Syllogistik behalten hat, um siegreich alle Einwürfe, die ihn von seiner Verrücktheit überzeugen könnten, zu widerlegen. Er sagt, wie der gelehrte Sgamdari, der bei sonst gesunder Vernunft in dem Wahne stand, Pabst zu seyn: was wollt ihr mit mir? entweder haltet ihr mich für einen Narren oder nicht; haltet ihr mich nicht dafür, dann thut ihr mir ja großes Unrecht an, mich in einem Tone anzureden, als ob ich einer wäre; haltet ihr mich aber für einen Narren, dann halte ich euch, mit gnädigster Erlaubniß, für noch größere Narren, als mich selbst, weil ihr euch einbildet, einen Narren durch bloßes Zureden von seiner Narrheit überzeugen zu können. Er meint, daß man ihn in's Narrenhaus gebracht, sey bloß aus Neid und Mißgunst seiner Feinde, der Philosophen, geschehen, die gefürchtet, daß seine neue Weisheit, sobald sie bekannt, sich über den ganzen Erdball verbreiten würde, wo sie mit ihrer Weisheit dann wie unwissende Thoren dastehen müßten. Der Scharfsinnige glaubt daher, daß es keinen bessern Beweis für seinen gesunden, siegreichen Verstand gebe, als eben daß er im Narrenhause sitze, und mit diesem Triumphe seiner Lehre ist er sehr wohl zufrieden, da er so auch gehörige Muße hat, sie ruhig auszubilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Literatur nach dem Gesetz Fieschi.

• Mit dem Gesetze Fieschi tritt hier eine neue Periode im politischen Leben ein: der Republik und dem Karlismus ist für den Augenblick der Mund zugebunden, die Quotidienne hat ihren Heinrich V. mit Trauerflor verhüllt und ist vor lauter Schmerz und Entrüstung vernünftig geworden; so sprach sie auch in der ersten Zeit nach der Julirevolution gar verständig. Damals war sie für ihre Existenz besorgt, gegenwärtig wollen sie ihr an den Geldbeutel. Figaro hat den Zeitpunkt benutzt, um mit Ehren abzuziehen; die Auspizien der Bäckermeister, unter denen er wieder in's Leben getreten, haben ihm kein Glück gebracht; das Blatt gab alles Mögliche, Theaterberichte und Rezensionen neuer Werke, politische Bülletins und Berichte über neue Moden, Schnurren, Anekdoten, Coups de lancette, es hatte weder eine Spezialität, noch eine Partei im Auge, und konnte demnach unmöglich Glück machen. Die Karrikatur hat ebenfalls den Geist aufgegeben; sogar das Schild bei Aubert, welches die Karrikatur als allegorische Figur darstellte, ist von der Polizei weggenommen worden. Der Charivari hat seine Vignette weggelassen, und trauert in weiß, wie die Chinesen. Es ist kein Wunder, daß die Minister so freundlich mit Fieschi thun, daß sie ihn mon cher Fieschi oder Monsieur Fieschi nennen; der Mann hat ihnen das Regieren

gar leicht gemacht, und allerdings war es ihnen seit der Julirevolution sauer genug geworden. Mit der Politik wäre es vor der Hand hier aus; dagegen werden Literatur und Theater sich bald rühren, der Zeitpunkt ist günstig. Der Regen fällt in so breiten und langen Strömen, daß man ordentlich meinen sollte, der Sommer wolle vor seinem Hinscheiden das Versäumte nachholen; die Alleen im Palais-royal sind gelb und welk, und die Blätter wirbeln im kalten Winde durch den Garten; die schöne Welt sitzt nicht mehr unter den Hagebuchen des Café de Foy; dafür sieht man jetzt einige Engländer dort, die während der Julihitze im Salon neben der Küche saßen; die bals champêtres und die Konzerte im Freien haben aufgehört, es ist Herbst; für die Theater geht der Frühling an, und zwar sehr frühzeitig; dafür hatten sie einen heißen Winter; die Porte St. Martin hat im Juli und August oft keine fünfzig Franken eingenommen, und es ist eines der großen Theater von Paris. Die Nachtigallen sind noch nicht angelangt; der Direktor des Théâtre italien hat deren zwei aus Italien verschrieben; ihre Namen sind aber hier wenigstens, odieux und mir wieder entfallen. Im Théâtre du palais-royal ist die Dejazet wieder angelangt; da war großer Jubel unter den jungen Commis und Griseten, den Epiciers und den Kaufmannsweibern im Palais; sie trat in einem verjüngten Vaudeville auf, la fille de Dominique; da spielt sie vier oder fünf Rollen: als Hebamme, als Tambour u. s. w. Die Ovationen in der Provinz haben sie noch ein Bischen impertinenter gemacht, als sie war; dies gehört aber eben zu ihren Vorzügen; ihre Impertinenz ist allerliebst, und wir, die wir dies schreiben, wir haben uns darüber geärgert und ihr doch zuklatschen müssen; so streifen auch ihre Manieren und Späße nicht selten an's Zotenhafte, aber man mag noch so ungehalten darüber werden, es hilft nichts, es gefällt einem doch. Das Weib hat unter andern dies mit Satanas gemein, daß, wenn sie einen nur an einem Haare festhält, man bald ihr gehöre mit Leib und Seele. Neuigkeiten braucht für's Erste das Palais-royal nicht zu geben; die Dejazet ist die anziehendste Neuität, die es dem Publikum anbieten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Fortsetzung.)

Die Industrieausstellung.

In einem Augenblick, wo der Zustand der belgischen Industrie ein Gegenstand so allgemeiner Berücksichtigung geworden ist, und eine Frage, welche das ganze Land lebhaft interessirt, die der Baumwollenfabrikate (und mit ihr verknüpft die der Handelsfreiheit), alle Gemüther beschäftigt und ernste Debatten in den Kammern veranlaßt, in einem solchen Augenblick muß diese Schaustellung der Erzeugnisse der südlichen Niederlande die Aufmerksamkeit in verdoppeltem Grade in Anspruch nehmen. Wenn sich nicht bestreiten läßt, daß der Verkehr im Großen äußerst gelitten hat, daß Antwerpen zum zweiten Mal von der Stufe des hohen Flors, worauf es sich zum Nachtheil der rivalisirenden Schwestern Amsterdam und Rotterdam geschwungen, herabgesunken ist, daß die Entziehung bedeutender Summen, womit die niederländische Regierung die Manufakturen unterstützte, manchen unter diesen gleichsam den Todesstoß gegeben hat, daß die Akzise Hollands, Belgien gegenüber, letzterm Lande den Hauptausweg für seine Produkte gesperrt, so muß man um so eher anerkennen, daß unter solchen Verhältnissen die Industrie so viel Rühmenswerthes und Vortreffliches geleistet hat, daß man es nicht merkt, wie vor ein paar Jahren fast ihre Existenz gefährdet war. Zum Theil findet man eine Lösung des Räthsels, wenn man die Provinzen Flandern, Antwerpen, Brabant u. s. w. durchwandert und sieht, in welchem Zustand sich dieses Land, dieser Boden befinden, welchen keine Revolution, keine Verheerung, keine Tyrannei auf die Dauer etwas anhaben konnten. Die Menge preiswürdiger Gegenstände, welche alle verschiedenen Provinzen in größerem oder geringerem Maße beisteuerten, ist zu bedeutend, und diese selbst sind zu mannichfaltig, als daß eine Aufzählung derselben sich in die Grenzen dieser Notiz zusammendrängen ließe, welche daher nur eine kurze Uebersicht der Hauptsachen enthalten soll. Ost- und Westflandern lieferten wie gewöhnlich die zahlreichen und schönen Baumwollenzeuge aller Art (Gent, Alost, Mouscron). Damast- und Tafelleinwand, so wie die zum Hausgebrauch (Courtrai, Brügge), Molleton, Siamoisen, Bazins, Spitzen, Filzhüte (Brügge), sammtartige Teppiche, chemische Produkte (Courtrai), prächtige farbig bedruckte Papiere (Gent) u. a. m. Die Provinz Antwerpen brachte eine Menge Seidenstoffe, namentlich schwere, schwarze zu den in diesen Gegenden noch häufig getragenen Faillen, Seide zu Kleidern und Halsbinden, aus der Hauptstadt, überdies ebendaher Teppiche, Wollenstrümpfe, Damastleinwand, musikalische Instrumente, Leder; sodann farbige Papiere aus Turnhout. Höchst mannichfaltig und verschiedenartig ist die Reihe der Erzeugnisse, welche aus Brabant hervorgingen. Die bemerkenswerthesten darunter waren: Baumwollen-, Seiden- und Wollenstoffe, aus Brüssel, Laeken, Enghien, Forest u. s. w., von denen namentlich die Schärpen, Shawls und Fenlards sich durch geschmackvolle Muster und treffliche Farben und Schattirungen auszeichneten; schöne Zeuge von Roßhaar aus Brüssel, Stoffe zu Meubles aus Vilvorde, Spitzen aus Brüssel und Löwen, Leinwand aus Brüssel, Saintes, Löwen, Anderlecht; Teppiche und Seife aus Molenbeek, St. Jean, chemische Farben, musikalische Instrumente, feine und kunstreiche Tischlerarbeiten. Oefen und Kamine von Gußeisen und Messing und von eleganten Formen, Wanduhren, Porzellan (worunter ganz feines mit schöner Malerei und Vergoldung, namentlich aus der Manufaktur von Panneel und Chapel in Brüssel), gute Papiere, Buchbinderarbeiten, Proben der Schriftgießereien und Lithographien (darunter die prachtvollen Ansichten der Monumente gothischer Baukunst in den Niederlanden von Simonau), alle aus der Hauptstadt. Daneben sandte Mecheln wollene Decken, Marbais Ackerbauwerkzeuge, Löwen Wandtapeten von besonders schöner Zeichnung u. m. a.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

(Nach Catone d'Utica Lucchese.)

Wie heißt die Amazone, die Braut,
Mit einem kräftigen Krieger getraut,
Sonst hatte zur Pracht sie die eigne Kapelle,
Wir Königinnen, mit Wachen zur Stelle;
In schwarzes Kleid ist sie eingepackt,
Doch gebe sie zum Kampfe noch lieber nackt;
Blutdürstig und Allem, was lebet, feind,
So stärker, je mehr sie geschmeidig erscheint,
Zischt sie den Sterblichen zu schon lange,
Daß ihnen am Faden das Leben hange.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Oktober 1835.

— Als wüchsen
Mir Schwingen an, so ist mir wohl und leicht
Hier oben.

Hölderlin.

Der Aetna und der Montblanc.

Vierter und letzter Artikel.

Ich gewahrte auf dem Gipfel des Montblancs Städte ohne Zahl, die wie Atome nach allen Seiten hin ausgesäet waren, und das schöne Italien bis gegen Bologna hin schmückten, dann die ganze Kette der Apenninen mit Schnee bedeckt (Anfangs Oktobers?), der die Sonnenstrahlen zurückwarf. Nördlich von Italien entwickelten sich die tyrolischen Alpen und die beschneiten Höhen der kärnthischen und krainischen Berge, die mit den Apenninen das adriatische Meer mit zwei Silberbändern einzufassen schienen. Nähere stand der St. Gotthard und seine Familie, die hohen Pyramiden des Eigers, des Mönchs, der Jungfrau, endlich das hohe Haupt des Mont-Cervin, die zahlreichen Zacken des Mont-Rosa. Zu meinen Füßen lagen der kleine und große St. Bernhard, die Allée-Blanche, die Thäler Aosta und Courmayeur. So stand ich auch über den niedern Höhen des Montblanc, die alle mit Gletschern wie mit krystallenen Bändern eingefaßt waren. Chamouni schien ein kleiner Steinhaufen mitten auf einem Rasen. Die Biegungen der Arve, die das Thal und seinen Rasen bespült, und dies Thal selbst verloren sich gleichsam in der Unendlichkeit des Bildes, denn auf dem Montblanc verschwinden die Einzelnheiten, und nur das Ganze, die Massen stellen sich dar. Die Seele fühlt sich zu hoch, um sich mit der Betrachtung von Kleinigkeiten abzugeben; beherrschte die Ermüdung und Erschöpfung des Körpers ihren Aufschwung nicht, so würde sie sich noch freier nach Oben schwingen. Unwillkührlich sah ich immer wieder nach dem Horizont hin, der so rein, so dunstfrei vor mir lag; im Westen zogen sich einige blaulichte Linien hin und vermehrten den Glanz noch; nach Frankreich hin sah ich den Genfersee und die Linie des Jura.

Ja, man brauchte ganze Tage, um sich an all den Wundern satt zu sehen. Aber die Zeit, welche wir in der Ebene so oft schwer, lastend und bleiern finden, die uns aber doch immer entschlüpft wie ein Traum, diese Zeit verging mir hier oben noch schneller. Mir war es, als sey ich kaum drei Minuten auf dem Montblanc, als Despland mich aus meinem Entzücken weckte und mir sagte, es sey Zeit zum Aufbruch. Ich sah nach der Uhr und fand mit Erstaunen, daß ich schon achtzehn Minuten auf dem Gipfel war. Große Eiszapfen hingen mir am Schnurrbart, ich war es aber nicht gewahr geworden. Meine zwei Guiden fürchteten, vor Frost den Gebrauch ihrer Glieder zu verlieren, und doch schätzten wir die Kälte nicht unter 15°, wir fühlten sie aber viel mehr wegen unserer leichten Kleidung, besonders wenn sich

der heftige Wind an dem Haupt und den Schultern des Riesen stieß, auf den wir gekletteet waren.

Ganz uneigentlich nennt man die Höhe des Montblanc ein Plateau, denn sie ist nur ein abgeeundeter Geat, wie ein Kaepfenrücken, so daß man in hoeizontaler Richtung kaum ein paar Schritt machen kann. Auf der piemonteſiſchen Seite, nach der Allee-Blanche hinab sind es nur unzugängliche, senkeechte, fuechtbaee Granitwände. Ebenso unzugänglich sind die Feisen des Dome du Gouté und des Col du Géant, die sich an die Montblanchande anschließen. Ihr höchster Punkt ist 2160 Toisen über der mittelländischen Meeeesfläche. Hier ist die Luft schon so dünn, daß eine losgeschossene Pistole faſt gar kein Geräusch macht. Dr. Barry, der deei Monate vor mir den Montblanc bestieg, ist der zweite Reisende, dem es gelang, hiee oben Wasser in einer Theekanne zum Sieden zu bringen; Sauſſure allein aber hat übee den Wärmegead des Siedens Beobachtungen angestellt. Ich konnte nichts Aehnliches veefuchen, denn erstlich war mein Thermometee zerbrochen, und meine zwei Guides hatten nicht Kohlen genug bei sich; überdies hätte uns der heftige Wind schwerlich eelaubt, Feuee anzuzünden.

Endlich mußte von dem Berg geschieden seyn, von ihm, zu dem so Viele aufstiegen, auf dessen Gipfel aber nur Wenige gelangten, es mußte geschieden seyn von diesem heerlichen Gemälde des Wundermalers, ich mußte von ihm scheiden, um es wahrscheinlich nie mehr in meinem Leben zu sehen. So warf ich denn noch einen schmeezlichen Blick nach Frankeeich, aus dem ich verwiewiesen bin, nach Venedig hin, und dann wiedee nach Feankeeich. So lebe denn wohl, du gastliches Venedig, lebe wohl, du indolentes Italien, lebt wohl, all ihe furchtbaren Beege, die ihr den Himmel zu bedrohen scheint, und du, mein Frankreich, lebe wohl!

Meine Füdeee bestanden daeauf, daß ich mich reitend auf meinen Stock sezte und dann so den Abhang hinab gleitete. Dies hat einige Aehnlichkeit mit den russischen Rutschbergen. So kam ich in zehnmal weniger Zeit zu den Rochers-rouges hinunter, als hinauf. Bei der großen Leichtigkeit der Luft war mir, als berührte ich die Erde nicht; ich ging leicht, aber doch fühlte ich mich erschöpft. Die Mauer der Côte hielt mich nicht auf, eben so wenig der treulose Schnee der Petits-Mulets. Auf dem scheecklichen Abdang übee dem Grand-Plateau bemeekte ich ungeheuee Eisblöcke, die oben über dem Abhang zu hängen schienen. Wenn sie niederstüezen, und dies geschieht ziemlich oft, gibt es kein anderes Mittel, sich voe ihnen zu retten, als sich an den Fuß des steilen Abhangs zu drängen; denn so ungeheure, über den Rand von so geoßer Höhe deeabschießende Massen fallen nicht an dessen Fuß nieder, sondern ziemlich weit davon. Hier muß ich aber bemerken, daß die Furcht vor Lawinen lange nicht so gegründet ist, als man gewöhnlich glaubt, denn man veeweilt nur zehn Minuten, oder höchstens eine Viertelstunde auf den gefährlichen Stellen. Bedenkt man nun, daß sich an derselben Stelle eine Lawine nur etwa alle vierzehn Tage wiederholt, so ergibt sich daraus der Umfang dee Gefahr.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsezung.)

Das Gegentheil von diesem schaeffinnigen, spekulativen Philosophen bildet eine andere Gestalt zue Linken des Gaedisten, aus deren Gesicht auf die ausdeuckoollste Weise das Hinstarren der Stupidität sich ausspricht. Durch die paplerne Krone und den hölzernen Seepter und eine Ordenskette, an der wahrscheinlich das goldene Vlies hängt, ersieht man, daß der Hoeizont, in den der Wahnsinnige hineinschaut, ein politischer ist. Man kann weiter aus diesem Krönungsoenate, den ee sich, wie Napoleon, ohne Zweifel selbst beigelegt hat, schließen, daß, wenn seine Gedanken nicht tief, doch sein Dünkel sehr hoch geht, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn scheint.

Ueber dem Gesicht liegt eine unendliche chinesische Langeweile und gedankeniose Leere ausgebreitet. Es ist eine geistige Wüste, auf der nur kümmeelich einiges Geas aufwächst. Er staret und staert in's Blaue, ohne irgend etwas, selbst das nicht, was ihm gerade vor der Nase steht, zu sehen. Von dem vielen anstrengenden Nachdenken sind ihm die Knochen über den Augen in die Höhe gegangen, wäheend der untere Theil des Gesichts sich beträchtlich in die Länge gezogen hat, wegen seines beständigen dummen Erstaunens und Maulaufsperrens. Statt seines hohlen Kopfes könnte man eben so gut einen Kürbis mit einem Lichtchen hinstellen.

Der gute Mann ist zu einfältig gewesen, als daß er hätte von selbst ein Naee werden können, man hat ihn dazu gemacht. Er war urspeünglich ein ehrsamer Schneider oder Knopfmacher, dee schon als Kind große Mühe hatte, die Länge von der Breite zu unterscheiden, und die Teeppen hinaufzufallen pflegte. Sonntag Abends ging er in's Wirthshaus und trank dort seinen Schoppen Wein. Da wurde zueest vom Wetter und dann vom politischen Horizont gespeochen, die Zeitungen vorgelesen und über Theater, Ständeveesammlungen, Zollverein, Wein und Bier, Volkssouveränität und göttliches Recht

gestritten. Alle waren Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung des Kleesamens, und Inhaber des freimaurerischen Schlüsselblumen-Champagner-Geheimnisses von Altstädt in der goldenen An. Da die ganze Philisterschaft sich zur liberalen Meinung bekannte, so war es nicht sowohl ein Prinzipienstreit, als vielmehr ein Interessenstreit, wie das Journal des Débats sich auszudrücken pflegt, der den Stoff zu ihren Diskussionen hergab. Wenn ich nicht irre, so waren die bekannten drei englischen Schneider, welche ihre Adresse an den König mit den Worten begannen: Wir, das Volk von England, Ehrenmitglieder dieser sonst ganz deutschen Gesellschaft. Die ganze Welt wurde hier von oben herab reformirt und arrangirt, es ging nichts in der Christenheit vor, das nicht der Dümmste der Gesellschaft besser auszuführen im Stande gewesen wäre. Jeder hatte aber seine Lieblingshelden, der eine bewunderte den Talleyrand, der andere betete den alten Lafayette an, als die wahren Männer des Jahrhundeets. Das große Manöver von Kalisch, seine hochpolitische Bedeutung, die militärische Haltung der Truppen, das elegante Theater, der erstaunliche Luxus, die schönen Ballettänzerinnen, die 3000 Kisten Champagner, die kostbaren russischen Orden mit den berühmten böhmischen Steinen boten lange der Konversation reichlichen Stoff dar. Indessen wäre zweifelsohne die Gesellschaft zuletzt an den Folgen einer gallopirenden Langeweile gestorben, die bereits mit der einschläfernden Schwüle eines heißen Sommertags ringsum die Luft sehr drückend machte, so daß man schon in einem weiten Rayon unwillkührlich gähnen mußte; da ist aber zum großen Glücke dieser Knopfmacher, die Blume der Philister, in ihrer Mitte erschienen.

Weil er auch an allen Reformen und Verbesserungen unmaßgeblich Theil nehmen wollte, so merkten sie bald, daß er noch ein gut Theil einfältiger sey, als sie selbst. Die Langweiligen suchten sich eine Kurzweil aus seiner Langeweile zu machen. Es wurde Styl, daß bei der zweiten Pfeife sich das Gespräch nur noch um ihn drehte. Sie machten ihm mit geheimnißvoller Miene die wichtigsten Mittheilungen, forderten ihn dann auf, seine Meinung zu sagen, und Alles lauschte auf das Orakel der Einfalt. Nach und nach machten sie ihn zum Mitwisser einer Verschwörung, die keinen geringeren Zweck habe, als ihn auf den Thron zu heben, damit er seine Reformen zum Besten der Welt ausführen könne. Im Geheimen und schriftlich gaben sie ihm auch schon den Titel; sie sagten, der Herzogmantel sey schon zugeschnitten, es fehlen nur noch die Krönungsinsignien, die man in Paris bei einem Juwelier bestellt hätte und die von einem Posttag zum andern eintreffen müßten.

Das währte so lange, bis er eines Abends mehr als gewöhnlich von dem auflösenden Schlüsselblumen-Champagner getrunken hatte. Er sah am andern Morgen seinen Stuhl für seinen Thron an, und ließ sich von da herab gravitätisch in gebietendem Tone also zu seiner Frau, der Knopfmacherin, vernehmen: „Laß' den Minister nur herein; ich muß mich mit ihm über einen Vortrag, den ich im Staatsrath halten will, besprechen; er betrifft eine Reform, die nächstens im Sonnensysteme eingeführt und den Ständen zur Berathung vorgelegt werden soll. Die Sonne soll künftig früher aufstehen und nicht länger schlafen, als ich, der ich doch ihr König bin. Will sie sich in Gutem nicht fügen, so werde ich sie als Refraktair auf die Festung schicken; das aristokratische Wesen dulde ich nicht. Die Fixsterne sind auch nur so fixe Ideen unsers Herrgottes, die er geschaffen, als ihm der Verstand ausging; ich will sie als Nationalgarde mobilisiren, sie können den Depeschendienst versehen und auf meinem Staatswagen hinten aufstehen; denn die königliche Würde muß mit Glanz umgeben seyn, der Einfältigen und Schwachen wegen.“ Als die Frau Knopfmacherin diese Worte ihres Herrn Gemahls hörte, sperrte sie Mund und Ohren auf vor Verwunderung; hätte sie statt dessen die Hand aufgesperrt und ihm einige Denkzeichen hinter die Ohren gegeben, so wäre er vielleicht im ersten Augenblicke von seinem königlichen Wahne befreit worden; denn nach Lichtenberg wirken Prügel bei Narren manchmal besser, als alle Medizin, weil sie dieselben an jene Welt erinnern, aus der diese kommen. Statt dessen redete sie ihm gütlich zu; er wurde aber sehr ungnädig und immer zorniger, klagte über die Folgen einer Mesallianz, verurtheilte sie zum Staatsgefängnisse und leitete sogleich im Staatsrath die Scheidung ein. Während der Unterhandlung aber wurde er in's Narrenhaus gebracht, wo er sich seitdem nicht anders, denn als König gerirt und von Morgens bis Abends reformirt. Ihm selber fällt nichts ein; was er vorbringt, sind bloß Erinnerungen aus der politisirenden, liberalen Abendgesellschaft, die er halb nicht verstanden, halb wieder vergessen und halb gar nicht gewußt hat. Er stellt sie auf den Kopf, rüttelt sie unter einander wie Erbsen und bringt sie dann mit großer Selbstgefälligkeit vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Theater. Stellung der Literatur.

Das Vaudevilletheater war wegen seiner Schmutzigkeit berüchtigt: ein schwarzes, staubiges Loch, mit kolossalen Oelflecken; jetzt hat es sich gar stattlich herausgeputzt; es hat sich lackirt und vergoldet und türkische Teppiche und Cachemirshawls, nämlich gemalte, über seine Logen und Galerien

Digitized by Google

bis zum Amphitheater hinauf geworfen; die dreifarbigen Fahnen, die früher über dem Proscenium schwebten, waren zu alt und verbleicht, und die Administration mag wohl die Kosten gescheut haben, neue anzuschaffen. In der ersten Vorstellung, welche nach der Restauration des Saales gegeben wurde, machte Arnal darüber seine Späße; was die dreifarbigen Fahnen anbelange, so sey hier nicht mehr der Ort dafür; sie gehörten an den Balkon einer Mairie, oder an die Bude eines Marchand de vin, ein Theater aber habe mit dem Kriegszeichen nichts gemein. Das erste Mal ließ ihn das Publicum reden, das zweite Mal aber wurde er ausgepfiffen; hat ihn die Polizei auspfeifen lassen? Wohl möglich; vielleicht wollte der Director des Vaudevilletheaters, ein Bruder des Oppositionsdeputirten Arago, durch Arnals Späße die Regierung necken; jedenfalls hat diese den Director aufgefordert, seinen frisch aufgeputzten Saal zu räumen und sich anderswo niederzulassen; das Theater sey ringsum von Häusern eingeschlossen, und somit Feuersgefahr vorhanden. Das ist eine gut ausgesonnene Rache, und Arago kann dadurch ruinirt werden. Es muß dabei noch bemerkt werden, daß das Odeon und das Theater Ventadour die beiden einzigen freistehenden Schauspielhäuser in Paris sind, und daß weder im einen, noch im andern gespielt wird. — Drouineau, der Verstorbene, ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Dem Manne, der sich mit einer neuen religiösen Lehre herumträgt, mag es wohl ein wenig im Kopfe spuken; sein Don Juan d'Autriche ist daher wieder in die Karteus zurückgekehrt. Der Don Juan Delaigne's wird wohl die Wintersaison eröffnen.

Die Literatur hat in Paris an merkantilischer Wichtigkeit ungemein gewonnen und an sozialer Bedeutung verloren. Für den Schriftsteller, der mit Talent Savoir-faire vereinigt, kann hier zu Lande das literarische Gewerb eine Quelle der Wohlhabenheit, ja selbst des Reichthums werden. Corneille war ein armer Teufel; einen seiner Landsleute, der ihn besuchte, nahm er mit sich zu einem Schuster, bei dem er sich die zerrissenen Stiefeln flicken ließ; heutzutage halten sich die Vaudevilledichter Karossen und Grooms; der sublime Maler der römischen Größe war dürftig und groß im Leben, wie die Helden, die er schilderte; die heutigen Romanschreiber sind üppig und schwelgerisch, wie ihre Werke. Und selbst Kritiker bereichern sich und Ueberseger. Loewe Weimars, der gegenwärtig gemeinschaftlich mit Jules Janin die Feuilletons im Journal des Débats schreibt, bewohnt in der Rue de Provence einen gar zierlichen Pavillon, mit gothischem Sessel, türkischen Tapeten und chinesischem Porzellan, und den haben ihm Hoffmann ausmeublirt, und Van der Weide und Zschokke, und die andern Schriftsteller tutti quanti, die er kritisirt oder travestirt hat. Bei Jules Janin herrscht ein orientalischer Luxus; da duften die seltensten Blumen, da funkeln die reichsten Meubeln, die Patères oder Haken an den Wänden sollen von vergoldeter Bronze seyn, und inmitten dieser Herrlichkeiten ruht der Rezensent auf dem Sopha, und gibt den Autoren und Buchhändlern Audienz und antwortet den Supplikanten, die einen Artikel für ihr Werk von ihm haben wollen: „c'est trois cents Francs, au juste;" das hat alles seine Taxe; ein Prospectus ist am theuersten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel, September.

(Beschluß.)

Die Industrieausstellung.

Aus der Provinz Hennegau kamen die prachtvollen Teppiche von Tournai, Silber-, Messing- und Eisenarbeiten aus Mons, Charleroi, Nimy-Maisières, Spitzen und Strohhüte aus Mons, Stahl von Soignies, vorzügliche Seidencocons aus der königlichen Anstalt für die Kultur des Maulbeerbaums und die Zucht des Seidenwurms zu Mesin-l'Evêque, Wollenstoffe, Strümpfe u. s. w. Namur und Lüttich sind auch diesmal in Betreff der gelieferten Produkte und ihrer Güte herkömmlichem Gebrauche treu geblieben. Namur, das belgische Solingen, zeichnet sich noch immer durch seine mannichfachen Stahlwaaren aus, sandte auch Porzellan (aus Andenne), Eisen- und Messinggegenstände, Glaswaaren u. a. Aus der Provinz Lüttich kamen die schönen Tücher, Circassiennes, Castorines u. s. w. von Verviers (namentlich aus den Fabriken von Biolley und Simonis), von Dolhain u. s. w., Waffen, Oefen von Gußeisen, Eisen- und Messingarbeiten aus Lüttich, Huy, Herstall, Krystalle aus Val St. Lambert, und neben andern Dingen ein kunstreiches Modell zu einer Dampfmaschine, bei welcher man die Ausdehnung des Dampfes reguliren kann, von J. T. Malherbe zu Lüttich. Von den hübschen Holzarbeiten, welche in dem Badeort Spa und seiner Umgebung in solcher Menge gemacht werden, waren mehrere von großer Eleganz vorhanden. Der belgische Antheil des Großherzogthums Luxemburg lieferte Eisen und Eisenwaaren aus Bouillon, Ronsselles, Lasoye, Porzellan und Fayence aus Septfontaines; die Provinz Limburg Baumwollenstoffe, wollene Decken, Gegenstände von gebrannter Erde u. v. a. Einen eigenen Artikel bildet die Industrie der Zucht- und Armenarbeitshäuser zu Gent, Vilvorde u. s. w., aus denen eine Menge von Gegenständen für den Bedarf des Heeres, Hemden, Beinkleider, Gueres, Westen, Mützen u. s. w., so wie Uniformstücke, wie Epauletts, Kordons u. a. hervorgingen.

Wir wären nunmehr zu Ende mit unserer Uebersicht, welche wenigstens hinreichen wird, zu zeigen, daß der Gewerbfleiß dieses Landes so mannichfaltig, als thätig ist. Und dennoch fehlen einzelne Artikel bei der gegenwärtigen Ausstellung, z. B. die kunstreichen Maschinen, welche namentlich aus dem großartigen Etablissement des Herrn J. Cockerill zu Seraing bei Lüttich hervorgehen. Dem Vernehmen nach ist diese sowohl, als andere Anstalten während lezterer Zeit mit Aufträgen so überhäuft gewesen, daß sie für die jetzige Gelegenheit nichts zu liefern im Stande waren. — Wenn so Vieles in Jahren geleistet worden ist, wo die Staats- und bürgerlichen Verhältnisse umgewälzt wurden, wo der Verkehr großentheils eine neue Richtung zu nehmen gezwungen wurde, wo dem Handel und der Industrie bedeutende Kapitalien abgingen, wo Fabrikinhaber und Handelshäuser unersetzliche Verluste erlitten, wo die nur zu begründete Furcht vor neuen Unruhen und gewaltsamen Störungen von großen Unternehmungen abschreckte und also große Geschäfte lähmte, und überdieß die Seuche, welche Europa dem russisch-polnischen Kriege zu verdanken schien, überall hemmend und störend auftrat, so darf man sich wohl vertrauensvoll der Hoffnung hingeben, daß die Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung und die Konsolidirung der politischen Stellung der europäischen Staaten dazu beitragen wird, einerseits die einander schroff gegenüber stehenden Parteiungen in diesem Lande allmählich einander näher zu führen — wenn überhaupt in unserer Zeit eine solche Annäherung und Versöhnung möglich ist — anderseits die Thätigkeit der Industrie, des Ackerbaus und Handels immer mehr erstarken und sich verbreiten zu lassen.

Alf. Reumont.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. Oktober 1835.

Menenius. — O daß ihr eure Augen rückwärts gegen den Nacken kehren könntet und so euer werthes Selbst überblicken; o daß ihr's könntet!
Brutus. — Und warum, Herr?
Menenius. — Ei, da würdet ihr ein paar verdienstloser, übermüthiger, wetterwendischer Beamten gewahr werden, alias Narren.

Shakespeare.
Coriolan.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Zur Verbindung von Europa und Amerika will er eine Kettenbrücke anlegen und darüber eine Eisenbahn führen, um auf Dampfwagen die republikanischen Institutionen herüber zu holen, mit denen er seinen Thron umgeben will. Der amerikanische Konsul, sagt er, habe ihm eine Schrift über die Ausführbarkeit und sehr befriedigende Kostenüberschläge vorgelegt. Die Reform in dem Sonnensysteme hat er wirklich durchgeführt, und dessen zum Zeichen in seine Krone als Wappen Mond und Sterne eingesetzt. Die Ausführung soll aber erst mit dem nächsten Etatsjahr in's Leben treten. Es soll künftig kein Stern mehr auf und unter gehen, ohne dem Ministerium davon Anzeige zu machen und um einen Paß einzukommen. Gegenwärtig ist er eben damit beschäftigt, eine ähnliche Verbesserung zum Wohle der Menschheit auszudenken. Er sinnt über eine große tabellaeische Knopfstatistik nach; alle Knöpfe von den Röcken, Thürmen und Blumen seiner Unterthanen sollen in die Tabellen mit hundert Rubriken eingetragen werden. Sein Kopf hat während dem Nachdenken fast selbst die Gestalt eines Knopfes angenommen, und die Nasenspitze gleicht wieder einem kleinen Knöpfchen, das sich im Gesichte zum König erklärt hat. Man könnte den Steinblock, auf dem er sitzt, während seines Nachsinnens vor seinen Augen in die Luft sprengen, und er würde auffahren, ohne das Mindeste davon zu merken.

So stupid er indessen aussieht, so hat er doch viele seines Gleichen in der Welt. Mancher Politiker und mancher Diplomat, der seine Stelle anderswo, als im Narrenhause hat, sitzt gerade so da und starrt mit der gleichen Stupidität in den großen Kampf unserer Zeit hinein, ohne nur einmal zu wissen, wovon denn eigentlich die Rede ist. Mit dem Schlüsselblumen-Champagner der abgeteagenen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts haben sie sich noch vollends den letzten Funken gesunden Verstands herauspurgirt. Es sind die charakterlosen Tagspolitiker, die Alles vergessen und nichts lernen, die jedes Prinzip preisgeben, um ihr kümmerliches Daseyn von einem Tage zum andern zu fristen. Ob das Haus ein Fundament, ob der Baum eine Wurzel hat oder nicht, das ist ihnen ganz gleichgültig, wenn es nur so aussieht. Wie sie kein Prinzip haben, so haben sie auch kein Ziel, und meinen darum, mit allen Winden gleich

Digitized by Google

gut, am beſten aber mit baldem fregein zu können. Die Revolution beſtreichen ſie mit Roſenwaſſer, den Deſpotismus finden ſie auch vortrefflich, wenn er nur die äußere Etikette beobachtet, die konſtitutionellen Formen ſcheinen ihnen ebenfalls beſonders geeignet, um zu thun, was man will. So vertragen ſie ſich mit Allem, nur mit dem Rechten nicht, und pflegen ihre Freunde zu mißhandeln und vor ihren Feinden zu kriechen. Sie halten ſich eine Staatszeitung, die mit der Zeit ſchwimmt, und eine Privatzeitung, die dagegen ankämpft. Sie rüſten und rüſten, der Friedr zehrt den Krieg auf, und wenn die Zeit ihren Mann verlangt und die Glocke ſchlägt, wagen ſie noch nicht einmal, ein ernſtes, männliches Wort zu ſprechen, ſondern ſehen zu, und laſſen die, welche ſich für ihre Sache ſchlagen, ſich verbluten unter dem Hohngelächter ihrer Feinde, die ungeſtraft ſich Alles erlauben, und ihre Mordbrennerbanden ausſenden, wohin ſie wollen. Ohne rigeurs Gepräge, nehmen ſie nach Belieben, wie das Geld, den Stempel deſſen an, der gerade regiert, und halten als Hoflakaien der Zeitmeinungen, wie Polonius im Hamlet, nach Befehl, dieſelbe Wolke bald für ein Kameel, bald für ein Wieſel, bald für einen Wallfiſch. Heute beugen ſie ſich wie feige Sklaven vor einer zügelloſen Preßfreiheit und fröhnen gehorſam all ihren Launen; morgen halten ſie es mit einer Cenſur, die die Lüge wie die Wahrheit gleichmäßig beſchneidet; übermorgen, wenn die Angſt ſich ihrer bemeiſtert hat, gebieten ſie den Vögeln im Walde ein altum silentium. Handhabt nur die Polizei die Ruhe der Straßen gegen Gaſſenbuben, blitzt und donnert es nicht, dann glauben ſie, der tauſendjährige Friede ſey angebrochen und die Ruhe Europas werde in alle Ewigkeit nicht mehr geſtört werden. Zittert dann plötzlich der ganze papierne Bau, ſo halten ſie ſich die Augen zu und wiſſen nicht, was ſie denken, noch viel weniger aber, was ſie thun ſollen. Sind ſie vom Schreck wieder zu ſich gekommen, dann pflegen ſie am liebſten, wie der Knopfmacher hier, gedankenlos in die Zeit hineinzuſtarren. Indeſſen ſoll der arme Tropf ſich in Acht nehmen, daß es dem wahnſinnigen Gardiſten nicht einmal einfällt, ihm die papierne Krone herunter zu reißen und den hölzernen Scepter ihm auf dem Rücken entzwei zu ſchlagen. Wann wird einmal der Zumalacarregup erſcheinen, der beiden den rechten Platz anweiſt?

Unmittelbar hinter dieſem ſchwachſinnigen Politiker ſieht man den Kopf und die Bruſt einer andern Jammergeſtalt. Es iſt ein Mann mit kurzgeſchornem Haar, ſein Kleid ohne Ermel geht nur bis zur Achſel. Er lehnt ſich übergebeugt mit der rechten Hand, die den Kopf ſtütze, auf den Rücken des Politikers. Das Geſicht hält er lauernd zwiſchen dem gegen die Naſenſpitze vorgeſtreckten Zeigefinger und Daumen der Linken. Er ſcheint den Politiker ausbohren zu wollen; denn kein Thor iſt ſo groß, der nicht größere als Zuhörer findet.

Was hat nun dieſe klägliche Geſtalt mit dem geſchornen Kopfe, dem rechnenden, lauernden Blicke und dem Bettleranzuge mit der Politik zu ſchaffen? Offenbar iſt es ein ſchwindelnder Börſenſpekulant, der bei einer unerwarteten Kursſtauheit Vermögen und Verſtand verloren. Er war einmal ein ſolider, ehrlicher Kaufmann, wie man noch aus ſeinem mitleidenswerthen Geſichte erſieht. Zwar hatte er keine Ausſicht, Millionär zu werden, aber er war wohlhabend und zufrieden, ſein Eſſen ſchmeckte ihm, weil er es ſich im Schweiße ſeines Angeſichts verdiente, er ſchlief ruhig, weil ihn keine Furcht vor mißlungenen Spekulationen quälte, da ſein Handel ſicheren Gewinn brachte, wie die Saat des Landmanns. Da mußte er einmal von einem ſchlechten Gläubiger an Zahlungsſtatt Staatspapiere annehmen, die eben in ſchlechtem Kurſe ſtanden. Er ſah das Geld ſchon für verloren an, als die Papiere durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich al pari ſtiegen, und er mehr gewann, als die verloren geglaubte Schuld betrug. Jetzt regte ſich in ihm zuerſt eine Unzufriedenheit mit ſeiner Lage, und die Begier nach mehr ergriff ſein Herz. Gegenüber ſah er den Pallaſt eines Staatspapierjuden, und da ſprach er zu ſich ſelbſt: was ſollſt du ein Narr ſeyn und dich von Morgens bis Abends plagen, immer nur Kreuzer und Kreuzer einnehmen, ohne irgend eine weitere Ausſicht? Mache es wie dein Nachbar, da kannſt du mit Vorſicht und Mäßigung ein ganz anderer Mann, auf eine viel leichtere Weiſe werden. Du brauchſt ja nur einen kleinen Theil deines Gewinns ſo anzulegen, den Kram kannſt du für's Erſte behalten, und wenn es nicht gut geht, ſteht es dir immer frei, das wieder zu werden, was du jetzt biſt, ein armſeliger, kleiner Kaufmann, der vor jedem vorübergehenden Kunden, hat er einmal für einen Kreuzer gekauft, demüthig den Hut herunternimmt und alle Abend rechnet, ob er nicht mehr ausgegeben, als eingenommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Aetna und der Montblanc.

(Fortſetzung.)

Ueber die Geandes-Montées wurde à la ramasse herabgefahren, d. h. mein Guide ſetzte ſich dicht unter mich, nahm meine Beine unter ſeine Arme und rutſchte mit dieſem Doppelſchlitten pfeilſchnell den Abhang hinab. So kamen wir in zehn Minuten da hinunter, wo wir fünf Viertelſtunden hinauf gebraucht hatten. Die Winkelneigung iſt hier 70°, und aufwärts mußten Leute

in's Eis gehauen werden, um Hände und Füße einzusetzen. Später hörte die Ramasse auf, denn der Abhang der Petites-Montées ist um 5° oder 6° weniger geneigt, als der vorige. Hier gleitete ich auf einmal mit beiden Beinen aus; zum Glück und aus Vorsicht ging ich zwischen zwei Führern, und war um den Leib an einen Strick angebunden. Ohne diese Vorsicht wäre ich eine Höhe von vierhundert Fuß hinabgerollt. Beim Fallen entschlüpfte mir mein Stock, blieb aber glücklicherweise am Rand eines Abgrunds liegen. Mich aber retteten die beiden Führer, denn in dem Augenblick, als sich der Strick anspannte, an dem sie mich hielten, stießen sie mit Kraft und Geschicklichkeit ihre Stöcke in das Eis und standen nun fest wie Mauern. Hierauf zogen sie mich zu sich hinauf, wie einen großen Fisch an der Angel, und stellten mich wieder auf die Beine.

Nach dieser Episode überraschte uns die Nacht auf dem Taconnazgletscher. Bis hierher hatten wir vom Gipfel des Montblanc an noch nicht ein einziges Mal ausgeruht. Ich fühlte nun aber auch meine Kräfte sehr abnehmen. Wiewohl es schnell immer dunkler wurde, und wir nicht deutlich mehr unterscheiden konnten, wo wir den Fuß hinsezten, so mußten wir doch über einen tiefen Schlund, und zwar auf einer Brücke, die des Montblancs ganz würdig ist. Sie bestand aus sechs oder sieben Stöcken, die neben einander über den Schlund gelegt wurden. Dabei waren meine Stiefeln mit Eis überzogen; um also nicht in einen Abgrund von fünfhundert Fuß Tiefe zu fallen oder zu rutschen, ließ ich mich wieder um den Leib anbinden. Endlich waren wir sehr froh, in der Dunkelheit glücklich über den so gefährlichen Taconnazgletscher gelangt zu seyn, und es schien uns dagegen ein Leichtes, die Grands-Mulets als unser Nachtlager wieder zu erreichen. Mein Erstes war hier, meine eisstarren Füße in eine Schafhaut einzuwickeln, um sie dadurch zu erwärmen. Ich fühlte auch bald die Wärme, mit ihr aber auch unerträgliche Schmerzen. In einer halben Stunde schwollen meine Füße furchtbar an, und ungeheure Blasen bildeten sich auf der Oberfläche. Nun bedauerte ich es, sie nicht früher in Schnee gesteckt und damit gerieben zu haben. Jezt aber war es nicht mehr Zeit, denn sie waren erfroren.

Den 10ten Oktober. Zwar litt ich entsezlich an meinen Füßen, die Bise wüthete auch furchtbar an dem Felsen, und es gingen mehr Lawinen nieder, als gewöhnlich; dies hinderte mich jedoch nicht am Schlaf, den nur für Augenblicke Schmerzen unterbrachen. In diesen Momenten dachte ich über die Mittel nach, wieder nach Chamonni zu kommen, wenn ich nicht mehr auftreten könnte; denn dies schien mir unmöglich. So schwankte ich zwischen Schlaf, Unruhe und Schmerz bis an den Morgen. Während der Bereitung des Frühstücks befragte ich Julien Desvouassons über das Unglück bei der Ascension des Dr. Hammel im Jahr 1820, bei dem er als Führer gegenwärtig war und nur durch ein Wunder gerettet wurde. Die Nacht vor dieser Ascension, die man auf den Grands-Mulets zubrachte, war ein heftiger Sturm. Die meisten Guiden riethen auch am folgenden Morgen, die Ascension nicht zu wagen, sondern nach Chamouni zurückzukehren. Diesem aber widersezte sich hartnäckig Dr. Hammel, der die abrathenden Guides und seine zwei Begleiter, gleichfalls Engländer, furchtsam nannte und ihnen dadurch den Mund schloß. Sie ergaben sich in Alles, wiewohl einer der Führer, Tairraz, ein Vorgefühl von seinem Tode hatte; denn in jener stürmischen Nacht umarmte er mehrmals seinen Kameraden, weinte und sagte wiederholt zu ihm: „Ich bin ein verlorener Mann, es wird mich das Leben kosten.“ So kam es auch; August Tairraz war eines der drei Opfer. Die andern dießen Peter Cairriez und Peter Balmat. Diese drei Führer gingen voran, dann kamen die Engländer, Julien Desvouassons und Coutet schlossen den Zug. Die sie verschüttende Lawine war ungefähr dreihundert Schritte lang, zweihundert breit, aber nur zwei tief. Als sie herabkam, hatten die Führer keine Zeit mehr, zu überlegen, und Julien konnte kaum noch ausrufen: „Wir sind verloren!“ so wurde er schon mit seinen Kameraden bis an den Fuß des Abhangs fortgerissen, den sie eben hinaufstiegen, um von dem Grand-Plateau wegzukommen. Dieser Abhang mochte ungefähr vierhundert Fuß hoch seyn. Glücklicherweise war es nur eine Schneelawine; denn hätte sie Eisstücke oder Felsblöcke enthalten, so wären Alle in Einem Augenblicke wie in einer Mühle zerknirscht worden. Bei diesem Hinabrollen kam Julien dreimal an's Tageslicht.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder der Nacht.

Kühlung.

Der Tag war lang, der Weg war weit,
Nun ist der Sonne Ruhezeit,
Hat müd' sich gehen müssen;
Wie Stirn und Aug' und Wange flammt!
Sie drückt sie in den rothen Sammt
Der flaumenweichen Kissen.

Goldschnee.

Hei, das ist ein lustig Schneien!
Schaut die goldnen Flocken nur,
Die im Blau sich glitzernd reihen,
Eine goldbeschneite Flur.

Digitized by Google

Die Spinne.

Mit Listen sacht
Um Mitternacht
Schleicht der Mond, die Riesenspinne.
Hoch im blauen Dome hängt
Sein Geweb' er auf und fängt
Die zappelnden Sternlein drinne.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Stellung der Literatur. Damenjournal.

Ich tadle Jules Janin um so weniger, da er sich auf diese Weise ein Einkommen von 40.000 Franken erschreibt. Seinen Ruhm fördert er dadurch freilich nicht; aber was liegt daran, ob die Seifenblase ein Bischen länger oder ein Bischen kürzer schimmert? sie zerplatzt am Ende doch, und wenn man's beim Licht betrachtet, so hat Janin doch kein anderes Talent, als seinem Publikum ein wenig Rossinische Musik aufzuspielen. In den höhern gesellschaftlichen Kreisen macht das Auftreten dieser opulenten und eleganten Auteurs indeß nur wenig Effect. In den Salons hat die Literatur der Politik weichen müssen. Vor Einführung der repräsentativen Regierungsform war es anders: da waren die Literatoren nicht bloß Unterhaltungsschriftsteller, da war die Opposition in der Literatur; Beaumarchais und Voltaire regten alle die Leidenschaften auf, die heutzutage nur im Sturmwinde wogen, der von der Rednerbühne herabbraust. Wenn Guizot oder Thiers in der Kammer eine entscheidende parlamentarische Schlacht gewinnen, so sind Abends ihre Receptions wahre Ovationen, und man muß den Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen, es geschieht dann nicht sowohl, um den Hof zu machen, daß sie Weihrauch zu den Füßen der Excellenzen brennen; intellektuelle Superiorität erkennt im Durchschnitt die Nation willig an und huldigt ihr ohne Nebenabsicht, während sie sonst nicht leicht etwas thue, wobei sie keinen Nutzen hat oder hofft. Und welcher Jubel im Faubourg St. Germain, wenn Berryer mit frisch gebrochenen Palmen getrönt erscheint! Die schönsten Augen senden ihm ihre feurigsten Blicke zu, und die alten Marchesen embrassiren den beredten Notarier. Wir wollen damit nicht sagen, daß der literarische Ruhm verkannt werde; es ist für viele Zirkel eine große Auszeichnung, wenn die Dame des Hauses sagen kann: „nous aurons ce soir Monsieur de Lamartine," oder: „voici M. Hugo qui entre." Lamartine ist in dieser Hinsicht der glücklichste unter allen Literaten; er hat eine Menge Mittel, seinen Ruf wieder anzublasen, wenn er merkt, daß er etwas erkaltet; gibt es mit der Prosa nicht, so wird ein Gedicht in die Welt geschickt, und sind die Verse vergessen, so kommt eine Rede in der Kammer zu Hülfe. In der gesetzgebenden Versammlung zeigt er sich stets sehr sanft und milde, und herablassend und populär; zu Hause aber und in der großen Welt spielt Lamartine den grand Seigneur; er geht meist mit den adeligen Familien um und gibt Rendezvous, die er nicht einhält.

Außer den Litteraten von Profession sind es eigentlich nur noch die Damen, die sich mit der Literatur ernstlich beschäftigen; um sie bewegen sich junge Leute, die durch die Literatur und die Damen emporkommen wollen, beides unfehlbare Mittel, um die man sich aber auch hartnäckig streitet. Für viele junge Schriftsteller sind in der That die Damen von großem Nutzen; da sich die Literatur meist doch nur mit flüchtigen Novellen oder Elegien und dergleichen, oder wenn es hoch kommt, mit Romanen beschäftigt, so können Damen allerdings kompetente Richter seyn, und ihr feiner Takt, ihr Schönheitssinn kommt ihnen trefflich zu statten. Leider haben die Damen diesen Takt, diesen Schönheitssinn öfters in eigenen Kompositionen verleugnet. In dem livre des femmes ou heures du soir stehen Geschichten, von denen die Grazien und selbst die Schamhaftigkeit sich zürnend abwenden. Eine Novelle in diesen Abendstunden dreht sich um folgende absurde, greuliche Thatsachen. Vorerst müssen wir bemerken, daß hier Frauenzimmer sind, welche Herren und Damen die grauen Haare ausreißen und sich reichlich von ihrem Salon épilatoire nähren. In der eben angeführten Erzählung sucht ein junger Mensch, um sich den Weg zu einem Mädchen zu bahnen, das dieses Geschäft treibt, sich auf alle mögliche Weise graue Haare zu verschaffen: er stürzt sich in das verruchteste Leben, und mordet am Ende die Geliebte, die ihm so theuer zu stehen kommt. Bei dem fortwährenden Einflusse, den das weibliche Geschlecht auf die geistige Entwickelung ausübt, bei der immer weiter und tiefer aufregenden intellektuellen Thätigkeit konnte es nicht fehlen, daß ein Journal für Damen zu Stande kommen mußte. Das so eben erschienene Heft vom 15ten September liegt vor uns; es ist nicht uninteressant, einen Blick hinein zu thun. Neueste literarische Kompositionen, Tagesbegebenheiten, Theater und Moden, Alles, was das feinere gesellige Leben bildet, wird vorgeführt; es ist Paris, wie es sich in einem Dutzend Frauenaugen abspiegelt. Den Anfang macht, wie billig, das Modekupfer, ein Peignoir von Batiste mit einer Garnitur. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier ein Schneiderinventarium hersetze und Ihnen die Bänder und die Falten herzähle; von alle dem kommt auch in dem Artikel Modes kein Wort vor. Ueber neue Stoffe kann ohnedies noch nicht berichtet werden, da sie erst in vierzehn Tagen in dem klassischen Magazin des Herrn Delille anlangen. Statt dessen sehen wir eine recht artig erzählte Geschichte von einem hübschen jungen Mann, mit schwarzem Schnurrbärtchen, einer Blouse von grünem Merinos und spirituellen Augen; dieser tout petit jeune homme kommandirt in der Rue Choiseul mit weiblichem Ernste eine Eskadron Ouvrières; mit einem Worte, oder vielmehr mit zweien, es ist un petit Modiste; er macht Damenhüte mit Bändern und Blumen. Nun, wenn die Damen Rezensionen schreiben, wie wir deren sogleich lesen werden, warum sollen die jungen Herrn nicht Damenhüte machen? Und der kleine Modist hat vor den andern einen Vorzug, der allgemein einleuchten muß. Die meisten Marchandes de Modes lassen sich nämlich von ihrem eigenen Gefühle inspiriren; sie tiedeln bloß die Nüancen, die ihnen gut stehen; der petit jeune homme im Gegentheil beobachtet sorgfältig die Physiognomie der Damen, ihren Teint, die Farbe der Haare, réfléchit un moment, sagt die Journalistin, schneidet dann seine Passe, und in vier-und-zwanzig Stunden ist der Hut fertig, ja oft in sechs Stunden macht er Ihnen einen chapeau delicieux, un bonnet ravissant.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Oktober 1835.

So herb Gefahren
Und Mühen waren,
So süß die Ruh'.
F. Schmit.

Der Aetna und der Montblanc.

(Beschluß.)

In dem furchtbaren Augenblick, wo die drei ersten Führer in den unermeßlichen Schlund am Fuß des Abhangs hinabgestürzt wurden, erkannte Julien ein Bein seines Freundes August Talrraz an den schwarzen Kamaschen. Durch ein unbegreifliches Glück wurde er über diesen ersten Schlund weg in einen andern entferntern geworfen, der halb mit Schnee angefüllt war, so daß er ungefähr nur sechzig Fuß tief und nur auf weichen Schnee fiel. Er meint dieses Wunder einem sehr langen Barometer zuschreiben zu müssen, das er für Dr. Hammel trug, und das an einem starken Riemen auf dem Rücken hing. Dieser Riemen hätte aber sehr gut reißen können, als Julien Kopf oben, Kopf unten mitten in der Lawine fortrollte. Es ist mir auch wahrscheinlicher, daß ihn und Coutet, der doch kein Barometer trug, nur der gewaltige Stoß über den großen Abgrund weg in den kleinen geschleudert habe, und daß ihre drei Kameraden dagegen gerade unter der Lawine waren, als diese sich unten am Abhang in den großen Schlund stürzte, wo sie dann zu unterst darin begraben wurden. Jene beiden Glücklichen lagen auf weichem Schnee, Julien mit den Füßen in der Luft, in sehr unbequemer Stellung und jämmerlich zugerichtet von seinem Fall zwischen die engen Eiswände des Schlundes, Coutet fast ganz mit Schnee überdeckt. Julien konnte sich zuerst herausarbeiten, hierauf half er auch seinem Kameraden aus dem Schnee. Betäubt betrachteten sie sich lange, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und hernach staunten sie nicht wenig darüber, noch lebend in diesem Grad zu seyn. Glücklicherweise hatten sie bei diesem Fall ihre Kraft und Besonnenheit nicht verloren. Die Engländer, welche die Lawine nicht berührt hatte, warfen ihnen eine kleine Art hinab, und mit dieser hieben sie Löcher in das Eis und kletterten so hinauf. Da sah man, daß die drei vordersten Guiden fehlten, man machte also einige Stunden lang alle möglichen Versuche, sie zu entdecken, und untersuchte zu diesem Zweck den Schnee mit den langen Stöcken; man rief ihnen überall, aber Alles vergeblich, das traurige Echo des Grand-Plateau antwortete allein. So mußte dieses peinliche Suchen endlich aufgegeben werden, denn die Kälte wurde immer empfindlicher. Dr. Hammel wollte durchaus, einige Führer sollten hier an Ort und Stelle bleiben, er wolle ihnen von Chamouni aus sogleich Männer senden, um die Verunglückten auszugraben. Dieser Vorschlag sprach zwar nicht für die Ueberlegung Hammels, zeigte aber doch seine Menschlichkeit und Freundlichkeit. Die Führer ließen indessen ihren Zorn gegen

Digitized by Google

ihn laut werden, da sie ihm mit Recht seinen Eigensinn, die erste Ursache des traurigen Ereignisses, vorwerfen konnten. Seit dieser Zeit zieht kein Reisender ohne eine gewisse Scheu über das Grand-Plateau, denn er denkt gewiß an jenes traurige Ereigniß, das glücklicherweise bis jezt das einzige auf dem Montblanc gewesen ist.

Gegen halb acht Uhr brachen wir endlich auf. Dies war nichts Kleines, denn um nur gehen zu können, hatte ich meine leichten Stiefeln gegen die schweren Schuhe eines Führers gewechselt; diese waren zwar weit genug für mich, ich litt aber doch unsäglich darin, und ich hatte noch sieben volle Stunden zu gehen. Ehe ich jedoch die Grands-Mulets verließ, sammelte ich da noch viele Mineralien, Krystalle und besonders Asbest. Mit großer Mühe kam ich über den fürchterlichen Bossonsgletscher und dann zur Pierre de l'Echelle, wo ich wieder die erste Pflanze sah, das reizende Rhododendrum, für diese späte Jahreszeit eine seltene Erscheinung. Hier herauf waren auch einige Mädchen aus dem Thal geklettert, um uns Milch, Brod, Butter und von dem trefflichen Chamounihonig zu bringen, was wir uns Alle trefflich schmecken ließen. Es waren Kinder einiger Führer, die ihre glücklich zurückgekommenen Väter begrüßten und nach alter Art ihre Knie umfaßten. Unterhalb der Pierre-pointue hörte ich zum ersten Mal wieder leise das Rauschen der Arve aus dem Thal herauf, mehr aber noch erfreute mich der Anblick eines Maulthiers, das ein kleines Mädchen für mich hierher geführt hatte; ich erinnere mich seit lange keiner erfreulicheren Erscheinung.

Ehe wir wieder in Chamouni eintrafen, kam mir das Konseil der Guiden, mit ihrem Syndikus an der Spitze, entgegen, um mir zum glücklichen Erfolg der Reise Glück zu wünschen. Es war ein allgemeines Fest, an dem alle Einwohner Theil nahmen. Mein kleiner Haufen marschirte nun in Ordnung hinter mir her, was mir das Ansehen eines Triumphators gab. Als ich wieder beim Hotel de l'Union ankam, mußte ich durch eine Reihe schöner Damen, deren anmuthiges Lächeln und freundlicher Beifall meine zweite Belohnung war. Bald darauf erschien ich bei der Table d'Hôte, wo es nicht an Fragen und Erkundigungen fehlte.

Wenn Dich je die Lust ankömmt, den Montblanc zu besteigen, so rathe ich Dir dringend, meine Fehler zu vermeiden. Besonders erwärme Dir nicht die Füße, so kalt sie auch seyn mögen. Versieh Dich mit zwei Paar Stiefeln, was ich nicht gethan hatte; ziehe wollene Strümpfe an und nimm einen Mantel mit, den Du von einem der Führer tragen läßt; grüne Brille und Schleier können auch sehr dienlich seyn, besonders in frühern Monaten. Dies sind aber nur Dinge von untergeordneter Wichtigkeit, denn im ersten Rang stehen vier andere: fester Schritt, gute Augen, schwindelfreier Kopf, und besonders fester, bestimmter Wille.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Der Mann hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das heißt, ohne die immer steigende Begehrlichkeit der menschlichen Natur. Daß er aber, als ihm die Spekulation mißlang, nicht wieder der wohlhabende, jeden behaglich grüßende Kaufmann war, sondern ein ganz anderer, das zeigt eben die Rolle, die er hier in dem Narrenhause spielt, und das kam also. Anfänglich machte er mit seiner neuen Spekulation die besten Geschäfte, statt des vierten Theils setzte er darum den halben, und wie es immer besser ging, sein ganzes Vermögen auf das Spiel. Er fand es sehr bequem, statt des alten, mühe- und sorgevollen Tagewerks mit seinen tausend kleinen Verdrießlichkeiten, Plackereien und Unannehmlichkeiten, einige Stunden auf der Börse spazieren zu gehen, seinen Gewinn einzuziehen, die übrige Zeit des Tags aber ganz seinen Vergnügungen zu leben und nichts weiter zu thun, als Zeitungen zu lesen und die höheren Gesellschaften zu besuchen, um Neuigkeiten zu erforschen und die Bewegungen des politischen Meers zu sondiren. Anfänglich, so lange es mit der Legitimität glänzend stand, spekulirte er darauf, je revolutionärer aber die Zeichen der Zeit wurden, um so mehr spekulirte er à la baisse; daher kam es, daß er bei der Julusrevolution statt eines Verlustes, wie viele andere, einen unermeßlichen Gewinn machte. Nun aber, je reicher er wurde, um so ärmer fühlte er sich mit jedem Tag; denn nun konnte er erst die Millionen berechnen, die ihm noch fehlten, um einer der großen Geldaristokraten zu werden, die sich rühmen, Krieg und Frieden wie gefangene Geister in ihrer Börse zu haben, um nach Willkühr den einen oder den andern durch die magische Kraft ihres Goldes loslassen zu können. Da ihm die Revolution so reichen Gewinn gebracht, so machte er sie zur Basis aller seiner Operationen. Es wurde keine begonnen, worauf er nicht Aktien nahm; keine gedungene, halb verhungerte und ganz zerlumpte Mordbrennerbande wurde auf ein Land losgelassen, bei deren Ausrüstung er nicht betheiligt war, und keine revolutionäre Regierung eingesezt, der er nicht Vorschüsse leistete, um hernach, wenn die Entreprise gelang, sich in die Kron-, Gemeinde-, Kirchen- und Armengüter des unglücklichen Volks zu theilen,

Digitized by Google

das alsdann im Namen einer papiernen, lügnerischen Freiheit von den Blutspekulanten und Menschenlieferanten systematisch ausgesaugt und niedergetreten wurde. Außer diesen kriegerischen Spekulationen nahm er endlich auch an den friedlicheren der Brandassekuranzgesellschaften Antheil.

Während all dieser Unternehmungen wurde aber sein eigener Zustand immer gereizter, ängstlich sah er immer dem Ultimo, das heißt dem Abrechnungstage entgegen, Tag und Nacht träumte er von nichts als Gewinn und Verlust. Es kam kein Kurier, ohne daß er bald roth, bald bleich wurde. Seine alte Zufriedenheit und Behaglichkeit war längst dahin, er konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch lachen, wie ehedem. Stand ja nicht allein sein ganzes Vermögen auf dem Spiele, sondern ein Kredit, der im Unglücksfalle zur Zahlung der Differenzen das Zehnfache übersteigen konnte. Und die Würfel, welche die Begehrlichkeit, einen ruhigen Erwerb im Schweiße des Angesichts verschmähend, geworfen, sie fielen unglücklich. Die Entrepreneurs der Bürgerkriege machten Bankerott, und sein Geld war verloren. Zwar hatte er sich noch eine kleine Summe für den Fall der äußersten Noth zurückgelegt, allein sein Sohn, um dessen Erziehung er sich während seiner rasenden Spekulationen unmöglich kümmern konnte, hatte sie ihm entwendet. Derselbe, ein verschwenderischer, liederlicher, unwissender, aufgeblasener Taugenichts, verspielte nach dem väterlichen Beispiele das gestohlene Geld auf der nächsten Pharaobank und ließ sich dann in der Fremdenlegion anwerben, um für dieselbe Sache sein Blut zu opfern, die seines Vaters Gold verschlungen. Diese doppelten Schläge erweckten Angst und Gewissensbisse in dem Fieberkranken, gern wäre er wieder der kleine Kaufmann geworden, allein Müssiggang, das Bedürfniß, stets in großen Hoffnungen und aufgeregten Gefühlen zu leben, die gedemüthigte Eitelkeit und die gänzliche Entblößung nahmen ihm Muth und Kraft und erfüllten ihn mit Lebensüberdruß und Verzweiflung. Durch die vielen Brände, die ihn so lange geängstigt, gerieth er auf den Gedanken, es brenne in seinem Gehirn; da ihn Niemand assekuriren wollte, stürzte er sich, dem Feuer und allem Elend und Jammer zu entgehen, in den Fluß, die Stunde verfluchend, da der Teufel seine Begierde zuerst mit dem schwindelnden Börsenspiele versucht. Indessen wurde er gerettet, aber nun hatte er auch mit seinem Verstande Bankerott gemacht. Tag und Nacht schleicht er lauernd und rechnend herum; kaum geht ein anderes Wort als fünfprozentige und dreiprozentige aus seinem Munde; bald berechnet er seinen Gewinn, bald jammert und heult er über Verlust. Häufig stöhnt er mit jammernder Gebärde das Wort Ultimo! o Ultimo! hervor; ist er im heftigsten Delirium, so kann man ihn damit wieder zu sich bringen, er fährt sogleich zitternd zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Der Hallesche Komet. Theater. Persönliches.

Wäre nicht der Hallesche Komet, so wüßte ich Ihnen diesmal eigentlich nichts aus Berlin zu schreiben. Er ist glücklicherweise vom Justizrath Kunowski auf dem ehemaligen Templower, jetzigen Kreuzberge, gefunden worden, als das Publikum schon alle Hoffnung aufgab. Seitdem füllt er allein, nämlich die Entdeckungsprotokolle über ihn, die Spalten unserer Zeitungen. Wann er in Berlin, Treptow an der Rega und Potewitz zuerst gesehen worden, ist unstreitig ein wichtiger Moment für die Wissenschaft von den Kometen. Nur wird er leider, auch in Berlin, so klein bleiben, daß von einer allgemeinen Theilnahme nicht viel zu hoffen ist. Auch geben unsere Weinbauer schon die Hoffnung auf, was, außer dem fehlenden Regen, schon deßhalb sehr natürlich ist, weil er nicht einmal einen Schwanz hinter sich hat. Daß übrigens auch die Kometen nicht aus den großen Bahnen der Zeit gehen, beweist er durch das viele Geschrei, das bei seiner Witterung gemacht wurde, und nun kommt für's Publikum nicht viel mehr heraus, als ein kleiner Nebelfleck, und Vergnügen und Nutzen ziehen die Astronomen allein. Außer der Regel wäre nur das, daß ihn ein Privatmann früher entdeckt hat, als der offizielle Astronom auf der Staatssternwarte. Dieses hat seinen natürlichen Grund, indem Kunowski den vorzüglichsten Frauenhofer hier besitzt und sein Observatorium auf dem ganz dunstfreien Kreuzberge liegt, während die schöne königliche Sternwarte inmitten eines Häuserecarré's situirt ist, wo aus tausend Schornsteinen, aus Schmieden und Fabriken die Atmosphäre verdampft wird. Auch diese Anordnung mag ihren innern Grund haben, indem jeder öffentlichen Wahrnehmung, und noch mehr ihrer Darstellung, eine gewisse Färbung nöthig ist; anzuerkennen bleibt es indeß, daß in einem Gemeinwesen, wo die Initiative der Entdeckungen und Verbesserungen streng der vormundschaftlichen Fürsorge der Behörden reservirt ist, einem Privatmanne gestattet wurde, den neuen Stern nicht allein zuerst zu finden, sondern auch in der Staatszeitung es zuerst bekannt zu machen.

Das Königsstädtische Theater versuche mit der Zeit fortzugehen. Es bestrebt sich nämlich, dem Victor Hugo auf jener Seite der Spree das Bürgerrecht zu verschaffen, und hat, nachdem es mit der Marie Tudor so allenfalls gelungen, jetzt auch den Tyrannen von Padua in's Deutsche übersetzt. Vorweg ist an der Aufführung dieses Stückes zu tadeln, daß sie mit lebendigen Menschen versucht ward, da die Charaktere nur für Marionetten berechnet sind. Auf einem Puppentheater in alter Art müßte dieser immer gleich grimmige Angelo, dieser hohle Liebhaber Robolphe, diese stereotype Passivtugend der Katharina Breakbini, wenn sie mit den hölzernen Armen aneinander klappten, sich vortrefflich ausnehmen; und auch die mehr menschliche Tisbe, wenn sie einer buntausstaffirten, recht aeleuten Puppe zugetheilt wäre, könnte von Wirkung seyn, zumal in der Scene, wo Tisbe die Katharina aus dem Bette schleift. Es fehlte da

nichts an der hölzernen Tonleiter der Gefühle, als ein Kasperle, der bisweilen dazwischen seine Sufflirensprünge machte. Diese Wahrheit geht bei einer Aufführung mit wirklichen Menschen verloren. Deßhalb, denn die Schauspieler haben es gewiß gefühlt, daß sie Hugo's Stück nicht ganz widergeben konnten, haben sie sich das neufranzösische Pathos etwas in das Altdeutsche übersetzt, ich meine in jenes Altdeutsche aus Iffland's Zeit, was, so sehr die Intension zu loben, etwas seltsam Buntscheckiges zur Folge hatte; wenn man nämlich den Tyrannen innerlich gerührt sieht, daß er Tyrann seyn muß, und der teuflische Bösewicht mit thränendem Blicke der gequälten Unschuld zuflüstert: „Ich thue nur so.“ Was Victor Hugo wohl selbst dazu sagen würde, wenn er seine Stereotypen so durch Thränenwasser in's Deutsch-bürgerliche aufgelöst sähe! Die Mühe der Schauspielrr, für deren gutes Herz es zeugt, erinnerte mich übrigens an die unserer jüngsten Schriftsteller, welche es den Neufranzosen gern gleich thun möchten. Wie sie sich auch anstrengen, gemüthlos barsch ihre Menschen, nur von Eigennutz und Leidenschaften regiert, zu kneten, die deutsche Sentimentalität guckt doch aller Ecken aus dem Thone vor. — Das Hoftheater wird, so lange das Kalischer dauert, verlassen seyn; ein guter Theil der Acteurs ist schon dahin befördert. Nächst dem Halleyschen Kometen hörte man in jezter Zeit die Reiseetoilette des Fräulein von Hagn am meisten besprechen. Freilich wird sie auch der Stern dort seyn, um den viele Sterne sich drehen dürften, und das Herz manches tscherkessischen Peinzen wird heißer gegen den silbernen Schuppenharnisch der europäischen Kultur entgegenschlagen. Wer weiß, ob er nicht auf den Gedanken kommt, ein Theater im Kaukasus anzulegen, oder gar die Gitterthore seines Harems zu öffnen und seinen Frauen Freiheit und Erziehung zu geben, damit sie ihm nicht allein Genuß gewähren, sondern auch glänzen, für sich und ihn. Es geschieht jezt nichts in der Welt, was nicht zur allgemeinen Gesittung hinwirkt.

In unserer Personalchronik nimmt der Tod eines ausgezeichneten Offiziers, des Generallieutenant Braun, einen Hauptplatz ein. Bürgerlicher Herkunft, und bürgerlich dem Stande und dem Sinne nach geblieben, hatte er sich durch seine Verdienste und Talente zu dem hohen Ehrenplatze aufgeschwungen, in dem er, thätig bis zuletzt wirkend, gestorben ist. Die allgemeine Achtung und Theilnahme sprach sich bei seinem Begräbniß aus. — Herr von Raumer ist noch immer in England; doch macht er Abstecher nach Irland und Schottland. Vertraut, wie er ist, mit allen dort in den Vorderreihen der Handelnden stehenden Personen, seyen es Whigs, Tories oder Radikale, ja unterstützt selbst von den englischen Ministern in seinen historischen und statistischen Forschungen, versprechen seine Briefe eine reiche Ausbeute. Dem Vernehmen nach präparirt man in England selbst schon eine Uebersetzung derselben. — Ein anderer Berliner Gelehrter, Professor Zumpt, reist in Griechenland, ist aber leider von dem jezt dort herrschenden Fieber, welches so vielen Deutschen gefährlich wird, ergriffen. — Raupach ist gestärkt von einem Nordseebade zurückgekehrt, und hat sich ein Rittergut in seinem Vaterlande Schlesien, am Fuße des Riesengebirgs, angekauft, wo er künftig die Sommermonate als Landwirth verbringen will. Es ist ein Irrthum, der, glaube ich, von Graf Platen aufgebracht, noch immer hie und da im Schwunge scheint, daß Raupach israelitischer Herkunft sey. Er stammt aus einer alten Preddiger- und Gelehrtenfamilie Schlesiens, welche, schon lange vor ihm, manchen namhaften Schriftsteller zur Welt gebracht hat.

Paris, September.

(Beschluß.)

Schriftstellernde Weiber.

Die Spekulation mit dem Modisten ist nicht schlecht, und ich bin überzeugt, daß die vielen Equipagen, die ich heute früh in der Rue Choiseul gesehen, meist Damen trugen, welche ungeduldig waren, die petites moustaches und die graue Blouse des petit Modisto zu sehen; er heißt Monsieur Charles. Wir finden ferner zarte Elegien, ganz im romantischen Modestyl, voll Thränen und Gradesschauer, wie Mondschein und Getöne der Abendglocke im Dorfe. Die eine, betitelt: litanies des femmes, ist von Madame Olympie de Lernay; alle Strophen endigen: mon Dieu, fait-moi mourir. Und wissen Sie, warum oder wann Sie sterben will? wenn ihre Stirne nicht mehr jugendlich ist, wenn ihr ausgetrocknetes Herz kein Interesse mehr hat, wenn sie, mit Einem Worte, alt wird, oder auch ehe sie es wird. Gewiß ist Madame de Lernay hübsch; sie sagt in einer andern Strophe: „wenn ich diejenigen, die ich anbete, nicht mehr werde entzücken können, wenn mich ihre eisigen Blicke anschauen, ohne zu genießen.“ Das ist doch die naivste Koketterie, die kompleteste Selbstsucht, die sich denken läßt: „quand je ne pourrai plus charmer ceux que j'adore!“ damit meint sie doch offenbar ihre eigenen Anbeter, und die Dichterin ist verheirathet und sie sendet solche Sachen in die Welt! Die Direktrice, Madame Fanny Richbomme, rezensirt das Werk von Aimé Martin: „de l'éducation des mères de famille,“ mit einer recht ernsthaften Leichtigkeit und einer recht eleganten Würde. Das Werk A. Martins hat bekanntlich den prix Monthyon erhalten, und nicht Geringes denkt die Frau Richbomme von den Frauen: sie sind hautement appelées à la civilisation du genre humain, woraus denn zunächst folgt, daß sie auf das Journal des femmes subscribiren müssen; die Zeiten seyen nicht mehr, wo sie bloß mächtig gewesen durch ihre Schwachheiten, und wo sie nur durch die Grazie ihrer Toilette und ihrer Figur geherrscht; sie sollen jezt durch das Journal des femmes herrschen; dies ist auch leichter, denn es ist nicht jeder Dame vergönnt, durch die grâce de la figure zu herrschen, und wir haben die Frau Richbomme stark im Verdachte, daß sie zu diesen gehöre, während die Herrschaft mittelst des Journal des femmes nur fünfzehn Franken halbjährlich kostet. Es kommt unsern Galanterie hart an, unumwunden zu gestehen, daß es um die Weltherrschaft durch dieses Blatt schlecht steht, daß wir außer den Modeberichten, die sich grade eben wieder auf die Schwachheiten beziehen, nichts als Mittelmäßiges in dem ganzen Hefte gefunden. Indessen mögen sie immer schreiben, die Mlle. Veraenie de Sénancourt und die Madame Aglae Corday, die Madame B., née L. B., und wie sie alle heißen; sie werden sich damit auf anständige Weise die Zeit vertreiben, wenn sie nur nicht ihre Anbeter in ihren Alexandrinern paradiren lassen; sie werden zwar das Weltall nicht civilisiren, allein sich selbst, oder vielmehr ihre eigene Civilisation perfectioniren und sich, ich hätte beinahe gesagt, von Scilla nach Abdera schreiben, wenn der Ausdruck nicht unziemlich wäre; ich habe hier viel zu oft Leute um Pardon gebeten, denen ich nicht das Mindeste zu Leid gethan, um meinen Ruf von politesse und bonnee manière durch eine solche Plumpheit zu kompromittiren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Oktober 1835.

On peut bien manger sans nappe,
Sur la paille on peut dormir.
Les gueux, les gueux,
Sont les gens heureux!
Béranger.

Die Pariser Bettler.

Es gibt in Paris tausend verschiedene Arten zu betteln; theils geschieht es mit vielem Anstande und bloß durch stumme Darlegung der Dürftigkeit, theils aber auch durch lautes, ungestümes Anfordern und andere widrige Mittel. Wenn wir in ein Kabriolet einsteigen, ist uns ein alter Mann behülflich und legt uns einen schwarzen Teppich unter die Füße, zieht hierauf schweigend den Hut ab und sieht uns mit einer flehenden Miene an; wenn wir aussteigen, ist sofort wiederum ein anderer dienstwilliger Genius da, welcher gleichfalls einen schwarzen Teppich auf dem Wagenaustritt ausbreitet, den Hut abnimmt und eine jämmerliche Gebehrde macht; sobald wir Jedem ein Zweisousstück zuwerfen, verneigen sie sich dankbar. Wenn man einen Fiaker nimmt, bleibt der Kutscher gewöhnlich auf seinem Bocke sitzen; ein anderer höflicher Mensch öffnet den Wagenschlag, macht den Tritt herunter, fragt, wohin man wolle, und schreit die Antwort dem Kutscher zu; darauf wendet er sich mit bittendem Ton an den Fremden: Mon maître! la moindre de vos moindres! bis dieser, ungeduldig über den Aufschub, den der dienstfertige Geist verursacht, ihm einige Sous gibt, wofür er seine Dankbarkeit gewöhnlich in einer burlesken, aber zugleich schmeichelhaften Redensart ausdrückt, als: Allons, mon vieux, tope à mort pour d'aimables bourgeois! u. s. f. Führt man Damen in's Theater, so weist einem die Aufwärterin die Loge an, nachdem sie kleine Fußbänke für die Damen hingestellt hat, welche man natürlich nach Generosität bezahlen muß. Hat man im Kaffeehause seine Tasse Chokolade getrunken oder sonst etwas genommen, muß man außer der gewöhnlichen Bezahlung immer noch ein kleines Trinkgeld für den Kellner hinzufügen; man läuft zwar keine Gefahr, übermüthige Späße zu hören, aber man mag doch auch nicht gerne mürrische Gesichter sehen. Leute comme il faut, sagte mir neulich ein Kabriolet-kutscher, bezahlen für jede Fahrt immer noch fünf Sous über den Tarif, und was thut der arme, eitle Mensch nicht, um seinen Stand geltend zu machen, selbst wo er nicht einmal auf Dankbarkeit und Anerkennung rechnen kann? — Auf dem Pont-royal, im Angesicht des Pavillon Marsan, der von der königlichen Familie bewohnt wird, steht Jahr aus, Jahr ein ein alter Soldat, ruhig und starr, wie in Erz gegossen, ein lebendes und doch gleichsam lebloses Monument aus der Napoleonschen Zeit; eine über seine Brust hängende Tafel meldet in großen Buchstaben seine Ansprüche an die Mildthätigkeit der Vorübergehenden, und an seiner linken Seite hängt eine blecherne Büchse, die Gaben guter Menschen zu empfangen; denn seine beiden Arme, die er schlaff herunterhängen läßt, sind verstümmelt. Ich sah ihn oft

unter dem regen Wogen der Menge einsam und verlassen dastehen, ein Bild seines großen, unsterblichen Feldherrn auf dem Felsen von Sankt Helena. Tausende eilten in geschäftigem Treiben oder in der Gedankenlosigkeit des Müßiggangs vorüber; Viele bemerkten ihn nicht, Wenige erbarmten sich seiner; aber nie hörte ich einen Laut der Klage, nie ein bittendes Wort aus seinem Munde. Mit der nämlichen stoischen Größe endete Napoleon auf seiner einsamen Insel, ein warnendes Bild für alle Herrscher, die, auf den Schultern des Volks emporgetragen, ihres Ursprungs vergessen.

Außer diesen wirklich hülfsbedürftigen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, anständigen Bettlern, gibt es nun aber in Paris noch eine große Anzahl von Leuten, welche aus dem Betteln ein Gewerbe machen und eigentliche Bettler von Profession sind. Dieser erbärmliche Stand ist hier einträglicher, als man glaubt; es gibt schwerlich ein Handwerk, welches bei so wenig Mühe und Anstrengung so viel einbringt, und diese Aussicht lockt den Müssiggänger und Tagedieb. So ein Bettler von Profession gewinnt den Tag über wenigstens drei oder viermal so viel, als der fleißigste, thätigste Arbeiter; und der Bettler ist um so viel reicher, als er der Natur seines Standes nach sich mancher Ausgaben überhoben sieht, welche der Arbeiter machen muß. Dieser kleidet sich anständig und hat eine eigene, reinliche Wohnung; jener begibt sich des Nachts in eine der öffentlichen Schlafstätten, wo er für einen Sou sein Nachtlager findet; reine Wäsche zu haben, gilt bei ihm für Luxus und Vorurtheil, und er legt nur die Kleidungsstücke an, welche nothwendig sind, wenn er nicht die öffentliche Moral beleidigen und mit der Polizei zu schaffen haben will. Er trägt einige Lumpen, welche eine Art von Jacke und Hose vorstellen sollen, und seine Fußbekleidung findet er an der ersten besten Straßenecke. Um zu essen, zu trinken und seine Familie reichlich zu ernähren, besitzt er demnach vier oder fünfmal so viel Geld, als der Arbeiter, welcher vier und fünfmal so viel Bedürfnisse hat, und ist deßhalb acht und zehnmal reicher, als dieser. Diejenigen von den Pariser Bettlern, welche so glücklich sind, irgend ein Talent oder ein körperliches Leiden zu besitzen, gelten für besonders reich und vom Himmel gesegnet. Gaudeant bene nati! Dahin gehören die lahmen oder blinden Violinspieler, Klarinetbläser oder Bänkelsänger, die einarmigen Leiermänner, die Krüppel an Beinen und Schenkeln, welche, in einer Mulde sitzend, fortrutschen und allerlei equilibristische Kunststücke machen, ohne noch diejenigen zu nennen, welche mit ihren körperlichen Gebrechen mancherlei Talente verbinden, welche z. B. in Ermanglung der Arme mit dem Bauche schreiben u. s. f. Jener Mann, dem ich so oft in der Straße begegne, der weder Arme noch Beine, sondern bloß eine Art von Kopf und einen Rumpf hat, und vermittelst einer besondern Vorrichtung mit seinem verstümmelten rechten Arm den Leierkasten dreht, ist reicher, als viele meiner Leser und ich jemals seyn werden.

Vor mein Haus kommen verschiedene Male des Tags herumziehende Sänger und Musikanten; jeder dieser Bettler sammelt während der Viertelstunde, die er sein Talent glänzen läßt, doch fast immer gegen zehn Sous ein, welche ihm aus den Fenstern der Nachbarhäuser zugeworfen werden. Wenn er auf diese Weise nur acht Stunden des Tags über arbeitet, so gewinnt er täglich gegen zwölf Franken, was ihm eine jährliche Einnahme von 4000 Franken ausmacht. Ich bin aber fest überzeugt, daß es Tausende von Familien unter den kleinen Beamten und Angestellten gibt, welche mit 1000 Franken das Jahr hindurch auskommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Drei Leidenschaften quälen und peinigen gleichmäßig seinen Geist: er glaubt immer noch im Besitze unermeßlicher Reichthümer zu seyn, der Geiz aber läßt ihn nicht ruhen und der Verdacht, überall sieht er Diebe, die ihm seine Schätze stehlen wollen; dann ist es die Habgier, die ihn peinigt: sein Geld soll nicht todt da liegen, es soll Zinsen tragen, und so müht er denn seinen Kopf unablässig mit Spekulationen ab und schleicht dem Politiker nach und belauscht seine Reformplane, um darnach die Hausse und Baisse der Fonds zu berechnen. Aber was ihn am meisten peinigt, ist der Gedanke, zuletzt doch eine falsche Spekulation zu machen und Hungers sterben zu müssen. Darum geht er auch so ärmlich gekleidet, um seine vermeintlichen Schätze für den Fall der Noth zu sparen. Während er so über seinen erträumten Reichthümern hinbrütet und sich mit ihnen abquält, sitzt seine Frau mit den übrigen Kindern, die er mit sich in das Elend gestürzt, daheim und darbt in der größten Noth und Verlassenheit.

Er ist ein Bild jener wahnsinnigen Gewinn- und Spielsucht, die unsere Zeit so furchtbar zerrüttet, wodurch auf eine telegraphische Depesche von drei Sylben Hunderte von Familien, die früher in unermeßlichen,

Digitized by Google

eben so leicht gewonnenen, oder auch manchmal von fleißigen Vorfahren ererbten Reichthümern schwelgten, der gräßlichsten Verzweiflung und gänzlichen Entblößung sich preisgegeben sehen, so daß Einer um den Andern von der Börse oder dem Spieltische schleicht, sich die Kehle abschneidet, oder ersäuft, oder eine Kugel vor den Kopf schießt, um dem Jammer seiner eigenen und vieler andern Familien zu entgehen, die er mit sich hinabgerissen. Dies Geldfieber hat sich so tief und zerstörend in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse eingefressen, daß selbst Frauen daran Theil nehmen. Die spekulirenden Damen mußten erst neuerlich förmlichst von der Pariser Börse ausgeschlossen werden. Die zudringlichen, wahnsinnigen Furien hätten sie aber fast gestürmt, und schlugen, als es nicht gelang, ihr Lager nebenan auf. Das übergespannte Fabrikwesen, das Tausende und Tausende, die es zu nähren vorgibt, an Leib und Seele zu Grunde richtet und eine Gegend weit umher verpestet, hängt auf's Innigste mit dieser ungenügsamen Gewinnsucht zusammen. Und man wird sich vielleicht über die Behauptung wundern, und doch ist sie wahr, daß ein großer Theil der amerikanischen Bevölkerung, deren jugendliche Freiheit und wunderbare Blüthe man romantisch ausmalt, wenigstens innerlich nicht viel anders aussieht, wie dieser Wahnsinnige hier. Denn nirgends ist vielleicht die lechzende Gier nach Geld und das ewige Sinnen auf Gewinn so zu Hause, wie dort, und vor allem in den Seestädten. Daher trotz ihrer äußeren Jugend jenes eiskalte, berechnende, durch und durch prosaische Wesen, das jeden Keim von Gemüth und Kunst und Poesie erstickt und sich dann wieder in tausend abgeschmackten Sekten rächt. In Lumpen gehüllt, sitzt der prahlerische, aufgeblasene Bettelstolz dort auf seinen Goldhaufen, die der Bankerott zehnmal in Staub verwandelt, und fühlt wie der Unglückliche im Narrenhause seine Armuth nicht.

Die Gestalt hinter dem Spekulanten ist eine der entsetzlichsten und ekelhaftesten auf dem ganzen Bilde. Sie ist aber mit so furchtbarer Wahrheit dargestellt, der verzerrte Mund spricht mit seinem unartikulirten Gebeul und Gestöhn so deutlich die tiefe Versunkenheit und ihre schreckliche Strafe aus, daß wir uns kurz fassen können. Mit der Linken kratzt er sich in dem mit Grind bedeckten, juckenden Haare, seine Züge sind ganz und gar thierisch geworden, sein Schmerz ist so heißend und verzweifelt, daß er mit dem heulenden Munde halb den Ausdruck eines fletschenden Tigers, halb eines grinsenden Affen hat, und man sieht auch hier, wie nahe Wollust und Grausamkeit verwandt sind. In der gegen den Politiker hin vorgestreckten Rechten hält er einen ausgerissenen Büschel Gras oder Kraut. Sein einziges Geschäft ist ein ewiges Kratzen, mit der einen Hand kratzt er sich den Grind und die Geschwüre des Leibes, mit der andern kratzt er die vermeintlichen Heilkräuter von der Erde und bietet sie Jedem an, weil er glaubt, jeder Mensch leide an der gleichen Krankheit. Er ist so ganz mit seinen Geschwüren eins geworden, daß er sich einen andern Zustand gar nicht mehr denken kann.

Da sein Gesicht so sehr jeden menschlichen Ausdruck verloren hat, so können wir unmöglich bestimmen, welchem Stande er früher angehörte. In Folge der moralischen Fäulniß, nach Ausschweifungen aller Art, nachdem er sich in dem stinkendsten Pfuhle herumgewälzt, ist auch die leibliche Fäulniß bei ihm eingetreten. Er zeigt, wie der Mensch sich tief, tief unter das Thier stellen kann; sein Leib ist nicht bloß degradirt, sondern gänzlich korrumpirt, während das Thier in einem gesunden, seinen geistigen Fähigkeiten angemessenen Zustande lebt. Und doch wohnt auch in diesem Unglücklichen noch eine unsterbliche Seele, die er tief in die Jauche und den giftigen Pfuhl eingesenkt hat. Auch über sie singt die Kirche bei seinem Grabe ihr requiesce in pace, wie bei jedem Andern. Möge sie nicht so unheilbar und unrettbar zerstört seyn, wie er es mit seinem Körper gethan hat.

Wollte man in einem leiblichen Bilde die tiefe innere Fäulniß, die Korruption und Bestialisirung darstellen, die unter einem übertünchten Aeußern im Innern unserer großen Hauptstädte, in den sogenannten Herden der Civilisation, wie ein Krebs um sich frißt, ihre Gestalt würde nicht viel anders aussehen, wie diese hier, vor der sich vielleicht Mancher mit Schauder und Ekel abwendet, der mit jener in engster Berührung steht. Ja, es war eine Zeit, da drohte das ganze menschliche Geschlecht in ein solches bestialisches Bild voll Eiterwunden und Geschwüren umgewandelt zu werden, hätte damals nicht von den Bergen des Nordens in die verpesteten Sümpfe des Südens ein frischer Wind geweht, hätte nicht die Völkerwanderung die große Pestgrube, das römische Weltreich, tief im Schutte begraben und das Christenthum ein neues Leben darüber gesät. Es war dies die Zeit des in die tiefste Fäulniß übergegangenen Heidenthums, als ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Caprea ihrer bestialischen Lüste machten. Vielleicht hat der Hof des Regenten mit seinem liederlichen Adel, bildlich dargestellt, auch nicht viel menschlicher ausgesehen. Aus diesen Beulen ist die Literatur Diderots und Voltaires und manches Schriftstellers der neuesten Zeit aufgeblüht, und aus ihnen ist das Gift der Revolution aufgegangen, gegen das jetzt unsere Zeit voll Verzweiflung, wie der Kranke hier, die Heilkräuter sucht. Man möchte es gerne für ein gesundes Ringen nach Recht, Licht und Freiheit ausgeben, während es doch nur das Kratzen

Digitized by Google

und Jucken eines Kranken ist, der die blutigen Wunden und Geschwüre, statt sie zu heilen, immer von Neuem aufreißt.

Etwas tiefer sizt eine Frauengestalt, ganz in ein weites, über den Kopf geschlagenes Gewand gehüllt, aus dem das Gesicht wie ein Medusenhaupt vorblickt. Auf den Knien hält sie ein Scheit Holz, wie ein Kind in Tücher geschlagen, das sie singend zu wiegen scheint. Entsetzen und Jammer hat alle Züge, die noch Spuren einer edlen Schönheit tragen, erstarrt. Sie ist eine jener Seelen, die Liebe und Haß und jede Empfindung in ihrer innersten Tiefe auffassen, und sich ihnen ganz hingeben, darum aber auch, sobald ihnen ein fester religiöser Grund, ein höherer Stern, zu dem sie ehrfurchtsvoll aufblicken und dem sie ihre Leidenschaften zum Opfer bringen, fehlt, der überwältigenden Gewalt erliegen, und sich in einem fürchterlichen Seelenkampfe, bricht das Unglück über sie herein, aufreiben. Allen Warnungen zum Trotz, hatte sie einen elenden, leichtfertigen Buben geheirathet. Gingen Andere zur Kirche, dann sezte er sich fluchend und spottend zum Kartenspiele und sagte, daß er sich vor dem Himmel und der Hölle nach dem Tode nicht fürchte, und was das Leben anbelange, da könne er auch ohne Gott hindurchkommen. Sie glaubte ihrerseits, da er ihr schmeichelte, es würde ihr ein Leichtes seyn, ihn nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten. Er däuchte ihr ein stolzes, muthiges Roß, das sie fröhlich durchs Leben tragen sollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Die Kunstausstellung.

Die Kunstausstellung ist noch im vollen Gange, und man darf ihr diesmal ungewöhnlich viel Gutes nachrühmen. Um so mehr fällt der verhältnißmäßig nur sparsame Besuch derselben auf. Besonders fehle eine lebendige Theilnahme der Mittelklasse, die überhaupt schon seit einiger Zeit immer dann nur ein recht reges Interesse an der Kunstausstellung zeigte, wenn mit ihr eine Exposition von Gewerbsgegenständen verbunden war, welche aber neuerlich mit gutem Bedacht nur nach einer Pause von mehreren Jahren stattzufinden pflegt. Das Nüzliche ist die Losung dieser Klasse, und die Kunst gehört allerdings zu den Luxusartikeln, wenn schon zu den edelsten. Daher wird denn auch die Klage über zu geringen Ankauf ausgestellter Kunstwerke von Privatpersonen lauter vielleicht als jemals vernommen. Um so wohlthätiger wirkt der Kunstverein in dieser Hinsicht, dessen Mittel, bei fortdauernd sich vermehrender Zahl der Theilnehmer, sich ebenfalls vermehren, so daß er im Stande ist, immer mehr und kostbarere Acquisitionen zu machen. Ein kleines Oelgemälde, ebenfalls von ihm angekauft, Madonna mit dem Kinde, von Peschel, wird besonders durch eine wahrhaft gefühlvolle Auffassung und Darstellung empfohlen. Das Kind schmiegt sich innig an die holde Mutter. Ob dem kleinen, vollen Bauerbuben der Rang eines künftigen Heilandes zuzuerkennen sey? Warum nicht? Bei Kindern dieses zarten Alters liegt die Spur des Geistes gewöhnlich allein im Glanze des Auges, und wenn auch bei Erwachsenen von übervollen Wangen auf einen Mangel geistiger Kraft geschlossen zu werden pflegt, so gehört gerade die strogende Fülle von Fleisch und Blut zur Vollkommenheit der nur noch den Sinnen angehörenden Kindesgestalt. Erst allmählich arbeitet die Seele die höhere Form des vollendeten Menschen aus, und gewöhnlich gelingt ihr eben dann die glücklichste Bildung zur vollkommenen Schönheit, je entfernter die Umrisse des Kindes von der Vollendung erscheinen sind. Hartmanns Gemälde, Tarquin, wie er mit Collatin des leztern Gemahlin, Lucretia, Abends im Hause überrascht und die sittsame Hausfrau im Kreise ihrer Dienerinnen findet, zieht als ein ruhmendes Bild schöner Häuslichkeit besonders an. Die Sklavinnen legen der Gebieterin die gefertigten Arbeiten zur Prüfung vor. Der Herrin Aufmerksamkeit darauf, so wie sämmtlicher versammelter Frauen auf ihren Billigung oder Verwerfung aussprechenden Mund ist so groß, daß Allen das Einereden der beiden Männer völlig entgeht. Das Gemälde bildet ein sehr erfreulich zusammenwirkendes Ganze, das durch Sorgfalt in der Individualisirung der einzelnen Personen vorzüglichen Reiz gewinnt. Der gedruckte Nachtrag des Katalogs der ausgestellten Kunstwerke enthält 111 Nummern, unter denen jede viel Ausgezeichnetes, besonders auch von Gemälden aus München anzutreffen ist: recht anziehende landschaftliche Darstellungen, unter andern eine Ansicht von Massa Carara von Klenze, mehrere Gegenden von Becking, eine Schweizeransicht von Grolv, ferner zwei, das anziehende Volksleben Italiens recht lebendig versinnlichende Genrebilder von Pollack. Besonders ausgezeichnet sind auch mehrere Blumen- und Fruchtstücke in Oel gemalt von Jensen in Sorrent, Clarke in Paris und dem hiesigen Lehrer an der Akademie, Wenzel. Um so schmerzlicher wurde übrigens ein Beitrag des durch so manches Kunstwerk, zulezt auch vorzüglich durch seine köstliche Platte nach der berühmten Madonna des Fra Bartolomeo zu Lucca als einer der ersten Meister anerkannten Kupferstechers Steinla vermißt, da man die Hoffnung gehegt hatte, die neueste Probe seines unermüdeten Kunstfleißes in dem Abdruck der von ihm in Arbeit genommenen und ziemlich ganz vollendeten Platte des Kindermordes zu Bethlehem, nach der Zeichnung des größten aller Maler, des unsterblichen Raphael, vorzufinden, die auch solchen Kennern, welche das wundervolle Original nicht selbst sahen, schon durch den Stich des Marc-Anton gewiß unvergeßlich bleiben wird. Steinla, der seine Platte nach der Originalzeichnung arbeitet, soll besonders auch darauf ausgehen, das Marc-Antonsche schöne Werk durch eine noch genauere Nachbildung manches Einzelnen zu übertreffen. So kühn auch der Versuch erscheinen möchte, so findet er doch in dem ungemein glücklichen Auffassungsvermögen des Künstlers die vollkommenste Rechtfertigung.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Oktober 1835.

Die menschliche Natur kann solche Schrecken
Und solche Noth nicht tragen. —

Shakespeare.
König Lear.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Anfangs ging Alles gut, und sie führten Beide gemeinsam mit einander ein ziemlich lustiges Leben, das den Nachbarn nicht sonderlich erbaulich schien. Bald aber wurde er ihrer müde. Er verschwelgte auswärts sein Geld. Da er gewohnt war, über Alles zu spotten, da ihm nichts heilig war, so konnte er kalt ihrem Verdruß und steigenden Gram zusehen. Je mehr sie ihm über sein wildes Leben Vorwürfe, erst leise und dann immer lauter, machte, je mehr ihm selbst sein eigenes Gewissen unbequem wurde und ihren Klagen Recht gab, um so verhaßter wurde ihm sein Haus. Sie konnte bei ihrem kranken Kinde sitzen und weinen und sich abhärmen, während er mit liederlichem Gesindel sich erlustigte und lachend und fluchend bei den Karten saß. Immer schneller schwand das kleine Vermögen hin. Klagte sie, so drohte er mit geballter Faust und sagte: du hast mich ja genommen, jezt bin ich Herr im Hause, und du mußt thun, was ich will. Zuletzt schien er es selbst eigentlich darauf anzulegen, sie so schnell wie möglich unter die Erde zu bringen, um dann mit einer andern das Leben von vorne anzufangen. Es wäre ihm auch gelungen, hätte sie nicht aus Liebe zu ihrem Kinde ihren eigenen Kummer gewaltsam verbissen. Sie mußte endlich mit ihren lezten Habseligkeiten auch ihr Hochzeitkleid, das er ihr unter Drohungen und Schlägen entriß, verkaufen sehen. Er nahm das Geld mit kaltem Hohne und ging, es im Wirthshause zu vertrinken, während sie mit dem kranken Kinde ohne Licht einsam daheim saß und hungerte. Am andern Morgen sollte auch das väterliche alte Haus den Gläubigern überlassen werden. Spät in der Nacht kam er betrunken nach Hause. Sie nahm das halb verhungerte, weinende Kind auf ihren Arm, sie ließ keine Klage vernehmen, keine Thräne floß aus ihrem Auge; so sagte sie zu ihm in einem fast lachenden Tone, sie habe da draußen unter den Weidenbäumen einen Schatz entdeckt, den wolle sie ihm zeigen, dann könnten sie wieder wie früher lustig mit einander leben. Der Mann glaubte anfänglich nicht, da er aber ihr lachendes Gesicht sah, und da sie ihm ganz gegen sein Erwarten gar keine Vorwürfe machte, so war er bereitwillig dazu. Sie ging mit dem Kinde voran, aber als sie zu dem Teiche unter den Weidenbäumen kam, stellte sie sich oben an den Rand und rief, indem sie das sterbende Kind in den Teich warf, mit heller, kreischender Stimme: „Da

Digitized by Google

haſt Du deinen Schatz, verfluchter Mörder! den fiſche Dir aus dem Teiche heraus und gehe damit zu Deinem Geſindel und mache Dich luſtig und laß uns verhungern. Es iſt beſſer, daß der arme Wurm da unten in der Wiege liegt, als daß er in meinen Armen Hungers ſtirbt.“ Der Mann iſt ſeitdem verſchwunden, man weiß nicht, ob er ſich ſelbſt entleibte, oder ob er in die weite Welt lief; ſie ſelbſt aber fand man am Morgen ganz in der Stellung, wie ſie hier abgebildet iſt. Aus dem Waſſer hatte ſie ſich ein Scheit Holz gefiſcht, das wiegte ſie auf ihrem Schoße und ſang dazu in einförmigem Tone das alte trauer- und ſchaudervolle Lied:

Maria! wo biſt du geweſen!
Maria! mein einziges Kind!

Und ſeitdem läßt ſie nicht ab, Tag und Nacht daſſelbe Lied zu ſingen, das Kind zu wiegen und einzuwickeln. Stundenlang ſizt ſie manchmal da und trocknet es in großer Angſt ab, indem ſie jammert, daß es ſo entſezlich naß ſey und gar nicht trocken werden wolle. Nur zuweilen ſpricht ſie gleichſam tröſtend, es ſolle ſich nur gedulden, ſein Vater werde bald heimkehren und ihm einen großen Schatz mitbringen.

Zwiſchen ihr und ihrem Nachbar mit dem grindigen Kopfe, etwas tiefer zu ihren Füßen, ſizt die Geſtalt eines jüngern Mannes. Ein Mantel mit einem Kragen umhüllt ihn ganz, das Geſicht hat er wie im tiefſten Schmerze auf den rechten Arm, der auf dem Schoße ruht, geſenkt und verborgen, als wolle er von der ganzen Welt nichts hören und ſehen, da ihn nichts tröſten kann, und Alles nur an ſeinen Schmerz erinnert. In der herabhängenden Linken hält er einen Brief, der gerade den Boden berührt und die Nachricht ſeines Unglücks zu enthalten ſcheint. Von dem Geſichte iſt auch nicht eine Spur zu ſehen. Wer iſt nun dieſer Unglückliche? Wollte der Künſtler dadurch den ganz in ſich ſelbſt vergrabenen und verſchloſſenen Schmerz darſtellen? einen Schmerz, dem nur ein einziger Wunſch geblieben iſt, den Strahl der Sonne zum lezten Mal geſehen zu haben, weil er nur ſein Unglück beleuchtet? wollte er es ſo der Einbildungskraft eines Jeden überlaſſen, ſich nach ihrem eigenen Vermögen in das abgewandte Geſicht den größtmöglichen Schmerz hineinzudenken? Vielleicht iſt dem Unglücklichen ſeine Braut am Hochzeittage geſtorben, vielleicht wurde ſeine Treue mit Untreue, ſeine Liebe mit Verachtung, Haß und Undank vergolten. Oder hat er vielleicht in einem Augenblicke furchtbarer Entſcheidung, wo verſchiedenartige Pflichten entweder das eigene oder fremde Unglück nothwendig machen, durch Entſagung ein Opfer gebracht, das ſeine Kräfte überſtieg? ſah er, auf einem Felſen ſtehend, etwa ſeine Familie im Angeſichte des Hafens von einem Sturme ergriffen und in den Abgrund des Meers geſchleudert, ohne ihr helfen zu können? oder glaubte er ſich von Gott verlaſſen und verflucht, und von den Menſchen verſtoßen, zu nichts auf der Erde beſtimmt, als ſein Daſeyn zu beweinen? Wir können es nicht ſagen, denn das verhüllte Geſicht verſchweigt das Geheimniß des Herzens. Vielleicht wollte auch nach dem Beiſpiele der alten Meiſter ſich der Künſtler ſelbſt in dieſer geheimnißvollen Geſtalt darſtellen, wie er vor den Gebilden, die ſein eigener Geiſt geſchaffen, zurückbebt und voll Grauen und Mitleid ſich davon abwendet. Oder hat man ihn vielleicht für einen Genremaler erklärt, und weiß er ſich deßhalb nicht zu tröſten? Es könnte auch ſeyn, daß er ſein Geſicht darum ſo verſteckt hat, damit Niemand daraus, wie bei den andern, errathen könne, was denn ſeine Grillen, ſeine fixen Ideen, ſeine Schwachheiten und Leidenſchaften ſeyen, die wir um der Gerechtigkeit willen auch keineswegs bei ihm mehr, als bei den andern geſchont hätten, um dann entſcheiden zu können, in welche von den beiden bekannten großen Klaſſen der Menſchen er falle, ob er ein weiſer Thor oder ein thörichter Weiſer ſey, das heißt, ob bei ihm viel Weisheit mit wenig Thorheit, oder viel Thorheit mit wenig Weisheit gemiſcht ſich finde. Indeſſen wird die Annahme, daß der Künſtler es ſey, durch den Brief etwas zweifelhaft; er würde in dieſem Falle ohne Zweifel darauf ſein Narrenhaus im Kleinen als ſein lezteſ Produkt dargeſtellt haben. Jedoch ſcheint der Name März auf der Adreſſe des Briefs zu dem Schluſſe zu berechtigen, der Brief ſey in Angelegenheiten des Narrenhauſes an ſeinen Kupferſtecher gerichtet, und die traurige Geberde rühre daher, weil er an dem Erfolge ſeines närriſchen Blatts verzweifle. So viel ſcheint einmal ausgemacht, daß der Mantel, den die Geſtalt trägt, derſelbe iſt, den der Künſtler zu tragen pflegt. Die Löſung aller dieſer Fragen und Bedenken überlaſſen wir um ſo lieber unſern ſcharfſinnigeren Leſern, da wir uns nicht einer ähnlichen phyſiologiſchen Divinationsgabe rühmen können, wie Cuvier, der aus dem Kinnbacken die ganze Geſtalt eines antediluvianiſchen Urtiers errieth. Wir wollen vielmehr mit unſerer Erklärung beſcheidentlich warten, bis der Geheimnißvolle ſeinen Kopf aufrichtet, und man ihm in die Augen ſehen kann.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Bettler.

(Fortſezung.)

Es gibt in der Welt keine ſo kleine Tafel, von der nicht einige Broſamen abfallen, es gibt keinen noch ſo armen Teufel, der nicht ſeine Schmarotzer hat. So gibt

es hier Leute, welche von dem Almosen der Bettler leben und bei diesem Handwerk ein ganz erträgliches Auskommen haben. Wenn ein Blinder oder Lahmer keinen Hund hat, der ihn durch die Straßen der Hauptstadt führt, so nimmt er eine Frau als Führerin an, der er täglich zwanzig Sous nebst Nahrung gibt, was man monatlich zusammen auf sechzig Franken anschlagen kann. Nun findet man aber gewiß viele alte, in den Ruhestand versetzte Soldaten, welche sich mit wenigen behelfen müssen. Wie viele arme Studirende gibt es nicht, welche nach Paris kommen und dort während ihrer Studienjahre mit sechzig Franks monatlich sich durchschlagen, welche sie durch griechischen und lateinischen Unterricht spärlich und kümmerlich nebenher gewinnen. Es ist ein trauriges Loos, wenn die Musensöhne selbst an den Brunnen gehen und Wasser holen müssen, und wenn es sich am Ende des Monats nach einem gewissenhaften Ueberschlag findet, daß es der Tage im Monat mehr gegeben, als der Mittagessen!

Der Bettler lebt so zu sagen von einer fortdauernden, allgemeinen Subscription, wie man dergleichen wohl nach dem Tode eines großen, berühmten Mannes, der Hungers gestorben ist, zu veranstalten pflegt, um ihm ein prächtiges Grabdenkmal von Marmor zu errichten. Inmitten dieser unaufhörlichen Regsamkeit, inmitten all dieser Thätigkeit der Gesellschaft, um die Bedürfnisse eines Lebens voller Mühe und Leiden zu befriedigen, bleibt der Bettler allein unthätig und stellt sich ruhig an eine Straßenecke oder an einen Kirchenpfeiler in den Sonnenschein oder in den Schatten; alle Vorübergehende, welche zu ihren Geschäften eilen, sind seine Zinspflichtige; sie arbeiten mit für ihn und zahlen ihm ihren Zehnten. Ein Bettler, welcher sich mit equilibristischen Kunststücken ernährte und sauer dabei sein Brod erwarb, ließ eines Tags sein kleines Kind zur Erde fallen, welches durch den Fall das Bein brach; er hob es auf, umarmte es mit Freudenthränen in den Augen und rief einmal über das andere aus: „Von Stund an bist Du geborgen, Du armes Würmchen, von nun an bin ich für Deine Zukunft außer Sorgen, Du kannst einen vortheilhaften Stand ergreifen; mit einem Beine bist Du sicher, Deinen Weg und Dein Glück zu machen.“

Wahrlich, obschon man in unsern Tagen der individuellen Freiheit, wo man gerne noch neue Lasten aufsinden möchte, um wenigstens das Vergnügen zu genießen, sie abzuschütteln, obschon man in unsern Tagen, meine ich, mit ungünstigem Auge jeden Vorschlag betrachtet, welcher irgend einer Art von Industrie Zwang und Hemmung auferlegt, so wünschten wir doch, daß jenen mißgestalteten Krüppeln ihr Handwerk von Polizei wegen gelegt, und daß jene Fetzen von Menschen, welche die Luft verpesten und den Glanz der Sonne zu trüben scheinen, in ein eigenes Lokal untergebracht und dort auf Staatskosten ernährt würden. So ist z. B. auf den hiesigen Boulevards, einer der schönsten Promenaden der Welt, die Bettlerei eine wahrhafte Eiterbeule, welche jedem Fremden diesen Aufenthalt verleidet. Mag man sich vor ein Café hinsetzen, oder auf den Trottoirs auf und ab gehen, sie folgt einem auf der Ferse nach, wie ein Gespenst, das Hunger leidet, dessen gieriger Blick einen verschlingen möchte, und welches die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Leute durch ekelhafte Mittel zu erschleichen sucht. Wie froh ist jener Elende, wenn eine vornehm gekleidete Dame, die zu Fuß über die Boulevards geht, zufällig mit ihrem atlassenen Kleide seine Lumpen streift, plötzlich einen Schrei ausstößt, eiligst ihre Börse aufschnürt und ihm ein Geldstück zuwirft! Wie sehr bedauert man in solchem Falle, keine Equipage zu haben, denn in dem Ideengange des Pariser Bettlers von Profession liegen die Begriffe von Elend und Diebstahl nahe bei einander, ohne daß diese Unglückliche bedenkt, daß eine elegante, anständige Kleidung für den Gauner in Paris unerläßlich ist. Im vorigen Winter sah man auf den Boulevards am Fuß eines Baumes ein kleines, halbnacktes und vor Frost fast erstarrtes Kind ausgesetzt; es war sicher keine zwei Jahre alt. Zu seiner Seite stand eine blecherne Büchse, in welche die Vorübergehenden ihre Gabe warfen. Diese Spekulation scheint guten Erfolg gehabt zu haben; denn kurze Zeit darauf sah man an verschiedenen Orten der Boulevards solche halbnackte, blaugefrorne Kinder am Fuß der Bäume ausgesetzt. Der Spekulant hielt sich in der Nähe und beobachtete, oder, wenn seine Mittel es ihm erlaubten, mehrere Kinder an verschiedenen Bäumen zu halten, so ging er von einem zum andern, um die Almosen einzusammeln und seinen Vortheil zu wahren. Diesem schändlichen Mißbrauch hat jedoch die Polizei dieses Jahr gesteuert. In den Sommertagen sieht man oft ganze Familien auf den brennenden Steinen der Boulevards-Trottoirs ihre armseligen Sprünge und Kunststücke machen, und am Abend sind die Thüren der Kaffeehäuser stets von einem Schwarm armer Teufel belagert, welche, den Tod auf den Lippen, für einen Sou zehn Minuten lang singen und noch dabei lachen, wenn man so unmenschlich ist, es zu verlangen. Die vorschnelle Reife des Unglücks und Elends hat jene Bettlerkinder vor der Zeit grau und alt gemacht. Von Zeit zu Zeit ergreifen die Sergens de ville einen jener armen Würmer und stellen ihn wegen Vagabondage vor das Zuchtpolizeigericht; aber nach acht Tagen kommen sie wieder zum Vorschein, bereichert mit den nobeln Bekanntschaften der Polizeipräfektur und eingeweiht in die ersten Kunstgriffe, welche der Auswurf und Abhub

Digitized by Google

der menschlichen Gesellschaft seine Wissenschaft nennt. Da man nun doch, wie der schneidende Beaumarchais sehr bitter bemerkt, auch leben muß, selbst wenn man nicht mehr im Gefängnisse sich befindet, so versinkt die größere Hälfte jener Unglücklichen, wenn sie sich nicht früher oder später um's Leben bringen, in Ausschweifungen aller Art, bis die mitleidige und weise Justiz sie für ihre ingeniösen Streiche in die Force, von da auf die Galeeren und von diesen auf's Schaffot geleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Raben Wehgeschrei.

Was weckt den Wehschrei? was verdroß
Euch Raben? hab' ich es gefunden?
Gefällt, ein wahrer Waldkoloß,
Liegt hier ein Eichbaum, abgeschunden,
Sein Riesenarmwerk ohne Rinde,
Entsetzlich mir, dem Menschenkinde,
Was Wunder, daß der Schrecken packt
Des Waldes wanderfrohe Raben,
Seh'n sie den Alten todt und nackt,
Bei dem sie oft geherbergt haben.

Karl Mayer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Vogels Atelier und Tiecks Bild. Fruchtbarkeit des Jahrs.

Noch muß ich eines erst ganz kürzlich aufgestellten Bildes erwähnen, das nicht nur an sich zu den vorzüglichsten Schätzen der Ausstellung gehört, sondern auch in mehrfacher Beziehung kunstgeschichtlich interessant ist. Der Künstler, Professor Vogel von Vogelstein, eröffnet uns das mit die Geburtsstätte seiner Schöpfungen, sein Atelier. Unter mehreren uns von dessen Wänden begrüßenden Kunstwerken befindet sich auch, klarer angedeutet, als die übrigen, ein Brustbild des größten Heiligen jedes echten Malers, des unsterblichen Raphael. Der Maler selbst tritt auf dem Tableau, die Palette in der Hand, hinter dem nur von der Rückseite zu bemerkenden Bilde, das er eben fertigt, hervor und richtet seine Blicke auf das vor ihm sitzende Original. Gleiche Aufmerksamkeit wendet auch noch ein Bildhauer auf dieses, um darnach eine kolossale Büste zu modelliren. Letztere ist schon so weit vorgerückt, daß ihre Aehnlichkeit mit dem Urbilde sich nicht mehr verkennen läßt. In dem durch Vogels Künstlerhand geschaffenen Quasi-Urbilde aber zeigt sich unser verehrter Ludwig Tieck auf einem Lehnstuhle in seiner ganzen, geistvollen Individualität, mit allen der Natur von der Kunst sorgfältig abgelauschten Zeichen des Lebens ausgestattet. Es ist allgemein bekannt, daß der berühmte Pariser Bildhauer David sich hieher begab, um eine solche Büste von Tieck zu fertigen, daher kann kaum ein Zweifel über die Identität mit ihm sogar in denen entstehen, welchen dieser Bildner vom Ansehen unbekannt geblieben. Es soll aber auf dem Gemälde von Vogel, wie Letzterer selbst, äußerst getreu wiedergegeben seyn. Schon vor mehreren Jahren erschien bekanntlich, als Frontispice eines Taschenbuchs, Tiecks Brustbild nach einer Zeichnung von Vogel so wohlgetroffen, daß der Dargestellte darin nicht zu verkennen war. In dem Grade aber, wie auf dem jetzigen Bilde, war diesem Blatte doch die Aehnlichkeit nicht zu Theil geworden. Vielleicht trägt zu der größern Aehnlichkeit des neuern Bildes vorzüglich bei, daß uns in demselben nunmehr die ganze Gestalt mit allen ihren Besonderheiten und Eigenheiten vor das Auge geführt wird. Wohlgetroffen erscheint auch neben Tieck dessen durch ihre Theilnahme an der Uebersetzung des Shakespeare bekannte Tochter Dorothea und ein sehr liebliches Kind, welches der Sitzende freundlich an der Hand hält. Außerdem findet man noch darauf einige mit Betrachtung der Vorgänge des schäftigte Männer. Ueberaus sinnvoll ist Alles in Handlung gebracht, und man vergißt beinahe Zeichnung und Farbe, diese wesentlichen Mittel zu Erreichung des künstlerischen Zweckes, über der Kunst, mit deren Beistand es dem Maler gelungen ist, sie in einander zu verschmelzen und das lebendigste Ganze daraus zu erschaffen. Der darüber hinwehende geistige Hauch wird außerdem auf das Köstlichste gewissermaßen — wenn man so sagen darf — verkörpert durch einen wahrhaft zauberischen, hellen Lichtblick, welcher sich zum Fenster hereinstiehlt und über die Gestalt des mit dargestellten Schöpfers dieses höchst ausgezeichneten Kunstwerks freundlich hingleitet.

Die Getreideernte ist in hiesiger Gegend, mit Ausnahme derjenigen Stücke Landes, welche durch den Hagel heimgesucht worden, sehr reich und günstig ausgefallen. Dagegen hat die außerordentliche Trockenheit, hauptsächlich der letzten Monate, den spätern Feldfrüchten großen Nachtheil gebracht, und in dem so fruchtbaren Nachbarlande Böhmen war es noch weit schlimmer. Von dem ungemeinen Reichthum an Obst fiel das Meiste ab, und dem Stehengebliebenen fehlt häufig der zur Güte der Frucht erforderliche Saft. Der überhaupt mehr Trockenheit vertragende Wein behauptet zwar in der Regel seine Beeren noch; allein in Verhältniß zu der erst ziemlich spät erfolgten Blüthe ist die nachherige Wärme doch nicht ausreichend gewesen. Besonders haben viele, gerade in den heißesten Monaten Juli und August eingetretene sehr kühle Nächte sein Wachsthum so sehr verhindert, daß nur bei noch sechs Wochen fortdauerndem warmen Wetter an das gehörige Reifen desselben zu denken seyn möchte.

Der Zufluß von Fremden ist noch fortdauernd groß. Allenthalben steigen neue Häuser, besonders in der Antonsstadt empor, ohne Zweifel mit auf die vielen Auswärtigen berechnet, die theils für längere Zeit, theils für immer ihren Aufenthalt in Dresden nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Oktober 1835.

Le petit métier à Paris est un Protée qui ne rougit de rien, qui se plie et se replie, qui se vautrera, s'il le faut, dans la fange, qui ne craint aucune espèce de honte, aucun genre d'usure.

Jules Janin.

Die Pariser Bettler.

(Fortsetzung.)

Auf dem Boulevard Montmartre, nicht weit von der Passage du Panorama, begegnete ich eines Abends gegen halb zwölf Uhr einer Frau von etwa dreißig Jahren, welche in einen *alten*, schlechten braunen Shawl eingehüllt war und ein kleines Kind auf dem Arme trug. Monsieur, winselte sie mich an, indem sie mir die Hand entgegenstreckte, quelque chose, s'il vous plait, pour mon pauvre petit enfant, auquel je ne puis plus donner le sein, faute de nourriture. Die Frau hatte in dem Ton ihrer Stimme etwas so Klägliches, Jämmerliches, daß ich ihr schnell ein Almosen gab und davon eilte. Das war vor zwei Jahren; vorgestern nun bin ich derselben Frau in ihrem alten, braunen Shawl wieder begegnet; sie kam auf mich zu und wiederholte dieselbe Anrede mit demselben Tone, wie vor zwei Jahren. „Lieber Herr, schenken Sie mir gefälligst eine Gabe für mein kleines Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust geben kann.“ Comment! erwiderte ich in einer Anwandlung naiven Erstaunens, il tette encore? Und die Frau ging fort, indem sie etwas zwischen den Zähnen murmelte, das ich nicht verstand.

Wenn man von dem Arbeiter spricht, dem seine Kinder Holz hacken, pflügen, säen, heuen, ernten oder sonstige Handarbeiten mit verrichten helfen, so sagt man wohl: die Kinder sind das Glück und der Reichthum der Armen. Das könnte man viel eher auf die Pariser Bettler, als auf die fleißigen Arbeiter anwenden. Die Armen in Paris erziehen Kinder, wie andere Leute junge Hunde aufziehen oder Leinwand weben, aus bloßer Spekulation. Wenn die Frau eines Bettlers ein Ungeheuer, eine Mißgeburt zur Welt bringt, so sagt man ihr: die Frucht deines Schoßes ist gesegnet! Die Armen, welche keine Kinder haben, wissen ein Auskunftsmittel: sie miethen sich welche, und das ist in Paris ein sehr bekannter und ordentlicher Handel. Je nachdem die Kinder blässer, ärmlicher und elender aussehen, zahlt man dafür einen desto stärkeren Miethzins; man entrichtet dafür eine tägliche Summe, welche je nach Umständen von zehn Sous auf drei Franken steigt; wenn ein Kind täglich drei Franken einbringen soll, muß es schon bald todt seyn. Diejenigen, welche eine ganze Familie miethen, erhalten einen verhältnißmäßigen Rabatt, und der Dreizehnte wird jedesmal darauf gegeben. Doch genug! Das Alles ist schrecklich, aber man muß es sagen, daß es so ist, und die Menschen sind dazu geboren, daß es so ist. Das geht Alles ganz nach der Ordnung, ganz nach der einmal bestehenden Ordnung.

Digitized by Google

Zum Schluß will ich hier die Geschichte eines Pariser Bettlers, Namens Jacques Permanon, mittheilen, welcher den Kirchgängern von Notre-Dame Weihwasser zu reichen pflegte, und von dem die Jouenale der Restaurationsperiode oft gesprochen haben. Jacques Permanon war ein kleiner, buckliger Zwerg, höchstens drittehalb Fuß hoch, der über zwei an einen winzigen Körper befestigten Armen einen ungeheuren Kopf schaukelte; dieser Körper hatte keine eigentlichen Beine, sondern nur zwei riesenmäßige Füße, deren Knöchel aus der Gegend der Weichen hervor wuchsen. Hoch auf einen Schemel gepflanzt, welcher ihn gegen die Kälte schützte und ihn außerdem den Eintretenden bemerkbar machte — denn Viele würden oft an ihm vorüber gegangen seyn, ohne nur daran zu denken, so tief auf die Erde zu blicken — sagte Jacques Permanon seine lateinischen Gebete mit einer Eleganz in der Diktion und einer Reinheit in der Aussprache her, wie man es unter Leuten seines Standes und Gewerbes selten anzutreffen pflegt. Er rabbrechte nie die lateinischen Worte des Patre nostre und des Ave Maria, und gab jeder Formel des Credo einen Ausdruck, welcher augenscheinlich bewies, daß er den Inhalt seiner Worte verstand. Auch bemerkte man, daß er nicht ohne eine gewisse Eleganz den Damen seinen mit Silber ausgelegten elfenbeinernen Weihwedel reichte und vor ihnen mit vielem Anstand seinen stets reinlich gehaltenen und zierlich frisirten Lockenkopf verneigte. Was seine Kleidung anbelangt, so bestand dieselbe in einem grünen Oberrocke, welcher immer neu, glänzend, ohne Flecken und sehr weit war, so daß der ganze Mann darin so ziemlich aussah, wie ein auf einen mit grünem Tuch bedeckten Tische gestellter Kopf. — Unter den Personen, welche Jacques Permanon Almosen gaben und ihre Fingerspitzen an seinem gesegneten Weihwedel benetzten, befand sich auch ein ganzes Pensionat junger Mädchen, welches von Madame N., die gegenwärtig noch lebt, geleitet wurde. — Unter der Reihe von entzückenden weiblichen Gestalten, welche diese Anstalt aufzuweisen hatte, bemerkte man besonders eine junge, blonde, blasse Engländerin, deren schöne Haare sich in prächtiger Lockenfülle unter ihrem Hute hervordrängten, wie sehr sie sich auch Mühe geben mochte, dieselben darunter zu verstecken. Es war eine arme Waise, für welche fünfzehn Jahre lang eine unbekannte Person mit großer Genauigkeit die nicht unbeträchtlichen Pensionsgelder bezahlt, und außerdem noch soviel hinzugefügt hatte, als nöthig war, um die Privatstunden des Musiklehrers zu bestreiten, was für das junge Mädchen nicht verloren war, denn es hatte binnen kurzer Zeit große Fortschritte in der Musik gemacht. Die Musik bemächtigte sich daher ganz dieser jungen, zärtlichen Seele, und wenn Miß Jenny, so hieß die junge Engländerin, vor ihrem Piano saß und ihm harmonische Töne entlockte, vergaß sie, daß niemals die Stimme einer liebenden Mutter ihr die süßen Worte: meine Tochter! zugerufen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns jetzt zu den stehenden Figuren, und fangen zuerst mit der verschlungenen Gruppe links über dem Philosophen und dem Gardisten an. Da wird ein altes Festungswerk in der Gestalt eines vertrockneten Kritikus von zwei Seiten bestürmt, und hinten steht lauernd die Muse der Tagsgeschichte mit einem Steckstrumpf und sammelt Materialien zu den Memoiren dieses Kampfes. Der Mann mit seinem zerknitterten runden Hut, dem mißmuthigen, alles tadelnden, scharfen, aber unsichern Auge und der merkwürdigen Nase, die von stetem Rümpfen und Geringschätzen sich beträchtlich in die Höhe gezogen hat, mit den gleichgültig oben in die Hosen gesteckten Händen, um sich mit der Canaille nicht zu besudeln, diese ganze Gestalt stellt vortrefflich die Hochschätzung der eigenen, kümmerlichen Mittelmäßigkeit und die souveräne kritische Verachtung alles Ueberigen eines verleidet gewordenen Kritikus dar. Er ist einer von denen, die in dem Maße, wie sie andere herabsetzen, in ihren eigenen Augen steigen, was denn zuletzt wirklich in's Unendliche geht. Auf der höchsten Höhe angelangt, und von dem ewigen Kritisiren kritisch abgemagert und abgetödtet, mit einem Kolorit Grau in Grau, wie alte, bestäubte Schweinsledereinbände, rufen sie dann herab: Zuerst komme ich, und dann noch einmal ich, und dann kommt lange Niemand, und erst dann kommt unser Herrgott mit der übrigen Canaille von Menschenvolk, das eigentlich unter aller Kritik ist, und nur lebt, damit man es kritisirt und seine eigene Vortrefflichkeit daran spiegelt. Bei solchen Gesinnungen kann man sich wohl denken, daß die beiden Schönen, sähen sie auch etwas vortheilhafter aus, wenig Hoffnung haben, dies Herz, das trockener als Puder ist, aufzuweichen. Er macht auch wirklich ein Gesicht, das nicht wenigrer verächtlich ist, als dasjenige, das ein englischer Schiffskapitän machen würde, wenn zwei kleine Kapreeschiffe ihn auffordereten, die Segel zu streichen und gutwillig zu kapituliren mit seinem Kriegsschiff von 90 Kanonen, das den Namen the royal

Digitized by Google

George führt. Vor Verachtung kann der Mann gar nicht zum Zorne kommen. Er läßt es daher mit geringschätzender Gleichgültigkeit geschehen, daß sich die beiden Anbeterinnen um ihn reißen. Die eine, eine liederliche Dirne, stürzt wie eine rasende Hündin ihm von vorne um den Hals. In ihren Augen flammt die wildeste Begier, mit Zoen und Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin gemischt. Sie faßt den Kritikus als gute Prise mit der Linken beim Kragen, während sie mit der Rechten jene zurückzustoßen sucht. Ihr Auge funkelt wie das einer Hyäne, die ihren Knochen allein fressen will. Die sentimentale Nebenbuhlerin scheint aber davon gar keine Notiz zu nehmen, sie hält den Kritikus von hinten umschlungen, oben bei der Halsbinde fest. Der Mann war früher Korrektor einer Leipziger Buchhandlung, der gegen einige Groschen eine bestimmte Anzahl Bogen Tag für Tag korrigiren mußte und alle Vierteljahre einmal an dem Tische des Prinzipals essen durfte. Von dem Druck- und Scheidfehlerkorrigiren war es ein kleiner Sprung zum Gedankenkorrigiren seiner Autoren, worin er sich mehr und mehr übte. So wurde er kühner, und übernahm in einer kleinen Provinzialzeitung das kritische Richteramt über Literatur von allen Waffengattungen. Er nahm, wie alle Philister und Schneider, zum Motto: Sieben auf einen Streich. Das alte Korrektoramt kam ihm dabei vortrefflich zu statten, denn in der Regel hatte er durch Angabe einiger Schreib- und Druckfehler nach Campe's Wörterbuch seinen Autor schon maustodt geschlagen, ehe er nur einmal an die Gedanken selbst kam. Die Philister rieben sich dabei vor Verwunderung die Augen und riefen ihm Beifall zu. Denn sie sahen, wie bei dem Schneider des Volksmährchens, daß das Wasser aus den blanken, harten Diamanten lief, wenn er mit seiner gewaltigen kritischen Faust darauf drückte. Daß er aber statt der Diamanten einen alten, stinkenden Käse aus seiner Tasche in die Hand praktizirt hatte, das merkten die Philister nicht. Und wie schauten sie erst auf, wenn er dann den Stein in die Höhe warf, so hoch, daß er gar nicht mehr zur Erde fiel, weil er statt des Steins einen Vogel in die Luft geworfen und dabei zitterte, der Stein möchte sich auf irgend einen Ast setzen und ein Liedchen zu pfeifen anfangen. Durch solche Heldenthaten stieg ihm der Kamm immer höher; unter Stadt- und Landpoeten wüthete er, wie der alte Moloch. Einige bekamen davon Herzklopfen, andere die Epilepsie, noch andere drohten ihm mit Gift und Dolch, oder suchten ihn dadurch zu rühren, daß sie ihm vorstellten, sie würden sich selbst um's Leben bringen, wenn sein steinernes Herz sich nicht erbarme und sie mit Schonung behandle. Und in der That wollten die Statistiker ein um einige Procente vermehrtes Sterben im Lande bemerkt haben. Er blieb aber gegen jede Bestechung und Drohung taub und streng wie Minos. Dadurch bekam er ein solches Gefühl seiner erhabenen Würde, daß er nach langem, vergeblichem Warten in einem Scheeiden kurz und bündig bei seiner Regierung einkam, man möchte ihn mindestens zum ersten Minister machen, wie dies in Frankreich bei Leuten seiner Art der tägliche Brauch sey. Da er damit abgewiesen ward, fand er sich so tief verletzt, daß er melancholisch wurde, über den schwarzen Undank und die Blindheit der Welt klagte und sich und die Welt bedauerte, die dies Genie verkenne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz. September.

Die Cholera in Livorno.

Gleich nach dem, wie immer, festlich begangenen Johannistage, von dem ich Ihnen ein andermal berichte, lebte man in Erwartung noch glänzenderer Feste. Der Hof, in dankbarer Anerkennung der Theilnahme, welche die Stadt an der Geburt des Thronerben genommen, wollte ein großes Volksfest veranstalten, und zu diesem Behuf den Platz vor dem Pallast Pitti, den Pallast selber und den Garten Boboli auf das Prächtigste erleuchten, und nach Verschiedenheit des Ranges, dem Adel, dem Mittelstande und dem Volk, drei große Bälle geben. Die Ausgaben beliefen sich, wie versichert wird, auf die bedeutende Summe von 40.000 Scudi. Alles war bis auf Sonntag den 9ten August festgesetzt, als am Donnerstag vorher plötzlich die Feier eingestellt ward. Der Florentiner, der Wichtiges zu erzählen, und jedes, nur nicht das natürlichste Motiv sich vorzustellen liebt, witterte in diesem plötzlich geänderten Beschluß der Regierung Alles, nur nicht die hinlänglich begründete Furcht vor der Cholera. Man wollte sich dies Uebel nun einmal nicht so nahe denken, hielt die Vorsichtsmaßregeln, welche die Behörden nach und nach zu treffen anfingen, vielleicht sogar für überflüssig, bis denn endlich die etwa um die Mitte des vergangenen Monats in Livorno ausbrechende Krankheit die Sorge des Gouvernements nur zu sehr rechtfertigt. Das Uebel begann, wie gewöhnlich, mit ganz einzelnen Todesfällen von alten oder schwachen Leuten, bis es in wenigen Tagen Fuß faßte und in seiner ganzen Heftigkeit zu wüthen anfing. Die Menge der nun täglich, und oft in wenigen Stunden Hingerafften, die Furcht vor den Ausbrüchen eines als wild bekannten Pöbels und eine gewisse Ratzlosigkeit der Behörden verbreiteten über die armen Livorneser so ungeheuren Schrecken, daß sie in Menge ihre Stadt verließen und nach allen Seiten hin über Toskana sich zerstreuten, Pisa, Florenz, Siena, Volterra, nah und fern gelegene Dörfer wurden von ihnen bevölkert, so daß von 80.000 Einwohnern in den schlimmsten Tagen vielleicht die Hälfte fehlen mochte. Diese Muthlosigkeit wirkte natürlich auf den Handel so zurück, daß er gänzlich stockte, und die Buden, ja (was für Livorno viel bedeuten will) selbst die Caffe's geschlossen waren. Eine große Prozession der ganzen Stadt nach der berühmten Madonna von Montenero. Sträflinge, welche die Gestorbenen forttrugen, einzelne Priester oder Mönche, welche den Leichen folgten, selten hier oder dort Bekannte, die sich von ferne grüßten, war Alles, was in diesen Tagen die Existenz einer sonst bevölkerten, wohlhabenden

Stadt bezeugte. Da eine große Anzahl des Volks aus Facchini besteht, die von dem leben, was sie sich Tags über verdienen, stieg die Noth unter diesen Umständen natürlich aufs Höchste; die Regierung aber that nun ihr Möglichstes, sandte nicht allein baares Geld, ließ nicht nur Beob an die Aermsten austheilen, sondern gab für guten Tagelohn zu arbeiten, und entwickelte daneben eine feste, sichere Haltung. Wie dies von unbefangenen Augenzeugen und in allen Briefen stets willig anerkannt wurde, nenne auf der andern Seite ganz Toskana die Namen der Aerzte mit Abscheu, welche in solcher Noth durch eine schimpfliche Flucht sich ihrer Pflicht entzogen, oder das Unglück zu größerm Vortheil benutzen wollten. Da eine ähnliche Elendigkeit gleichzeitig in Genua zum Vorschein kam, bestimmten die Behörden diesen Ausreißern eine kurze Frist zur Rückkehr, und drohten widrigenfalls mit Verlust des Doktordiploms. Es war zu erwaeten, daß solche Leute, welche über Pflicht und Menschenliebe so raisonniren mochten, wie Falstaff über die Ehre, keine Ursache hatten, den gethanen Schritt zu bereuen; die Drohung soll also, wie man hört, fruchtlos geblieben seyn. Wenn man in diesen Helden nichts anders, als die echten Brüder jenee Italiener der Fremdenlegion erkennen kann, durch deren Schuld neulich bei Algier die Schlacht gegen die Araber so gut als verloren ging, so verdienen die Namen einiger jungen Männer, welche durch Muth und edle Aufopferung sich auszeichneten, mit goldenen Buchstaben unter die wahren Menschenfreunde eingeschrieben zu werden. Man findet unter ihnen Baragli, der selber nach wenigen Tagen erliegen mußte, einen Griechen Lazzaras, einen Juden und Andere, welche, vom katholischen Italien als Ketzer angesehen, die Schamlosesten beschämen könnten. Jezt lauten die Nachrichten tröstlicher; am 15ten September belief sich die Zahl der Todten nur noch auf zehn, während in der schlimmsten Zeit täglich achtzig und darüber starben mochten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Septtmber.

(Beschluß.)

Theater. Hinrichtung.

Die hiesige Bühne hat sich nach und nach, durch Ausfüllung mehrerer allmählich entstandener fühlbarer Lücken, recht erfreulich ergänzt und regenerirt. Der wackere Komiker Koch gehört nun auch zu ihren Zierden. Fräulein Bauer ist die Unsere geworden, und weiß durch ihr so gefühlvolles, als kunstreiches Spiel, verbunden mit großer persönlicher Anmuth und Feinheit, den ungemeinen Beifall, welcher sie empfing, festzuhalten und fortdauernd zu vermehren. So eben erfreut uns die junge Sängerin Pixis mit ihren süßen Melodien. Als Romeo in Bellini's Capuleti und Montecchi wurde die Trefflichkeit ihres Gesangs und Spiels anerkannt, obschon die jezt eben abwesende Schechner-Decorient in dieser von ihr zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Rolle sich vielleicht mehr, als in allen andern unvergeßlich gemacht hat.

Schon im April vorigen Jahres fiel bekanntlich die Ermordung zweier hiesiger bejahrter Frauen in ihrer mitten im belebtesten Theile der Stadt gelegenen Wohnung vor. Alle Zeitungen sprachen damals über die von besonders empörenden Umständen begleitete Schandthat. Zwei von den sieben Theilnehmern büßen längst ihren Frevel im Zuchthause. Den fünf Uebrigen war die Todesstrafe zuerkannt worden. Auf eine ihnen, wie gewöhnlich, gewährte zweite Vertheidigung erfolgte die Bestätigung des ersten Urtheils. Dasselbe war der Fall, als man den Verbrechern erlaubt hatte, noch eine dritte Vertheidigungsschrift einreichen zu dürfen. Der hiemit und in Folge mehrerer Retraktationen und veränderter Aussagen derselben veranlaßte längere Aufenthalt machte, daß die Vollstreckung des Blutur»theils sich bis jezt verzögerte. Einem der Verurtheilten war es inzwischen gelungen, aus der hiesigen Frohnfeste zu entkommen, und einem andern in Betracht mancher mildernden Umstände die Todesstrafe in lebenslange Zuchthausarbeit verwandelt worden, so daß nur noch drei übrig blieben, der Hutmacher Backof, der Agent Krause und der Kanonier Gäbler. Viele Tage schon vor ihrer auf den 9ten September festgesezten Hinrichtung waren sie fast der ausschließende Gegenstand aller Gespräche, besonders auch darum, weil mehrere seither bei dergleichen traurigen Feierlichkeiten beobachtete Gebräuche, als abgeschafft, zum ersten Male wegfallen sollten, wie z. B. die Hegung des ganz veralteten, sogenannten hochnothpeinlichen Halsgerichts und die Hinausführung der Missethäter in Begleitung eines Geistlichen. Diesmal wurden sie auf einem offenen Wagen, wobei jedem ein Gerichtsdiener zur Seite saß, langsam nach der Richtstätte transportirt. Der Platz für das Blutgerüst war sehr passend auf einer Ebene, nahe vor dem Löbtauer Schlage, gewählt worden, so weit und umfangreich, daß außer der ungemein zahlreich versammelten Menschenmasse aus beiden Geschlechtern und allen Ständen, noch viele tausend Zuschauer mehr Augenzeugen hätten werden können. Bei einer so großen, vielartigen Menschenmasse verdient die wahrhafte Todtenstille gewiß bemerkt zu werden, welche allenthalben sich kund that. Außerdem würde auch der Laut nach dem jedesmal mit dem Richtschwerte geführten Todesstriche schwerlich vernommen werden seyn. Der sehr schwache Laut galt offenbar dem glücklichen Aufhören der höchst unbehaglichen Beklemmung durch den Gedanken an die Möglichkeit, daß der Streich doch wohl auch nicht sogleich zum Tode führen und der Verbrecher einen vielleicht noch mehr als Einmal zu wiederholenden Hieb, mithin eine Strafe auszuhalten haben könnte, weit schärfer, als das Recht ihm solche zuerkannte. Wie leicht aber auch alle drei Köpfe von Einem Scharfrichter abgenommen wurden, und wie sehr dieser auch schon gleiche Geschicklichkeit erprobt hat, so dürfte es doch wohl vorzuziehen seyn, die Vollziehung solcher Bluturtheile künftig lieber einer unfehlbaren Maschine als der niemals ganz zuverlässigen Menschenhand anzuvertrauen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 257:
Das Schwert.

Charade.

(Dreisylbig.)

Ich hab' — so sprach der Zimmermann —
Manch strenges Zweites heut gethan
Am Ganzen; aus dem Ersten nun
Ein volles Zweites will ich thun.

P. v. Tsch.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Oktober 1835.

In diesem Mikrokosmus wird es ungefähr so gehalten, wie in dem ausgebreiteten Makrokosmus, der Welt selbst; es liegen nicht alle Narren an Ketten.

Lichtenberg.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Die Anzeige der bekannten Druckfehler in den Briefen eines Verstorbenen, welche, wie man sagt, der Fürst Pückler-Muskau von Algier aus in die Allgemeine Zeitung rücken ließ, gab den Ausschlag. Er behauptete nämlich, dieser Druckfehler schon früher entdeckt und der ehrenwerthen Redaktion der Allgemeinen Zeitung eingeschickt zu haben, diese aber müsse sie aus schwarzem Neid unterschlagen haben, da dies ja häufig bei ihr der Fall sey. Das Postzeichen werde unwiderleglich für ihn sprechen, und er wolle sich mit Jedem, auch mit dem Herrn Fürsten, für die Wahrheit seiner Behauptung schießen oder stechen zu Fuß oder zu Roß. Kurz, der Arme nahm sich die Sache so zu Herzen, daß der von dem kritischen Plunder ohnehin schon schwere Kopf überschnappte. Im Narrenhaus treibt er nun sein altes Handwerk fort, überall sucht er die Druckfehler auf, Alles findet er unter aller Kritik, die Menschen selbst sind ihm weiter nichts als Druckfehler der Natur. Er wollte auch, wie früher, ein kritisches Blatt herausgeben, aber der Philosoph, der in den meisten Dingen nicht seiner Ansicht ist, weigerte sich, Mitarbeiter zu werden. Sie stritten sich nämlich schon beim ersten Artikel darüber, ob die Plankenmänner, welche man an der Wand des Narrenhauses von einem unbekannten Narren-Breughel ausgeführt sieht, zur Genre- oder Historienmalerei gehörten. Der Philosoph stellte die These auf, durch die richtige Mitte betrachtet, gehörten sie zur Historienmalerei wegen der scharfen, charakteristischen, geistvollen Umrisse, die ein Raphael, hätte er sich in der Narrheit hervorthun wollen, nicht besser hätte machen können. Dagegen wendete der Kritikus ein, mit kritischen Augen betrachtet, sey es Genre, da ein so gemeiner Gegenstand, wie Narrheit, offenbar zum Genre gehört, und das Genre selbst nur eine Verrücktheit der Malerei sey. Ueberdies seyen es nicht einmal ideale Narren, sondern offenbar Porträts. So wenig wie hierüber konnten sie über den zweiten Punkt einig werden, ob die besagten Plankenmänner der Münchner oder der Düsseldorfer Schule angehörten. Der Philosoph erklärte sich für die Münchner, weil sie an die Wand gemalt seyen, und also entweder al Fresko, oder gar al Wachs ausgeführt werden sollten. Der Kritikus, eingedenk seines Leipziger Korrektoramts, wollte die Ehre den Berlin-Düsseldorfern zuschreiben. „Warte," sagte er, „bis sie

nur einmal untermalt sind, und man wird sogleich das Düsseldorfer Kolorit erkennen, auch hat der Gegenstand einen romantischen Anstrich, auf den man sich ebenfalls nur dort versteht. Dir aber glaube ich nicht eher, bis Du sie mir auf einem alten Bilde gezeigt hast; denn in München malt man ja nur Gespenster von Bildern, die vor dreihundert Jahren gelebt haben." — „Hoho," entgegnete ihm der syllogistische Philosoph, „die alten Meister vor dreihundert Jahren, sag ich, malten gut, in Düsseldorf will man anders, das heißt, schlecht malen, die Plankenmänner aber sind gut, sag ich, ergo sind sie von einem Münchner." — „Den Major und Minor leugne ich," fiel der Kritikus ein; „die Alten malten so ziemlich gut, und ihr Münchner macht sie so ziemlich schlecht nach, in Düsseldorf aber ist man originell und gut, ergo gehören sie uns an." So stritten sie hin und her, der Philosoph nannte zuletzt den Kritikus einen genremäßigen Originalnarren, worauf dieser ihm die Antwort in gleicher Münze nicht schuldig blieb, und in einem Manifeste, das er noch gegenwärtig mit einer Nadel an seinem Hute befestigt trägt, das Publikum des Narrenhauses aufforderte, zu entscheiden, wer von ihnen Beiden denn eigentlich der Narr sey. Sollte das Urtheil inzwischen ungünstig für ihn ausfallen, dann ist er fest entschlossen, an das kritische Urtheil der unparteiischen Nachwelt zu appelliren.

Es ist unsäglich, welche Masse Druckfehler er überall entdeckt, die ganze Welt, alle Geschöpfe und Werke Gottes sind davon voll. Er will davon nächstens eine verbesserte kritische Ausgabe für Dentgläubige herausgeben. So sicher er indessen in seinem Urtheile ist, so hat er doch häufig die Furcht, es könnte einmal ein Ungeschickter hinter seine kritische Brandfackel kommen und das ganze Narrenhaus, ja die ganze Welt damit anstecken, wo dann mit dem übrigen Plunder auch seine unsterblichen Werke untergehen müßten. Er läßt sich daher die Herbeischaffung von Wasser sehr angelegen seyn und sagt, es könne desselben nicht genug in der Welt geben.

Man kann die beiden Damen, die sich so eifrig um seine Gunst bewerben, auch für zwei literarische Parteien ansehen, die das steinerne Herz seiner Kritik verführen wollen. Die vordere ist die sensualistische Poesie, die bekannte Schweinstallmuse, welche Voltaire anrief, als er sein Pucelle schrieb, und mit deren Gunst H. Heine zuweilen kokettirt. Das ganze Gesicht spricht, wie bei dem Grindigen, zu deutlich, als daß wir nöthig hätten, viel von den innern Affekten zu reden. Man sieht ihr an, daß sie aus niederem Stande ist. Sie war vielleicht ein ordentliches, braves Landmädchen; sie wurde aber von ihren Eltern in die Haupt- und Residenzstadt in Dienst geschickt, um Zucht und Anstand zu lernen. Die guten Leute dachten, wie kann es fehlen? gibt es ja doch daselbst Kinderbewahranstalten und Kinderbälle, wo es hergeht, wie auf gewöhnlichen Bällen. Sie machte nun die traurige Laufbahn durch, die so viele ihrer Mitschwestern zu dem gleichen jammervollen Ziele führt, an dem wir sie hier im Narrenhause angelangt sehen. Von Haus aus hatte sie ein wenig Religion und Sittlichkeit, die ihr der Urgroßvater vor seinem Tode eingeschärft, mitgebracht, sie selbst hat viel Leichtsinn aus eigenen Mitteln dazu gegeben, und nun wird sie auf allen Straßen von der frech und breit wie ein Pfau daherstolzirenden Liederlichkeit angerufen. Welchen Widerstand sie da leisten wird, ist leicht zu errathen; denn nach neuern konstitutionellen Staatsmaximen scheint die Polizei nur da, nicht um ein Verbrechen zu verhüten, sondern um das begangene zu bestrafen.

Die Sprossen der Leiter, auf denen die Unglückliche mit tausend andern in den Abgrund stieg, waren eine schlechte Herrschaft, welche dem Pfandhaus gegenüber wohnte, privilegirte Tanzgesellschaften unter den Augen der Polizei, späte Polizeistunde, und diese obendrein schlecht beobachtet, und endlich ein ausnehmender Kleiderluxus, der sie vollkommen zu dem Titel: Fräulein Köchin, wie man ihn nicht selten hört, berechtigte. Alle diese Lustbarkeiten forderten Geld, und dazu gibt es allerlei Mittel, wenn der Lohn nicht ausreicht. Da steht obenan das Pfandhaus, was jedoch eine dürftige, schwindsüchtige Quelle ist, dann kommen in zweiter Instanz die wohlkalkulirten Marktrechnungen und andere dergleichen unmerkliche, nicht unmoralische Diebstähle, drittens endlich der Liebhaber, und wenn einer nicht ausreicht, mehrere. Um Alles zu krönen, ist dann noch die Lotterie da, die mit ihren Nummern in allen Ecken und Enden die einfältigen Leute herbeilockt, damit sie ihren sauren Erwerb, oder den Lohn der Sünde, oder den Diebstahl zum Besten des Staats ihr in den Rachen werfen, um sich dann der Verzweiflung preisgegeben zu sehen. Unsere weisen Vorfahren haben nicht ohne Grund Gesetze gegen den Kleideraufwand und andern Luxus erlassen, weil sie darin den Grund vieler Laster und Verbrechen erkannten. Allerdings sind Gesetze bei schlechten Sitten von wenigem Belang, aber selbst das Wenige wird nicht einmal beachtet, geschweige denn die Hauptsache. Die zum Stadtmädchen gewordene Landjungfer kam aus einer Hand in die andere, und wurde zuletzt eine Hogarthsche Hackadout oder ein Lichtenbergsches Pandemchen. Sie wollte sich dann beim Ballet anwerben lassen; wegen Mangel an Gewandtheit wurde sie abgewiesen. Diese Kränkung, verbunden mit den Folgen ihres Lebenswandels, brachte sie in das Narrenhaus, wo sie das schreckliche Schicksal so vieler ihres Gleichen erwartet. Die Leidenschaft hat sich bei ihr zur konvulsivischen Raserei gesteigert, in der sie sich aufzehrt, bis sie, in

gänzliche Verwesung übergegangen, an einer der verschiedenen Krankheiten, der Entkräftung stirbt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Bettler.

(Beschluß.)

So oft die Pension für Miß Jenny R. bezahlt wurde, war eine kleine Summe Geldes für sie selbst beigefügt, und Jacques Peemanon, den das junge Mädchen zu ihrem Liedlinge auserkoren, empfing von dieser Summe einen guten Theil. Da sie kein lebendes Wesen, durchaus nichts auf der Welt hatte, was sie hätte lieben können, nicht einmal einen Hund, hatte sie eine Art von Zuneigung zu diesem armseligen Geschöpfe gefaßt, welches auch fast eben so verlassen, als sie selbst war. Neben dem wöchentlichen Almosen eines Zehnsousstücks erhielt Jacques Peemanon jeden Sonntag regelmäßig von Miß Jenny Hemden, Halstücher und tausend von jenen Kleinigkeiten, welche die jungen Mädchen in der Pension in ihren einsamen und müssigen Stunden verfertigen. Das Gebetbuch des Bettlers war daher mit papiernen Kreuzen und ausgeschnittenen Bildern angefüllt; das Buch stak in einem schönen Beutel von grünem Tafft, und auf der ersten Seite des Bandes las man: „am 15ten April 1818 von Miß Jenny R... geschenkt an Jacques Permanon.“ — Zu schildern, wie sehr Jacques Permanon die junge Engländerin liebte, wäre unmöglich; denn was er für sie fühlte, war mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, es war für ihn ein Kultus, eine Religion. Wenn die Stunde herbei kam, wo das Pensionat der Madame N. sich gewöhnlich in die Kirche begab, sah man ihn auf seinem Sche er bleichen und sich unruhig hin und her bewegen, und ganz vergessend, den Eintretenden seinen Weihwedel hinzuhalten, streckte er den Kopf so weit als möglich nach der Kirchthüre vor, um die jungen Mädchen schon aus der Ferne zu beobachten. Hörte er endlich das Geräusch ihrer Tritte und das Geflüstre ihrer Stimmen, so röthete sich seine blasse Stirn wie Purpur, ein kaltes Schweiß troff auf seine Hände nieder, und alle die mißgestalteten Gliedmaßen seines Leibes verzerrten sich krampfhaft. Wenn dann Miß Jenny an ihm vorüberging, wenn er ihre Geschenke empfing, wenn sie ihm mit ihrer sanften Stimme guten Tag sagte, dann pochte sein Herz in so starken Pulsschlägen, als wollte es seine Brust zersprengen, und er kniete nieder, indem er Gebete herstammelte, wobei er aber nicht mehr wußte, ob es Gott oder jener Engel sey, den er in seinem Herzen anbetete.

Eines Tags kam Miß Jenny in die Kirche, mit Thränen in den schönen Augen; ein unaussprechlicher Kummer malte sich in allen ihren Zügen, als wenn ihr ein großes Leid widerfahren wäre. „Jacques,“ sagte sie zu dem Bettler, „ich kann Dir fernerhin nichts mehr geben, denn ich bin eine arme Waise geworden, und noch ärmer, als Du. Seit einem Jahre hat Madame N. nichts mehr von meinen unbekannten Gönnern gehört. Sie hat es immer vor mir geheim gehalten, aber durch Zufall habe ich es gestern erfahren. Ich bin ein armes Mädchen, das man aus Mitleid nicht Hungers sterben lassen will; aber ich habe gestern meinen Musiklehrer verabschieden müssen.“ Nach diesen Worten ging sie vorüber und kniete unter ihren Mitschülerinnen vor dem Altar nieder. Des andern Tages waren bei der Portière der Madame N. dreitausend Franken deponirt, ohne daß man die Person gesehen, welche sie gebracht hatte. Auf dem Beutel, worin das Geld enthalten, stand: Für Miß Jenny R... Das dauerte vier Jahre so fort, während welcher Miß Jenny, die ihre frühere Ruhe und Fröhlichkeit wieder gefunden hatte, und auch wieder in den Besitz ihres Piano's gekommen war, niemals versäumte, jeden Sonntag ihrem Schützling in Notre-Dame ein Zehnsousstück und die andern kleinen Geschenke zu geben, woran sie ihn gewöhnt hatte. Nach Verlauf dieser Zeit wurde Jacques Permanon krank und kam nicht mehr in die Kirche. Miß Jenny war sehr betrübt darüber, ihn nicht mehr zu sehen, und erhielt von Madame N. die Erlaubniß, ihn in Begleitung einer Aufseherin zu besuchen. Mit vieler Mühe machte sie die Wohnung Jacques Permanons ausfindig, und trat endlich in einen schwarzen, schlechtverwahrten Speicher, wo sie Jacques auf einem elenden Strohsacke liegend fand. Jacques wurde beim Anblick Jenny's so gerührt, daß er die Besinnung verlor und es ihn beinahe das Leben gekostet hätte. „Kind,“ sagte er endlich, als er wieder zu sich gekommen war, „Jesus und die heilige Jungfrau schicken Dich hieher, um mir mein Ende glückselig und sanft zu machen. Wenn ich Dich nicht mehr gesehen hätte, wäre ich mit verzweifeltem Herzen gestorben; jetzt segne ich Gott und seine unendliche Güte.“ — Bei diesen Worten zog er ein sorgfältig versiegeltes Papier unter seinem Kopfkissen hervor, überreichte es dem jungen Mädchen und nahm ihr das Versprechen ab, daß sie es sorgfältig aufbewahren und erst nach seinem Tode erbrechen wolle. „Das ist mein letzter Wille, den ich erfüllt sehen möchte, wenn ich nicht mehr am Leben bin, und wenn Du es nicht thust, wer sonst in der Welt sollte wohl daran denken, den letzten Willen eines armen Bettlers zu erfüllen?“ — Jenny versprach ihrem Schützling Alles, was er verlangte, und als sie am folgenden Tage ihren Besuch erneuerte, fand sie ihn

mit dem Tode ringend. Er starb wenige Augenblicke nach ihrer Ankunft, die schöne Hand Miß Jenny's in seinen kümmerlichen Händen haltend. Den Tag darauf öffnete Miß Jenny mit nassen Augen und betrübtem Herzen über den Verlust ihres armen Jacques das geheimnißvolle Papier, welches nachstehenden Brief enthielt: „Verfügen Sie sich mit Madame N. zu Herrn O., Notar, in der Rue Montmartre, welcher Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen wird. Unterzeichnet: Jacques Permanon.“ Dieses Papier war ein Vermächtniß an Miß Jenny von hunderttausend Franken in Gold und Bankbillets, welches Jacques Permanon vierzehn Tage vor seinem Tode, und als er sich krank zu fühlen anfing, zu dem Notar getragen hatte. Reich und schön, fand Miß Jenny bald zahlreiche Bewerber, unter denen sie, Dank der mütterlichen Fürsorge der Madame N., den Redlichsten und Besten zu ihrem Gatten wählte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Fortsetzung.)

Die Cholera. Segato's Mumien.

Ueber Florenz steht die Krankheit jetzt seit mehr als fünf Wochen, wie das Schwert über dem Haupt des Damokles. Einzelne Fälle sind sporadisch hier vorgekommen, und merkwürdig genug sind namentlich Geisteskranke im Spital von St. Bonifazio hingerafft worden, welche doch dem Verkehr und aller Contagion entrückt waren. An vielen andern Orten in Toskana sind geflüchtete Livorneser gestorben, ohne die Krankheit irgend zu verbreiten. Dies hat beim Volk nach und nach die große Verzagtheit etwas verscheucht, und der von der Regierung von Anfang an festgehaltenen Meinung, daß die Cholera nur epidemisch sey, mehr und mehr Eingang verschafft. Man fängt an zu begreifen, daß jede Absperrung gegen Piemont nutzlos gewesen wäre; Piemont zog Kordons gegen Frankreich, und das Uebel entwickelte sich in Nizza und Genua; Toskana hatte dasselbe Schicksal. Unsere Nachbarn denken aber anders, und haben uns von allen Seiten eingeschlossen; im's Römische, Lucchesische und Maremmesische ist nicht ohne lange Quarantäne hinüberzukommen. — Für ein wahres Glück ist es zu halten, daß Livorno und Florenz nicht gleichzeitig von dieser Seuche heimgesucht wurden. Hier wenigstens trifft der Feind uns jetzt nicht ganz unvorbereitet. Für die Reinlichkeit der Stadt ist und wird Sorge getragen; Klöster sind zu Spitälern eingerichtet, Subscriptionen eröffnet, um Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und für die einzelnen Quartiere der Stadt sind eigens Aerzte ernannt, welche auf Verlangen zu erscheinen und unentgeldlich Hülfe zu leisten haben. Beim wirklichen Beginne der Krankheit werden auch eigens dazu bestimmte Apotheken Tag und Nacht offen stehen und den Armen die Arzeneien gratis verabfolgen. Es steht zu hoffen, daß auf diese Weise die Abneigung des Volks gegen wirksame Mittel sich verlieren wird. Opiumkuren, die man in Livorno, im Anfang mit nicht besonderm Glück versuchte, riefen dies Mißtrauen hervor; später ist in vielen Fällen Oel mit Erfolg angewandt worden. Bis jetzt wird, wie anderswo, namentlich das Lietorale heimgesucht, obwohl in Piemont auch das Innere des Landes nicht verschont zu bleiben scheint. In Cuneo namentlich ist die Sterblichkeit groß gewesen. Genua, eine keineswegs unreinliche Stadt, zählt vom Beginne der Krankheit (Anfang August) bis zum 15ten September bei einer Bevölkerung von ungefähr 100.000 Seelen 3875 Kranke und 1949 Todte. Jetzt nimmt sie auch dort ab, und dürfte dem gänzlichen Aufhören nahe seyn. Alle Briefe aus Genua lauteten früher außerordentlich niederschlagend; die Gegenwart des Königs, der aus Turin plötzlich in jene Stadt kam, belebte den Muth der ganzen Bevölkerung. In Turin selbst zeigen sich, wie in Florenz, bis jetzt vereinzelte Fälle. In Toskana, namentlich in Livorno, werden die Folgen dieses Uebels für Handel und Verkehr noch lange fühlbar seyn.

Vor wenigen Monaten ward hier eine Entdeckung bekannt gemacht, welche großes Aufsehen erregt und folgereich zu werden verspricht. Girolamo Segato ist durch seine Karte von Toskana, durch zwei andere von Afrika und Marokko auch außer Italien bekannt geworden. Die Karte von Afrika namentlich ward mit verdientem Beifall aufgenommen, und als das Resultat mühevoller Reisen erkannt, welche der edle Segato, im heißen Durst nach Wissenschaft, im nördlichen und mittlern Afrika während einer Reihe von Jahren wiederholt unternommen hatte. In den endlosen Wüsten jenes Landes zog er im Juli 1820 umher, als ihm im Thale, welches sich vom zweiten Katarakt des Nils nach Mograt hinzieht, eine der Windhosen erschien, welche in jener Wüste, namentlich in den dem Nil benachbarten Gegenden von Nachnubien, nicht seltene Phänomene sind. Häufig stehen sie ganz ruhig auf dem Sandboden, und füllen die Gegend mit Stand- und Sandwolken nach allen Seiten. Dort nämlich, wo sie den Boden berühren, höhlen sie ihn dermaßen aus, daß sie Vertiefungen bilden, welche dem Bette eines Sees zu vergleichen sind. Andere Male schreiten sie rasch hin, ähnliche Vertiefungen auf ihrem Wege hinter sich zurücklassend. Einer dieser beweglichen Windhosen ging Segato einst muthig nach, als er in der gefurchten Höhlung überall Reste von Verkohlungen, und zuletzt einen ganz verkohlten Körper vorfand, der übrigens in Knochen und Fleisch erhalten war. Diese Wahrnehmung gab den ersten Anlaß zu nachfolgender Entdeckung. Ihm war eine leuchtend, daß der Prozeß der Verkohlung hier durch den heißen Sand vor sich gegangen. Wenn nun, dachte er weiter, die natürliche Hitze des Sandes hier gänzliche Austrocknung und Verkohlung der thierischen Substanzen bewirkte, warum sollten nicht dieselben bei einem gemäßigtern Grad von künstlicher Wärme im Grade geringerer Verbärtung erhalten werden können? Die Verwirklichung dieses Gedankens ward von nun an Aufgabe seines Lebens. Mit der Unerschrockenheit, welche Spallanzani und Belzoni auszeichnete, wagte er sich darauf vermittelst einer von ihm selbst gemachten Oeffnung in die tiefste Pyramide von Abu-Sir. Ein sechstägiger Aufenthalt an diesem Ort verursachte ihm beim Heraustreten in die gesundere Luft eine tödtliche Krankheit. Sie war langwierig und fürchterlich; er ward aufgegeben und halb todt nach Europa zurückgebracht. In Livorno aber siegte wider alles Erwarten seine mächtige Natur über das hartnäckige Uebel, und sein erster Gruß an sein wiedergewonnenes Daseyn war die Wiederaufnahme seines Lieblingsgedankens.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Oktober 1835.

In der morgenländischen Erzählung ist die Lehre selten von der kleinlichten Art, wie in unsern Erzählungen. Die Dichtung ist kühn, die Lehre, die in ihr dargestellt wird, ungemein und rührend.

Herder.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die gebratene Henne.

Es saß ein Mann bei seinem Weib und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief der Bettler: Gebt mir was!
Ihn wegzuschelten ging hinaus der Gatte.

Vergessen hatt' er den gebotnen Spruch:
Selbst satt, den Hungrigen nicht abzuweisen;
Da kam der Hunger ihm in's Haus als Fluch,
Und keine Henne hatt' er mehr zu speisen.

Aus Armuth schied er sich von seinem Weib,
Und ging im Land, ein Heimathloser, wandern;
Sie aber, zu erhalten ihren Leib,
Gab in die Ehe drauf sich einem Andern.

Und wieder saß ihr Mann bei ihr und aß
Die Henne, die sie ihm gebraten hatte;
Am Thore rief ein Bettler: Gebt mir was!
„Geh und gib ihm die Henne!“ sprach der Gatte.

Und als sie kam zum Bettler und ihm gab,
Da war's der Mann, der sie verstoßen hatte;
Sie kam herein und wischte Thränen ab,
Und um die Ursach fragte sie ihr Gatte.

Und sie erzählt' ihm, wie's begeben sich,
Seitdem der Bettler dort ward abgewiesen.
Er rief: bei Gott! der Bettler dort war ich;
Die Gnade des Barmherz'gen sey gepriesen,

Der, gnädig selbst, Barmherzigkeit gebeut,
Und gleichet aus den Reichen mit dem Armen.
Ich bettelte bei dem, der bettelt heut,
Und unser Beider mag sich Gott erbarmen.

Hormusan.

Hormusan, der edle Perser, ist gebunden und geschnürt,
Daß er seinen Tod empfange, seinen Siegern vorgeführt.

Furchtlos im Araberkreise wendet er des Blickes Flug,
Läßt dann mit Begier ihn haften am gefüllten Wasserkrug.

„Gott! nur eine einz'ge Schale von der vollen Lebensflut,
Daß ein Trunk zum letztenmale lösche meines Durstes Glut!“

Und des Siegers Großmuth winket einem seiner Sklaven zu:
„Einen letzten Labebecher dem Gefangnen reiche du.“

Digitized by Google

In's empfangne Waſſee ſchauet Hoemuſan mit tiefem Sinn,
Statt dee flüchtigen Labe ſieht er volle Lebenshoffnung drin.

Doch als wie vor unverſehnem Steeiche bangend, blickte er:
Omar! din ich ſichee, dis ich teinke dieſen Bechee leee?

„Leere, ſicher nur des Lebens, ihn dis auf den lezten Zug!
Iſt von dueſtigen Lippen doch geleert ein Bechee ſchnell genug.“

Aber Hoemuſan, entſchloſſen, ſezt den labevollen Rand
Ab von der veelechzten Lippe, die den friſchen Duft empfand;

Schleudeet aus dee Hand, als ſey ee ſeinen Tod zu halten bang,
An den Boden das Gefäß, wo es in tauſend Scheeben ſprang.

Der Chaliſe ſchaut deteoffen: Iſt dein Dueſt ſo ſchnell verraucht?
„Nein, doch eine größre Hoffnung iſt im Becher aufgetaucht.

Haſt du Sicheeheit verheißen, dis ich teänke dieſen leer,
Siehſt du, leer in meinem Leben trink' ich dieſen nimmeemehe.“

Dee Chaliſe ſchaut deteoffen, doch der Bechee liegt zerſchellt.
„Einen Freideief hab' ich, ohne daß ich's wußte, ausgeſtellt.

Doch bewußt iſt es den Zeugen, und der Feeibeief iſt geſtellt,
Unteeſiegelt von dem Höchſten, dem dein Leben wohlgefällt.

Dueſt'ger, dieſen andern Becher reich' ich dir nun meinem Gaſt;
Dieſen kannſt du leeeen, ohne daß du Tod zu füechten haſt.“

Omar und der Weinteiuker.

Heimlich in dee Nacht umher ging Omae, der geſtreuge,
Und aus eintm Hauſe hört' ee muntee Weingeſänge.

Stürmt hinein, und fand mit Mädchen einen Mann da trinken.
„Wie? Feind Gottes, in die Hölle willſt du nicht verſinken?“

Jener ſprach: O Füeſt der Gläub'gen, ſey um Huld gebetin!
Einmal had' Ich, deeimal haſt du ſelder übertreten.

Einmal ſpeicht der Koean: „Gehet nicht im Finſtern ſchielchen!“
Nur im Finſtern konnteſt du den Weg zu mir eeeeichen.

Ferner ſpeicht ee: „Laßt euch nicht von Saitenſpiel veeführen!“
Und das Saitenſpiel nur führte dich zu meinee Thüren.

Endlich: „Deingt unangemeldet nicht in fremde Wohnung!“
Und in meine eingedrungen biſt du ohne Schonung.

Der Chaliſe ſpeach: Ich fehlte; willſt du mir veegeben?
„Ja, wenn du auch mie vergibſt; nie teink' ich mehe im Leben.“

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebſt Ideen über Kunſt und Wahnſinn.

Von Guido Gbrres.

(Fortſetzung.)

Ihre Nebenbuhlerin, die ſchmachtende, ſentimentale Mondſcheinpoeſie, die ſich adee bei ihren romantiſchen, nächtlichen Promenaden faſt auf dieſelben Wege veriret hat, wie jene, ſcheint von deſſeeem Stande zu ſeyn. Ihre hohe Geſtalt, das noch immer ſchöne Geſicht mit den großen, edlen, regelmäßigen Zügen zeigt, daß ſie Anlagen zu etwas Beſſerem hatte. Sie ſtammt aus einer alten Patrizierfamilie dee, die lange in Ehre und Anſehen im Rathe iheee Stadt geſeſſen und das Regiment uneigennützig und ſteeng in altee Ehrbarkeit geführet. In den Stürmen und Nöthen dee neuern Zeit, wo größere Häuſer, die länger als ein Jahrtauſend in die Geſchichte Europas veeflochten waren, gefallen ſind, fiel auch dieſes Haus in Trümmer. Idee Elteen ſtaeben frühe, ihr blieb nichts, als die Erinneeung an das ehemalige Glück, den Reichthum und die Ehee ihree Familie. Zum Theil aus Mitleid, zum Theil Dienſte zu leiſten, wuede ſie dann in einem aufgeklärten Kaufmannshauſe von entfernten Verwandten aufgenommen, wo man ſie bald als eine Tochter, bald als eine Magd des Hauſes behandelte. Unglücklicherweiſe fiel ſie geeade in die eidevant ſentimentale Romanliteratuezeit, und ideer Wohnung gegenüber war eine Leihbibliotdek mit der Aufſchrift: für Deutſchlands gebildete Frauen und ſinnige Jungfrauen. Sie verſchlang das weichliche, iheee Einbildung ſchmeichelnde Gift mit glerigen Zügen, und bildete ſich daraus in Verbindung mit den Erinneeungen ihrer Kindheit ein erträumtes Paradies, in das ſie ſich zuerſt aus der kalten Welt zurückzog und welches ſie dann wieder, nachdem ſie, einzig in ihren Träumen lebend, allen Sinn für die Wahrheit dee Wirklichkeit verloren, üdeeall in die wirkliche Welt übertragen wollte. Alles wuede da mit Peinzen bevölkert, die dem kalten Glanze des Theons entſagen, um glücklich in den Armen irgend einer Pfarrerstochter odee Schäferin auf einem anmuthigen Luſtſchloſſe ganz den ſchönen Gefühlen der reinen Menſchheit und der Liede zu leben; überall wimmelte es von reichen Lords, von deſteenten Regieeungspeäſidenten, von goldeuen alten

Onkeln und ihren edelmüthigen Neveu's, die das große Loos in der Lotterie gewonnen. Diese gesammte Ritterschaft der Romanliteratur aber hatte nichts auf Gottes weitee Welt zu thun, als durch Wälder und Thäler umher zu iren, bis sie das stille Veilchen, von dem ihnen geahnet, im Verborgenen blühend fanden, und nun voll Entzücken es an den Busen drückten und den duftenden Thau küßten.

Auch sie glaubte endlich ihr Ideal in einem vornehmen jungen Herrn gefunden zu haben, der täglich mit zierlichen Kapriolen an ihrem Fenster vorbeiritt und sehr gewandt die Rolle eines Helden ihrer Traumwelt spielte. Er gehörte auch wirklich zu jener weit verbreiteten Chevalerie gewissenloser Liederlichkeit, die Veilchen, welche im Verborgenen blühen, sehr emsig und unverdrossen aufsucht, die sie aber pflückt und einen Tag in's Knopfloch steckt und dann wegwirft, um ein neues, feischeres an die Stelle zu setzen. Die Unglückliche hatte, wie natürlich, trotz den klarsten Aussprüchen der Romane und den Betheurungen des jungen Herrn, auf den sie ihr Glück gebaut, kein anderes Schicksal. Durch diesen Sturz aus ihren Träumen in die eiskalte Welt und in eine Zukunft der Schande und des Elends verfiel sie im Uebermaße des Schmerzes in Wahnsinn. Die Sehnsucht nach dem verlornen Paradies ist ihr einziges Sinnen. In jedem Manne, dessen sie ansichtig wird, glaubt sie den treulosen Geliebten wieder zu sehen; sie stürzt ihm entgegen oder hält ihn klagend und bittend fest, daß er sie doch nun ja nicht mehr verlassen möge, nun wollten sie ihres Glücks genießen, und nichts solle sie mehr trennen. Niemand ist sicher vor ihrer Zudringlichkeit, wie sie es jetzt gerade mit dem Kritikus macht, der indessen in seinem kritischen Herzen nichts in ihr sieht, als einen schlechten Nachdruck der Claren'schen Romane, der entsetzlich voll Druckfehler sey und mit dem er sich nicht befassen könne, während er vor dem unvergleichlichen Originale eine unbegrenzte Hochachtung hege und ihn auf einen Besuch einlade.

Die laufende Alte mit dem Strickstrumpf, neben der Sentimentalen, sieht äußerlich recht manierlich aus. Ihr Kleid ist zwar etwas altmodisch, dafür aber sitzt es ihr gut und ist sogar zierlich. Es erinnert ganz an eine gewisse reichsstädtische bürgerliche Wohlhabenheit, die es sich in ihren Häusern und Kleidern weit und bequem machte. Die Alte hat, wie in dem wohlgeordneten Anzuge, so auch in dem Gesichte etwas Kluges, so daß man bei ihrer vernünftigen Beschäftigung zweifeln könnte, ob sie nicht vielmehr eine Art Aufseherin sey. Sie ist es auch allerdings, jedoch unbeschadet ihrer Narrheit, wie dies vielfältig in der Welt der Fall ist, wo man die Narrheit manchmal sogar zur allerersten Bedingung macht, und oft sehr weit her die ausgesuchtesten Närrinnen zur Mädchenerziehung verschreibt. Die Narrheit der Alten hier verrathen die scharf eingefurchten Züge über dem Munde, die eine gewaltsam nagende Leidenschaft bezeichnen. Dann blinzelt sie auch mit ihren Katzenaugen so scharf hervor, daß man glauben möchte, sie sehe im Dunkeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Stadtverschönerung. Neue Stücke. Kunst. Rettich. Bourmont. Meinung über Menzel und Gutzkow. Geistiger Bürgerkrieg. Journale.

Mehr und mehr ziehen sich bedeutendere Familien auf die Stadt zurück, weichend vor der Avantgarde des Winters, der herbstlichen Langeweile auf dem Lande, und bald dürfte Wiens dramatisches Leben sich wieder aufthun, da auch Ihre Majestäten schon den 16ten dieses hier erwartet werden. Man muß diese Stadt im Frühlinge oder Spätherbste sehen, um ein richtiges Bild von ihr wie sich zu nehmen; das Gedränge auf den Straßen wird da oft lebensgefährlich. Zwei Arten von Verschönerung finden gegenwärtig statt: Gasbeleuchtung und neue Pflasterung; sehr rüstig arbeitet man an Beidem. — Interessant ist der augenblickliche Andrang bei allen Theatern, die, ein seltener Fall, fast am selben Abende Zugstücke brachten. Bauernfelds graziöses Lustspiel: „Bürgerlich und Romantisch," füllt noch immer die Burg; Auders „Ballnacht" gefällt immer mehr. „Der falsche Konzertist," eine Posse, worin der Komiker Rott den seltsamen Virtuosen auf dem Holz- und Strohinstrumente Gusikow parodirt, zieht nach der Josephstadt, wie das Zauberstück: „der Wasserfall im Feenhain." in die Leopoldstadt. Die pikanteste Neuigkeit aber brachte das Theater an der Wien mit der (sogenannten) Lokalposse: „Zu ebener Erde und erster Stock," vom Verfasser des „Lumpacivagabundus," Nestroy. Dieses Genrestück wirkt mit den einfachsten Mitteln, ohne alle Zuthat von Maschinen, so stark, als Raimunds „Verschwender;" es ist reich an rührenden, wie komischen Situationen, voll treffender, witziger Gedanken. Unter Raimunds Firma hätte dieses treue Lebensbild wohl noch größere Sensation erregt, da man bei Nestroy frühere Gemeinheiten zu vergessen hat. Die Rückkunft des Helden Knust von Pest wird nun auch ernste Stücke wieder zur Anschauung bringen. Dieser Schauspieler, dessen Naturell das günstigste ist, beginnt leider, wahrscheinlich verführt durch die Kritik, zu dehnen und zu strecken und nicht mehr, wie früher, gleich Löwe, aus einem Gusse zu spielen; er ist auf dem besten Wege zur langweiligen Manier Eßlairs. Sein leidiges Verhältniß zu Mad. Schröder, seiner Eraemahlin, versperre ihm für immer den Eintritt in das Hoftheater, für das er geboren ist. Statt seiner werden wir wahrscheinlich Rettich sehen, den man aus Rücksicht für seine Gattin, wenn man sie engagirt, wie es heißt, wird wie acquiriren müssen. — Achmed Pascha ist abgereist, dagegen eine militärische Notabilität eingetroffen, die in Algier zu rechter Zeit und bei Belle-Alliance zu spät angekommen ist. Don Miguel schien seinen Namenstag in Wien feiern zu wollen, allein er kehrte von Laibach wieder um, sich in Rom gratuliren zu lassen. — Gutzkows Erklärung gegen Menzel erregte hier allgemeine Indignation, so wie des Letztern männlich einfache Erwiderung Beifall. Trauriger

Zwiespalt in der deutschen Literatur! Schiller — Goethe: muß man, statt sich über ihren Gräbern die Hände zu reichen, an ihren Leichensteinen das Schwert ziehen zum geistigen Bürgerkriege? Ich ehre die deutsche Gesinnung Menzels und theile seine Verachtung gegen jenen absto-ßenden Indifferentismus Goethe's, nimmermehr aber kann ich sein catonisches: Ego vero censeo! billigen. Goethe, sammt allen seinen Werken, ist bereits eine Vergangenheit, und wir haben es mit der Gegenwart zu thun, die neue Lebens- und Kunstprinzipien entwickelt, deren Keime um die lebendige Leiche des großen Autors emporschossen. Zudem, Gewissensfreiheit in der Kunstreligion! Binden und verbünden mögen sich zu Schulen und Kliquen die Schwachen und als Fasces zwischen ihren Köpfen das kritische Beil tragen; eine echt künstlerische Natur gedeihe nur in der Einsamkeit, frei und fern von allem Zunftwesen und dumpfem Einerlei. — Die Wiener Zeitung hat bereits angekündigt, daß sie schon mit diesem Monate Berichte über das Theater beingen werde, wahrscheinlich als Beilage. Die Theaterzeitung dürfte dadurch bedeutenden Schaden leiden. Kaltenbäks österreichische Zeitschrift gab in den vier letzten Nummern einen sehr lesenswerthen Aufsatz über die „schöne Literatur Oesterreichs“ von Bauernfeld. Er beginnt mit Denis und endet bei uns. Seltsam, daß er nicht die Gelegenheit benutzte, auf das physische Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland hinzuweisen, nämlich zu erinnern, daß man bei dem Vergleiche unserer Literatur mit der übrigen deutschen acht Millionen mit vierundzwanzig in Parallele zu setzen habe. Einen Ausdruck, wie „schöne Literatur,“ hätte sich übrigens Bauernfeld nicht sollen zu Schulden kommen lassen; er erinnert an die „schönen Wissenschaften“ verschollenen Andenkens. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nunmehr unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Wildauer, der im ersten Blatte die Erklärung abgegeben, er werde das Journal ganz im Geiste des verstorbenen Redakteurs fortführen, ohne jene Aufforderungen zu übergehen, die fortschreitender Geschmack an ein solches Unternehmen stellt. — Wildauer hat sich bereits als einen Mann von bedeutender Erudition und redlicher Gesinnung bewährt, und es läßt sich erwarten, daß er für dieses literarische Institut seine schönen Kräfte in immer höherer Thätigkeit entwickeln werde.

Florenz, September.

(Beschluß.)

Segato's Mumien.

Segato begann die praktischen Versuche, und kam endlich dahin, den Körpern und Gliedern der Thiere Solidität und unzerstörliche Dauer zu geben. Bei diesem Prozeß nehmen die ganzen Körper, wie die einzelnen Theile derselben eine durchaus feste Konsistenz an, die in dem Verhältnisse fühlbarer und bestimmter ist, als die einzelnen Theile selbst weicher oder konsistenter sind. Haut, Muskeln, Nerven, Venen, Fett, Blut u. s. w., Alles besteht diese Veränderung, ohne daß es nöthig ist, die Eingeweide zu entfernen; diese nehmen dieselbe Konsistenz an. Dabei verändern sich Farbe, Form, Charakter überhaupt im Allgemeinen nicht, kein Geruch ist bemerkbar, und auf diese Weise wird dem Zahn der Zeit sein verjährtes Recht streitig gemacht. Jeden Gedanken an eine etwaige Vergleichung mit frühern Versuchen wird vollends die Wahrnehmung aufheben, daß Glieder und Gelenke in ihrem natürlichen Zustande bleiben, biegsam sind und sich bewegen lassen. Skelette selbst bleiben in ihren eigenen Bändern unter sich verbunden, so daß die bisher gebrauchten künstlichen Mittel gänzlich nunöthig erscheinen. Haben die Körper einmal diese Konsistenz gewonnen, so vermag weder Feuchtigkeit, noch Luft, noch Motten, noch, wie es die Proben dargethan haben, vieltägiges Sieden unter Wasser etwas gegen sie. Das Gewicht vermindert sich um ein ganz Geringes, alle übrigen Aeußerlichkeiten aber bleiben bis auf die Hautflecken, seyen sie natürlich oder durch krankhafte Zustände veranlaßt. Kein Haar verliert sich, weder von der Haut, noch von dem Haupt; sie sitzen fester als je in ihren Wurzeln. Vögel und Fische verlieren weder Federn, noch Häute, Schuppen oder Farben, und auf gleiche Weise bleiben Insekten und Würmer nicht allein im Allgemeinen, sondern in allen Einzelnheiten unverändert. Hiezu finden sich im Kabinet Segato's mannichfache Belege. Ein Kanarienvogel ist in diesem jetzt zehnjährigen Zustand vergeblich von Wasser und Motten angegriffen worden. Im ersten Jahre stand er dreißig, im zweiten vierzig Tage und darüber unter Wasser; längere Zeit war er in einer Schachtel den eigens dazu herbeigeschafften Motten ausgesetzt. Bei der Herausnahme erschien er durchaus unbeschädigt. Mit andern Thieren wurden ähnliche Versuche auf eben so glückliche Weise vorgenommen. Die Hand einer an der Schwindsucht gestorbenen Frau zeigt die ganze Blässe und die Ausmergelung der tödtlichen Krankheit; eine männliche Hand ist in den Gliederungen der Finger beweglich und dabei durchaus unverändert. Noch merkwürdiger ist eine Tafel, welche aus einem Parallelogramm von 264 regelmäßigen, in einander gefügten Stücken besteht. Dem Kenner erscheinen diese als eben so viele Arten von Pietra dura, und doch sind sie mit all ihren lebhaften Farben nichts weiter, als größtentheils pathologische Theile von menschlichen Gliedern. Es leuchtet aus dem Gesagten ein, daß die egyptischen Mumien und die neuen Versuche, zu mumisiren, mit diesem Prozeß nichts gemein haben können. Der Nutzen dieser Entdeckung dürfte vielfach seyn. Für die Anatomie ist sie von besonderer Wichtigkeit: die Präparate verlangen große Mühe, Zeitaufwand und Aufmerksamkeit, werden nach kurzer Zeit unbrauchbar und müssen durch andere ersetzt werden; hier dagegen wird das Präparat so zu sagen verewigt. Für die pathologische Anatomie ist hier nicht allein die Möglichkeit gegeben, einzelne Theile, welche verschiedene Fälle besonderer Krankheiten darstellen, zu erhalten, sondern sie auch an jeden beliebigen Ort zu versetzen. Der vergleichenden Anatomie ist die Aussicht eröffnet, die seltensten Thiere aus den fernsten Weltgegenden zu erhalten. Der Naturgeschichte überhaupt wird die Entdeckung auf alle Weise zu Statten kommen; namentlich brauchen die Regierungen nicht mehr für eine doch nur temporäre Erhaltung durch Spiritus ungeheure Summen auszugeben, da ihnen ein in jeder Beziehung zweckmäßigeres Mittel der Erhaltung um ein Zehnfaches wohlfeiler geboten wird. Dies ungefähr ist der Inhalt der kleinen Schrift, welche der Advokat Giuseppe Pellegrini verfaßt und durch vielfache poetische Einkleidungen einem größern Publikum schmackhaft zu machen gesucht hat. Beigegeben ist das wohlgetroffene Porträt des Segato, ein Kopf, der hier durchaus selten ist und durch eine merkwürdige Beimischung von Orientalischem als höchst charakteristisch sich auszeichnet. Zeugnisse der angesehensten Professoren bescheinigen die Wirklichkeit der Entdeckung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Oktober 1835.

Glaube weit, eng der Gedanke;
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war!

Goethe.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Wann zu End' ist Gottes Gnade.

Zum vertrauten seiner Freunde
Sprach mit Lächeln der Prophet:
Weißt du, wo die Sonn' am Abend
Hingeht, wenn sie untergeht?
Dort am Himmel geht sie nieder,
Wo sie vor dem Herrn der Welt
Zu Anbetung niederfällt,
Flehend um Erlaubniß, wieder
Aufzugehn am Himmelszelt.
Und wenn sie die Gnad' erhält,
Nimmt sie freudig ihren Lauf,
Geht im Osten wieder auf.
Aber kommen wird ein Tag,
Da sie nicht erhalten mag
Die Erlaubniß; Gott wird sagen:
Geh' zurück auf deinem Pfade!
Dann wird sie im Westen tagen,
Wann zu End' ist Gottes Gnade.

Mißverstandene Gottesreden.

Wenn der Herr: dies will ich thun,
Wird im höchsten Himmel sagen,
Sprechen laut mit Flügelschlagen
Engel nach: dies will er thun.
Und vom nächsten Engel nun
Hallt sofort
Durch die weiten Engelchöre,
Daß es auch der fernste höre,
Stets das Wort: dies will er thun.
Doch Dämonen, die, verstoßen
Aus den Chören, sich erbosen,
Und von Zeit zu Zeit dazwischen
Sich in Lichtverkleidung mischen,
Hören, schweifend
Hier und dort,
Etwas, es nur halb begreifend,
Vom gesprochnen Gotteswort.
Das entstellte Wort des Herrn
Sagen sie auf nächt'gen Lagern
Ihren Freunden, Zauberern
Und Wahrsagern,
Die der Welt dann kund thun jede
Mißverstandne Gottesrede.

Digitized by Google

Das Maſs der Freigebigkeit.

Als Hatem Tai
Dem Armen, der um Eines bat,
Für Eins gab Zwei,
Verwies ihm seine Frau die That:
Du gibst ihm mehr, als er vonnöthen hat.
Doch Hatem sprach: Hat mindre er
Vonnöthen, hab' ich desto mehr.
Nach seinem Maße misset Jeder eben;
Nach seinem bittet er, nach meinem will ich geben.

Die Stunde der Erhörung.

Am Freitag ist eine Stunde,
In der Stund' ist eine Minut',
In der Minut' eine Sekunde,
Wer da sein Gebete thut,
Der erlangt,
Was er verlangt.
Doch ungewiß ist die Kunde,
Wann diese Stund' ist, diese Minut' und Sekunde.

Das versunkene Schiff.

Den Strom hinunter fuhr das Schiff,
Die Mannschaft ist ertrunken;
Gescheitert ist's an keinem Riff,
Warum ist es versunken?

Sie tranken Wein beim Lautenklang
Auf dem Verdecke droben,
Und hörten nicht den Ruf, der dang
Von unten sich erhoben.

Gefangene, nach Kriegesbrauch
Verwahrt im engen Raume,
Sie riefen: Uns ein Tröpflein auch!
Die Zunge klebt am Gaume.

Doch jene wollten ungestört
In Freuden sich berauschen;
Von den Gefangnen ward gehört
Am Kiel der Fluthen Rauschen.

Wir schmachten bei so nahem Heil;
Auf, es herein zu schaffen!
Im Winkel fanden sie das Beil,
Nun muß der Boden klaffen.

Das Wasser dringt in Strömen ein,
Sie trinken und ertrinken;
Nicht merken's oben die von Wein
Berauschten, daß sie sinken.

Siegergroſsmuth.

Gegen Abdelmaliks Sohn, Suleiman,
Hat sich ein Empörer vergangen,
Dreimal hat er sich empört, und dreimal
Sah er sich gegriffen und gefangen.

Alle dreimal hat der Fürst der Gläubigen
Ihm verziehen, und ihn ziehen lassen,
Als zum vierten Mal man griff den Ständigen:
„Aber nun sollst du des Tods erblassen."

Gnade! rief er. — „Gnade? Hab' ich nicht
Dir verziehn, verziehen und verziehen?"
Und der Himmel hat dir, jener spricht,
Sieg verliehn, verliehen und verliehen.

„Ja, der Herr im Himmel sey gepriesen,
Der mir sendete des Sieges Stahl!
Wie er mir Barmherzigkeit erwiesen,
So erweis' ich sie dir noch einmal."

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

So halb aus Klugheit und Schlauheit, halb aus Narrheit, mit einer guten Dosis Bosheit und Verschmitztheit zusammengesetzt, scheint die Alte zu jener Klasse zu gehören, aus der man früher die Hofnarren und Hofnärrinnen nahm, die nach Shakespeare ihre Thorheit zum Schilde gebrauchten, hinter dem sie die Pfeile ihres Witzes ungestraft auf Jeden abschossen, und daher dem Sprichworte den Ursprung gaben: Kinder und Narren reden die Wahrheit, ein Sprichwort, das, beiläufig gesagt, der Menschheit nicht sonderlich zur Ehre gereicht. Die Wahrheit nun scheint nicht eben die starke Seite unserer Alten hier. Sie hat ein böses Maul, pflegt damit unter den Narren hin und her zu gehen, horcht Alles aus und schwatzt Alles aus, ohne es mit der Wahrheit sehr puritanisch zu nehmen. Ihre besondere Freude hat sie dagegen, wenn sie die armen Thoren recht unter einander hetzen kann. Früher schon, ehe sie hieher kam, versah sie ein ähnliches Amt. Sie pflegte nämlich ihren gewöhnlichen Sitz auf den Gräbern zu haben, aber nicht, um für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten, oder Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen anzustellen und an dem Heile ihrer eigenen Seele zu arbeiten.

Sie hielt vielmehr mit ihren zahnlosen Mitschwestern so eine Art von minoischem Todtengerichte über die armen Seelen ihrer hingeschiedenen Brüder. Man hat aber nicht erlebt, daß das Endurtheil bei einem einzigen Verblichenen ganz günstig ausgefallen wäre. Jede gab zu diesem Pikenik boshafter Klatschereien ihr Scherflein und brachte vor, was sie gehört hatte, oder gehört zu haben meinte, oder was sie vermuthete. Während dieses Todtenschmauses pflegte sie mit ihren Schwestern auf den Gräbern die Todtenköpfe zu suchen und die Zähne herauszubrechen. Fand sie ein recht schönes Gebiß mit einer Reihe solcher elfenbeinerner Perlen, dann hielt sie es grinsend in die Höhe und freute sich über den Erlös, den sie dafür in der großen Schmink- und Modehandlung erhalten würde. Man kann daraus abnehmen, welche Zähne manchmal in dem lächelnden Munde der brillantesten Ballschönheit während dem Rauschen der Tanzmusik glänzen. Nicht wahr, es ist ein romantischer Garten, in dem die Blumen und Federn dieser verjüngten Phönixe wachsen? man wird dabei unwillkührlich an die hamletische Kirchhofsbetrachtung erinnert.

Uebrigens ist das Zähnesammeln auf den Gräbern der Leichen, die man lästert, ein Geschäft, wie ein anderes auch, und mancher Journalschreiber hat, ohne es zu wissen, kein anderes als dieses. Wie oft ist er zu den Hügeln der Todten gegangen und hat die Gräber aufgewühlt und gleich den alten Weibern die Skandale ihres Lebens zum Besten gegeben, um dann mit einigen gestohlenen Phrasen und Sentenzen zu kokettiren. Unserer Alten bekam indessen dies Geschäft schlecht. Es setzte sich nämlich bei ihr nach und nach die Idee fest, sie sey in eine Katze verwandelt, die allenthalben den Mäusen und Ratten auflauern müsse. Bei heftigeren Anfällen fängt sie zu miauen an, beißt und kratzt um sich, setzt sich still in eine Ecke und springt dann plötzlich wie auf eine Maus hervor. Gegenwärtig lauert sie die zwei Verehrerinnen des Kritikus aus, um Stoff zu ihren boshaften Klatschereien zu erhaschen, wobei wir sie lassen wollen.

Nun noch die letzte Gruppe. In der Mitte steht ein neuer Religionsverkündiger, in der linken Hand das Kreuz haltend, mit der Rechten auf sich deutend; rechts und links gehen zwei traurige, weinende Gestalten hinweg, die in seiner neuen Religion, wie es scheint, keinen großen Trost für ihren Schmerz gefunden haben. In dem Gesichte des Religionsfabrikanten ist auch in der That ein so furchtbarer Ausdruck, daß man schon davor zurückschaudert, noch ehe man ein Wort seiner neuen Lehre vernommen hat. In den Augen glüht etwas von demselben Feuer, das in denen der liederlichen Dirne brennt. In dem gleichen Schmutz, in dem der Sündige sich gebadet, hat auch er sich herumgewälzt, nur ist bei ihm zu der leiblichen Versunkenheit der geistige Hochmuth gekommen. Er liegt tief in dem Pfuhl und kehrt hohnlachend sein verzerrtes Gesicht gegen den Himmel und ruft, daß er eigentlich der Gott sey und sein Pfuhl der wahre Himmel. Er wuchs in der großen Schule der Illuminaten auf und nahm als Beamter jene Staatsprinzipien an, die während der Besetzung Tyrols so glänzende Beweise ihres Gelingens gaben, und deren Früchte wir noch heutiges Tags zu genießen haben. Die Pulverthurmexplosion ist einer von den Halmen, die damals gesät wurden und nun heranreifen. Als man liederliche Häuser an der Stelle der Klöster errichtete, als man die Kreuze mit Kanonen zusammenschoß, die Leiche in den Kirchen verkaufte, da glaubte er und seine Schule, nun sey das goldene Zeitalter gekommen. Er fand indessen doch, daß es ohne Religion nun einmal nicht auf der Welt gehen könne, und darum kam er auf den sublimen Gedanken, seine Liederlichkeit in eine Religion umzuwandeln, sie zu kanonisiren und zu apotheosiren. Er ging dabei von dem großen Grundsatz der Emanzipation aus, und da mußte dann vor Allem, vom religiösen Gesichtspunkte aus gesehen, der Teufel, das Fleisch und die Materie emanzipirt und der Tyrann da oben in der Höhe vom Throne gestürzt werden. Ueber diesen religiösen Emanzipationsgedanken schnappte er über, was man vielleicht nicht bemerkt hätte, denn man war seine neuen Predigten schon längst gewohnt, wenn er nicht zuweilen konsequent nach seiner Theorie stundenlang auf dem Kopfe ginge und die Füße gegen den Himmel streckte, was er auch eine Emanzipation nennt, da der Kopf sich eine Tyrannei angemaßt habe. Er hat aber aus der Naturgeschichte berechnet, daß die Religionen ungefähr das Alter der Eichen erreichen und circa fünfzig Generationen alt werden. Das Theistenthum, sagt er, habe sich schon um gute dreihundert Jahre unbegreiflicher Weise überlebt. Er macht es darum wie der österreichische Korporal in der bekannten Geschichte. Der Soldat, dem das Begraben der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen befohlen war, meldete diesem, der eine Todte wolle sich nicht begraben lassen. „Das wäre mir schön," sagte dieser darauf; „da könnte ein Jeder sagen, er wäre nicht todt, und sich nicht begraben lassen." Darum war auch er so eifrig, demselben gewaltsam zu einem ruhigen Grabe zu verhelfen. Als unparteiischer Mann glaubt er indessen, auch seine Religion werde nur fünfzig Generationen halten; er will darum aus besonderer Vorsicht seinem Testament ein eigenes Kodizill beifügen, worin er bestimmt, wie es nach Ablauf dieser Zeit gehalten werden soll. Da die Sache aber in die Naturgeschichte gehört, so gedenkt er sein Kodizill den Naturforschern auf ihrer nächsten Versammlung zur Begutachtung vorzulegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag. September.

Promenaden. Theater.

Unsere Sommerpromenaden sind, wie gewöhnlich, minder besucht, als die des Frühlings, da die Großen und Reichen größtentheils abwesend sind, jetzt auch die studierende Jugend schon in den Ferien ist. Zwar war es heuer in den Mittelklassen weniger Mode, für die schöne Jahreszeit Landwohnungen in Prags nähern Umgebungen zu miethen, wodurch die Stadt etwas weniger entvölkert blieb, als in andern Jahren. Der einzige Tag, an welchem die übrig gebliebene schöne Welt sich in Masse zeigte, war der Donnerstag, wo die Tanzreunionen im Baumgarten Alles versammelten, wenn gleich die eigentliche Tanzbelustigung nur ein kleinerer Theil mitmacht, und die größte Menge nur unter den Kastanienbäumen promeniet, ruht, ißt und trinkt. An den übrigen Tagen der Woche, und selbst am Sonntage, wurden meist nur die Meldauinseln innerhalb der Stadt in Masse besucht, woselbst die Regimentsbanden der Garnison mit ihren rauschenden Janitschareenmusiken Straußsche und Lannersche Walzer, Galopps, Potpourris, „Strauß von Strauß“ u. s. w., abwechselnd mit Bellinischen, Auberschen, Rossinischen und Donizettischen Kompositionen, aufführen, und da das Entrée sehr unbedeutend ist, so drängen sich Tausende in die Fähren der Schützen- oder auf die Holzbrücke der Färberinsel. — Unsere Bühne hat in der letzten Zeit viel Interessantes dargeboten; nicht allein ist die lange versprochene Oper: „Robert der Teufel,“ endlich erschienen, wir hatten auch mehrere recht angenehme Kunstgäste. Sabine Heinefetter hatte uns noch nicht verlassen, so sahen wir das Ehepaar Rettich, Pusch, Moritz aus Stuttgart, Franzilla Pixis und Wild; lauter Namen, die einen guten Klang in der Kunstwelt haben. Meyerbeers neueste Oper: „Robert der Teufel,“ bildet gleichsam einen Wendepunkt in der Kunst dieses Meisters, dessen Tondichtungen ich in drei Epochen theilen möchte, wie man z. B. Guido Reni's Arbeiten eintheilt. Die erste, die deutsche Epoche, eröffnete er mit dem geist- und charaktervollen Atimelek — den ich noch immer für das gediegenste seiner Werke halte, und nicht begreife, warum man diese Oper unserem Publikum nicht einmal wieder vorführt — in der zweiten ließ sich der Komponiteur verleiten, fremden Göhen zu huldigen, und schmiegte sich dem Geschmack der Italiener fügsam an. Das bedeutendste Werk dieser Epoche ist unstreitig der „Crociato in Egitto,“ in dem seine Eigenthümlichkeit am erfreulichsten durch die fremdartige Form durchschimmerte, während er in manchen andern Kompositionen, z. B. „Margherita d'Anjou,“ so süß und seicht mit den Tönen spielte, wie Donizetti, Ricci oder sonst ein Jünger Rossini's. Die dritte Epoche, die er mit dem Robert eröffnen zu wollen scheint, erscheint als ein Gemisch von deutschem, italienischem und französischem Geschmack; die Oper hat mitunter höchst brillante, selbst charakteristische Einzelnheiten, ein vollendetes Ganze möchte ich sie aber nicht nennen. Auch macht sie hier keineswegs Furore, sondern hat ungefähr das Schicksal der Oper „Zampa,“ welche unzählige Male das Haus füllte, hauptsächlich weil ein Seeräuber die Hauptperson ist, ohne daß man große Beifallsbezeugungen vernahm. Bei dem „Robert“ dagegen dürfte die wahrhaft glänzende äußere Ausstattung der Hauptgrund des stets so zahlreichen Theaterbesuches seyn. Ein paar Worte über den unter Ihren Augen wirksamen Schauspieler Moritz sind Ihnen vielleicht willkommen. Er trat auf als Carlos, als Hamlet und in einigen Lustspielen, und seine Wiedererscheinung auf unserer Bühne bezeichnet gleichsam eine Epoche derselben. Außer Löwe kenne ich keinen Schauspieler, der sich gleicher Gunst von unserm Publikum zu rühmen hatte, und sein gegenwärtiger Empfang übertraf Alles, was Jener in ähnlichem Falle erlebt hatte. Wenn wir übrigens die Veränderung beobachten, welche mit diesem Künstler in dem kurzen Zeitraum von beinahe Jahren vorgegangen ist, so bewährt sich auf's Neue die goldene Wahrheit, daß ein ruhiges Publikum viel mehr als ein leichtbewegliches dazu geeignet ist, ein bedeutendes Kunsttalent zu entfalten. Die Schröder bildete ihre Gaben in dem kalten Hamburg bis zu der Stufe, die geeignet war, das wärmere Publikum von Prag und endlich die lebhaften Wiener zu einem Enthusiasmus aufzuregen, der in glücklicher Rückwirkung die Künstlerin zu den bewundernswürdigsten Leistungen begeisterte. Löwe beurkundete sein Talent schon in Prag, doch erst in dem stillen Kassel errang er jene Meisterschaft, die ihm die großen Siege in der Kaiserstadt vorbereitete. Moritz war ein glückliches Loos gefallen durch seine Anstellung in Stuttgart, wo die Einwirkung eines kunstsinnigen und geschmackvollen Publikums, welches viel Großes und Schönes gesehen und zu beurtheilen gelernt hat, und die Nähe des jetzt lebenden ersten deutschen Künstlers ihn auf eine Kunststufe hob, die er bei einem Publikum, wie das Prager, das jede schöne Einzelnheit mit lebhafter Theilnahme aufnimmt, vielleicht nie, wenigstens gewiß nicht in so kurzer Zeit erreicht haben würde. Ein besonnenes Publikum zwingt den Künstler, stets mit gesammeltem Geiste vor dasselbe zu treten, sich nicht mit Einzelnheiten zu begnügen, und sich zu gewöhnen, stets ein Ganzes zu bilden. Dies erfuhren wir bei Moritz ganz vorzüglich in Hamlet; aber auch seine Lustspielrollen, in denen der alte geniale Humor waltete, zeigten durch feine und edle Haltung den gewichtigen Einfluß des Hoftheaters. Die Aeußerungen der allgemeinen Zufriedenheit waren so enthusiastisch, daß Moritz hier an manchem einzelnen Theaterabend vielleicht öfter, als in Stuttgart während eines ganzen Jahres hervorgerufen wurde. Wild ist bereits in einem Dutzend Gastrollen erschienen, ohne große Sensation zu machen. Das Prager Publikum hält so sehr die Stimme für das erste und unentbehrlichste Element des Gesanges, daß hier viel eher eine noch nicht vielseitig gebildete Kunstgabe aufgenommen wird, als ein Sänger, dessen Organ seiner Intention nicht mehr folgen kann. Leider ist dies bereits der Fall bei Wild, der dies zum Unglück noch nicht recht glauben zu wollen scheint. — Durch Anstellung einer Lokalsängerin ist neuerdings eine Lücke in unserm Personal ausgefüllt worden, ich gestehe aber offen, ich kann mich darüber nicht freuen, da mit ihr die Wiener Posse wieder reaenerirt worden ist, die durch ihr zahlloses Personale das Engagement einer großen Menge ganz untergeordneter Individuen bedingt, statt welcher einige wenige bessere Schauspieler dem Ganzen weit förderlicher seyn dürften. Drei Produkte dieser Gattung: „Eulenspiegel,“ (von Nestroy) „Nina, oder die Wanderungen nach einem Manne,“ und „die Entführung vom Maskenball,“ sind, wenn sie gleich hie und da das Zwerchfell durch einen mehr derben, als witzigen Einfall erschüttern, doch keineswegs geeignet, uns eine große Freude durch die Wiedereinführung dieses Genre's auf unserer Bühne zu machen, von der es seit einigen Jahren großentheils verschwunden war.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Oktober 1835.

Novi hominem tanquam te: his humour is lofty, his discourse peremptory, his tongue filed, his eye ambitious, his gait majestical, and his general behaviour vain, ridiculous and thrasonical.

Shakespeare.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Er ist auf dem Bilde dargestellt, wie er eben eine Homilie an das wahnsinnige Publikum hält. Wenn uns sein eben so gründlicher als eenstdaster Biograph, dem wir diese Notiz entnehmen, nicht betrogen hat, dann mag diese Predigt ohngefähr so lauten: „Höret die Worte und Wunder des neuesten Evangeliums, ihr Brüder und Auserwählte der Liederlichkeit. Ihr, die ihr die Scham von euch gethan, wie Männer ihre Kinderschuhe, höret und staunet. Eine Stimme geht aus von der Lache, welche sich die Hauptstadt der Welt nennt; sie wird Alles mit Wohlgeruch und Licht erfüllen; thuet nach meinen Worten, und ihr werdet seyn, wie die Götter, denen keine Lust versagt ist. Ihr wißt es, ich trage das Weh einer Welt in meiner Brust, und der Schmerz feißt mir das Herz ab, und doch mache ich aus dem Heiligsten einen Witz und singe mit den Brüdern im Faust: Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen. Ihr, meine Vertrauten, ihr Männer von Sodom und Gomorrha, ihr kennt mich, daß ich den Titanen in mir fühle; da! ich bin ein gewaltiger Goliath, und wie ein Winkelried wollte ich meine Brust dem Schwerte aller Tyrannen darbieten, und aus meinem Herzblute sollte die Rose der Freiheit aufsprossen, und doch bin ich so schnellfüßig wie das Zwerglein im Zauberer Malagis- und liebe die Sicherheit, wie eine kranke Henne ihr Nest, und schmeichle meinen Feinden in's Angesicht, und verlästere sie hinter dem Rücken. Die Tiefe der Weisheit vergangener Tage ist mir aufgeschlossen, die Pforten der Zukunft sind mir entriegelt, ich kann euch das Räthsel des Christenthums, das euch befangen hält, lösen und euch den Weg der Wahrheit zeigen, und doch weiß ich viel besser, als Sokrates, daß ich eigentlich nichts recht weiß; was mir fehlt, ersetze ich reichlich durch pikante Frechheit und brillante Unverschämtheit, und von dem Christenthum und seinen Tugenden weiß ich so viel, wie Herodes vom Christkind. Deutschland, du weißt es, wie ich dich liebe, wie nahe mir dein Unglück zu Herzen geht und wie ich um dich mein Lager mit Thränen benetze, und doch stelle ich dich vor den Augen Frankreichs dar, als wärest du eine Dirne aus dem Palais-royal, ich schminke dein Gesicht mit der Schönheitssalbe aus dem Boudoir der infernalischen Großmutter und behandle dich wie meines Gleichen, daß kein christlicher Hund ein Stück Brod aus deiner schmutzigen Hand nehmen möchte.

Digitized by Google

Du Feuergeist der alten Göttin von Babel! steige herab und erleuchte mich, daß ich deine Altäre wieder erreichte und alles Volk in deinen Venusberg einführe. Die Menschheit lechzet nach nahehafterer Speise, nach echtem Brode und schönem Fleische. Mitleidig lächelt sie über jene Jugendideale, welche trotz aller mühevollen Versuche sich nicht verwirklichen konnten, und sie wird männlich praktisch. Große Sühnopfer müssen der Materie geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen vergelte. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, Feste der Göttin von Babel, und der Materie noch mehr Entschädigungsehren erwiesen. Wandelt die alten, finstern Dome in Häuser der Lust um, und bringt auf ihren Altären der neuen Göttin würdige Opfer dar. Denn das Cheistenthum, unfähig, die Materie zu vernichten, hat sie bei jeder Gelegenheit beschimpft und unsere edelsten Genüsse herabgewürdigt; die Sinne waren zur Heuchelei gezwungen, und überall war Lüge und Sünde. Das Böse ist einestheils nur ein Wahnbegriff der Weltanschauung der Spiritualisten, anderntheils ist es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen Weltreinrichtung. Gott ist identisch mit der Welt, im Menschen kommt er zum Bewußtseyn seiner selbst. Wir streiten nicht für die menschlichen Rechte der Völker, sondern für die göttlichen Rechte der Menschen. Wir wollen keine Sanskülotten seyn, keine frivolen Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiligen, gleichbeseligter Götter. Ihr Männer der Revolution fordert einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse, wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, balsamische Wollust und Pracht, Nymphentänze, Musik und Schauspiel. Zürnt nicht, tugendhafte Republikaner! Auf euern Tadel und eure Rüge antworten wie mit jenem Narren im Shakespeare: meinst du, weil du tugendhaft bist, sollte es auf dieser Erde keine angenehmen Toeten und keinen süßen Sekt mehr geben?* — Sprich, wer ist Gott? du weißt es nicht, unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach hätte auch nie die Welt von Gott gewußt, sie würde glücklicher seyn. Frankfurt am Main, im Januar 1835."

Dem aufmerksamen Leser wird ohne Zweifel nicht entgangen seyn, daß unser Biograph sich in dieser Predigt eines unverschämten Plagiats schuldig gemacht hat, indem der größere Theil derselben, und namentlich der ganze Schluß von den Purpurmänteln, der Wollust und den Nymphentänzen aus den nicht weniger geistreichen, als gelehrten und gründlichen Betrachtungen über das, was Heine Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland zu nennen beliebt, entlehnt oder gestohlen ist. Allein der Biograph behauet darauf, er habe diese Predigt Wort für Wort aus dem Munde jenes wahnsinnigen alten Illuminaten vernommen, und ihm scheine es, als habe Heine vielmehr bei einem Besuche im Narrenhause sie demselben abgehorcht. Die Entscheidung dieser delikaten und schwierigen Frage überlassen wir dem Urtheile des Lesers, und glauben unsererseits, der Unterschied, ob Heine die Worte von dem Narren, oder der Narr sie von Heine habe, sey bei näherer Betrachtung minder groß, als er anfänglich scheine. Uebrigens behauptet sogar unser Philosoph, die alte Schlange im Paradies habe schon dieselbe Lehre von dem Baume herab docirt, und das fatale Ereigniß mit der großen Ueberschwemmung sey auch eine mythologische Anspielung darauf, weil man gefürchtet, das wilde Feuer dieser Wollustlehre würde das ganze Menschengeschlecht sonst aufgefressen haben. Nicht lange vor der Erscheinung des Cheistenthums sey sie wieder von einer Brüderschaft verbreitet worden, die Würmer hätten aber die respektiven Gottheiten bei lebendigem Leibe aufgefressen. Der Kritikus, welcher in diesem Punkte mit dem Philosophen übereinstimmt, meint, er habe etwas Besseres werden können, als der Anbeter der Dea cloacina. Wie er aber sein schönes und gutes Talent verlumpe, das wisse er (Heine) selbst am besten, und wenn er einmal damit zu Ende sey, die Skandale aus dem Leben anderer mitzutheilen, dann könne er damit anfangen, Notizen aus seinem eigenen zu geben. Uebrigens sey die Feerheit ein schlechtes Fundament für ein Renommee auf die Dauer, und wie er von seinen Kollegen wisse, fange die Heinische, wie die Pfennigsliteratur an, in Frankreich ganz außer Kurs zu kommen; keine Partei wolle den rothen Löwen, der übrigens nicht so bös sey, als er aussehe, auf seinem Schilde sonderlich respektiren, da er selbst nichts respektire.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Heine in der Revue de deux Mondes und im Salon. Zweiter Band. S. 155.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Geschlichteter Handel.

Zwei verklagen sich beim Richter,
Der Verklagte den Verkläger,
Jeder nennt sich den Betrognen,
Und Betrüger seinen Gegner.
„Herr, er gab mir falsche Perlen,
Gutes Geld gab ich dagegen."
„„Herr, ich gab ihm gute Perlen,
Und er gab mir falsche Münzen.""

„Macht rückgängig, Herr, den Handel!“
„„Herr, erklärt ihn für ungültig!““
Spricht der Richter: Legt vor Allem
Geld und Waarr dem Gericht vor!
„Herr, ich ließ im Lauf des Tages
An Liebhaber ab die Perlen.“
„„Herr, im Handel und im Wandel
Hab' ich aus das Geld gegeben.““
Ei, so geht in Gottes Namen!
Wozu streiten? spricht der Richter.
Doppelt ist der Handel gültig,
Und das Geld ist wie dir Waare;
Schlechte Waare, falschr Münzen,
Beidr doch, nun unter Leuten
Fortzukommen, gut genug.

Salomo's Bewirthung.

Erklärung eines arabischen Sprichworts.

Zu Suleiman, über welchem Heil sey,
Sprach der Wibhopf, einst sein Liebesbote,
Aber jezt sein lust'ger Rath: „Ich muß Dich,
König, auch einmal bei mir bewirthen.“
Mich allein? fragt ihn mit Scherz der König.
„Nein! Dich und Dein ganzes Heer. Der Ort ist
Dort die Insel, und der Tag ist morgen.“
Als es Morgen wurde, kam Suleiman
Und sein Heer, neugierig der Bewirthung.
Zum Empfang rntgegen flog der Widhopf,
Sittig seinen Gästen sich verneigend,
Sträubte dann den Federbusch, und schwang sich
Hoch vor den Erstaunten in die Luft,
Fing rin Heuschrecklein und warf in's Meer es,
Rief von oben: „Nun in Gottesnamen,
Angerichtet ist die Supp', ihr Gäste,
Esset aus der allergrößten Schüssel!
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt dir Brühe.“
Hungrig war Suleiman und dir Seinen,
Hungrig blieb rr, doch er lachte satt sich.
Drauf im Heimzug sprach der weisr König,
Der in's Künft'ge sah und in's Verborgne:
Nicht umsonst hab' Hudhud uns bewirthet;
Zum Gedächtniß dieser Gastbewirthung,
Zur Empfehlung der Genügsamkeit auch,
Bei des Lebens oft ungleichem Schmausr,
Sagen Araber im Sprichwort künftig:
Wer nicht kriegt den Brocken, kriegt die Brühe.

Die Verse in der Wüste.

Alasmai erzählt: Als ich in der Wüste reiste, kam ich an einem Stein vorbei, auf welchem dieser Vers geschrirben stand:

Um Gotteswillen, Liedeskund'gr, sagt mir an:
Wenn einen Mann die Liebe heimsucht, was er thut?

Da schried ich darunter:

Er fügt sich dem Verlangen, unterwirft sein Herz
Demüthig, und hält srin Geheimniß streng in Hut.

Am andern Tag kam ich wieder dahin und fand darunter diesen Vers geschrieben:

Wie soll rin Mann mit Schweigen dem sich fügen, was
Ihn tödten will und täglich füllt sein Herz mit Blut?

Da schried ich darunter:

Und wenn zu dulden schweigend ihm die Kraft gebricht,
So kommt ihm auf der Welt nichts als der Tod zu gut.

Am dritten Tag kam ich wieder dahin und fand rinen Jüngling am Steine todt hingestreckt, und darunter waren die Verse geschrieben:

Wir hörten und gehorchten, und wir starben. Bringt
Dort meinen Gruß hin, wo ich nie fand holden Muth.
Bekomme wohl den Glücklichen des Glücks Genuß,
Und den Verliebten ihr Verschmachten in der Gluth!

Der Hofpoet.

Vor der Pfortr des Chalifen,
Des Chalifen Alraschid,
Stand Abu Nuwas, der Dichter,
Den man heut nicht gleich einließ,
Weil sich, einen Spaß zu machen,
Der Beherrscher erst berieth.

Zu den Höflingen begann er:
Hole Jeder sich ein Ei,
Berg' rs unter dem Gewandr;
Und nun laßt den Dichter ein.

Als er nun hereingetreten,
Eingenommen seinen Ort,
Das Gespräch begann zu kreisen,
Jeder gab dazu rin Wort;
Plötzlich aber unterbricht rs
Der Chalif und ruft im Zorn:

Alle seyd ihr dumme Hennen,
Nichts als gackern könnt ihr ja.
Legt mir Eier auf der Stelle!
Oder rnre Stund' ist da.

Gleich zum Einen, der zur rechten
Hand ihm sitzet, kehrt er sich:
Legr du dein Ei zum erstenl
Und der drückt und krümmet sich,
Bringt sein Ei hervor und zeigt es,
Von der Strafe löst er sich.

Digitized by Google

Dann zum Zweiten und zum Dritten,
Und die ganze Reih' herum,
Endlich kam er zu dem Dichter,
Der den Spaß mit ansah stumm.

„Nun sollst du dein Ei mir legen.“
Doch der sträubt und brüstet sich,
Schlägt die Arme statt der Flügel,
Ruft ein helles Kikriki!
Herr, zu all den Hennen brauchst du
Einen Hahn, der Hahn bin ich.

Lachend spricht der Fürst der Gläub'gen:
Wohl gelöset hast du dich;
Und du bleibst dafür wie immer
Auch der Hahn im Korbe mir.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Wohlfeilheit in London.

Einer meiner englischen Freunde, der vor Kurzem vom Kontinent zurückgekehrt war, ergoß sich gestern gegen mich im Preise der in Deutschland herrschenden Wohlfeilheit und in Verwünschungen gegen die Theurung in London. Er forderte mich auf, letztere zum Thema meines nächsten Berichts zu machen; ich erwiderte: „Wozu über Dinge schreiben, die sogar die Berliner zugestehen? Kein Mensch auf dem Festland bezweifelt, daß London das theuerste Pflaster hat. Im Gegentheil habe ich Lust, etwas über die Wohlfeilheit in London zu sagen.“ — „Hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden,“ rief der stets Wettlustige. „Sie können nicht zwei Dinge auffinden, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind.“ — „Nicht zwei?“ wiederholte ich. „Sie meinen doch in derselben Sphäre des bürgerlichen Lebens, und zwar, um ganz bestimmt zu reden, in dem Stande, der hier wie überall bei solchen Fragen zur Norm dienen muß, im Mittelstande?“ — „Natürlich,“ versetzte mein Freund. — „So schlage ich ein,“ war meine Antwort; „hundert Pfund gegen einen rheinischen Gulden Ihrers und folglich ein Gulden gegen zwölfhundert meinerseits: ich finde nicht bloß zwei Dinge auf, die wesentlich für das Menschenleben und in London wohlfeiler, als z. B. in Dresden sind, sondern es sollen auch Dinge sein, ohne welche die bürgerliche Gesellschaft, wie sie nun einmal von Gott und Menschen geordnet ist, gar nicht bestehen kann, und liberal, wie ich bin, liefere ich ein drittes ditto als Zugabe.“ — Die Wette alle, und das Publikum ist zum Schiedsrichter bestellt. Der Erwerb von zwölfhundert rheinischen Gulden ist mir auf meiner schriftstellerischen Laufbahn noch nie so leicht geworden, als jetzt, da ich zu beweisen habe, daß zwei, drei wesentliche Dinge hier wohlfeiler sind als in Deutschland. Was ist zum Bestehen der Menschheit nothwendiger, als daß die Menschen geboren und begraben werden? Was fordert die bürgerliche Gesellschaft ernster und strenger, als daß sie heirathen? Nun, das Eintrittsgeld in diese drei Hauptexzesse, Anfang, Höhepunkt und Schluß des menschlichen Lebens, ist für den Mittelstand in London niedriger, als z. B. in Dresden, wo, um dies nebenbei zu bemerken, zwar der Reichthum nicht, wohl aber eine bedeutende Sucht nach „Anständigkeit“ zu Hause ist. Doch das gehe mich nichts an; nicht ich, mein Freund hat Dresden zum Orte der Vergleichung gewählt. Die Endpunkte des Dresdener Mittelstandes, die natürlich nach oben und unten sich allmählich verlaufen, glaube ich am richtigsten zu bestimmen, wenn ich den Faden, an welchem die sechzig und einige tausend Einwohner gereiht sind, unten bei den selbstständigen Schlächtern, Bäckern, Müllern, und oben, jenseits der mißbräuchlich Kaufleute genannten Krämer, über den Köpfen der Hof- und Appellationsgerichtsräthe abbreche. Letztere nehmen das vielleicht übel, weil sie selbst sich nicht zum Mittelstande zählen mögen; das wäre mir um so mehr leid, je größere Vorliebe ich stets für die vielen Menschen gefühlt habe, die in Deutschland Räthe heißen. Wie kann ich sie aber über den Mittelstand erheben, da sie nur in der fünften und vierten Klasse der Hofrangordnung stehen, und Mehrere nicht einmal ein Von vor ihrem Namen haben? Unmöglich kann ich sie zu den Generalen mit und ohne Kommando, zu den Geheimeräthen mit und ohne Stimme, zu den Kammerherrn mit und ohne Gehalt und zu all den Namenlosen stellen, die in der ersten, zweiten und dritten Klasse der Hofrangordnung rangiren und überdies meist geborene Adelige sind. Wenn demnach in einer zu jenem Kreise gehörenden Familie die große Stunde naht, die einen Weltbürger oder eine Weltbürgerin, ein Knäblein oder ein Fräulein zu Tage fördern soll, wer muß da Alles in Bereitschaft und der Dienstleistung gewärtig seyn? Eine Kinds- und eine Stubfrau, ein Geburtshelfer, eine Wärterin und eine wendische Amme, d. i. fünf Personen wenigstens. Vollendet die Natur ihre Aufgabe in vorschriftmäßiger Ordnung, so daß die vier zuerst genannten Personen nicht zu Extrageratifikationen berechtigt sind, so beträgt die Gehaltfindung derselben zwischen dreißig und fünfzig Thalern. Daß diese Summe durch die vierfache Habgier einer wendischen Amme ansehnlich gesteigert wird, versteht sich von selbst. Wie sieht es nun zu London in einer Familie des Mittelstandes aus, wenn die Stunde naht, in welcher oft Leben und Tod sich die Hände reichen? Doch zuvor die Frage, in welchem Umkreise liegt der Londoner Mittelstand? Ich meine, in dieser Hinsicht läßt sich, örtliche und ländliche Abweichungen eingerechnet, die Antwort ziemlich so geben, wie für Dresden. Soll ein Unterschied hervorgehoben werden, so dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß aus andern Gründen, als weil London keine Hofe und Appellationsgerichtsräthe hat, die hiesigen Rangverhältnisse noch schärfer als dort gegen einander abfallen. Indessen läßt sich sagen, daß wie in allen wahrhaft großen Städten und wie überall, wo der Adel vorzugsweise Grundbesitzer ist, die Londoner Bevölkerung, mehrfache Unterabtheilungen natürlich zugestanden, in drei große Hauptklassen zerfällt, die der Armen, der Reichen und des Adels. Können nun weder die Armen, noch der Adel zum Mittelstande gezählt werden, so würde das zwar zu der Folgerung berechtigen, daß die Personen, die reich, jedoch nicht von Adel sind, den Mittelstand ausmachen. Allein was heißt in London reich? Ein Londoner Familienvater kann mit dreihundert Pfund Sterling jährlich eben so „anständig“ leben, wie ein ihm gleichstehender Dresdener Familienvater mit einem Einkommen von jährlich achthundert Thalern. Dieser wie jener gehören zum Mittelstande.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Oktober 1835.

Nun, fechtet ihr denn wider Gottes Feind,
So schirmt euch billig Gott als seine Krieger.

Shakespeare.
Richard III.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

Besonders seit dem Frühling 1532 war ein großer Rumor in Genf, auf Steaßen, Gassen und Plätzen; denn Handelsleute waren aus Deutschland gekommen und hatten viel von dem Mönch eezählt, der sich schon vor Jahren gegen Ablaß, Pabst, Messe, Reliquien und Prozessionen erhoben habe, und dafür nur Gott und seine Gnade, Jesus Christus und die Bibel erkenne und predige, und dem deßhalb das Volk jezt mächtig anhänge. Aehnliches erscholl von Zürich her. Wie mochte dies zu den Vorbereitungen zum päbstlichen Jubiläum passen? Die Priester und Mönche liefen bedenklich hin und her, steckten die Köpfe zusammen und raunten einander zu: „die Leute sind jezt ganz anders wie sonst; das Lutherthum ist sehr zu fürchten“ u. s. w. Daeum ließen sie es sich auch nicht verdrießen, jezt noch mehr, noch bessern und kräftigeen Ablaß für das Jubiläum zu versprechen als sonst. Am 9ten Junius früh gingen die fleißigen Leute wie sonst an ihre Arbeit, und Viele wollten vorher nach damaliger frommer Weise ihe Gebet in St. Peter verrichten. Da gewahrten sie an dem Anschlagpfeiler neben der Kirche ein großes Papier. Es war ein Aufruf an die Genfer, nicht zum päbstlichen Jubiläum und Ablaß, sondern zur christlichen Reue und Besserung nach dem Evangelium, durch die Gnade, die Versprechungen, das Leiden und den Tod des Heilands. Diesen Anschlag hatte Jean Goulaz, ein tüchtiger Genfer, gemacht, und hatte es auch gar nicht Hehl, als die Hellebardirer und Reisigen des Bischofs, nebst dessen geistlichen Dienern in Menge herbei kamen und die Schrift abreißen wollten. Es kam bald zu blutigen Händeln, die ersten für den neuen Glauben.

Gerne möchten wir auseinandersetzen, wie sich von nun an in der glut- und farbenvollen, höchst dramatischen Zeit bis 1535, unter eigenthümlichen Umständen der Kampf für Geistesfreiheit entwickelte, der hier zugleich ein Kampf für politische Freiheit war; wie nach dreijährigem Ringen mit äußern und innern Feinden, nach manchem Streauß mit dem Herzog von Savoyen außen, und mit dem Bischof innen, nach manchem Aufruhr und mancher Disputation, nach vielfachen Unterhandlungen und Zänkereien mit den Bundesgenossen, dem katholischen Freiburg und dem reformirten Bern, durch Verstand und Begeisterung, durch die klugen Magistrate und die Männer Gottes Farel, Froment, Viret und Bernard, das große Werk ohne Märtyrer und Blutgerüste zu Stande kam. Der Umfang dieser Blätter gestattet solche Entwicklung nicht; daher nur wenige Worte über die hiesigen Verhältnisse nach entschiedenem Kampfe im Innern.

Am 12ten August 1535 hob das Konseil die Messe provisorisch auf, und am 27sten erschien das merkwürdige Edikt, wodurch sie ganz abgeschafft und das Evangelium

als alleinige Richtschnur der Genfer Kirche anerkannt wurde. Die verkauften Kostbarkeiten, so wie das Vermögen der Kirchen und Klöster bildeten den Grund zu der herrlichen, noch jetzt blühenden Anstalt des Hospitals in Genf, das nicht bloß für Kranke, sondern auch für Arme und andere Hülfsbedürftige, für Waisen und Nothleidende aller Art bestimmt ist.

Fast ein halbes Jahr lang blieb man verständig und mäßig, und es wurde keinerlei Zwang gegen die Katholiken geübt; nur hatten sie keine Kirche und durften keinen katholischen Gottesdienst halten. Im Grunde war dies schon drückend genug, konnte indessen durch die feindselige und gehässige Stimmung der Katholiken selbst gerechtfertigt werden. Am 6ten Februar 1536 ging aber die Regierung von diesen weisen Grundsätzen der Mäßigung ab, und man begann die Katholiken zu bestrafen, wenn sie den Protestantismus nicht annehmen wollten, ja man zwang sie am Ende, die Stadt zu verlassen.

Diese Intoleranz der Genfer Regierung hatte, wie alle ungerechten Maßregeln, ihre nachtheiligen Folgen. Die Katholischen erwarben nun ein Interesse, das ihnen bisher abgegangen war, sie wurden ihres Glaubens wegen verfolgt, sie litten für diesen, sie waren Märtyrer. Viele von denen, die ihnen bisher abgeneigt gewesen waren, hingen ihnen nun an; selbst Protestanten ließen heimlich ihre Kinder von katholischen Priestern taufen. Alles wurde wieder Partei und innerer Krieg. Und auch von Außen war Genf mehr und heftiger bedroht als je. Feinde wirkten da mit Freunden zusammen. Der alte Erzfeind Savoyen rüstete mächtiger als je; Frankreich versprach zwar Hülfe, aber dafür sollte sich ihm Genf unterwerfen; mit Bern war es ebenso. Genf Unterthan des Berner Bären! davor schauderte Jedem. Außerdem verheerten savoyische Reisige, so wie die Ritter der Schlösser Peney, Gaillard, Jussy und andere die Umgegend der Stadt, plünderten alle Dörfer und Landgüter, überfielen die Genfer, die sich aus ihrer Stadt wagten, schnitten der Stadt die Zufuhr ab u. s. w. Die Gefahr war so nahe, daß die Männer mit dem Degen in die Predigt gingen, um bei einem Ueberfall gleich bei der Hand zu seyn, und daß sie die Geistlichen auf die Wälle und auf die Hauptwachen kommen ließen, um ihnen zu predigen und Muth einzusprechen. Genf aber vertraute auf Gott und schlug damals schon Münzen mit der Inschrift: Post tenebras lux, und auf der andern Seite: Deus pugnat pro nobis. Und doch konnten diese Leute im Oktober 1535 nicht einmal aus ihrer Stadt, um den heranziehenden Neufchateiern die Hand zu reichen, die zu ihrer Hülfe kamen und an denen die Savoyer feindlich, die Berner aber schlecht handelten. Die Bedrängniß wurde nach und nach so arg, daß auf Fareis Antrag für den 18ten December ein feierlicher Buß- und Bettag angeordnet wurde, und neunzehn Tage nachher, am 7ten Januar tönte die große Clémence von St. Peter wieder, um Gott für die zugestandene Hülfe Dank zu sagen, denn die lang zaudernden Berner hatten sich endlich erklärt, Genf mit allen Kräften zu Hülfe kommen zu wollen, da der Herzog von Savoyen immer drängender gegen die Stadt anrückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach.

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Fortsetzung.)

Uebrigens machen die allerletzten Worte die Treue unseres Biographen doppelt verdächtig, da er sie offenbar aus der geharnischten Vorrede von Gutzkow entwendete, den Einige anfänglich für den bekannten Schildknappen jenes Goliaths II. hielten, indem sie die Chiffer K. G., womit er seine Artikel in dem verbreitetsten Organe deutscher Oeffentlichkeit unterzeichnet, auslegten: der Knappe Goliaths; andere hielten ihn für den großen Riesen selbst. Und in der That renommirt er mit seinem Priesterhaß und seinem alten, abgehetzten, neumodisch aufgezäumten Atheismus, und läßt das magere arme Thier Capriolen machen, wie der alte Ritter mit seiner Rozinante. Doch wir wollen den schlafenden Löwen nicht wecken, ruft er ja den großen Berliner Professoren, *die sich an der Pensions- und Ordenssonne wärmen*, mit gewaltigem Drohen zu: „*gegen diese Herren bin ich gerüstet bis an die Zähne, die eine scharfe Rede umhegen und die deutschesten Laute.*“ Ritterlicher und heldenmüthiger hat wahrhaftig sein uralter Vater nicht gesprochen, als er den glänzenden Helm Mambrins, das bekannte Bardierbecken, auf dem Haupte hatte und Windmühlen und Schafheerden zum Kampfe aufforderte. Der Kritiker behauptet, er habe schon mehr der Art Kämpfen zugesehen, und man könne ihren Memorabilien als Motto vorsetzen, was in einer alten Kölnischen Chronik steht:

Und do war ene blodige Krieg,
Doch Jott gaf.
Dat Niemand slaf.

Sind übrigens die Nachrichten der Alten mit dem Strickstrumpfe richtig, so hat auch wirklich schon seine Vorrede einen solchen Berliner siegreich aus dem Felde geschlagen. Der große deutsche Buchhändler-Börsenverein, der sein Haus am Reformationsfeste einweihte, soll

gegiaubt haben, auch etwas für die Moral thun zu müssen, und trug darum, dem Vernehmen nach, auf Exkommunikation des Herrn Campe in Hamburg an, weil er die obigen Worte gedruckt. Dieser soll aber den neuen Moralitätswächtern erklärt haben, daß er sich gar erstaunlich wundere über diese befremdliche Prüderie und Splitterrichterei seiner Kollegen, da dieser fanatische Vorschlag ja von einem Berliner Buchhändler ausgegangen, der eine Prachtausgabe der so schmählich gelästerten Lucinde veranstaltet, wozu er doch nur nachträglich die Vorrede geliefert; daß er demnach so unschuldig sey, wie ein neugebornes Kind. Wobei es denn auch in der That sein Bewenden hatte zum Vortheile der Moralität, die sich dadurch merklich erweitert fand.

Der Unglückliche, der von ihm weggeht und den kummerschweren Kopf auf die gefalteten Hände mit dem Rosenkranze stützt, erweckt nicht sowohl Abscheu, als tiefes Mitleid; denn er trägt nicht wie die meisten Andern den Stempel des Lasters und Verbrechens. Er sieht aus wie Einer, der schon vierzehn Tage geweint hat und noch weinen wird, nirgends aber einen Ausweg aus seinem Kummer gewahrt. Er war von Jugend auf ein zartes, weiches Gemüth, das, in der Zimmerluft und im Schatten auferzogen und vor jeder Zugluft sorgfältig bewahrt, zu schwach war, um den rauhen Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Er konnte sich mit einer bis in's Kleinliche getriebenen Gewissenhaftigkeit ängstigen und abquälen, daß ihm oft der Kopf schwindelte. Nun wurde ihm die Erziehung zweier Knaben anvertraut, die er mit der angstvollsten Sorgfalt bewachte. Er machte mit ihnen eine Reise durch die Alpen. An einem heißen Mittag kamen sie auf eine jener wundervollen Höhen, von wo man in weiten Kreisen die weißen Schneeberge Haupt an Haupt mit ihren tausend Spitzen an einander gedrängt sieht, wo man den Thälern von ihrem Ursprunge an mit allen ihren Zweigen und Aesten bis tief in die Ebene folgen kann. Dort legten sie sich nieder, in der glühenden Mittagssonne auszuruhen. Es war ein grüner Rasenplatz, der sich nach allen Seiten senkte, nur nach einer Seite hin war er durch starke Bäume verdeckt und die Aussicht versperrt. Er sagte den Knaben, sie sollten ruhig an seiner Seite bleiben und ein wenig schlafen, er selbst dachte zu wachen. Allein die Hitze, die Ermüdung und die beständige ängstliche Sorge schlossen auch ihm bald die Augen zu. Die Knaben wachten vor ihm auf und schlichen leise gegen seinen Befehl nach den Bäumen hin, um Heidelbeeren und Erdbeeren zu pflücken. Wie es aber in dem hohen Gebirge häufig ist, hinter den grünen Sträuchen war eine senkrechte, hohe Felsenwand versteckt. Der jüngere beugte sich über den Rand, bekam das Uebergewicht, wollte sich an dem Rocke seines Bruders halten, und mit einem Schrei des Schreckens stürzten beide die Wand hinab, wo man sie zerschmettert fand. Der Unglückliche, im ersten Augenblicke wie rasend, riß sich die Haare aus und rannte mit dem Kopf wider die Wand, dann fiel er in tiefen, stummen Kummer, er sprach kein Wort, wollte nichts essen, schien Niemand zu erkennen, ja Alles vergessen zu haben. Seit einiger Zeit hat sich sein Schmerz in Thränen aufgelöst, immer hört er noch den Schrei der Hinabstürzenden und sieht die Felsenwand; er bedeckt sich die Augen, um den Jammer der Eltern nicht zu sehen. Gerne möchte er beten, allein immer übermannt ihn von Neuem der Schmerz.

Zwischen dem Gefängnißwächter und dem Religionsfabrikanten geht eine andere Gestalt des Schmerzens, ein Mädchen mit gefalteten Händen, das lange Haar mit dem Kamm nachlässig auf dem Kopf festgesteckt und über das Gesicht herabfallend. Sie hat uns den Rücken gekehrt, und man sieht das Gesicht nur von der Seite. Auch sie hatte von Natur ein weiches, sanftes Herz, das in dem religiösen Zwiespalt ihrer Konfession aufgerieben wurde. Ohne höhere, feststehende, durch Jahrhunderte unwandelbare Autorität, der sie ruhig hätte vertrauen können, sollte sie sich in einer hundertfältig zerrissenen Zeit ihre eigene Religion schaffen. Die Kälte der Rationalisten mit ihrer Geistesdürre und Armuth, die statt Beruhigung dem Menschen nichts zu geben weiß, als ein zweifelhaftes Achselzucken und eine dettelarme Moral ohne sichern Grund, konnte ihr nicht genügen; sie besuchte nun die pietistischen Prediger jeder Art, von den zuckersüßen, sentimental flüsternden, bis zu den einfachen, naiven, populären; von den giftigen, die jeden Andersdenkenden schief ansehen, und wenn er bettelt, ihm ihr Gold verführerisch zeigen, als Lohn, wenn er sich bekehren wolle, während sie ihm das Brod versagen, wenn er sich weigert, bis zu jenen salbungsreichen Naturen, die alle Welt in einen Brei zusammenrühren möchten. Alle hörte sie, und von Jedem glaubte sie, bei ihrer Gewissenhaftigkeit, das Strengste nehmen zu müssen. So wagte sie bald nicht mehr frei zu athmen, sie seufzte, wenn sie ein fröhliches Kind sah, die bunte Farbe eines Kleides machte ihr Angst, gern hätte sie die ganze Welt in eine große Herrnhuter Anstalt umgewandelt. Und für alle diese Entsagung hatte sie nicht den Ersatz, daß sie, abgeschieden von der Welt, nun ihren Blick voll ruhiger Zuversicht zu Gott hätte richten, für sich und Andere beten und ihre Seele reinigen und läutern können. Es war ja Alles so unsicher und ungewiß in ihrem Innern, ihr Glaube schwankte in steten Aengsten hin und her. Aus diesem Prediger hatte der heilige Geist so gesprochen, aus jenem so, und man fürchtete, er möchte bald aus dem ersten wieder anders sprechen. Es wurde ihr oft schwer, das Strengste und Ueberspannteste

Digitized by Google

herauszufinden, so gern sie es gethan hätte. Ihr Kampf stieg auf's Höchste, als sie unwillkührlich eine Neigung für einen Offizier fühlte. Nun quälte sie sich damit ab, ob es nicht eine Sünde sey, wenn sie sich verliebe, und ob sie nicht lieber einen heirathen müsse, den sie nicht liebe. Es kam zuletzt dahin, daß sie sich selbst ein Gewissen daraus mochte, zu beten, denn sie hielt sich dazu ganz unwürdig, sie könne nur Gott dadurch erzürnen. So fiel sie in eine tiefe Schwermuth, in der wir hier die Unglückliche finden; da sie indessen, wie das Bild zeigt, bereits wieder Muth zum Beten gefaßt hat, so steht zu hoffen, daß sie in einiger Zeit ganz wieder geheilt werde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Darf ich annehmen, daß es in Dresden keinen Mann des Mittelstandes gibt, der sich eines jährlichen Einkommens von mehr als zehntausend Thalern zu erfreuen hat, so liegt es auf der Hand, daß dort der achthundert Thaler-Mann ein viel reicherer ist, als der dreihundert Pfund Sterling-Mann in London, wo es Männer des Mittelstandes mit einem Einkommen von jährlich über fünfzigtausend Pfund gibt. Dessenungeachtet gehört ein solcher dem Mittelstande mit gleichem, obschon auch mit keinem bessern Rechte an, als derjenige, der sich mit ihm zwar in derselben Lebenssphäre bewegt, jedoch ein bestimmtes Einkommen eigentlich gar nicht besitzt. Dieses Bewegen in gleicher Lebenssphäre ist also in London, wie mehr oder weniger überall, die entscheidende Marke der verschiedenen Stände, und hier um so entscheidender, je abgeschlossener die Lebenssphären rollen. Ist man arm, d. h. so arm, daß man nicht einmal einen gewissen Schein von Wohlhabenheit um sich zu verbreiten vermag, so ist man fast hermetisch von den Kreisen derer abgeschlossen, die — ob wirklich oder mit täuschendem Scheine — sich in ungetrübten Vermögensverhältnissen befinden. Es ist kaum zu glauben, welcher unbedingte Werth in London dem äußern Erscheinen beigelegt wird, um so unglaublicher, da der englische Charakter im Allgemeinen nur das wahrhaft Reelle und Solide zu achten und auszuzeichnen pflegt; aber der Grundsatz, immerhin arm zu seyn, doch nimmer arm zu scheinen, wird mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet. Wer als Handwerker, als Kaufmann, als Künstler, als Gelehrter, als Arzt oder Sachwalter Beachtung finden will, darf nicht durch seine Aeußerlichkeit verrathen, daß er genöthigt ist, sein Geld zu erdeiten. Er muß durch seine Kleidung, durch seine Wohnung, durch den Zustand seines Hauswesens das Publikum glauben machen, daß er „gut daran" ist, und es ihm folglich ganz gleich seyn kann, ob das Publikum seine Dienste ansprechen will oder nicht. Von keinem Orte kann man in umfassenderm Sinne behaupten, als von London, daß Jeder just so hoch geachtet wird, als er sich selbst achtet, daß Jeder seinem Werthe den eigenen Preis stellt. Ein Künstler, und sey er noch so geschickt, ein Arzt, und sey er ein Hippokrates, ein Rechtsgelehrter, und spreche er mit Cicero's Zunge, wenn sie und Alle, die in ihren besondern Fächern ihnen gleich stehen, nicht auf einem gewissen eleganten Fuße leben, so können sie nie auf die Gunst und das Geld des großen Publikums rechnen. Ein Konzert mit einem Eintrittspreise von zehn Schillingen wird in der Regel zahlreicher besucht, als wenn derselbe Meister dieselben Musikstücke für ein Entrée von fünf Schillingen vorträgt, und es ist Thatsache, daß ein Sprachlehrer, so lange er sich erbot, seinen Unterricht für zwei Schillinge die Stunde zu ertheilen, keine Nachfrage, sobald er aber das Fünffache forderte, einen Schüler nach dem andern erhielt. Welcher Schaden hieraus der Allgemeinheit erwächst und nothwendig erwachsen muß, bedarf keines Beweises. Wie hart der Einzelne unter dieser festgewurzelten Thorheit leidet, ist eben so leicht zu begreifen, und einer der geachtetsten Sachwalter Londons hat mir aus seiner weitverzweigten Praxis die Versicherung gegeben, daß von hundert Aerzten und Juristen neun und neunzig über die Kräfte ihres Einkommens leben, um den Schein des Gegentheils zu behaupten. Wie aber offenkundige Armuth vom Umgange mit Reichen und Wohlhabenden ausschließt, so darf auch der reichste Bürgerliche nicht hoffen, zu den aristokratischen Cirkeln des Adels zugelassen zu werden. Ich spreche hier natürlich von dem, was sich als Regel herausstellt; denn einen gültigen Einwurf dagegen wird wahrscheinlich Niemand darin finden wollen, daß bisweilen ein junger, in seinen Geldmitteln beschränkter Lord Arm in Arm mit einem jungen, sein Geld vergeudenden Commoner die Regentstraße auf und nieder schlendert, daß junge Leute, die zwar Stocks, aber keinen Adel von ihren Vätern geerbt haben, in den Spielgesellschaften fünftiger Pairs herzlich willkommen sind, daß eine Miß, deren Vater im Oberhause sitzt, und die nach fünf oder sechs erfolglosen Seasons die Hoffnung aufgegeben hat, den ältesten Sohn eines altadeligen Hauses in Hymens Fessel zu legen, einem in Reichthum schwelgenden Bürgerlichen Gehör und Liebesblicke schenkt, und daß derselbe Bürgerliche von ihren Eltern die Erlaubniß erhält, in der stolzen Halle ihrer Ahnen ihr den Finger mit dem goldenen Trauringe und diamantenen Schutzringe zu schmücken, damit die Tochter nicht etwa einwillige, ihren Liebesbund vom Schmiede in Gretna-Green weihen zu lassen. Solche Beispiele werfen die aufgestellte Regel nicht um, und wer den Einwand gebrauchen will, daß die Herausgeber der Tagesfristen zu den Routs des Adels eingeladen und Tonkünstler für ihr Erscheinen oft reich belohnt werden, der vergißt oder hat nie gewußt, daß jene Herausgeber ihre Einladung durch eine das Fest an Glanz überstrahlende Beschreibung abverdienen müssen, daß der gefeierte Rubini durch die Art, wie er bei solchen Gelegenheiten behandelt wurde, sich zu der Aeußerung veranlaßt fühlte: „in diesen Cirkeln verkauft der Künstler seine Ehre." und daß, so weit die Annalen der englischen Routs reichen, die Sontag die einzige Bühnenkostlerin ist, die, zum großen Entsetzen vieler jungen und alten Damen, mehr Auszeichnung erfahren hat, als in den Gesellschaften des Adels einer „bezahlten Person" zukommt. Muß ich daher auch die Möglichkeit zugeben, daß die eisernen Schranken der Ausschließung sich einem nicht Ebenbürtigen öffnen, in den meisten Fällen ist Eigennutz, in den wenigsten Anerkennung des Verdienstes der Drücker an der fest verschlossenen Pforte. Das Gesagte wird genügen, die auf- und absteigenden Klassen zu bezeichnen, welche in London die Gesammtheit des Mittelstandes bilden. Und wie sieht es also in einer dahin gehörenden Familie aus, wenn eine freudig genährte Hoffnung ihrer Erfüllung nahe teilt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Oktober 1835.

Wenn in des Jammerthales graufe Nacht
Auch nur ein Strahl der Hoffnungssonne fiele!
Byron.

Das Narrenhaus,

von W. Kaulbach,

nebst Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Von Guido Görres.

(Beschluß.)

In einem sonderbaren Kontrast mit all diesem Jammer und diesen wirren, wilden Träumen, womit die Unglücklichen sich peinigen und abmagern, steht der gleichgültige, wohlbeleibte Gefängnißwächter; er steht da, nicht als ob er in einen solchen Abgrund des Elends hinabsähe, sondern wie ein Landmann, der behaglich am Sonntag sein wohlbestelltes, frisch aufsprossendes Feld betrachtet. Er weiß sich gewiß nicht mehr zu erinnern, ob er einmal ein Gefühl des Mitleids mit dem Unglücke gehabt habe. Ist er nur warm gekleidet und wohlgenährt, dann mögen jene immerdin frieren und abmagern, es ist ja doch nur dummes Narrenvolk. Und obschon er so ruhig unter seiner langen Pelzmütze, die die ganze Stirne bedeckt, hervorsieht, so ist doch auch er nicht sicher, daß er nicht vielleicht einmal unter denen sizt, die er gegenwärtig bewacht. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der beständige Umgang mit Narren leicht ansteckend wirkt, und daß die täglich wiederholten Eindrücke unwillkührlich sich ihren Aufwärtern einprägen. So geschieht es zuweilen, daß die, welche Rasende zu verpflegen haben, selbst rasend werden; so sieht man auch unter den Nareen, daß einer, dessen Krankheit auf einer niedern Stufe steht, beim Anblick eines solchen, der sie im vollsten Maße hat, heftiger und in der gleichen Weise ergriffen wird. Und doch ist dieser Wärter mit seiner gleichgültigen Miene noch sehr respektabel gegen den gebildeten Pöbel, der des Vorwitzes halber die Narrenhäuser besucht und sich von den Wärtern, wie bei wilden Thieren, ihre verschiedenen Künste und Sprünge zum Amüsement vormachen läßt.

In diesem Gefängnißwärter ist eben der kalte, egoistische Weltverstand repräsentirt, der hier, wie überall, sein Amt verrichtet, weil er dafür bezahlt wird, der gleichgültig und gefühllos auf das Unglück herabblickt und es sich wie ein Mistkäfer dabei wohl seyn läßt. Für all das Elend und den Jammer der Unglücklichen hat er kein anderes Beruhigungsmittel, als die Peitsche in seiner Tasche. Es wäre aber unserer Ansicht nach zu wünschen gewesen, daß zur Milderung und Versöhnung des schmerzlichen Eindrucks, den der zusammengedrängte Jammer des Bildes nun immer machen muß, der Künstler neben diesem kalten, egoistischen Weltverstand auch den höhern, von Gott erleuchteten und erwärmten Verstand dargestellt hätte, der nicht, weil er bezahlt ist, gleichgültig und

Digitized by Google

gefühllos, wie eine Maschine, seinen Dienst versieht, sondern der um Gotteswillen, freiwillig, voll Mitleid und Liebe die Kranken wie seine Brüder pflegt. Hätte er z. B. einige barmherzige Schwestern in seine Komposition aufgenommen, dann würde er gegen die wilde Wuth der Wahnsinnigen, gegen ihre kalte Erstarrung, ihre endlose Angst, ihre flammende Begier und thierische Versunkenheit ein vollkommenes Gegengewicht erhalten haben in der stillen Hingabe und Aufopferung christlicher Seelen, die sich selbst vergessen und nur für Andere leben, und freiwillig und freudig ihren Brüdern Dienste leisten, die man um keinen Preis erkaufen kann. Aus ihrem ruhigen, mitleidsvollen Auge, dem Spiegel einer reinen, von keiner Leidenschaft, sondern von heiliger Liebe erglühten Seele, wäre in diese Nacht des Elends und des Verbrechens ein Lichtstrahl aus einer höhern Welt herabgefallen. Und gewiß würde man seine erleuchtende und erwärmende Kraft auf dem Gesichte der Unglücklichen wieder erkannt haben. Denn es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, welche wunderbar magische Kraft selbst das gewöhnliche ruhige und feste Auge des Arztes auf die Seele, auch in dem Zustande ihrer völligen Zerrüttung übt; wie denn umgekehrt auch hier noch sehr häufig das Gewissen sich in seiner verhüllt wirkenden Kraft zeigt, indem Esquirol die Beobachtung gemacht, daß Wahnsinnige, welche in ihrer Wuth große Verbrechen, wie die Ermordung ihrer Freunde oder Verwandten begangen, eine völlige Unheilbarkeit fürchten lassen, da er noch keinen behandelt, der in diesem Falle wieder genesen.

Wir wiederholen nochmals, wie unendlich wohlthätig es dem Gefühle gethan hätte, wenn der Künstler jene Gestalten des Friedens und der Barmherzigkeit lindernd und tröstend ihren unglücklichen Pfleglingen gegenüber gestellt hätte, wie sie das wilde Ungeheuer des Wahnsinns an dem seidenen Bande ihrer Liebe führen. Da indessen der Künstler die Absicht hat, Blätter der Art von Darstellungen, welche unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, und die das Leben in seinen verschiedenen Verhältnissen an unserem Auge vorüberführen sollen, noch mehrere zu geben, so ist zu hoffen, er werde in einem künftigen Blatte ein Gegenstück zur Versöhnung dieses schmerzlichen Eindrucks uns darstellen. Möge es ihm dann gelingen, daß, wie der Beschauer bei der furchtbaren Wahrheit dieses Blatts von Schauer und Schreck über die entsetzlichen Gestalten des Unglücks und des Lasters im Wahnsinn erfaßt wird, er in gleichem Grade voll freudiger Ueberraschung auf den Frieden und das Glück der Tugend, der Weisheit und Heiligkeit herabblicke.

Wir glauben auch, daß solche Blätter, wenn wirklich das Leben, dem sie entlehnt sind, aus ihnen heraus spricht, auch lebendig wieder auf das Leben zurückwirken werden; denn es bedarf zu ihrem Verständniß keines Studiums, da ihre Wahrheit jedem verständlich ist und ihm das zurückruft, was er so oft gesehen oder selbst erfahren. Auf diese Weise haben auch die Hogarthschen Darstellungen so außerordentlich auf ihre Zeit gewirkt, wenn sie gleich bei ihrem unerschöpflichen Reichthume von gesundem, scharfem Volkswitze sich nicht über eine gewisse Höhe des Gedankens erheben und manchmal unter die Sphäre der Kunst herabsinken.

Mögen Einige immerhin solche Gemälde aus dem wirklichen, alltäglichen Leben als Genrebilder geringschätzig behandeln, so bleiben wir unsererseits, wie wir am Eingange schon angedeutet, bei der Ueberzeugung, daß in dieser Beziehung die Aufgabe des Künstlers ganz mit der des wirklichen Historikers zusammenfällt. Auch dieser kann die bedeutendsten, ganze Jahrhunderte oder große Wendepunkte der Geschichte repräsentirenden Charaktere und die folgenreichsten, universalhistorischen Ereignisse auf die kleinlichste, gedankenloseste und oberflächlichste Weise darstellen, so daß sie alle Größe und Bedeutung verlieren und das Ganze zu einer Sammlung geistloser Anekdoten, kleinlicher Intriguen, gewöhnlichee Tagsgeschichten, zu einer sogenannten Memoirenklatscherei herabsinkt. Man leent daraus so viel von dem eigentlichen Charakter und der Richtung einer Zeit, und von dem innern Grunde der einzelnen Ereignisse, und warum sie diese und keine andere Wendung genommen, wie man aus dem Munde eines antichambrirenden Kammerdieners die Gedanken eines Fürsten und die Gesinnung und den Zustand eines Volks erfahren kann. Dieses ist historische Genremalerei. Und umgekehrt kann auch der wahrhafte Historiker, gleich dem wahrhaften Künstler, das ganz alltägliche Leben mit all seinen scheinbar unbedeutenden Erscheinungen in einer Weise auffassen, daß es zu einem großartigen, gedankenreichen Gemälde wird. Er kann in dem Leben und den Schicksalen eines zerlumpten Bettlers, mit seinen Sorgen und Hoffnungen, den Charakter eines ganzen Volks und seiner Zeit abspiegeln, und aus den Augen eines gemeinen Gaudisten wird er besser die Geschichte jener glänzenden Kaiserzeit herauslesen, als ein Anderer aus dem Angesichte des Welterschütterers selbst.

Doch wird immer, wie sich von selbst versteht, das Große, Heilige und Göttliche, ist es auf eine seiner würdige Weise dargestellt, den Vorrang vor dem Kleinen, Nichtigen, Unvollkommenen und Flüchtigen behaupten, da die Größe der Darstellung des Letztern einzig nur darin, besteht, daß es entweder als Symbol von jenem erscheint, oder eben durch seine in die Augen fallende Nichtigkeit und Unvollkommenheit den Geist an das erinnern soll, was ihm gerade fehlt, während das Große, groß dargestellt, für sich selbst in dem verklärten Lichte seiner ganzen höhern Würde und Herrlichkeit vor unsere Augen tritt.

Digitized by Google

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Einige Tage vor der Berner Ankunft versuchten die Savoyer Abends zwischen neun und zehn Uhr auf drei verschiedenen Seiten die Stadt zu stürmen, wurden aber von den wachsamen Bürgern mit großem Verlust zurückgeschlagen. Zwei Tage später kam der Berner Herold an, der dem Herzog von Savoyen den Krieg erklärte. Aber ehe noch die Berner kamen, machten die Genfer mehrere glückliche Ausfälle gegen die Savoyer, um sich vom Lande Lebensmittel zu verschaffen, wobei freilich viel Rohheit und Grausamkeit geübt wurde. Ja sogar Ger, so wie die festen Schlösser Peney, Jussy und Gaillard wurden genommen und zum Theil zerstört. Endlich am 2ten Februar 1536 kamen die Berner Banner an. Unter ihrem tapfern Anführer Naegely hatten sie schnell das damals Savoyen angehörende Waadland unterworfen, denn nirgend hielten die Savoyer vor ihnen Stich, und überall hatten ihnen Schlösser und Thore geöffnet. Aber in dem armen, ausgehungerten Genf hatte man für die Freunde nichts zu essen. Daher zogen die Genfer, besonders ihre Reiterei, mit ihnen nach Savoyen, dessen Arve- und Seeland sie schnell unterwarfen und die Genf zunächst liegenden Theile für sich behielten.

Schon Farel sah ein, daß die äußere Sicherung Genfs und die Reformation im Innern nur von geringer Bedeutung wären und wenig Sicherheit gewährten, wenn nicht das Volk durch gute Schulen sittlich gereinigt und bleibend zum Bessern geführt würde. Daher drang er wiederholt auf deren Errichtung, und am 21sten Mai 1536 beschloß endlich das Conseil feierlich in St. Pierre: Quant aux écoles, on résolut unanimement qu'on tacheroit d'avoir un homme savant pour cela et qu'on le paieroit ensorte qu'il pourrait nourrir et enseigner les pauvres sans leur rien demander. Durch diesen Beschluß wurde Genf erst recht und bleibend reformirt. Aber schwer, unendlich schwer war das unternommene Werk in dem unwissenden und in Sitten so ausgearteten Genf. Gar manchmal ging dabei Farel und seinen Gehülfen der Muth aus, ja es wäre ihnen wahrscheinlich nicht ganz gelungen, hätte Gott nicht auch hier wieder im Augenblick der höchsten Noth Hülfe geschickt.

An einem Augusttag 1536 kam Abends ein ziemlich armseliger Wagen bei einer geringen Herberge in Genf an, und aus ihm stieg ein hagerer, bleicher Mann, um die Nacht da zuzubringen und am folgenden Morgen weiter gen Basel zu reisen. Die auffallende Magerkeit des noch jungen Mannes, sein gelbliches, kränkliches Aussehen, sein dünner, schwarzer, in eine Spitze ausgehender Bart, sein auffallendes, scharfgezeichnetes, aber sehr geistvolles Gesicht erregten Aufmerksamkeit, ohne jedoch zu gefallen. Glücklicherweise sah ihn ein Dr. Caroli, der mit ihm in Paris studirt hatte, und benachrichtigte sogleich Farel davon. Dieser Mann war Calvin. Farel ging sogleich zu ihm und suchte ihn zum Verbleiben in Genf zu bereden; aber dies gelang ihm nur mit großer Mühe und nach langem Widerstreben Calvins, denn dieser war von Natur schüchtern und der Studienruhe sehr ergeben. Nach Farels beredter Zusprache sah er endlich sein Verbleiben in Genf als Gottes Wille an: comme si Dieu l'eût saisi alors du ciel par un coup violent de sa main, wie er selbst sagt. Er begann auch sogleich seine religiösen Vorlesungen in St. Peter. Einige Tage nachher schrieb der Staatssekretär in die Akten des Conseils: Maitre G. Farel exposa que la lecture que ce Français (iste Gallus) avait commencée à Saint-Pierre, était nécessaire; c'est pourquoi il suppliait qu'on avisât de le retenir; und am 13ten Februar 1537: On a donné six écus au soleil a Cauvin, soit Calvin, vu qu'il n'a encore guère reçu.

Von nun an sehen wir Calvin als Professor, Pfarrer, Gesetzgeber, Führer, Rathgeber, ja als den Ruhm Genfs, der aus Frankreich und Italien eine Menge ausgezeichneter Familien nach dieser Stadt zog, deren Nachkommen zum Theil noch leben und der Republik zur Zierde gereichen. Calvins erstes Werk war die Reinigung und Verbesserung der durch schlechte Bischöfe, unsittliche Generalvikarien und Kanoniker, und besonders durch den öftern Aufenthalt des savoyischen Herzogshofs in der Stadt seit Jahrhunderten frei, frech und ausgelassen gewordenen Sitten. Unsäglich war der Widerstand, den er hiebei besonders von Seiten der Libertinerpartei fand, die es durch ihren Einfluß im Conseil auch dahin brachte, daß Calvin schon 1538 wieder von Genf verwiesen wurde, was die Regierung aber bald bitter bereute, und ihn nach zwei Jahren von Straßburg, wo er indessen Pfarrer geworden war, wieder zurückrief. Er wollte nicht kommen, ließ sich indessen überreden, kehrte 1540 nach Genf zurück und begann nun mit neuem Eifer sein großes Restaurationswerk. Von Calvins ganzer, fast wundersamen Thätigkeit und Wichtigkeit für Genf, in Beziehung auf dessen sittliche, religiöse und politische Regeneration, wobei ihm Theodor de Bèze redlich half, von seinen großen Verdiensten, aber auch von seinen großen Mißgriffen sprechen wir vielleicht ein ander Mal in diesen Blättern. Hier nur noch Einiges über seine Lebensweise. Les jours, sagt Th. de Bèze, que ce n'était pas à lui à prêcher, étant au lit, il se faisait apporter des les cinq ou six heures quelques livres afin de composer, ayant quelqu'un qui écrivait sous lui; si c'était sa semaine, il se trouvait

gefühllos, wie eine Maschine, er en chaire, et après, sondern der um Gotteswillen, se remettait dans le lit und Liebe die Kranken eni dessus tout vêtu, et ayant er z. B. einige poursuivait son labeur.

position sous

Wuth

ihr

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Unter den zum Empfange des unbekannten Gastes versammelten Personen erblicke ich, Gottlob! keine Amme, no wet-nurse. Vor länger als rechtsverjährter Zeit wurden in England die Frauen aller Stände in den Augenblicken verhängnißreicher Entscheidung von sogenannten Wehemüttern unterstützt: jetzt leisten diese nur noch den Frauen der ärmsten, folglich der untersten Klasse Beistand; alle übrigen bedienen sich der Kunst männlicher Geburtshelfer. Ich habe mehrere Engländerinnen über diesen Wechsel ihr Erstaunen ausdrücken hören, und das auch sehr natürlich gefunden, da unter den Bessern des weiblichen Geschlechts das Zartgefühl wohl bei keiner civilisirten Nation regsamer ist, als bei der englischen. Man bedenke aber: Deutschland hat seine Hebammeninstitute, England nicht. In Deutschland geht der Anstellung solcher Frauen eine geordnete Prüfung voraus, in England ist das Gewerbe frei. Hieraus folgt von selbst, daß Deutschland in dieser Beziehung besser berathen ist, als das in allen seinen medizinischen Institutionen sieche England, und daß die Kindsmütter dort mehr Achtung und Vertrauen verdienen, als das hier füglich der Fall seyn kann. Eine Kinds- und eine Stuhlfrau sind daher in den Wochenstuben des Londoner Mittelstandes unbekannte Personen, und demnach besteht das ganze, der Dienstleistung gewärtige Personale nicht, wie in Dresden, aus fünf, sondern blos aus zwei Individuen, dem Geburtshelfer und einer Wärterin. Aber, wird nun von den Ufern der Elbe dem Gestade der Themse zugerufen, aber was kosten diese zwei Individuen in London? Ich antworte: im Durchschnitte zwischen zwanzig und dreißig Thaler, ohne allen rechtlichen Anspruch auf Extravergütung. Man erstaunt über diese Antwort; denn in Betreff der Londoner Theuerung ist theils durch reichthuende Engländer, theils durch solche Deutsche, die in England gewesen und entweder der Aufschneiderei freund sind, oder die Kosten eines festen Wohnsitzes nach dem Aufwande eines wochentlangen Durchflugs berechnen, über Deutschland eine vielfach übertreibende Vorstellung verbreitet worden; ich erinnere aber daran, daß der englische Charakter, im Allgemeinen, vom Scheitel bis zur Zehe kaufmännisch-spekulativ ist. Nimmt man dazu zwei andere Eigenthümlichkeiten, die einer stets regen Vorsicht gegen Uebervortheilung und die einer großen Vorliebe für Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten, so werden diese dreifachen Ingredienzien den anscheinenden Mangel an Delikatesse erklären, mit welchem der englische Hausvater oder die englische Hausfrau mit dem Arzt und der Wärterin, ehe noch die Zeit ihrer Dienstleistungen kommt, genau akkordiren. Die nächste Folge hievon ist der genaueste Preis, und das Resultat des Ueberflusses an Personen beiderlei Gattung die angegebene Wohlfeilheit. Ländlich, sittlich; wogegen die Dresdener „Anständigkeit“ sich zum Theil empören würde, das findet der Londoner Gebrauch ganz in der Ordnung, und am Ende sind die Londoner die Klügern. Mit wenigen Ausnahmen erwarten alle deutschen Aerzte in größern Städten ihre Honorirung von der Generosität ihrer Patienten, und senden Rechnungen nur, wenn sie müssen, d. h. wenn entweder der Patient gar keine geneedje Anwandlung blicken läßt, oder gestorben ist, und ein vergeßlicher Erbe oder ein verantwortliches Gericht die Bezahlung zu besorgen hat. Bei diesem Systeme ist häufig den Aerzten nicht wohl, die auf ihren redlich verdienten Lohn oft jahrelang warten müssen und selten eine sichere Einnahme haben, und die Patienten sind dabei in Verlegenheit, weil sie aus leicht begreiflichem Grunde nicht zu viel, und aus dem allwichtigen Grunde der Anständigkeit nicht zu wenig geben wollen. In London begegnet der abgeschlossene Vertrag beiderseitigen Beschwerden. Jeder Theil weiß, was er zu leisten, was er zu geben und zu empfangen hat. Der Gebende verspricht nicht über seine Kräfte und der Empfangende erwartet nicht über das Versprochene. Bedarf außerdem ein Landesgebrauch überhaupt einer Entschuldigung, so läßt die Londoner Sitte sich sogar rechtfertigen. Deutschland hat seine Medizinaltaxen, England nicht. Schlägt daher in Dresden das Generositätsverfahren fehl, so weiß der Arzt, welchen Betrag das Gesetz ihm zuspricht, und auf die Entscheidung des Gesetzes kann sich auch der berufen, der eine etwaige Forderung des Arztes damit nicht im Einklange findet. Eventuell übt also das Gesetz die schiedsrichterliche Gewalt; nicht so in England. Die deutschen Aerzte werden schaudern, dafern sie hier zum ersten Male hören sollten, daß kein englischer Arzt einen gesetzlichen Anspruch auf Bezahlung hat. Ich werde krank und lasse mir einen Arzt holen; er kommt, ich finde nicht für gut, ihm, wenn er geht, die übliche Guinee in die Hand zu drücken, und er hat zwar kein Recht, mir auch nur einen Sixpence abzufordern, aber eben so wenig eine Verbindlichkeit, wieder zu kommen. Dieses einfache Beispiel wird den Vorwurf des Mangels an Delikatesse widerlegen, und das anscheinend unzarte Akkordiren als das sicherste Mittel rechtfertigen, beiden Theilen das zu verbürgen, was kein Gesetz ihnen zuspricht. Das Akkordiren mit der Wärterin bedarf keiner Bemerkung: das findet wohl auch drüben statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 243:

Flaschenzug.

Räthsel.

(Nach Catone d'Utica Lucchese.)

Unter dem hellesten Himmel verdorren am Boden die Blüthen
Um so schneller, je mehr Regen von ihm sich ergießt;
Seine Gluth erzeuget den Thau, den häufig ein Mädchen,
Weil für sein sich erfreut, sorglich im Busen verwahrt.
Ach unglückliche Blüthe, du lösest, je schöner der Tag war,
Ueber Tag und bei Nacht schneller in Seufzer dich auf.
Unter dem schweren Mantel erstickt der glänzende Himmel
Mit viel Brüdern zugleich rod dich, v friedliches Kind!
Und mit den genauesten Thränen des wilden ägyptischen Thieres
Weinet er allzuspät um die Gemordeten dann.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Houff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Oktober 1835.

— Als man ihn
Verschmachtet in der Wüste liegend fand,
Lag dieses Gold vor ihm und die Schrift:
„Was half dem Tiger Edelstein und Gold?
Verschmachtet liegt er hier!"

Herder.
Aus Sadis Blumengarten.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Schatz von Jemen.

Es fiel ein Wolkenbruch in Jemens Thal,
Die Ström' ergossen sich in wilden Wogen,
Und wühlten auf ein altes Todtenmal,

Aus welchem ward ein Weib hervorgezogen,
An dem der reichste Todtenschmuck sich fand.
Die Arm' und Knöchel schmückten goldne Bogen;

Ein Ring an jedem Finger jeder Hand,
Den Hals umwanden Perlenschnüre sieben,
Und ihr zu Häupten eine Truhe stand,

Voll Edelstein' und Schmelzwerk, goldgetrieben.
Doch drüber lag ein pergamenen Blatt,
Auf welchem war in alter Schrift geschrieben:

Im Namen Gottes, der an diese Statt
Mich legte sammt dem Schatz, von dessen kalter
Umstimmerung mein Herz nicht worden satt.

Ich, Tochter Safar's, schickte den Verwalter,
Mit einem Scheffel Silbers schickt ich ihn,
In Hungersnoth, zu kaufen Mehls ein Malter.

Und als dafür ihm keines ward verliehn,
Mußt' ich mit einem Scheffel Golds ihn senden;
Und als er wieder leer vor mir erschien,

Wollt' einen Scheffel Perlen ich verwenden;
Und als auch damit er zurück mir kam,
Zerrieb die Perlen ich mit wunden Händen.

Ich legte mich auf meine Schätz' im Gram,
Die mir nicht dienen konnten zur Erquickung,
Worauf ich so mit mir in's Grab sie nahm.

Wer dieses hört, beweine meine Schickung!
Und welch ein Weib den Glanz, der hier verdarb,
Gebrauchen will zu ihres Leibs Umstrickung,

Der sterb' ihr Sohn des Todes, den ich starb.

Abubeker von Kom.

In das Städtchen Kom, wo die Schiiten
Wohnen, kam einst der sunnitische Landvogt,
Glaubenseifrig sprach er zu den Bürgern:
Ich erfuhr, daß ihr aus starkem Hasse
Gegen die Gefährten des Propheten,

(Ueber dem und über denen Heil sey!)
Keinem eurer Kinder einen Namen
Jener Heiligen beilegt. Wenn ihr Einen
Mir nicht herbringt, dessen Nam' ist Omar,
Oder dessen Zunam' Abudeker,
Werd' ich dies und das euch thun. — Da zogen
Und durchsuchten sie die Stadt, und brachten
Endlich einen schielenden von Augen,
Kahlen Kopfs, von Antlitz ganz unholden,
Mißgewachsenen an allen Gliedern,
Dessen Vater war in Kom ein Fremdling,
Und ihn zubenannt hatt' Abudeker.
Als der Landvogt diesen sah, ergrimmt er,
Schalt und sprach: Ihr habt ihn Abudeker
Nur genannt, weil er ist gar so häßlich;
Eben das ist der Beweis des Hasses
Gegen die Gefährten des Propheten.
Doch es sprach ein Witzling unter ihnen:
O Emir, was dir gefällt, das thu' uns!
Doch der Boden und die Luft von Kom bringt
Einmal keinen bessern Abudeker.
Lachend sprach der Landvogt: Billig nehmen
Wir fürlieb denn mit dem Landerzeugniß.

Dank und Undank.

Zu den Zeiten unsrer Väter
Trat der große Wunderthäter
An den Weg der Menschenkinder,
Wo ein Lahmer und ein Blinder
Saßen, klagend ihre Noth,
Bittend um ein Stücklein Brod.
Dieses gab er ihnen nicht,
Aber Andres gab er wieder,
Lahmem die gesunden Glieder,
Und dem Blinden Augenlicht.
Daß auch nicht die Nahrung fehle,
Gab er Rinder und Kameele
Jenem, diesem aber Schafe:
Weidet sie und meidet Strafe!
Als nun eine Zeit vergangen,
Kam dem Wundermann Verlangen,
Nachzusehn, was Jene machten,
Wie sie seiner Wohlthat dachten.
Sich verwandelnd erst als Lahmer,
Zu dem Lahmgewesnen kam er:
Sieh, beglücktes Menschenkind,
Ein Kameel mir oder Rind,
Daß sich mehre deine Heerde,
Und die Hand nicht lahm dir werde!
Jener drauf voll Grimm und Scham:
Daß die Hand mir nicht ist lahm,
Will ich dir handgreiflich zeigen,
Wenn du gehn nicht wirst und schweigen.
Und er ging vom Herrn der Rinder
Und Kameele, nun als Blinder
Zu dem Blindgewesnen trat er,
Und mit schüchterner Geberde
Um ein Lamm der Heerde bat er.
Jener sprach: Die ganze Heerde,
Nicht ein Lamm allein ist dein;
Könnt' ich minder dankbar seyn,
Der ich arm und blind gewesen,
Und von beidem bin genesen? —
Heil dir! sprach, nicht mehr als Flehender,
Segnend er: o wahrhaft Sehender,
Sieh, wie reine Dankbarkeit
Von der Schuld die Welt befreit!
Jenes Weltkind mit den Rindern
Und Kameelen wollt ich strafen;
Du mit deinen frommen Schafen
Hast die Macht, es zu verbindern.
Da hier Dankbarkeit mir lohnt,
Sey der Undank dort verschont.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Calvin, der Mann auf dem so ungeheure Arbeiten lagen, war von mittlerer Gestalt, bleich, sehr mager, häufig am Fieber leidend, überdies geplagt von furchtbarem Kopfweh, von der Gicht, vom Stein, von heftiger Kolik, von Brustschmerzen und Blutspucken, und überdies von so großer Magenschwäche, daß ihn die leichtesten Speisen belästigten. Er ging etwas gebückt, aber mit dem Kopf ganz aufrecht; das Gesicht war von fast fieberhafter, von großer Anstrengung zeugender Lebhaftigkeit, doch ließ sich in seinen kränklichen, angespannten Zügen viel Kraft nicht verkennen. Wenn er sich setzte, stützte er sogleich den Kopf auf, als sey er müde und erschöpft, nie aber zeigte sich in seinen Gesichtszügen Erschlaffung. Um seinen Geist freier zu erhalten und weniger an manchen Uebeln zu leiden, nahm er nur einmal des Tags Nahrung zu sich, nämlich des Abends, ja wenn er sein heftiges Kopfweh hatte, blieb er manchmal sechs- und dreißig Stunden ohne Nahrung, was ihn jedoch gar nicht am Arbeiten hinderte. Sehr merkwürdig ist, was er kurz vor seinem Tod zum Conseil, das am 27sten April 1564 an seinem Krankenbett versammelt war, mit mehrfacher Unterbrechung sprach, nach goldenen Warnungen für alle Regierungen die schönen Worte: Enfin, magnifiques seigneurs, après vous avoir conjurés derechef de me pardonner les faiblesses et les

Digitized by Google

infirmités que vous avez remarquées en moi, lesquelles je n'ai pas honte d'avouer devant les hommes, puisqu'elles sont connues de Dieu, prenez à gré mon petit travail. Je prie ce grand Dieu qu'il soit toujours votre conducteur, et qu'il augmente sur vous ses plus précieuses graces, à votre salut et à celui du pauvre peuple qu'il a confié à vos soins. Wer jezt in Genf lebt, wird wohl nicht zweifeln, daß Gott das Gebet seines sterbenden Dieners erhört hat.

Nach diesen Andeutungen gehen wir zur Feier dieser großen Zeit in den folgenden Jahrhunderten über. Es zeigt sich, daß 1635 die politischen Umstände, besonders Richelieu's alles beherrschender Einfluß in dem Frankreich so nahen Genf, jede öffentliche Feierlichkeit für das Reformationsjubiläum verhinderten. In den Familien wurde es indessen fromm begangen. Ein Jahrhundert später, 1735, wurde es öffentlich und eifrig gefeiert, und zwar von der Regierung, der Geistlichkeit und der ganzen Stadtbevölkerung, durch Predigten, Erleuchtungen, und ein großes Mahl, das vom Conseil der Vénérable Compagnie des Pasteurs und den angekommenen fremden Geistlichen gegeben wurde, denn Bern, Zürich und Neufchatel waren zu diesem Jubiläum eingeladen worden und hatten ihre ausgezeichnetsten Geistlichen geschickt. — So wären wir denn beim Jubiläum 1835 angekommen, dessen Bescheidung das bisher Gesagte nur als Prodromus und Verständigung dienen soll.

Unter der französischen Herrschaft war 1803 der katholische Gottesdienst nach zweihundert und achtundsechzigjähriger Unterbrechung wieder in Genf hergestellt worden, und ihm wurde die Kirche Saint Germain in der obern Stadt angewiesen, ja es war in der Kaiserzeit zu Paris nahe daran, daß ihm St. Pierre, die alte, ehrwürdige Hauptkirche eingeräumt wurde. Durch den Traktat des Wiener Kongresses von 1815 waren zu dem neuen Schweizerkanton Genf mehrere benachbarte Gemeinden von Frankreich und Savoyen geschlagen worden, deren katholischer Kultus durch den bald darauf folgenden Turiner Traktat gesichert ward. Dadurch war Genf aus einem rein reformirten Kanton ein vermischter geworden. Es war daher sehr passend, daß die jetzige Regierung als solche keinen Antheil an dem Jubiläum nahm, sondern es lediglich der evangelischen Geistlichkeit und den Bekennern der Reformation in Genf überließ. Sie betrachtete es nicht als Staats-, sondern als Familienfest, und dies war es auch im schönsten Sinne des Worts.

Die Mäßigung der Regierung hinderte jedoch zwei sonst ganz verschiedene Parteien nicht, dem Fest entgegen zu arbeiten, um es, wenn nicht zu verhindern, doch wenigstens glänzend und anziehend zu machen; zuerst die methodistischen Geistlichen mehrerer waadländischer Kirchendistrikte, die auf die Genferische Einladung zur Theilnahme an dem Fest so unrichtig als herzlos und unnachbarlich erwiderten: sie könnten daran unmöglich Theil nehmen, weil Genf von den Grundsätzen der Reformation abgegangen sey. Eine ähnliche Antwort kam aus ähnlichen Gründen von Schottlands Geistlichkeit. Handgreiflicher und im Geist des Katholizismus des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts benahm sich der größte Theil der Genfer katholischen Geistlichkeit, welche im Dorf Anières das Volk zur Zerstörung eines evangelischen Bethauses aufregte und anreizt, hierauf eine Denkschrift an den Bischof von Freiburg, Lausanne und Genf abfaßte, welche über den Sinn und die Handlungen der Genfer Regierung, so wie der Privatpersonen gegen die Katholiken Unwahres vorbrachte, den Bischof um Abstellung aller dieser der katholischen Kirche drohenden Gefahr bat, und sich dabei eine Menge bitterer Bemerkungen über das bevorstehende Jubiläum erlaubte. Bekanntlich hat der Bischof von Freiburg den Solliciranten seine Unzufriedenheit über dies Memoire zu erkennen gegeben. Alle ihre Maßregeln halfen auch nur dazu, die Theilnahme der gutdenkenden Katholiken im Kanton Genf — und dies ist die große Mehrzahl — an dem Reformationsfest zu vermehren und zu erhöhen; denn durch Brüdersinn und reichliche Gaben für das Fest zeigten sie, daß sie nicht mit jenen Geistlichen in Eine Klasse gehörten. Hingegen war es der Genfer Kirche sehr tröstend und erfreulich, echt christliche und brüderliche Antworten auf ihre Einladungen zum Reformationsfest von den ausgezeichnetsten Kirchen und Geistlichen Deutschlands, Frankreichs, Englands, der Niederlande, Nordamerikas u. s. w. zu empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Regsamkeit in der Provinz.

Im September befindet sich halb Paris außer der Stadt; dieses Jahr besonders, in welchem Pairs und Deputirte, Erstere namentlich, es sich haben müssen so sauer werden lassen, lesen sie Alle davon, als die Session kaum beendigt war. Schon am Abend der letzten Sitzung waren die Malleposten und Diligencen mit Deputirten angefüllt; Richter, Studenten, Professoren, schöne und nicht schöne Frauen, Alles reiste, in der Hoffnung, der September werde so schön werden, als es der August gewesen war, worin man sich aber getäuscht fand. Auch der Hof begab sich auf einige Zeit in die Normandie. Bei dieser allgemeinen Auswanderung ist es ja auch wohl den Berichterstattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und sich in der Provinz etwas umzusehen. Ich schlug nordöstlich von Paris die Landstraße nach Metz ein, um Freunde in der Umgegend des kleinen, aus dem Feldzuge von 1814 berühmten Städtchens Montmirail zu besuchen. Diese Landstraße wurde vor Kurzem noch weit mehr befahren, als jezt; denn auch nach Nancy

und Straßburg führte dieselbe; allein neulich ist eine kürzere nach diesen Städten eröffnet worden, und daher ziehen nur noch die von Metz kommenden Fuhrleute und Reisende über Montmirail, oder über Dormans und Chateauthierry. Es herrscht eine überaus große Regsamkeit im Weg- und Brückenbau, und die französische Postverwaltung gibt sich sehr viele Mühe, schnellere Verbindungen zwischen den Städten einzuleiten und das Postwesen zu verbessern, wo denn freilich noch immer viel zu verbessern übrig bleibt. Besonders abgeschmackt dünkt mich die Verordnung, nach welcher die auf einer Poststraße, z. B. der nach Metz, abgegebenen und für letztere Stadt oder für noch entferntere Städte bestimmten Briefe erst zurück nach Paris müssen, und von da nach Metz oder Frankfurt expedirt werden, so daß die Briefe, je näher man dem Ziele wohnt, desto weiter reisen und desto länger unterwegs bleiben. Wahrscheinlich ist diese unvernünftige Vorkehrung nur deßwegen getroffen, damit die Post, wenn sie einmal von Paris nach einer großen Stadt auf dem Wege ist, nicht durch die vielfältigen kleinen Versendungen von Ort zu Ort aufgehalten werde; denn diese Lokalkorrespondenzen werden nur als Kleinigkeit und Nebensache betrachtet; die Hauptsache ist die Korrespondenz zwischen Paris und der Grenze, folglich dem Auslande, oder einer der Grenze nahe liegenden großen Stadt. Indessen könnte doch auch die Korrespondenz von den Zwischenstädten besorgt werden, ohne daß die Briefe nöthig hätten, erst nach Paris zu wandern; wenigstens könnte man in den größern Städten auf einer Poststraße die Briefe aus den kleinen Orten empfangen und von dort aus versenden, wodurch sie wenigstens der unnützen Reise nach Paris überhoben würden. Das Anlegen einer Poststraße oder das Berichtigen und Verändern einer bereits vorhandenen erregt viel Eifersucht und Streit unter den kleinern Städten Frankreichs. In den Departementsversammlungen kommen daher auch die Ansprüche und Anmaßungen dieser Städte häufig zur Sprache. Freilich können nur die Poststraßen Leben und Bewegung in die Departementsstädte bringen, wofern nicht schiffbare Flüsse oder Kanäle diese Straßen ersetzen. Diejenigen Departements Frankreichs, welche weder Poststraßen, noch Flüsse und Kanäle haben, stehen daher auch in Hinsicht der Kultur und der Wohlhabenheit weit hinter den andern zurück. Uebrigens geht es hier wie anderswo: jede Stadt denkt und handelt für sich; wenn eine keine Poststraße haben kann, so möchte sie gerne eine Garnison, oder ein Bisthum, oder ein Gericht, oder ein königliches Schulkollegium haben; ob aber der Truppen, der Bisthümer, der Gerichtsbeamten und der Schulbehörden so viele seyen, darum bekümmert sich die Stadt wenig. So viel wird aber doch durch den regen Eifer bewirkt, daß man sich allgemein von der Nothwendigkeit guter Landstraßen und Wege überzeugt, und daher auf die Verbesserung oder Anlegung derselben sein Augenmerk richtet. Die Ingenieurs werden höchst wichtige Leute, und die Departementsgelder werden vorzüglich für Brücken- und Wegbau ausgegeben; freilich die beste Art, um die Staatskapitalien anzulegen. Denn sie werfen den Departements reichlichen Gewinn ab. Ein anderer Punkt, welcher in der Provinz die Behörden vorzüglich beschäftigt, betrifft die Findelkinder. Man hat allgemein die Bemerkung gemacht, daß, seitdem man so human ist und der Verzweiflung der Mütter durch die Versorgung der unehelichen Kinder zuvorzukommen sucht, die Zahl der Findelkinder so bedeutend zunimmt, daß die Departementsbehörden vor den dadurch veranlaßten Auslagen erschrecken, und Alle darauf ausgehen, diese Ausgaben zu vermindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

London. Oktober.

(Fortsetzung.)

Wohlfeilheit in London.

Das Zweite, was ich meinem wettlustigen Freunde für seine hundert Pfund nachzuweisen habe, ist das in Vergleich mit Dresden wohlfeilere Begräbniß in London. Wo es sich bloß um den Kostenaufwand handelt, da kann darauf nichts ankommen, ob die Dresdner oder die Londoner Ceremonien die feierlicheren sind, worin diese und worin jene bestehen, und ob es hübscher aussieht, den Wagen, der den Sarg trägt, nach dortiger Sitte mit schwarzsammtner, in Gold gestickter Decke zu überhängen, oder nach hiesigem Gebrauche mit schwarzen Federbüschen zu zieren. Man braucht auch in der That, um das Resultat herauszufinden, ob die letzte Mühe, die der Mensch dem Menschen macht, hier oder dort theurer bezahlt wird, nicht einmal die gegenseitigen Summen zu wissen und neben einander zu stellen. Das richtige Facit muß schon aus der Richtigkeit der zwei Sätze folgen, daß die Dresdener selten über die Kräfte ihres Einkommens leben, aber Viele über die Kräfte ihres Nachlasses begraben werden, dagegen der Londoner Mittelstand es verzeihlich findet, über den Betrag seines Einkommens zu leben, es aber eine unverzeihliche Thorheit nennt, den Geschiedenen über den Betrag seines Nachlasses zu bestatten. Man wird vielleicht einwenden, daß diese Ansicht keineswegs zu meiner frühern Behauptung von dem unbedingten Werthe stimme, welcher in London der äußern Erscheinung beigelegt werde, und daß das Zahlenverhältniß solcher Familienmitglieder, von deren Nachlaß überhaupt keine Rede seyn könne, gegen das sogenannter Familienhäupter bedeutend groß sey. Ich gebe Beides zu, erkenne mich aber nicht verpflichtet, die Anomalie zu erklären, und räume zugleich ein, daß, selbst wenn ich es wollte, ich es doch nur versuchen könnte. Sollte etwa ein Grund darin liegen, daß die Engländer im Allgemeinen der Stätte, wo die Heimgegangenen ruhen und ihre Lieben den letzten Schlummer schlafen, weniger Aufmerksamkeit, weniger Sorgfalt widmen, als die, im Ganzen genommen, sentimentaleren Deutschen? Ein Gang über einen englischen und ein Gang über einen deutschen Kirchhof muß diese Thatsache beweisen. In England wie selten, in Deutschland wie häufig die sprechenden Zeichen einer das Grab überdauernden Anhänglichkeit! Wer je ein theures Leben dem Grabe übergeben hat, wird auf einem deutschen Kirchhofe fast stets Gefährten seines Schmerzes finden, wird fast stets dort solche sehen, die mit ihren Thränen die Blumen benetzen, welche sie vielleicht Tags zuvor mit zitternder Hand gepflanzt, oder frische Kränze an die Stelle der verwelkten hängen, gleich als solle überall ein freundliches Bild das Grausen der Verwesung bedecken. Auf Englands Kirchhöfen gehört eine solche Erscheinung zu den Ausnahmen; wohl aber erblickt man da Reihen von Gräbern, die kein Stein, kein Kreuz, keine Blume, nicht einmal ein Rasenhügel schmückt. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß die Deutschen mehr äußerlich, die Engländer mehr innerlich empfinden; ich weiß auch nicht, ob es wahr ist; mein Gefühl zieht mich zur deutschen Gradesitte hin, aber die Merkmale letzter Ehrenbezeugung, welche die Hinterlassenen zu Bettlern machen, diese können dem Todten nicht willkommen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Oktober 1835.

Der Mohr kämpft allbereits mit meinem Gift!
Shakespeare.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Das Fieber.

Ein Araber im Sonnenbrand
Vom Fieber ward befallen,
Doch er that tapfern Widerstand
In seiner Feindin Krallen.

Er stieg hinab in's dumpfste Thal,
Recht in des Mittags Gluthen,
Zog nackt sich aus im Sonnenstrahl,
Und strich den Leib mit Ruthen.

Dann reibt er ganz mit Oel sich ein,
Wälzt sich im heißen Sande
Und spricht: Nun, Fieber, merkst du fein,
Zu wem du kamst im Lande?

Warum nicht bliebst du dort zu Gast
Bei Reichen und Emiren?
Mit dem du's aufgenommen hast,
Bei dem wirst du verlieren.

Und sich zu tummeln ruht er nicht,
Bis daß der Schweiß entspundet
Mit Kraft aus allen Poren bricht,
Und er steht auf gesundet.

Dann sagt man ihm am nächsten Tag:
Weißt du was Neues, Lieber?
Das Neuste: der Emir erlag
So eben hart am Fieber.

Er hört die Mähr' bald abgewandt,
Als ob er schon sie wüßte;
Er spricht: Ich hab's ihm zugesandt!
Und flieht in seine Wüste.

Der Einsiedler und der Hund.

Auf dem Berge wohnte der Einsiedler,
Dem an jedem Tag ein Brod — er wußte
Nicht von wannen — zukam, und er stillte
Seinen Hunger mit dem Brod zufrieden.
Eines Tages kam kein Brod, er brachte
Hungrig seine Nacht zu, und am Morgen
Wuchs sein Hunger. Von dem Berge stieg er,
Und es lag ein Dorf am Fuß des Berges;

Heischt' er da ein Brod am ersten Hause,
Und der Herr des Hauses gab ihm dreie.
Freudig nahm er sie und ging dem Weeg zu;
Doch der Hund des Hauses kommt mit Bellen
Nachgerannt, bereit, ihn anzugreifen;
Und der fromme Mann in der Bestürzung
Wirft, ihn zu beschwichtigen, ein Brod hin.
Das verschlingt der Hund, und bellend wieder
Kommt er nach; er wirft ihm hin das zweite.
Dieses auch verschlungen, ist der Beller
Wieder da und droht ihn anzufallen.
Hin wirft er das dritte Brod und eilet
Seinem Berge zu; doch kaum auf halber
Höh' ist er, da hört er den Verfolger
Wieder schnauben hinter ihm. Nun wendet
Sich der fromme Mann und spricht zum Hunde:
Schamvergessner! nur drei Brod' empfing ich;
Alle gab ich dir, was willst du weiter?
Aber Gott that auf den Mund des Hundes,
Und er sprach: Wer ist der Schamvergessne?
Nicht du selber? Sieh, an meines Herren
Thore wach' ich Jahre lang, und oftmals
Leid' ich Hunger zwei Tag' oder dreie,
Und mir kommt nicht in den Sinn, den Posten,
Den mir anvertrauten, zu verlassen,
Um an fremden Thüren Brod zu betteln.
Doch dir bleibt die Nahrung einen Tag aus,
Ungeduldig lässest du die Schwelle
Deines Herrn, des Berges Andachtswarte,
Kämpfst um's Futter mit des Thales Hunden.

Die Engel in der Moschee.

Am Freitag stehen Engel
An des Bethauses Thor,
Und scheiden auf die Namen
Von Allen, die da kamen
Einander nach oder vor.

Sie schreiben den am ersten
Gekommnen am ersten Ort,
Und am zweiten den zweiten,
Und all so weiter schreiten
Sie bis zum letzten fort.

Wenn zum Gebet der Iman
Nun hervortritt, im Nu
Wickeln sie ihre Rolle
Zusammen, die namenvolle,
Und hören mit Andacht zu.

Zur Ehre des Knechtes.

Mohammed spricht:
Ein Knecht zu seyn ist keine Schmach;
Des treuen Knechtes harret Lohn.
Und bei des höchsten Heeren Thron!
Wär' es nicht, um den heiligen Streit
Zu führen und Gerechtigkeit
Zu spenden meinem Volksgeschlecht,
Ich wär' am liebsten selbst ein Knecht.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Den 21sten August kam ein mächtiger Kaiser mit seinen Vornehmen und Großen in einer kleinen slavischen Stadt an, wo aus allen Theilen Europas Könige, Königssöhne, Großherzoge, Erzherzoge, Herzoge, Fürsten und Große huldigend zusammenströmten zu einem Kriegsfest, das an Pracht und Aufwand, an Geräusch, an Staub und Kanonendonner wahrscheinlich seines Gleichen noch nicht in Europa gehabt hat. An demselben Tage, und vielleicht in derselben Stunde trafen in Genf, am westlich entgegengesetzten Punkte Mitteleuropas, nicht weniger ausgezeichnete Fremde ein, die feierlich empfangen und eingeführt wurden; keine Könige und Fürsten, sondern Geistliche, treue Bekenner und Lehrer des Christenthums, wie es durch die Reformation umgestaltet, freier und würdiger geworden ist, Geistliche aus der übrigen Schweiz, Deutschland, Frankreich, England, Schottland, Irland, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, ja selbst aus Nordamerika. Alle kamen, um dem alten Genf, einer der ehrwürdigen Mutterstätten der Reformation, Glück zu wünschen zu ihrem dritten Kirchenjubiläum. Manche kamen in Auftrag ihrer Regierungen, Städte und Kirchen, Manche für sich selbst. Viele kamen mit dem Dampfschiff Leman, Andere anders, und sie wurden am Hafen von einer zahlreichen Deputation unserer Geistlichkeit freundlich empfangen. Dieser schöne Moment, dem Tausende geputzter Menschen auf den breiten Kai's mitfeiernd beiwohnten, war vom heitersten Sommerwetter begünstigt, das unsere an der Hafenseite jetzt so anmuthige Stadt in ihrem ganzen großartigen Reiz darstellte. Die Gäste wurden in die dazu bereiteten Säle des botanischen Gartens geführt, und hier begann eine neue, rührende Scene. Es traf sich, daß hier reife, und selbst alternde Männer wieder zusammen

kamen, die vor dreißig Jahren auf einer Universität nahe Bekannte oder Freunde gewesen waren, sich aber dann nach und nach aus dem Gesicht verloren hatten, wie das häufig im Leben so geht. Hier erkannten sie sich wieder, und in wenigen Augenblicken that sich vor ihren Gemüthern das ganze Zauber- und Feenland des Jugend- und Universitätslebens mit allen seinen bunten Memorabilien wieder auf. Welch herzliche Begrüßungen, welch schöne Anklänge! Ward ein Geistlicher von bekanntem oder berühmtem Namen eingeführt, so bildeten sich gleich Gruppen um ihn, die den Mann sehen, kennen lernen und mit ihm sprechen wollten, von dem sie schon oft hatten reden hören. Die protestantischen Kirchen vom baltischen bis zum mittelländischen Meer, von St. Petersburg bis Toulon, von Dublin bis Dresden, von Paris bis Berlin sahen hier ihre Repräsentanten, und dies Genfer Jubiläum hat die Bande zwischen den Kirchen und Geistlichen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz wieder fest gezogen, was unausbleiblich von großem Nutzen für diese drei Nachbarvölker seyn, und gar manches Ungleiche zwischen ihnen ausgeglichen wird. Aus dem Konservatorium des botanischen Gartens wurden die fremden Geistlichen in die Häuser geführt, wo ihnen auf ganz freies und selbst dringendes Anerbieten der Besitzer Wohnungen und die gastlichste Aufnahme bereitet war. Es war wieder die gute, alte Zeit, wo das Herz und der freundliche Menschensinn die einzigen Herbergen öffneten.

Sonnabends, den 22sten August, früh um acht Uhr war in der Kirche des Auditoriums die erste feierliche Versammlung, welcher der Pastor und Professor Duby als zeitiger Moderateur der Compagnie des Pasteurs vorstand. In der Geschichte des Protestantismus sind gewiß wenige ähnliche Momente zu finden, und seine ganze Weihe wird wohl keiner von denen vergessen, die hier gegenwärtig waren. Der Sekretär rief eine fremde Deputation nach der andern auf, und ihre Präsidenten drückten hierauf die Gefühle und Gesinnungen aus, die ihnen von ihren Kommittenten für Genf aufgetragen worden waren. Wir hörten nur Glückwünsche, Ausdrücke der Theilnahme, Freundschaft, Eintracht, des Mitgefühls, des christlichen Brudersinns. Besondere Auszeichnung neben so manchem schönen und trefflichen Wort verdienen hier die Glückwünsche des Königs von Preußen, ausgesprochen in einem Schreiben des Ministers von Altenstein, denn es ist unmöglich, menschlicher und echt christlicher zu sprechen. Die Genfer Kirche wird dieses königliche Schreiben unter den Urkunden bewahren, die ihr am theuersten sind, und auf deren Besitz sie stolz seyn zu müssen glaubt.

Viele protestantische Kirchen, die durch ihre zu große Entfernung oder andere Umstände an der Sendung eigener Deputationen gehindert waren, hatten sich doch in Sendschreiben an die Genfer Kirche auf das Herzlichste und Würdigste ausgesprochen. In allen diesen ehrenden Aeußerungen fand die in der neuern Zeit so vielfach mißverstandene, angegriffene, ja durch ein Schisma bezeichnete Genfer Kirche die erhabenste Genugthuung, und die Bestärkung ihres Vorsatzes, fortan auf dem einmal als richtig erkannten und betretenen Weg getreulich fortzufahren, und damit den echten Sinn des Protestantismus zu bethätigen, welcher ist Freiheit und Unabhängigkeit des evangelischen Sinnes von bloßer Menschen- und Kirchensatzung. In diesem wichtigen geistlichen Vereine, in diesem protestantischen Synedrium und Konzilium fanden die verschiedensten theologischen Meinungen ihre Repräsentanten, und diese redeten unabhängig, wie es Protestanten geziemt. Alle aber stellten sich fest um die Bibel, als den einen gemeinschaftlichen Hord und Fels, und sprachen nur Worte des Friedens, der Duldung, der Einheit und der Bruderliebe. Schon bei dieser ersten Vereinigung trennte man sich schwer und ungern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

(Beschluß.)

Wohlfeilheit in London.

Hiemit könnte ich die versprochene Beweisführung schließen, und jeder unparteiische Gerichtshof würde mir den Gewinn der Wette zuerkennen; ich bin indessen meinem Freunde noch eine Zugabe, einen Appendix schuldig, und der Gegenstand desselben ist, was ich den Höhepunkt des menschlichen Lebens nannte, die Verheirathung. Die Kosten desjenigen Theils dieses Aktes, den ich bestimmter mit dem Worte Trauung bezeichne, damit den kirchlichen Consens meinend, sind in London ausnehmend gering gegen Dresden. In Sachsen, welche Mühe, welche Schreiberei, welche Beutelschneiderei, bevor man an den Altar gelassen wird! Man klagt in Dresden über die zunehmende Heirathsscheu; ich wundere mich, daß es dort ein einziges, in Sachsen getrautes Ehepaar gibt. Will der Zufall, daß beide Theile verschiedenen Konfessionen angehören, so muß Beicht erstattet und höhere Genehmigung eingeholt werden; fügt es sich, daß ein oder der andere Theil etwa fünf Meilen von Dresden, folglich außerhalb Sachsen, wohnt oder geboren ist, so fordert der trauende Priester, ehe er den Akt vollzieht, Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und der Himmel weiß, was Alles für Scheine. Ist man etwa mit der Trauung pressirt, oder will aus irgend einem Grunde das sogenannte von der Kanzel Werfen vermeiden, so steht nur einer höhern Behörde die Befugniß zu, vom Aufgebote zu dispensiren, es wäre denn daß man ein Von vor seinem Namen hätte; doch dann

zählt man sich auch in Dresden nicht zum Mittelstande. Alle diese Dinge kosten viel, sehr viel Geld, und wer den Zeitverlust in Anschlag bringt, der muß eine enorme Summe vorräthig haben. Wandeln die Verlobten auf glatter Bahn, d. h., haben sie gar keine Steine des Anstoßes aus dem zur Kirche führenden Wege zu räumen, und lassen sie sich in gebührender Form dreimal von der Kanzel verlesen, so ist es möglich, daß die Entrichtung von zehn Thalern ihnen die Kirchpforte öffnet. Haben sie aber Scheine beizuschaffen, Berichte einzufordern und Dispensationen zu bezahlen, so können sie bis zu fünfzig Thalern und darüber besteuert werden. — Nun in London. Von Tauf-, Ledigkeits-, Heimaths- und allen dergleichen Scheinen ist hier schon gar keine Rede. An einen vorläufigen Gang zum Geistlichen wird eben so wenig gedacht, als dieser an eine ermahnende und verwarnende Allaroration denkt. Der Zeitgewinn springt also in die Augen. Und der Geldbetrag? Wer sich aufbieten läßt, gelangt ziemlich ohne allen Aufwand zur Kirche, und wer, was der Mittelstand meist thut, seinen Namen und seine Absicht nicht an der Kirchthüre angeschlagen haben will, geht zu einem bei den Doctors commons — ungefähr ein Institut wie das Dresdener Konsistorium — practicirenden Anwalt. Proctor genannt, erklärt diesem sein Vorhaben, besiegelt dann mit einem Kusse auf das Evangelium die Versicherung, daß zwischen ihm und der Wahl seines Herzens, von welcher er bloß Namen und Alter anzugeben braucht, seines Wissens ein Ehehinderniß nicht stattfinde, verbürgt dies mit seiner Unterschrift und empfängt dagegen ein pergamentenes Dokument, Kraft dessen binnen drei Monaten nach seiner Ausstellung der Geistliche des Kirchspiels zu der diesfalls üblichen Zeit den Akt der Trauung vollziehen muß; Alles dies mit einem Aufwande von ungefähr dreißig Minuten und vierzehn Thalern. Ist das nicht billig? Käme es mir darauf an, meinem Freunde über die Zugabe hinaus zu zeigen, wie sehr er im Irrthum war, so könnte ich ihm viertens sagen, was in Dresden ein Kind zu taufen kostet, und er würde mir zugestehen, daß das um mehrere Male die Summe von drei Schillingen oder einem Thaler übersteigt, welche der Londoner Mittelstand dem taufenden Geistlichen und dem fungirenden Küster zu bezahlen pflegt. Doch ich will nicht zu generös seyn. W. S.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Findelhäuser. Rothschild als Gutsherr.

In England geht man den Vätern auf die Spur und zwingt diese, sie mögen wollen oder nicht, für die Kinder zu sorgen, deren Väter sie wirklich oder vorgeblich sind. In Frankreich aber würde dieser Vaterschaftszwang lächerlich scheinen; lieber sorgt man mittelst Steuern für den Unterhalt der unehelichen Kinder. Freilich ist dies keine Kleinigkeit; denn aus den vom Handelsministerium neulich veröffentlichten statistischen Tabellen (einer vortrefflichen Sammlung, die hoffentlich noch einige Bände ähnlicher Dokumente zur Fortsetzung haben wird) ergibt sich, daß in dem letzten Decennium jährlich 114 bis 127,000 Kinder in Frankreich ausgesetzt worden sind, deren Unterhalt neun bis zehn Millionen Franken gekostet hat. Nun sinnt man überall darauf, wie man diese Last vermindern könne. Einige Präfekten haben endlich ein Mittel gefunden, wenigstens meinen sie es. Sie haben nämlich bemerkt, daß manche verheiratheten und unverheiratheten Weiber ihre Säuglinge aussetzen, und es dann so einrichten, daß ihnen dieselben gegen einen bestimmten Lohn zum Säugen überlassen werden, so daß sie ihre Kinder auf Staatskosten ernähren. Diesem Unfuge, der freilich nicht so strafbar ist, als das Aussetzen, soll dadurch abgeholfen werden, daß die verschiedenen Arrondissements eines Departements die Findelkinder ihrer Hospizien gegen einander austauschen, wodurch sie also den Müttern aus dem Gesichte kommen, und dieses soll, wie man hofft, zur Folge haben, daß die Mütter nicht so leichtsinnig ihre Kinder aussetzen, oder gar die Zahl ihrer unehelichen Kinder vermehren, um dadurch als Ammen mehr zu gewinnen. Im Nordepartement hat die Generalversammlung sogar vorgeschlagen, ein neben der Grenze befindliches Findelhaus in's Innere zu verlegen, weil die armen Savoyarden ihre Kinder dorthin brachten, so daß nicht allein die unehelichen Kinder Frankreichs, sondern auch noch die der Unterthanen Sr. piemontesischen Majestät dem Departement zur Last fielen. — In der Umgegend von Meaux sprach man viel von einer Jagdbelustigung, welche die Rothschildsche Familie auf ihrem Gute zu Ferrières nemlich dem Kronprinzen, oder wie er hier heißt, dem Prince royal gegeben hatte. Seitdem Rothschild das Landgut bei Ferrières besitzt, hat sich der wohlthätige Einfluß seiner wohlberechneten Prachtliebe auf die ganze Umgegend bemerklich gemacht. Um zu dem ziemlich bedeutenden Dorfe Ferrières gemächlich gelangen zu können, hat der Gutsherr auf seine Kosten die Wege verbessern lassen, und diese kommen nun auch den umliegenden Dörfern zu gute. Der Pachthof zu Ferrières ist eine wahre Musterwirthschaft geworden, wo die Bauern in der Brie Manches lernen können, wäre es auch nur Reinlichkeit und Ordnung; in dem Kuhstalle zu Ferrières sieht es reinlicher aus, als in den meisten Bauerhütten. Seit der Inlirevolution beschäftigt er fast beständig über hundert Arbeiter, und auch dadurch genießt die Umgegend viel Gutes. Das Schloß gehört eben nicht zu den größten, ist aber auf's Kostbarste eingerichtet. Dem Modegeschmacke an Raritäten oder sogenannten Kuriositäten ist hier auf's Mannichfaltigste gehuldigt; ein langer Saal ist mit solchen Sachen, zum Theil aus dem Mittelalter, ganz angefüllt, und auch die Bibliothek enthält derselben eine Menge. Manche haben berühmten Personen angehört, oder stammen aus ehemaligen königlichen und fürstlichen Sammlungen. Aus dem Vestibül des Schlosses ist ein Arsenal gemacht worden, an dessen Eingang vier gebarnischte Ritter stehen. Andere Säle zeichnen sich durch Mendeln von massivem, kostbarem Holze, oder durch elegant drapirte Wandverzierungen aus. In jenem Kuriositätensaale befinden sich Tapeten von bemaltem und vergoldetem venedischem Leder. Reizend und mannichfaltig ist der an's Schloß stoßende Park. Die Ländereien weit umher gehören dem Gutsherrn, und in dem an wohlhabenden Gutsbesitzern so reichen Frankreich kann Rothschild unter die bedeutenden gerechnet werden. Zu dem Gute gehören sehr beträchtliche Gehölze; in diesen fand die große Jagd statt; man sprach von einem Pavillon, den Madame Rothschild in der Nacht hatte errichten lassen, und in welchem die Jagdgesellschaft am andern Morgen ihr Frühstück zubereitet fand, ohne daß der Gutsherr auch nur etwas davon geahnt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Oktober 1835.

Histories are more full of examples of the fidelity of dogs than of friends.

Pope.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

Schon mehrmals haben wir aus der Gleanings in natural history von Jesse, Parkaufseher des Königs von England, interessante Züge aus dem Leben der Thiere mitgetheilt. Die vor Kurzem erschienene lezte Sammlung liegt vor uns, wir benützen sie in der frühern Weise und beginnen mit den merkwürdigsten neuen, nach der Versicherung des Verfassers vollkommen beglaubigten Geschichten von demjenigen Thiere, dessen Fähigkeiten Jesses Bemühungen, allen Thieren etwas Höheres als den sogenannten Instinkt zuzuschreiben, allerdings am besten unterstützen, von dem Thier, dessen Racen ganz so unerklärlich sind wie die der Menschheit, dessen Naturgeschichte überhaupt mit der des Menschen merkwürdige Aehnlichkeit hat, wenn man auch Goethes Epigramm, in welchem er beide einander assimilirt, für Verläumdung erklärt.

* * *

Einer meiner Bekannten schoß einmal einen Hasen an, und dieser schlüpfte durch ein Loch am Fuß einer Mauer. Ein alter Spürhund, den man ihm nachschickte, sezte hinüber, fing den Hasen und kam mit ihm zur Mauer zurück. Zu wiederholten Malen versuchte er, mit seiner Last die Mauer zu überspringen, aber vergeblich; da schob er den Hasen, so weit er konnte, durch das Loch, sprang hinüber, zog ihn hervor und brachte ihn seinem Herrn. — Ein Gegenstück hiezu ist folgendes. Zwei Jäger hatten auf der Entenjagd einen klugen Neufundländer bei sich. Beim Röhricht am Ufer eines Flusses legten sie ihre Hüte ab und schlichen dem Wasser zu. Bald darauf hießen sie den Hund ihre Hüte holen, wovon einer größer war, als der andere. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, beide mit dem Maul zu fassen, sezte der Hund den kleinern Hut in den größern, drückte ihn mit dem Fuß nieder und brachte so beide.

Die brittische Fregatte Leander, welche im lezten Krieg bei Halifax in Neuschottland stationirt war, hatte einen alten Neufundländer an Bord. Er war schon seit vielen Jahren auf dem Schiff, und man erzählte sich viele Geschichten von seiner ausnehmenden Klugheit; namentlich behaupteten die Matrosen sammt und sonders, der Hund verstehe, was man spreche, und nach dem folgenden Vorfall sollte man dies allerdings glauben. Er stand in großer Gunst bei der Mannschaft und war von jeher sehr gut behandelt worden; aber eines Tags, da er eben auf dem Verdeck lag, sagte der Kapitän: „Es kommt mich sauer an, aber ich muß Neptun erschießen lassen, denn er wird zu alt und schwach.“ Verstand der Hund diese Worte, oder erschreckte ihn nur der Ton, in dem sie gesprochen wurden? ich weiß es nicht, aber

Digitized by Google

gleich darauf sprang er über Bord und schwamm an ein Schiff, das neben dem Leander lag. Er wurde aufgenommen und blieb hier bis an seinen Tod. Durch nichts war er zu vermögen, wieder auf den Leander zurückzukehren; war er am Lande, und Jemand von der Mannschaft seines alten Schiffs kam ihm nahe, so machte er sich eilends davon.

Sehr merkwürdig ist es, in welch großer Entfernung Hunde am Bord eines Schiffs Land wittern. Lange bevor ein Mensch eine Spur von Land entdeckt, geben die Hunde auf die unzweideutigste Weise zu erkennen, daß sie ein Vorgefühl davon haben. — Es ist allgemein bekannt, daß die Hunde, wenigstens manche Racen, sich, bevor sie sich niederliegen, mehrere Male im Kreis herumdrehen. Nun weiß man, daß viele wilde Thiere zu ihrem Lager vorzugsweise langes Gras aufsuchen, das sie niederdrücken und dadurch bequemer machen, daß sie sich zu verschiedenen Malen darin umdrehen. Die Gewohnheit unseres Haushundes scheint somit wirklich ein Ueberbleibsel aus seinem wilden Zustande zu seyn, und es ist dies sehr merkwürdig, als ein Beweis, wie fest der natürliche Instinkt des wilden Thiers noch nach tausendjähriger Zähmung haftet.

Unter mehreren neuen Beispielen, auf welch große Entfernungen und fast unbegreifliche Weise Hunde den Weg nach Hause finden, geben wir diesmal nur dieses. Ein Engländer reiste von Northumberland nach Amerika; er hatte einen Hühnerhund bei sich, verlor ihn aber bald nach seiner Landung auf der Jagd in der Umgegend von Baltimore. Einige Zeit darauf wurde der Bruder des Reisenden in Northumberland durch einen lärmenden Hund im Schlaf gestört; man ließ ihn ein und erkannte ihn alsbald als denjenigen, der die Reise nach Amerika mitgemacht hatte. Nach Jahresfrist kam der Eigenthümer zurück und ward von dem Hunde jubelnd begrüßt. Man brachte nicht heraus, auf welchem Schiff der Hund die Ueberfahrt gemacht, und wo er in England an's Land gekommen war.

Der folgende Fall beweist, daß der Hund gleichsam auch ein Zeitmaß haben muß. — Eine Londoner Familie war seit Jahren gewohnt, die Christtage bei Freunden in Guildford zuzubringen; regelmäßig kamen sie den Tag vor Weihnachten zur Essenszeit an und hatten einen großen Wachtelhund bei sich, der bei beiden Familien in großen Gunsten stand. Nach etwa sieben Jahren entstand ein Mißverständniß zwischen den befreundeten Häusern, und die Einladung zu Weihnachten unterblieb. Am Tage vor Weihnachten, etwa eine Stunde vor dem Essen stand der Guilforder Mann am Fenster und rief seiner Frau zu: „Sieh, die Londoner haben sich eines Bessern besonnen; sie kommen, obgleich wir sie nicht eingeladen; dort ist schon Cäsar.“ Wie immer, kam der Hund in's Zimmer herauf, die Frau vom Hause rüstete die Betten, man wartete eine Stunde mit dem Essen, aber es erschienen keine Gäste. Cäsar blieb genau so viele Tage, als er gewohnt war, und trat sodann den Heimweg an. Der Briefwechsel, zu welchem dieser Vorfall Anlaß gab, führte die Aussöhnung der Familien herbei, und Cäsar stattete, so lange er lebte, in Gesellschaft seiner Herrschaft den jährlichen Besuch ab.

Ein Pächter, dessen Haus auf mehrere Meilen in der Runde ganz einsam lag, kam oft mehrere Tage nicht nach Hause, so daß die Seinigen Nachts nie auf ihn warteten. Eines Tags wurden sie durch ein furchtbares Gebelle des Haushunds, der immer in der Küche lag, aufgeschreckt. Man wollte ihn besänftigen; da er aber, immer kläglicher heulend, an der Thüre kratzte, ließ man ihn hinaus. Nach einer Stunde kam der Herr des Hauses mit dem Hund, und erzählte, er sey in der Trunkenheit vom Pferd bis an den Hals in einen Graben gefallen. Unvermögend, sich heraus zu arbeiten, habe er sich am Rande gehalten, bis ihm vor Kälte — es war im Januar — die Sinne vergangen. Er erinnerte sich, daß er laut um Hülfe gerufen; der Hund hatte ihn beim Kragen gepackt und aus dem Graben gezogen. Es war dies etwa eine Meile vom Hause, und der Hund, der am Boden lag, mußte in der Stille der Nacht den Hülferuf seines Herrn gehört haben.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Als um Mittag die alte bischöfliche Clemence mit ihren kleinern Glockenschwestern den schönen Ruf in die Kirche ertönen ließ, zog die Stadt ganz freiwillig und ohne alle Mitwirkung der Regierung, ohne allen Befehl und Aufforderung ihr Festkleid an. Ueberall schlossen sich die Laden und Magazine, denn ihre Besitzer strömten mit tausend Andern nach den Kirchen, wo alle Genfer Kinder vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahr, ohne Ansehen des Standes der Eltern, vereinigt waren, um aus den Händen ihrer Pfarrer die kleine Reformationsmedaille * und ein Exemplar der trefflichen kleinen

* Zwei Medaillen sind für dieses Fest geschlagen worden, beide in Paris, wo der Genfer A. Bovy, unstreitig jetzt Europas ausgezeichnetster Medailleur, von der französischen Regierung schon den großen Preis dafür erhalten hat. Die große Medaille, bestimmt für die fremden geistlichen Deputirten und die andern Mitglieder der allgemeinen Versammlung, stellt auf der einen Seite dar: einen Altar und darauf die offene Bibel, rechts der Glaube, links die Vernunft, sich

Schrift des Pfarrers und Professors Cellerier über die Reformationsgeschichte in Genf zum Andenken an dies Fest zu empfangen. Es waren in den vier Kirchen über viertausend Kinder, alle festlich angethan und mit einer kleinen Bandschleife in den Farben der Republik (roth und gelb) bezeichnet. Unsere Kinder, die sonst immer so beweglich, zerstreut, schwer in Ordnung und bei Aufmerksamkeit zu erhalten sind, fühlten, daß es heute ein ganz anderer Kirchentag sey, wie sonst, daß er schwerlich für sie wiederkehren dürfte. Sie waren daher auf der Straße und in den Kirchen sehr gesammelt, wiewohl ihnen der Akt us der Vertheilung und Anrede hätte lang scheinen können. Sehr passend war das Orgelspiel und die zu diesem Zweck gedichteten und komponirten Hymnen, welche die Kinder einstudirt hatten und denen Chöre Erwachsener antworteten. Hierauf zogen die Kinder mit freudigen Blicken auf ihre Geschenke ab, und ihre Stelle nahmen die Eltern, Verwandten und Erwachsenen ein, welche mit ihren Geistlichen Dem danken wollten, der immer der Fels und die Festung der Republik gewesen ist.

Um vier Uhr versammelten sich die Kinder wieder an verschiedenen Stellen der Stadt; denn sie sollten zu schönen Festen ausziehen, welche die Besitzer großer Gärten und Landhäuser für sie angeordnet hatten, damit auch diese heitern Feste sie an den merkwürdigen Tag erinnerten. An ihrer Spitze ging volle Militärmusik; die Knaben zogen ihre Kanonen und Böller, und waren nach Fähnlein geschaart. Es war erfreulich, zu sehen, wie ausgezeichnete Pfarrer und echte Genfer Patrioten die Kinderzüge führten und rechts und links begleiteten; Aehnliches thaten Studenten der Akademie. Leider fiel starker Regen ein, als die Kinder schon an Ort und Stelle waren und auf weiten Rasenplätzen aßen und tanzten, Mädchen und Knaben besonders. Man hatte Mühe, die große Menge unter Dach zu bringen, und hie und da waren nicht nur alle Zimmer und Säle voll, sondern es mußten auch die Keller zu Hülfe genommen werden. Dies hinderte jedoch die Knaben nicht, Abends unter heftigen Regengüssen in derselben Ordnung wieder nach der Stadt zu ziehen und dabei ihre kleinen Lieder, Jeder das seinige, hören zu lassen, was gar komisch anzuhören war. Die kleinen Mädchen wurden zu Fünfzigen in Omnibus gepackt und nach Haus geführt, wobei freilich der schon durch den Regen eingeweichte Putz noch mehr in Unordnung gerieth. Die Mädchen behielten aber bei dem Allen ihre Heiterkeit und ihren frohen Muth bei. Es wurde sogleich beschlossen, daß dieses durch den Regen gestörte Fest einige Tage später bei schönem Wetter wiederholt werden sollte, damit die Kinder nicht zu kurz kämen; und so geschah es auch.

Der 22ste August hatte ganz den Kindern, der heranwachsenden Generation angehört. Es war Alles geschehen, damit sie auch im späten Lebensalter des schönen, für ihr Vaterland doppelt bedeutenden Jubiläums gedächten. Der Sonntag, 23ste August, sollte der herangewachsenen, reifen, kräftigen und der schwindenden Generation angehören. Die ersten Strahlen der diesmal herrlich und wolkenlos aufgehenden Sonne begrüßten unsere Glocken und schienen in ihren langsamen Akkorden das Genferische: post tenebras lux anzustimmen.

Schon lange vor dem Beginnen des Gottesdienstes war in den vier großen, neugeschmückten Kirchen kein Platz mehr zu finden; denn Jeder, der sie auch jahrelang nicht gesehen, fühlte doch heute einen besondern Zug dahin zur Feier der Reformation, die in Genf größere Bedeutung hat, als in Deutschland, da sie der kleinen Republik nicht allein Gedanken- und Religionsfreiheit gab, sondern auch neues politisches Leben und Daseyn, politische Unabhängigkeit vor dem drohenden Nachbar, und hierauf mehr Ordnung in der Verwaltung, Losreißung und Reinigung von der früher herrschenden Rohheit und Sittenlosigkeit. Wer hätte nicht wenigstens an diesem Tag den Blick und das Wort des Herzens dankend zu Dem richten wollen, der lange den kleinen Staat so wunderbar schützte und ihm nach zwölf traurigen Jahren unter fremder Zwingherrschaft wieder nationale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gab? — Acht Stunden lang, von Früh acht bis Nachmittags vier Uhr waren die Kirchen immer gedrängt voll, und eine treffliche Rede, ein schöner Chorgesang folgte dem andern. Unsere Geistlichen zeigten sich überall in ihren Vorträgen des Tages würdig. In St. Peter, unserer Hauptkirche, von der 1532 Goulazens erster Aufruf im Sinne der Reformation ausging, auf dieser ersten Disputationsarena zwischen Farel und Turdity, waren Sitze für die zweihundert fremde Geistlichen

---

vor ihr neigend, mit der Umschrift: Biblia fidei et rationi restituta, eine Sentenz, die den Protestantismus im Sinn der Genfer Kirche in sich faßt. Darunter steht: Liber apertus est qui est vitae. Apoc. XX. 12. Auf dem Revers der Medaille stehen die Köpfe und Namen der vier Reformatoren Genfs: Farel, Viret, Calvin und Theodor de Bèze, mit der Umschrift: Jubil. Ref. Genevae Ter Celeb. MDCCCXXXV. Diese Medaille hat 26 Linien im Durchmesser. Ausgezeichnet schön aufgefaßt und dargestellt sind in Haltung und Ausdruck die Gestalten des Glaubens und der Vernunft. Die Porträts sind nach Bildern auf der hiesigen Bibliothek. Gern hätte man auch Froments Kopf hinzugefügt, es findet sich jedoch nirgends ein Bild von ihm. — Die kleine Medaille, die zum Andenken an die Kinder vertheilt wurde, zeigt auf einer Seite die offene Bibel, mit den Worten: Biblia sacra, und dem Anagramma J. H. S., als Umschrift aber: Post tenebras lux; auf dem Revers bloß die Inschrift: 3e Jubilé de Réformation de Genève, 23. Août 1835.

bereitet, und ihre Gegenwart trug viel dazu bei, die Feier zu erhöhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Leben in der Provinz.

Dieſſeits ſowohl, als jenſeits Meaux ſah ich, wie es mit den gewöhnlichen Kanälen in Frankreich ſteht. Wegen des trockenen Sommers hatten ſie faſt kein Waſſer mehr, und konnten daher ſchon lange nicht mehr zur Schifffahrt dienen. Kanäle ſind nicht das beſte Verbindungsmittel in einem Lande, wo es oft an Waſſer mangelt. Freilich ſind nicht alle Sommer ſo heiß und dürr, als der lezte; indeſſen müſſen doch auch die gewöhnlichen Sommer, in den kleinen Kanälen Frankreichs wenig Waſſer laſſen. Uebrigens iſt der Kanal bis Meaux mit vieler Sorgfalt angelegt; Baumpflanzungen beſchatten ſeine Ufer, und neben Meaux iſt ein kleiner Hafen mit zwei Magazinen zur Niederlage der ein- und auszuſchiffenden Waaren. Zu Laferte zogen mehrere ſchwerbepackte Wagen mit auswandernden lothringiſchen Familien über die Landſtraße. Alle waren guten Muthes, und hofften in Amerika ein Glück zu finden, wornach ſie zu Hauſe vergeblich geſtrebt hatten. Dagegen kam einige Tage ſpäter eine aus acht Individuen beſtehende lothringiſche Familie von Havre zurück, die, weil ſie kein Geld mehr hatte, ſich nicht hatte einſchiffen können, und nun im größten Elende, zerlumpt und bettelnd, wieder ihre alte Heimath ſuchte. Sie hatten ihre kleine Habe verkauft, um die Reiſe antreten zu können; allein das Geld hatte nur bis Havre gereicht, und nun beſaßen ſie nicht das Geringſte mehr, und werden vermuthlich der Gemeinde zur Laſt fallen. Vielleicht thäte der Staat wohl, wenn er dieſen Leuten das Auswandern durch eine Geldbeiſteuer erleichterte obſchon ich überzeugt bin, daß es ihnen auch zu Hauſe nicht übel gehen würde, wenn man ihnen nur einigermaßen zu Hülfe käme. Uebrigens iſt es auffallend, daß die einzigen Provinzen Frankreichs, aus welchen man nach Amerika auswandert, nämlich Elſaß und Lothringen, von germaniſchen Völkern bewohnt werden. Obſchon auch im mittäglichen Frankreich manche Familie dürftig leben mag, ſo fällt es dort doch keiner ein, auf ihr Vaterland zu verzichten und ein anderes in einem entfernten Welttheile zu ſuchen; und geht man ganz Europa durch, ſo trifft man die Auswanderungsluſt hauptſächlich nur bei germaniſchen Völkern, d. h. in Deutſchland und England; in lezterm Lande kann ſie durch das Kolonialweſen geweckt worden ſeyn, warum wandern aber die Deutſchen ſo gerne aus? Manches wirkt allerdings das Beiſpiel, und oft wandert man aus, weil Andere ebenfalls auswanderten. Dieſes Beiſpiel wirkt aber in den Gegenden Frankreichs, welche die Lothringer durchwandern, gar nicht anſteckend; in der Champagne und Brie herrſcht freilich große Wohlhabenheit, und faſt jeder Bauer beſizt ſein eigenes Land, hat auch wohl noch ein Gewerbe dazu. — Obſchon man befürchtet hat, nach Aufhebung des Vorrechtes der Erſtgeburt werde das Land ſo zerſtückelt werden, daß keine große Landwirthſchaft mehr vorhanden, noch möglich ſey, ſo hat bis jezt die Erfahrung das Gegentheil dewieſen. Es fehlt gar nicht an reichen Gutsbeſitzern, welche im Stande ſind, ihr Gut ſtets zu vergrößern und immer mehr Ländereien zu demſelben zu ziehen. Ein ſolcher iſt, wie oben erwähnt worden, der Bankier Rothſchild; ein ähnlicher ſizt zu Montmirail, der Herzog von Doudeauville, der bloß aus dem in ſeinen Waldungen gefällten Holze ein jährliches Einkommen von 60.000 Franken zieht, und der von ſeinem Schloſſe herab nach allen Seiten nur ihm zugehörige Ländereien erblickt. Dieſer Herzog lebt, wie ſo viele andere Hofleute aus der Reſtaurationszeit, auf ſeinen Gütern, und hat ſich auch von den Wohlthätigkeitsvereinen, deren Vorſtand er ſonſt war, faſt ganz zurückgezogen. Für das Land mag dieſe Eingezogenheit ſo vieler reichen Landbeſitzer nicht ohne Nuzen ſeyn; denn ſtatt daß ſie ſonſt ihr Einkommen großentheils in Paris verzehrten, laſſen ſie nun einen beträchtlichen Theil deſſelben in der Gegend, wo ſie ſich aufhalten. Montmirail iſt eine von den kleinen Städten, die wenig Handel und Gewerbfleiß beſitzen, und ſich daher auch wenig verſchönern. Doch iſt hier ein ziemlich ſtarker Durchzug von Fuhrleuten, welche über Saarbrücken und Metz deutſche Waaren nach Paris bringen; auch kommen ziemlich häufig Handelskuriere durch, bloß um Börſennachrichten von Paris nach Frankfurt zu bringen. Gewöhnlich reiten dieſe nach der Börſezeit in Paris, das heißt nach vier Uhr, von dort ab und legen die zweiundzwanzig Lieues bis Montmirail in weniger als ſechs Stunden zurück. Da die Poſt erſt um ſechs Uhr von Paris abfährt, ſo haben dieſe Kuriere einen bedeutenden Vorſprung vor derſelben, und leiſten daher den großen Handelshäuſern, beſonders dem Rothſchildſchen, einen wichtigen Dienſt. Vielleicht ſchickt dieſes Haus eben ſo viele, wo nicht noch mehr Kuriere ab, als die Regierung. So oft einer durchreitet, ſchließen die Leute auf der Landſtraße, daß an demſelben Tage ein bedeutendes Sinken oder Steigen der Staatseffekten auf der Börſe zu Paris ſich ereignet habe, und dies wird ihnen denn auch bald durch die Zeitung beſtätigt. Die Pariſer Journale trifft man überall; ſie ſind für einen großen Theil der Bevölkerung von Frankreich die Hauptlektüre, und da man ſie ſehr ſchnell bekommt, ſo können die Departementszeitungen gegen ſie nicht aufkommen. Zwar fährt die Poſt erſt, wie geſagt, am Abend von Paris ab; allein die Zeitungsexpeditionen haben mit maachen Diligencen, welche um ſieben Uhr Morgens abfahren, die Uebereinkunft getroffen, daß dieſe die Zeitungspakete mitnehmen, ſo daß man zehn Meilen in der Runde gegen Abend die am Morgen in Paris erſchienenen Zeitungen leſen kann, und die Nachrichten ſo gut weiß, als die Pariſer. Für die Departementszeitungen ſind die lezten Preßgeſetze ein tödtlicher Schlag; da ſie nur wenige Abonnenten haben, ausgenommen wenn ſie in großen Städten erſcheinen, ſo können ſie die ungeheure Kaution nicht aufbringen, und müſſen großentheils aufhören. Dadurch kommen die Pariſer Journale noch mehr empor, und dieſe ſind der Staatsgewalt weit gefährlicher, als die Zeitungen in den Landſtädten, die etwa nur den Lokalbehörden läſtig waren. Liberale Zeitungen findet man in den Landſtädten weit häufiger, als legitimiſtiſche, die indeſſen immerhin noch eine bedeutende Anzahl von Leſern haben. Am wenigſten erblickt man miniſterielle Blätter, das Journal des Débats ausgenommen, welches in literariſcher Hinſicht noch immer geſchäzt wird, und auch ſeiner Grundſäze halber ſehr Vielen zuſagt.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 108 u. Intelligenzbl. Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Oktober 1835.

Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne.

Goethe.

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend änderte sich die Gestalt des uralten Genfs. Das ernste, feierliche, religiöse Kleid vom Morgen, unter Glockenklang angethan, ward heiterer, lachender, farbiger, voll Leuchten, Glanz und Melodie. Weit auf standen die Pforten von St. Peter, und sein Inneres glich einem Feenreich. Ungeheure, mit Gaze verhüllte Globen warfen ihr mattes Licht auf die gothischen Wände, Pfeiler und Galerien. Oben am Karnies lief eine Reihe Lampen hin, die in dieser Höhe nichts Störendes hatten, sondern wie eine Schnur Diamanten aussahen. Nur die Orgel war reich mit bunten Lampen beleuchtet. Tief im alten Chor der Kirche saßen die zahlreichen Sänger und Sängerinnen, die ein geistliches Konzert ausführten, in dem das herrliche Te Deum von Händel vorherrschte. Dirigent war unser Berstedt aus Braunschweig, der Schöpfer der hiesigen Kirchenmusik. Für den weiten Kirchenraum und die mit unvermeidlichem Geräusch darin immer hin- und herfluthende Menge waren jedoch der Sänger — wiewohl sehr zahlreich für Genf — viel zu wenig, und das geringe Volumen ihrer Stimmen drang nicht bis zum andern Ende der Kirche.

Während des Konzerts war es vollends dunkel geworden, und als wir aus der Kirche traten, überraschte uns auf dem St. Petersplatz ein tanzendes Gewimmel von Lichtern und bunten Lampen in Reih und Glied, die sich an den Fenstern, Altanen und Kornischen der hotelartigen Häuser herum, hinauf und hinab zogen. Wir standen einige Zeit an, wo wir zuerst hingehen, oder wo wir uns eigentlich langsam hinbewegen lassen sollten. Da hörten wir zu Andern sagen: Venez au Bourg-de-four; c'est tout ce qu'il y a de plus joli. Also dorthin. Dicht bei dem engen Thor, das der burgundische König Gondebald, Genfs erster Gesetzgeber, erbaut hat, standen mehrere Wagen mit englischen Damen und jungen Herrn, welche den in dichten Massen von dem nahen St. Peter Herbeiströmenden das Weitergehen fast unmöglich, wenigstens gefährlich machten. Ich erinnerte mich gleich der Anmaßung und Unart dieser Leute beim römischen Karneval im Korso. In Rom trägt man dies aber geduldig, denn was ertrüge man da nicht von den studirenden Engländern? Hier aber trat ein wohlgekleideter Mann, der an dem einen Arm seine Frau und mit der linken Hand seine zwei Kinder führte, an den Wagen und sagte zu den Kutschirenden: Mesdames, vous devriez descendre de vos voitures et aller à pied comme nous autres; n'ayez pas peur, nous sommes tous en famille. Der Mann war einer unserer angesehensten

und reichsten Genfer, der mehrere Kutschen und die Pferde dazu hat, es aber für passender hielt, an diesem Tag unter seinen Mitbürgern zu Fuß zu gehen, wie die Aermsten; nur Fremde fuhren an diesem Tag. Dies fühlten jedoch die Engländer nicht, sondern befahlen ihrem Kutscher nur, von dieser engen Stelle wegzufahren. Aehnliches soll ihnen an mehreren Orten gesagt worden seyn, und ich weiß, daß sie sich am folgenden Tag bitterlich über die Genferische silliness und rudeness beklagt haben. Der ganze obere und untere Bourg-de-four war wirklich gar schön anzusehen. Da waren nicht allein alle Häuser, auch die schmalsten und kleinsten, vielfarbig von unten bis oben beleuchtet, sondern wie die gleichen Gedanken und Gefühle diesen Abend aus einem Haus zum andern gingen und sich gleichsam die Hand reichten, so zogen sich auch dicke Gehänge von bunten Lampen über die Straßen von einem Haus zum andern, und aus den Zweigen leuchteten viele wie kleine Baumgeister verstohlen hervor. Der Brunnen prangte als brillante Pyramide mit vielem leuchtenden Beiwerk. So schien der ganze Platz in gewisser Entfernung ein großes, festlich erleuchtetes Amphitheater. Wie armselig erschienen dagegen die großen, zum Theil pallastähnlichen Häuser der benachbarten obern Straßen und Plätze; denn diese waren nur gering mit wenigen Lampen beleuchtet oder ganz dunkel gelassen, deßgleichen das große Stadthaus, wo alle Regierungsbehörden ihren Sitz haben. Letzteres mußte freilich dem oben ausgesprochenen Grundsatz der Regierung treu bleiben; aber so viele Andere?

Herrlich zeigte sich dagegen die ganze untere und überdonischr Stadt. Da war in den langen, weiten rues basses, auf den Kai's und auf dem in der Genfer Reformationsgeschichte so interessanten Platz Molard, aber ganz besonders in St. Gervais, kein Haus, kein Häuschen, das nicht lustig von unten bis oben beleuchtet gewesen wäre; und doch wohnen in diesen Stadttheilen, besonders in dem letztern, viele unbemittelte, selbst arme Handwerkersamilien. Daher hat St. Gervais — wo übrigens J. J. Rousseau seine erste glückliche Jugend verlebte — bei den andern Genfern, besonders bei den Leuten du haut einen übeln Leumund; die Kinder dieses Stadtviertels hatten auch ihr Fest in einem besondern Garten. Auf der Rousseauinsel spielte ein hübsches Feuerwerk, dessen Leuchtkugeln, Raketen, Feuerräder und Feuersonnen, aus dem Wasser widerstrahlend, einen gar lieblichen Effekt machten, wir Erinnerungen, die aus dem sechzehnten Jahrhundert Genfs in das neunzehnte herüberleuchteten. In allen Straßen waren passende Transpacente mit guten Unterschriften angebracht, am häufigsten Calvins Brustbild. Selbst außer der Stadt leuchteten mehrere Landhäuser geschmackvoll mit weithin sichtbaren Lampenpyramiden auf den Dächern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Einer der interessantesten Punkte in der Naturgeschichte der Thiere, ist die verschiedene Weise, wie sie ihre Jungen füttern. Jeder Beobachter hat die Bemerkung gemacht, wie der den Eltern eingepflanzte Instinkt sie wunderbar das für die noch ganz schwachen, wie für die erstarkten Jungen passende Futter finden läßt. Die Fasanendenne führt ihre eben erst ausgeschlüpfte Brut auf Wiesen zu Ameisenhaufen, später aber, wenn sie Sämereien ertragen können, auf Kornfelder. Sehr viele Vögel füttern ihre Brut in den ersten paar Tagen nur mit kleinen Würmern und Insekten, später mit immer größern. Bekanntlich legen viele Insekten ihre Eier in Substanzen nieder, welche die Entwicklung derselben befördern, und später der Larve als Futter dienen. Sehr interessant ist, was der berühmte Huntee von der Taube erzählt. Während des Brütens wird bei der Taube der Kropf allmählich viel weiter, seine Wände dicker als im gewöhnlichen Zustand; in diesem ist er dünn und häutig, aber kurz bevor die Jungen ausschlüpfen, erscheint er eigentlich drüsigt und weit blutreicher, zum Zweck der Absonderung des Stoffs, der den Jungen in den ersten Lebenstagen als Nahrung dienen soll. Tödtet man um diese Zeit eine Taube, so findet man in ihrem Kropf immer jenen Stoff, in Form einer weißen, geronnenen Materie, vermischt mit dem gewöhnlichen Futter des Vogels, Gerste, Wicken u. dergl. Läßt man die Jungen ätzen und untersucht dann ihren Kropf, so findet man denselben geronnenen Stoff darin, der sofort in den Magen übergeht. Einige Zeit wird die junge Taube allein mit dieser Substanz gefüttert, aber schon am dritten Tag zeigt sich etwas gemeines Futter beigemischt; das Verhältniß desselben steigt nun regelmäßig, und vom siebenten bis neunten Tag hört jene Absonderung im Kropf der Alten ganz auf. Merkwürdig dabei ist, daß die alte Taube jenen eigenen Stoff Anfangs ganz unvermischt heraufbringt, später aber ihn unwillkührlich in dem den Jungen zuträglichen Verhältniß mit gewöhnlichem Futter vermengt.

Jedes neue Beispiel von der Liebe der Thiere zu ihren Jungen unter ungewöhnlichen Umständen ist des Aufzeichnens werth. Die Selbstvergessenheit, die rücksichtslose Aufopferung sonst scheuer Thiere, wenn sie ihre Jungen bedroht sehen, ist oft im höchsten Grade auffallend und rührend. Im Park zu Richmond wurden Bäume gefällt, unter andern ein sehr hoher, in dessen Wipfel sich ein Eichhornnest befand. Das Geschäft ging sehr lärmend vor sich, aber das weibliche Eichhorn machte keinen Versuch, seine frisch geworfenen Jungen zu

Digitized by Google

verlassen, sondern blieb ruhig bei ihnen im Nest. Als der Baum stürzte, wurde es aus dem Nest geschleudert, doch nicht verletzt, und sofort mit den Jungen in einen Käfig gesperrt. Es säugte sie eine Zeitlang, fraß aber durchaus nichts; die Liebe zu seinen Jungen äußerte sich indessen bis zum letzten Augenblick, und es starb unter der Bemühung, ihnen so viel Nahrung zu verschaffen, als es im Stande war. — Ein Gutsbesitzer in Lincolnshire war eines Tags zu Pferde auf dem Feld und beaufsichtigte seine Pflüger, da sah er ein Rebhuhn aus seinem Neste schlüpfen, so dicht am Fuß eines der pflügenden Pferde, daß er meinte, die Eier müßten zertreten seyn. Dies war indessen nicht der Fall, und er bemerkte, daß die Eier ganz nahe am Ausschlüpfen waren. Kaum war er weg, so kam das Huhn zum Nest zurück. Beim nächsten Strich des Pflugs mußten nothwendig Nest und Eier in der Furche begraben werden. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er an den Fleck zurückkam und zwar das Nest, aber kein Huhn und keine Eier mehr fand. Er suchte umher und sah auch bald die Henne unter einer Hecke auf ein-und-zwanzig Eiern sitzen. Bis der Pflug wieder an die Stelle kam, waren etwa zwanzig Minuten vergangen, und in dieser Zeit hatte sie also, wahrscheinlich vom Hahn unterstützt, die ein-und-zwanzig Eier etwa vierzig Ellen weit weggeschleppt.

Unter den neuen Geschichten aus dem Kapitel vom Nestbau ist wohl folgende die merkwürdigste. Bei einem Gutsbesitzer in Northumberland hatte sich eine Schwalbe den Winkel am Vordache zum Nestbau ausersehen. Da sich aber hier nirgends ein Wespennest als Stützpunkt für den Bau fand, so sah man die kleine Baumeisterin mit Material herbeikommen und daraus an beiden Wänden, nicht weit vom Winkel, eine Art Leiste bilden; sodann legte sie ein Stück Holz quer darüber, und in dem so gebildeten dreieckigen Raume konnte sie nun sicher fortbauen.

Manche Vögel müssen ein Ahnungsvermögen haben, mittelst dessen sie Gefahren oft lange voraus wittern, unter Umständen, wo wir gar nichts bemerken. Im Pfarrgarten zu Newcastle am Tyne fiel eine große, schöne Esche um. Den Jahresringen nach mußte sie sehr alt gewesen seyn. Dicht über der Wurzel war sie fast ganz verfault und im Innern kaum noch in der Dicke eines Arms gesund. Seit langer Zeit hatte alle Jahre ein Schwarm Krähen in der Krone des Baums genistet; sie mußten aber ein Vorgefühl von seinem bevorstehenden Sturze haben, denn etwa drei Jahre vorher verließen sie ihn ohne scheinbare Ursache und schlugen ihr Quartier auf einer benachbarten Esche auf.

*

Von der Schildkröte. — Im Sommer des Jahrs 1825 bezog ein Engländer ein Gut im Staate New-Jersey, das sein mütterliches Ur-Urgroßvater im Jahr 1708 an sich gebracht hatte. An einem noch mit Urwald bewachsenen Hügel fanden die Arbeiter eine kleine, etwa vier Pfund schwere Landschildkröte, auf deren Brustschild die Buchstaben D. W. C., die Chiffre jenes Vorfahren, und die Jahrszahl 1708 eingegraben waren. Die Schrift war ganz deutlich, nur etwas auseinander gezogen und abgeblättert. Noch jetzt ist es Brauch in Amerika, daß man in der Langeweile in Wald und Feld seinen Namen auf Schildkröten schreibt, wie die Verliebten in der alten Welt die Namen ihrer Geliebten in die Bäume schneiden, und es ist wohl nach allen Umständen moralisch gewiß, daß jene Schildkröte schon vor 115 Jahren lebte. Wer weiß, wie alt sie damals schon war!

Ein englisches Kriegsschiff, das auf der Rückkehr nach Hause bei der Insel Ascension anlegte, nahm verschiedene große Schildkröten ein, unter andern eine, welche nur drei Tatzen hatte und daher beim Schiffsvolk Lord Nelson hieß. Es wurden ihr, wie gewöhnlich, mit dem heißen Eisen einige Buchstaben sammt Jahreszahl auf das Brustschild gebrannt. Das Schiff war sehr lang unterwegs, und in Folge davon wurden die Schildkröten krank oder starben. Bei der Einfahrt in den Kanal von England ward Lord Nelson, der dem Tode nahe schien, über Bord geworfen. Er mußte sich aber in seinem Element wieder erholt haben, denn zwei Jahre nachher wurde dieselbe Schildkröte in ihrer alten Heimath bei Ascension wiederum gefangen. Bedenkt man die ungeheure Strecke, und daß Ascension nur ein ganz kleiner Fleck im gewaltigen Ocean ist, so kann man sich nicht genug über den Instinkt wundern, mittelst dessen ein so schwerfälliges, scheinbar so beschränktes Thier den Weg in die Heimath fand.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Sprüche der Ueberlieferung.

1.

Sä' und pflanze früh und spät!
Wenn von dem, was du gesät
Und gepflanzt, ein Vogel frisset,
Ein Thierlein isset,
Denk, daß es ein Almosen ist,
Das du den Armen schuldig bist;
Es wird die kommen zu Statten,
Vom Uebrigen wirst du gesatten.

Digitized by Google

2.

Wer einen Brunnen gräbt, hat die Müh allein,
Der Nießbrauch ist der Nachbarschaft gemein,
Und jeder Wandrer darf daran sich laben;
Zum Lohn dafür zertritt man rund
Dir um den Brunnen Feld und Grund;
Drum ist's verdienstlich, einen Brunnen graben.

3.

Wer einen Hund aus Antrieb frei
Hält, nicht zur Jagd und Schäferei,
Hat freventlich das Brod vertheuert;
Genießen könnt' ein Menschenmund,
Was frißt ein solch unreiner Hund;
Ein solcher also sey besteuert!

4.

Frag' nicht, auf welcher Seite sey
Recht oder Unrecht, wenn du schlagen
Siehst deinen Bruder, steh ihm bei,
Und nachher magst du jenes fragen.

5.

Es wünsche keiner sich den Tod auf Erden.
Wenn einer bös' ist, kann er noch
Sich bessern; wenn er gut ist, doch
Noch besser werden.

6.

Wer ist der wahre König? Gott allein.
Wo Könige ein Land einnahmen,
Verwüsten sie's, so weit sie kamen;
Gott heilt ein Herz, so weit er es nimmt ein.

7.

Wenn von des Tages Arbeit matt
Du suchst bei Nacht die Lagerstatt,
Sprich: Herr, vor dem es nicht wird Nacht,
Dir übergeb' ich mein Geschäfte,
Soweit ich es durch dich gebracht;
Und wenn ich's morgen, neuerwacht,
Fortsetzen soll, gieb neue Kräfte!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Literatur und Theater in der Provinz.

Der Wunsch, die behagliche Ruhe, worin man jezt lebt, möge lange dauern, beseelt den großen und den kleinen Handelsstand, und auch viele Landeigenthümer. Diese Leute billigen Alles, was ihnen dahin zu zwecken scheint, jene Behaglichkeit fest zu gründen, und sie lesen daher nicht gerne Zeitungen, welche ihnen Besorgniß einflößen und ihren Optimismus stören. Das Journal des Débats ist nun aber ganz dazu geeignet, ihrem Sinne für's Behagliche zu schmeicheln; denn die Politik handelt es nur beiläufig ab, es schildere ihnen die Lage der Dinge auf's Reizendste, unterhält sie angenehm über Pariser Oper und amerikanische Dampfschiffe, über einen neuen Roman und über ein Hoffest, und erscheine auch von Zeit zu Zeit ein beunruhigender Aufsatz, so ist dieß doch nur ein Wölkchen am heitern Himmel, das bald wieder verschwindet. Auch der sonst so gefürchtete Constitutionnel, den man noch häufig in der Provinz antrifft, hat seinen alten Ton sehr herabgestimmt, und ist ein sehr gemäßigter Widerredner geworden, der nur deßwegen zu widersprechen scheint, um nicht das Ansehen zu haben, als ob er nichts mehr zu sagen hätte. Die eleganten Pariser Zeitschriften trifft man nur in den Häusern der Reichen an; dagegen haben die vielen, bestweise erscheinenden literarischen Produkte, ältere sowohl, als neue, die pittoresken Magazine u. dergl., eine Menge Abnehmer in allen Ständen. Das Erscheinen in Heftchen ist jezt beinahe die erste Bedingung des Gedeihens der literarischen Unternehmungen. Man hat viele Mühe, sich aus allen diesen Heftchen herauszufinden, und wenn die Buchbinder nicht bald für das Sammeln sorgen, so wird der lesenden Nachwelt eine furchtbare Konfusion vorbehalten seyn. Den Genuß des Theaters hat der Bewohner einer kleinen Landstadt natürlich nicht so, wie in Paris; indessen fehlt er nicht gänzlich, und in den meisten Städtchen an den Landstraßen erblickt man große Anschlagzettel mit Ankündigungen der Vorstellungen von in Paris beliebten Vaudevilles und Melodramen. Meistens besteht eine Abendvorstellung aus einem Melodram oder auch einem Drama nach dem neuesten Geschmacke und aus zwei oder drei Vaudevilles; denn auch in den Landstädten will der Zuschauer viel für sein Geld haben und sich einen ganzen Abend belustigen. Für die Theaterdirektionen in der Provinz wird das neue Gesez hinsichtlich der Beschränkung der Theaterfreiheit eine wahre Plage werden. In Paris wagt die Regierung keine bedeutenden Eingriffe in die Theaterfreiheit; denn hier ist die Presse beständig bei der Hand, sie dem Publikum bekannt zu machen. In der Provinz aber kann jeder Präfekt nach Willkühr über die armen Theaterstücke verfügen, und dieselben von seinem Setretär, oder von irgend einem Andern, dem zuweilen das Theater ein unbekanntes Fach ist, verstümmeln lassen, ohne daß das Publikum davon nur in Kenntniß gesezt wird. Glücklicherweise haben die Direktoren jezt unter so vielen Theaterstücken zu wählen, daß, wenn man ihnen auch die Hälfte wegschnitte, doch noch genug übrig bleibt, und die Zuschauer haben den Trost, daß sie das, was nicht gespielt werden darf, wenigstens gedruckt lesen können. Den Dichtern wird aber der Gedanke an den Theaterzwang manchmal den Geistesschwung lähmen; die fünf verflossenen Jahre waren für sie ein goldenes Zeitalter, das vielleicht so bald nicht wieder zurückkehre. Thiers hat auf der Rednerbühne behauptet, es seyen in jener Zeit weniger Meisterstücke hervorgebracht worden, als früher unter dem Theaterzwang. Die Behauptung mag begründet seyn; allein das Eigenthümliche in den dramatischen Produkten der lezten Zeit, das Streben, neue Bahnen zu brechen, unerwartete Effekte hervorzubringen, der Dramatik einen neuen Impuls zu geben, war doch eine merkwürdige Erscheinung, und sicher wird diese Epoche nicht ohne Wirkung auf die Dramatik der kommenden Zeit bleiben. Das Schreckliche, das Abscheuliche wird hoffentlich untertauchen und das Bessere sich aufrecht halten. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Oktober 1835.

— Keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Goethe.

Wie man in Paris bekannt macht.

1. Zeitungsannoncen. Prospektus. Anschlagzettel.

Die Kraft des Dampfes ist gewiß eine herrliche Erfindung; aber die Art, wie man in Paris bekannt macht, ist ohne Widerrede die wichtigste von allen, welche in unserm Jahrhundert aufgekommen sind. Weiterhin werde ich beweisen, daß ich nicht übertreibe. Die spezielle Eigenschaft dieser Bekanntmachungsart besteht darin, fortdauernd auf unsere äußern Sinne einzuwirken, unsern Ohren ununterbrochen dieselben Töne zu wiederholen, unsern Augen stets dieselben Buchstaben vorzuführen, kurz, auf dieselbe Weise zu wirken, wie alle langsamen und gleichmäßigen Kräfte, welche binnen einer gewissen Zeit ungeheure Massen in Bewegung setzen. Man macht sich im Grunde selten eine richtige und genaue Vorstellung von der Vortrefflichkeit und der unbedingten Macht, welche eine Maschine der Art auf uns auszuüben im Stande ist, gerade weil diese Wirkung unmerklich geschieht und sich so zu sagen in unser Gehirn einschleicht und einschmeichelt, nach Art jener Quellen, deren Wasser Tropfen für Tropfen durch den Felsen hervorsickert und am Ende einen reißenden Walddach bildet. Fragt einmal den Trappisten, der alle Nacht gewaltsam aus dem Schlaf aufgeweckt wird, dem die heisere Stimme eines Mönchs unaufhörlich die Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ wiederholt, welcher jeden Morgen, wenn er aufwacht, am Fuß seiner Bettstelle die schrecklichen Worte: „Bruder, Du mußt sterben!“ an der Mauer angeschrieben erblickt; fragt ihn, ob jener fürchterliche Spruch auf die Dauer sich nicht auf unauslöschliche Weise seinem Geiste einprägt, ob der magische Schrecken und Schauer jener vier Worte, welcher ohne Unterlaß wie ein Hammer mit verdoppelten Schlägen an seine Einbildungskraft pocht, nicht am Ende darin Wohnsitz nimmt und sich darin festsetzt, wie ein Nagel, den man in's Holz schlägt. Und dieser Spruch: „Bruder, Du mußt sterben!“ ist in unserem Sinne die Zeitungsannonce, der Prospektus und der Anschlagzettel für den Orden der Trappisten.

Gehen wir also von da aus. Man ist jung und kommt fremd in Paris an; man hat einen schwarzen oder blauen Leibrock, eine leibliche Gestalt, glückliche Anlagen und den bescheidenen Wunsch, sich so hoch als möglich hinaufzuarbeiten. Das ist Alles sehr löblich und gut, aber nun muß man irgend einen Stand wählen, irgend eine Spezialität ergreifen. Wir aber auch die Wahl ausfalle, Maler, Musiker, Schauspieler, Architekt, Gelehrter oder Krämer, gleichviel, der allgemeine Lebenszweck ist, Geld zu gewinnen, und die Mittel dazu sind fast immer dieselben. Das Leben eines jungen

Digitized by Google

Menſchen läßt ſich in unſern Tagen in eine ſynthetiſche Formel bringen; andeee Leute von ſich ſprechen zu machen, ſooiel als möglich von den hundeet Poſaunen des Ruſs beſchäftigen, in's große Horn ſtoßen und einige ſchreiende Mißtöne hervordringen, welche in die Ohren dringen und die Vorübergehenden halb toll machen; das iſt die ganze Sache.

Um nun zu dieſem Endzweck in Paris zu gelangen, läßt man hier ſich zuerſt den Kopf ſorgfältig friſiren, umpanzert ſich das Gewiſſen mit dreifachem Erz, und legt namentlich, wenn man es je hatte, jenes feinere, deutſche Gefühl ab, nach Art der Bittſteller, welche, aus der einen Thüre hinausgejagt, zur andern ſogleich wieder hereintreten. Vor Allem läßt man ſodann eine Anzeige in die Zeitungen rücken, worin man den Schwamm ſeiner Eigenliebe bis auf den lezten Tropfen ausdrückt, und zwar wenn er eines Morgens recht ſtark geſchwollen und voll war. Man ſchämt ſich nicht, hier in den öffentlichen Blättern ſein Standbild auf ein Piedeſtal ſo hoch als möglich zu ſtellen, damit es den Leuten in die Augen falle; man bindet ſich darin einen Strauß von den prangenſten Blumen, welche nur in den Treibhäuſern des menſchlichen Stolzes, Vorwitzes und Eigendünkels gedeihen, und vergißt ja nicht, ſich einige Titel, und zwar wohlklingende, beizulegen und ſich der mächtigſten und höchſten Gönnerſchaften zu rühmen; kurz, man bläst ſich die Backen mit Wind auf wie Aeolus und begießt ſeine Leſer mit einem reichlichen, befruchtenden Thau von aidernen, läppiſchen und unverſchämten Redensarten. Ein ſolches Meiſterwerk übergibt man nun irgend einem vielgeleſenen Journale, welches einem gegen Erſtattung der Einrückungsgebühren von 1 Frank 25 Centimes für die Zeile, nicht einmal, zweimal, ſondern hundeetmal, ja das ganze Jahr hindurch ſeine Spalten leiht und bereit hält. Dann läßt man das ausgeſtreute Samenkorn aufſchießen, geht nach Hauſe und ſorgt bloß dafür, daß man eine Wohnung mit einem Voezimmer und eine eigene Klingel hat. Der Ruf und der Reichthum, dieſe beiden gütigen Feen, weeden unverzüglich an eurer Thüre ſchellen.

Doch wenn dem Pariſer auch gleich Anfangs ein günſtiger Erfolg ſeiner Bemühungen zu Theil geworden iſt, ſo läßt er ſeinen Eifee, ſeine Thätigkeit nicht erkalten; er überredet die Eigenliebe ſeiner neuen Feeunde, es liege in ihrem Inteeeſſe, ihn anzupreiſen und noch ferner zu rühmen, läßt rechts und links eine Maſſe Peoſpektus austheilen, verſchafft ſich ein Brevet d'invention, ſtiftet ein Journal, nimmt an einer Omnibusentrepriſe Theil, bezahlt ein Dutzend Zeitungsſcheeiber, miethet ſich eine Loge in der großen Oper, begehrt endlich eine Audienz beim König der Feanzoſen oder reicht eine Bittſchrift an die Deputirtenkammer ein. Vor Verlauf von ſechs Monaten iſt er ein gemachter Mann, hat 200,000 Franken in ſeiner Kaſſe und das rothe Band im Knopfloch. Das iſt die Pariſer Induſtrie, wenn ſie es beim rechten Ende anzufaſſen weiß.

Viele Hunderte haben hier ſo und nicht anders ihr Glück gemacht. Ich will nur den weltbekannten Veron, den Direktor der großen Oper nennen, jenen Sultan, der ſo eben ſeine Krone niedergelegt hat, um fernerhin ruhig auf ſeinen Lorbeeren und von ſeinen 30,000 Franken jährlicher Renten zu leben, welche er in wenigen Monaten gewonnen und zuſammengerafft hat. Die ganze Geſchichte dieſer 30,000 Franken jährlicher Renten iſt folgende.

Bevor ee Direktor der großen Oper wurde, war Veron Liteeat, und bevor er mit ſeinen Händen den literariſchen Teig knetete, war er ein unbedeutender, ſehr wenig bekannter praktiſcher Aezt, welcher gern viele Kunden und ſtarken Zulauf gehabt hätte. Hartnäckigkeit iſt heutzutage, und beſonders in Paris, Genie. Veron ſpürte wenig Neigung, ſeine Krankenbeſuche, zu drei Feanken den Gang, noch lange fortzuſetzen, und da er mit Händen und Füßen auf den Reichthum losſteuerte, machte er eines Morgens aus ſich einen Apothefer und erfand als ſolcher die ſogenannte pâte pectorale de Regnauld, was die leichteſte Sache von der Welt war; jeder Stöper in einer Apotheke hätte dieſe Pâte verfertigen und erfinden können. — Nachdem nun die pâte pectorale erfunden war, mußte ſie auch verkauft werden, und dafür wußte Veron wieder ein treffliches Auskunftsmittel. Er ſezt zu dem Behuf einen weitläufigen Proſpektus auf, wie er dergleichen ſpäter ebenfalls für die Revue de Paris und die große Oper anfertigte, füllt ſeine Taſchen mit Fünffraukenthalern und läuft mit dieſen und dee Annonce zum Conſtitutionnel, zum Journal des Débats, zum Couerier und Gott weiß, wo ſonſt noch hin, ſo daß jedee Abonnent der obengenannten Zeitungen, wenn er die Anzeigen auf der vierten Folioſeite ſeines Journals flüchtig durchlief, jeden Morgen daſſelbe Detail, dieſelbe ſchwülſtige Lobhudelei von den bewundernswürdigen Eigenſchaften der pâte pectorale de Regnauld wieder fand. Dieſes Mittel befreite von Schnupfen und Kataerh, heilte geſchwollene Drüſen, namentlich Mandeln, veetrieb Bruſtbeklemmungen, kurz, war gegen alle möglichen Uebel anwendbar und wirkſam. Unmerklich gewöhnte ſich der Leſer an dieſen Namen und verſah ſich aus Neugierde mit dieſem famöſen Heilmittel. Er wußte genau, wo man es veekaufte, ſo daß er es in vorkommenden Fällen auch wohl ſeinen Bekannten empfahl. Auf dieſe Weiſe debütirte Veron.

(Die Fortſeyung folgt.)

Digitized by Google

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Fortsetzung.)

In diesen so festlich geschmückten Theilen der obern und untern nicht großen Stadt wogten gewiß an vierzigtausend gepuzter Menschen umher; denn außer der ganzen Bevölkerung Genfs, die ihre Häuser leer stehen ließ, war hier ein großer Theil der Umgegend, Tausende aus dem Waadland und unzählige Fremde aus nah und fern versammelt. Bald war man heiß und dicht gedrängt, bald konnte man wieder in bequemen Stellungen freier aufathmen. Ich bin überall hingekommen, ich habe überall stillgestanden, ich bin überall mit meinem zahlreichen Haus gegangen, ich kann also ein Wort mitreden, und ich rede es mit, indem ich versichere, daß mir nirgend in Europa bei einem öffentlichen, bei einem Volksfest ein so durchaus gehaltener, freier Anstand, eine solche Rücksichtsnahme, eine so würdige Ruhe neben warmer Heiterkeit, Brüderlichkeit und Gesprächigkeit vorgekommen ist. Es war durchaus das Fest einer gebildeten Familie, das Fest eines Hauses, in dem sich alle Bewohner kennen und gleich berücksichtigen. Kein übellautes Wort, keine in irgend einem Sinn unverständige Aeußerung, kein Scheelen der Jugend, kein Drängen und Stoßen kam an diesem Abend vor. Alle gingen ruhig und freundlich an einander vorüber, die Bekannten sich schnell und traulich grüßend, die Unbekannten mit ruhigem Anstand. Kleine Kinder wandelten sicher neben großen Leuten, noch kleinere wurden von Müttern oder Vätern getragen, und gern machte ihnen Jedermann Platz, soviel es nur immer möglich war. Es war der große, helle Festsaal eines guten Bürgerhauses. Nur Eins fehlte, was doch bei andern europäischen Volksfesten gewöhnlich eine große und wichtige Rolle spielt — die Polizeisoldaten und die Waffengewalt. Von Beiden war nichts in den Straßen zu sehen, und nur aus Vorsicht, im Fall eines Unglücks, waren in der Arsenalhalle beim Stadthause einige dreißig Mann aufgestellt, die ihren Platz jedoch nicht verlassen haben.

Man wird fragen: woher diese schnelle Verändrung und Umgestaltung? Kaum ist's ein Jahr, daß der Genfer Korrespondent des Morgenblattes von schändlichen Volksscenen bei Gelegenheit eines dort dem helvetischen Konzert zu Ehren gegebenen Balles berichtete. Die Erklärung ist ganz einfach. Jene bösen Buben waren nach der vorgenommenen Untersuchung gar nicht aus Genf, sondern fast alle aus Carouge, und standen unter dem Einflusse eines pseudo-republikanischen Blattes, das damals hier erschien, nun aber seit mehreren Monaten aufgehört hat. Die Sache war angeordnet, um auf energische Art den Unwillen des Volks (!) über den hohen Eintrittspreis des Balles auszudrücken, eigentlich aber nur, um den Genfer Bürgern die Allgewalt des Republikanismus zu zeigen. Solche Demonstration, der alle Wege recht waren, auch die unsittlichsten, brachte aber sogleich ihr Heilmittel mit sich; denn diese Bürger verbanden sich fest und deutlich unter einander zur Verhütung ähnlicher Auftritte, ja, es wäre denen schlecht ergangen, die sie noch einmal, gar am Jubiläum, hätten wiederholen wollen. Ueberdies hatten die Pfarrer in ihren Predigten und durch ihre Zusprache in Schulen und Familien viel dazu beigetragen, daß die jungen Leute die Weihe und Würde dieses echt nationalen Festes fühlten und recht davon durchdrungen waren.

Später, nach zehn Uhr, als hie und da die Lampenreihen schon merkliche Lücken zeigten, nahm das ganze Fest noch einen rührenden Familiencharakter an. Lange Tische wurden da schnell in den Straßen von St. Gervais, besonders in Coutance, längs der Häuser aufgestellt; im nächsten Augenblick waren die schmucken und gepuzten Frauen und Mädchen schon mit mannichfachem Imbiß in reinlichen Körben und weißen Servietten zur Hand, die Männer reichten Weinbouteillen zu, aber mit Maß, denn man hatte sich das Wort darauf gegeben, anständig zu bleiben. Nun setzten sich alle Familien, groß und klein, aßen, tranken und stießen lustig die Gläser an. Da rief einer der Geachtetsten: „Mes amis! il nous manque ce que nous avons de mieux, nos bons pasteurs; allons les chercher!“ In einem Augenblicke waren die angesehensten Männer in der Höhe, die Röcke wurden wieder angezogen, und nun ging's zu den Pfarrern. Nur mit Mühe fand man Einen, den würdigen, allgeliebten Pfarrer Gotp, einen der ausgezeichnetsten Kanzelredner Genfs. Als er in Coutance ankam, gingen ihm Alle begrüßend entgegen; es war ein allgemeines, herzliches Andrängen, alle Kinder wollten seine Hände, oder wenigstens einen Rockzipfel von ihm fassen. Da brach dem Mann die Stimme; er, der sonst so trefflich spricht, konnte jezt kein Wort hervorbringen, und doch war dies Schweigen so beredt, denn seine Rede sprach aus seinen Thränen. Es war eine Scene, der Farelschen und Frommentschen Zeit würdig, als das Volk diese Männer nach den Kirchen und Plätzen trug, damit sie ihm das lautere Wort Christi predigten. Aehnliche Scenen fanden auf dem Bourg-de-four und bei der Magdalenenkirche statt. Da standen offene Tafeln mit Wein und Erfrischungen für Jedermann unentgeldlich. Die Gastgeber waren bloß die Anwohner der Plätze, lange nicht Genfs wohlhabende Einwohner. Sie luden die Vorübergehenden freundlich zum Zulangen ein. Was half's ihnen aber? sie mußten ihr Gut selbst verzehren, denn Jeder dankte eben so freundlich, ging aber ohne Zusprache vorüber und erfreute

sich über die gastfreien Leute. Ich weiß nicht, in welchen Städten Europas Aehnliches geschehen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Gesellschaftliches und Kunstleben.

Weimar vereint manche Elemente, um Jedem, der nicht durch den Schimmer des großstädtischen Treibens verwöhnt ist, einen angenehmen, genußreichen Aufenthalt zu gewähren und freundliche Erinnerungen darzubieten. Intelligenz und unverzärtelte Bildung, ein reger Sinn für alles Schöne, Offenheit und Biederkeit im geselligen Umgange sind die Hauptgrundzüge des hiesigen Lebens, die dem Beobachter wohlthuend begegnen. Man weiß, daß der Staat durch weise Grundsätze, liberale Konstitutionen, durch stetes Fortschreiten keine Gelegenheit verabsäumt, die Summe des Gesammtwohls zu mehren, daß die Regierung im einträchtigen Wirken mit den Volksvertretern nur einen Zweck, die Wohlfahrt des Vaterlandes, verfolgt. Hingebendes Vertrauen bildet daher einen schönen Zug im Charakter des Weimarischen Bürgers, und erklärt einen Theil der freundlichen Erscheinungen im hiesigen Volksleben. Die Erinnerung an die vielbesprochene Blüthenzeit Weimars unter Amalia und Karl August, den Unvergeßlichen, waltet unter den Einwohnern noch mächtig und belebend fort. Es ist anziehend und erquickend, wenn man aus dem Munde so manches schlichten Bürgers einzelne, in die Farben reiner Begeisterung getauchte Schilderungen, einzelne Züge vernimmt aus dem Leben jener Männer, die für Deutschland eine neue Aera, für Weimar eine glorreiche Epoche herbeiführten. Mit Wehmuth und gerechtem Stolze zugleich blickt der Weimarer auf diese Tage zurück, die auf fast alle hiesigen Verhältnisse so unverkennbar tief eingewirkt und die Bildung, die Humanität auf einen Höhegrad gebracht haben, der dem kleinen Weimar zur unvergänglichen Zierde gereicht. — Man hat dem Weimarer, besonders in der neuern Zeit, übermäßigen Hang zum Vergnügen vorgeworfen, eine Beschuldigung, die sich schwerlich im Allgemeinen und im Hinblick auf andere Residenzen rechtfertigen läßt. Der Kern der Einwohnerschaft bewahrt jene Einfachheit, die, den Freuden der wahren Geselligkeit nicht abhold, Extreme fast unwillkührlich vermeidet. Auch das den höhern Ständen, besonders dem Adel, zum Vorwurf gemachte Abschließungs- und Absonderungssystem schwindet immer mehr, und räumt unverkennbar nach und nach den durch die Anforderungen der Zeitverhältnisse gebotenen Rücksichten der Humanität das Feld. Weimar besitzt, unter dem Schutz weiser Gesetze, der Einrichtungen und Institute zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, zur Beförderung der Wohlthätigkeit, zur Bildung des Volks, Belebung und Hebung der Industrie, zur Läuterung des Geschmacks und Kunstsinns verhältnißmäßig so viele, daß es sich mit größeren und reichern Städten in die Schranken stellen kann.

Die Freuden der Geselligkeit beginnen nunmehr, mit dem Eintritt des Herbstes, ihren Kreislauf von Neuem. Das noch dem Sommer angehörige beliebte und in der Regel jährlich wiederkehrende sogenannte Volksfest, das Vogelschießen, zeigte auch diesmal nichts besonders Merkwürdiges. Es ist ein Vergnügen, nicht für eine bestimmte Klasse des Volks, wo diese den Akteur, die übrigen Stände die bloßen Zuschauer abgeben, sondern ein Vergnügen für alle Klassen und jedes Alter, ähnlich den meisten Lustbarkeiten gleichen Zwecks in andern Städten. Eine ungesangene, gemeinschaftliche, aber nicht gemeine Fröhlichkeit schlägt während der zehntägigen Dauer des Festes gewöhnlich ihren Sitz auf und verdrängt, wenigstens momentan, manche Sorge, wenn auch vielleicht hin und wieder auf Kosten mancher schwer erworbenen Ersparniß. Ein besonderes Interesse dagegen bot in diesem Jahre die, wie immer, am 5ten September, dem Geburtstage Karl Augusts, eröffnete Kunstausstellung, ein Institut, das, so wie viele andere, dem genannten hochherzigen Fürsten sein Daseyn verdankt. Ursprünglich weniger für die Werke eigentlicher Meister vom Fach, als hauptsächlich zur Belebung des Eifers der Zöglinge des freien Kunst- und Zeicheninstituts bestimmt, gewann die Anstalt doch bald an Umfang, Bedeutung und Gehalt, indem sie beide Zwecke, einestheils Erweckung, Läuterung und Fortbildung des allgemeinen Kunstgeschmacks durch Darbietung tüchtiger Werke im Felde der Malerei, Skulptur und Architektur, Aufmunterung des wahren Talents, anderntheils Ueberzeugung des Publikums von den Fortschritten der Schüler der erwähnten Anstalt, vereinte. Der Einfluß Schorns auf beide Kunstinstitute hat sich in der kurzen Zeit seines Hierseyns schon so unverkennbar wohlthätig bewährt, daß sich von der fernern Leitung dieses geistreichen Mannes für das Ganze nur das Beste aussprechen läßt. Die diesjährige Ausstellung liefert den Beweis, was reger, ernster Wille und Begeisterung für die Sache, bei verhältnißmäßig geringen Mitteln, vermag, eine Erscheinung, die überhaupt in Weimar nicht zu den Seltenheiten gehört. — Eine detaillirte Darstellung der einzelnen Werke, welche die Kunstausstellung gebracht hat, liegt außer dem Zwecke dieser Blätter. Darum sey nur kurz und flüchtig des Erwähnenswerthesten gedacht. Den auswärtigen Verbindungen des Hofraths Schorn verdanken wir diesmal mehrere treffliche Werke aus der Düsseldorfer und Münchener Schule; namentlich gereichen die Mährchenerzählerin, vom Professor Hildebrandt, ein Meisterstück in Idee, Ausführung und Kolorit, der unzufriedene Trinker, von Franken in Düsseldorf, König David, von B. v. Hopfgarten daselbst, der Hochzeitmorgen im bayrischen Hochlande, von Peyl in München, ein Hirtenknabe beim Frühstück, von Mende in München, ein Invalide, der seine Thaten erzählt, von Engelhardt in Nürnberg, die schlummernde Tochter, durch die Mutter überrascht, von Krenl daselbst; unter den Landschaften mehrere von Heinel und Klein in Nürnberg, von Scheins in Düsseldorf, Brandes in Braunschweig, Ahldorn in Berlin, Mosch in Liegnitz, Jagdstücke und ein Fruchtstück von Brockhoff in Hildesheim, der Ausstellung zur Zierde, und zogen immer eine große Anzahl theilnehmender Beschauer an. Nicht weniger tüchtige, werthvolle Werke haben die einheimischen Künstler beigesteuert: so die höchst talentvollen Landschaftsmaler Preller und Kaiser, auch die geschickte, sinnige Historien- und Porträtmalerin Luise Seidler und der Genremaler Rembe aus Weimar, jetzt in Dresden, welche fast jährlich Beweise ihres schönen Talents liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Oktober 1835.

Den süßesten Schlaf und Träume schönster Ahnung,
Die je gekommen in ein müdes Haupt,
Hab' ich gehabt. —

Shakespeare.

Gedichte von K. F. Hebbel.

Offenbarung.

An Sie.

Auf deinem Grabe saß ich stumm
In lauer Sommernacht.
Die Blumen blühten rings herum,
Die schon dein Grab gebracht,
Und still und zauberhaft umfing
Ihr Duft mich, süß und warm,
Daß ich in sanftem Weh verging,
Wie einst in deinem Arm.

Und meine Augen schloßen sich,
Vom Schlummer leicht begrüßt,
Und auf den Rasen legt' ich mich,
Der deinen Staub verschließt.
Es war mir so, als küßtest du
Zu himmelschönem Tod
Mir selbst die müden Augen zu,
Was dir kein Gott verbot.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht;
Ich ahne es nur kaum,
Daß du, ein himmlisches Gesicht,
Mir nahe warst im Traum.

Doch, was dies flücht'ge Wiedersehn
Geschafft in meiner Brust,
Das kann die Seele wohl verstehn,
Die keimt in neuer Lust.

Du hast der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchschaut,
Und thatest kühn mir wieder kund,
Was dir der Herr vertraut.
Und wenn das große Lösungswort
Gleich mit dem Traum verschwand,
So wirkt es doch im Tiefsten fort,
Gewaltig, unerkannt!

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst —
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Digitized by Google

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr später brachte Veron die Revue de Paris in Aufnahme, bezahlte seine Autoren in Banknoten von 1000 Franken, und warf der erstaunten literarischen Welt Namen von Ministern und Pairs, die in den Reihen seiner Journalisten dienten, an den Kopf. Das Mittel wirkte drastisch; von der Ankündigung der Revue de Paris datirt sich die Erscheinung des buttergelben Umschlags, welchen die fashionablen Leser seit einigen Jahren günstigst und gnädigst adoptirt haben. Durch die Revue de Paris hatte Veron sich schon an die untersten Zweige des Baums in der Rue Lepelletier angeklammert, und einem so erfindungsreichen Kopfe konnte es nicht fehlen, daß er bald den Gipfel desselben erstieg. Er schaffte sich die schönste Equipage in ganz Paris an, wurde Groatter von Mademoiselle Taglioni und der Cherubin von allen Pariser eleganten Schönen, gab prächtige Mahlzeiten und brillante Soireen, umringte sich mit einem Hof von Künstlern und Feuilletonisten, deren Eifer und Journalartikel er splendid bezahlte; mit einem Worte, Veron verstand sich auf das Mittel, die Stummen sprechen, die Blinden sehen und die Tauben hören zu machen, so daß er in wenigen Monaten ein gemachter Mann war.

Didier, der Erfinder der Moutarde blanche, welcher seinen Laden in der Galerie d'Orleans des Palais-royal hat, soll gegen 200,000 Franken ausgegeben haben, um seinem Heilmittel Publizität zu verschaffen. Ja, er hat noch mehr gethan, und ein eigenes Journal gegründet, das nur dazu bestimmt ist, von den Wunderkuren seiner Moutarde blanche zu sprechen. Höchst selten verunglückt eine solche Ankündigung, und ich weiß mich nur eines solchen Falls zu erinnern: der Prospektus des Vicomte Borderel über die Omnibus-Lyoneans ist zu Wasser geworden, obschon, wie es heißt, die Unternehmung noch nicht ganz aufgegeben ist.

Die Pariser Kaufleute und Handwerker wenden dieselben oder ähnliche Mittel an, um Käufer herbeizulocken und Geld zu verdienen. Wenn der Kaufmann hier seine tägliche Einnahme sich verringern, seine alte Kundschaft und das große Publikum anderswohin gehen und sich selbst dadurch in die Nothwendigkeit, mit seinen Gläubigern zu liquidiren oder zu falliren, versetzt sieht, nimmt er zu außerordentlichen Hülfsmitteln seine Zuflucht. Acht, vierzehn Tage lang läßt er die Quais, Boulevards und belebtesten Straßen der Hauptstadt mit sogenannten Prospektus überschwemmen, welche anzeigen, daß die grands établissemens des trois Sultanes, du Vampire oder des vêpres siciliennes geschlossen und die in diesen „unermeßlichen Magazinen“ aufgehäuften Waarenvorräthe wegen Auflösung der Handlung (par cessation de commerce) mit bedeutendem Rabatt, nämlich dreißig Prozent unter dem Fabrikpreise verkauft werden sollen. Das Publikum, froh, im Schiffbruch eines Handelsmanns sich wohlfeil versehen zu können, strömt in Masse herbei. Dank diesem stürmischen, egoistischen Eifer, welcher oft durch Gensdarmerie gezügelt werden muß, räumt der Kaufmann seine sämmtlichen fonds de boutique auf; Alles, was er seit Gründung seines Magazins an alten, aus der Mode gekommenen, verlegenen, verschossenen Waaren aufgehäuft hat, verschleudert er ballenweis um einen Spottpreis an die zahlreichen Käufer, welche sich vor seiner Ladenthüre drängen und Rippenstöße austheilen. Wenn der alte Waarenvorrath auf diese Weise ausgeleert ist, schließt der Kaufmann sein Gewölbe, läßt es neu anstreichen und vergolden, schafft sich neue Waarenvorräthe an, ändert sein Schild und läßt frische Prospektus austheilen, worin er dem verehrlichen Publikum ankündigt, daß die Eröffnung der grands magasins de la Dame blanche, de Robert Macaire oder de la Juive unwiderruflich auf den und den Tag festgesetzt sey. So hat sich sein Magazin gleichsam neu gehäutet; er fängt seinen Handel gleichsam wieder von Neuem an, kann es seinen Nebenbuhlern zuvorthun und läßt es in der Zukunft auf Gott und das Handelstribunal ankommen.

Kein deutscher Buchhändler, kein deutsches Journal, kein deutscher Sprachmeister versteht die Kunst des Aufschneidens besser, als der Pariser Kaufmann und Handwerker in seinen Prospektus. Wie einfach und doch verlockend zugleich sind schon die Benennungen: „magasins à prix fixe und maisons de confiance? wie verführerisch und perfid lauten alle jene Anzeigen von unmöglichen Waaren zu so niedrigen Preisen, daß sie selbst die Erwartungen des ärmsten Lumpensammlers und des schmutzigsten Geizhalses übertreffen? Il faut le voir, pour le croire, heißt die banale Formel in dieser Hinsicht. Es ist nicht wohl möglich, den Prospektus eines neuen Journals, die Annoncen von der Einrichtung eines neuen Instituts und die Einladung zu irgend einer Subscription in listigern, geschmeidigern und schmeichelhaftern Ausdrücken abzufassen, als es in jenen tausend und aber tausend weißen, grünen, blauen, rothen und gelben Papierstreifen geschieht, welche einem hier am Ausgang aus jeder belebten Passage, an jeder Straßen- und Marktecke tagtäglich aufgedrungen werden. Wir lassen einige Proben davon folgen. Ein Marchand mercier, welcher in der Rue Saint-Denis ein Magasin au grand Mogol etablirt hat, kündigt seine neue Erfindung der Gigots-Zephir, das Stück zu 2 Fr. 75 Cent, folgendermaßen an: Cette charmante innovation a pour

agrément d'être d'une solidité complète et parfaite; leur légèreté et leur grande souplesse offrent un avantage qu'aucun autre gigot n'a eu jusqu' à présent; ils ne font aucun bruit et ne cassent jamais lors d'une pression telle forte qu'elle puisse être, et reprennent de suite leur forme primitive; ils soutiennent la manche avec cette élégance, qui ne laisse rien à désirer. Zum Schluß folgen verschiedene Abbildungen vom Gigot-Zephir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reformationsjubiläum in Genf.

(Beschluß.)

Späterhin bildeten sich Runden, die heiter und lustig, aber mit Sitte bis gegen Morgen um die erleuchteten Brunnen tanzten, deren Lampen zwar nach und nach matt wurden und erlöschten, nicht aber die Freude und Lust der Nachbarn und Nachbarskinder, sich so zusammenzufinden. Es war das ganz wieder wie zu Jean-Jarques Zeiten, wo auch oft die Einwohner eines Quartiers Runden um ihren Brunnen tanzten.

Es wurde jedoch an diesen öffentlichen Festmalen und Tänzen etwas gesehen, was Rousseau in seinem Genf doch nie erlebt hat, nämlich die echte christliche Art, wie sich dabei lang entfremdete, in offenem oder geheimen Haß mit einander lebende Familien einander näherten, sich die Hände boten und mit einander versöhnten, um das Reformationsfest würdig zu begehen. Dergleichen geschah aber nicht nur in Genf, sondern auch in den umliegenden Dörfern, Gemeinden und Bezirken, wo die wohlhabenden und reichen Genfer Familien, die da Güter besitzen, Alles thaten, um den benachbarten Landleuten, besonders auch ihren Kindern, einige frohe Tage zu machen.

Der Montag (24ste) war weniger vom Wetter begünstigt, sonst würde er nicht bloß heiter an Freude, sondern auch durch Lampen und Lichter hell geworden seyn. Des Morgens war wieder eine geistliche Konferenz, wo mit neuer Wärme die großen Fragen der Zeit in Beziehung auf kirchliche Freiheit, Reinheit, Einfalt und Würde besprochen wurden. Merkwürdig war dabei besonders der reine, glühende Eifer der Geistlichen aus dem südlichen Frankreich, die dadurch an Farel, Froment und Calvin, ihre Landsleute, erinnerten. Möchten doch die wenigen, geistig sich erneuenden Franzosen auf solche Stimmen hören! Am Abend sollte in der Dunkelheit ein schönes Fest folgen. Alle unsere großen und kleinen Schiffe, Dampfboote, Barken, Schaluppen und Kähne waren bereits mit bunten Lampen erleuchtet, das Dampfboot zu begleiten, das die fremden Geistlichen und die Mitglieder des Genfer Konsistoriums von Secheron, wo sie zu Mittag aßen, nach der Stadt zurückführen sollte. Ueberdies sollte wieder der große Kay und alle die Straßen erleuchtet werden, durch die der Zug nach Hause ging; aber anhaltende Regengüsse vereitelten Alles. Die wenigen Lampen und Lichter, welche sich herauswagten, gingen sogleich wieder aus.

Dieser Festessinn dauerte noch die ganze Woche in Genf fort, weniger öffentlich, als in kleinen Vereinen. Nur Donnerstags war ein billiger Nachtrag für die Kinder. Hier zogen sie, aber diesmal beim schönsten Wetter, geputzt, in Reih und Glied, unter Musik und Fahnenschwingen auf den herrlichen, mit Bäumen umgebenen Rasenplatz auf Plainpalais, um hier in schönen Gruppen Kuchen, Wein u. s. w. einzunehmen. Später bildeten sich Reigen, Runden und Tänze, ja, diese würden noch länger gedauert haben, wenn nicht mit einbrechender Nacht die Luftballons mitten auf dem Rasenplatz sich immer mehr gedehnt und gebläht hätten. Bald darauf flog einer nach dem andern auf; es waren ihrer vier, sie kulminirten stolz eine Zeitlang und zogen dann, immer kleiner werdend, hinüber nach Savoyen und Frankreich, die Genfer Wappen, Farben, Embleme und freisinnige Inschriften leicht mit sich durch die Wolken tragend, hinter denen sie manchmal verschwanden. Hierauf begann ein lustiges Feuerwerk, und dieses sprühte, leuchtete und blitzte noch, als die Kinder unter Musik seelenvergnügt wieder in die Stadt zogen und müde, wie sie waren, eilig zu Bette gebracht wurden, wo sie das schöne Fest wieder anknüpften und fortträumten.

Die sehr bedeutenden Ausgaben für diese Feste, für den Druck der Reformationsschrift in so vielen Tausend Exemplaren, für die Medaillen, für die neue Dekoration aller Kirchen u. s. w. waren durch Privatbeiträge zusammengebracht, an denen der Staat nicht den geringsten Antheil hatte.

So schloß sich dieses Fest, vom ersten Glockenton an bis zum letzten Kinderjauchzen als reiner Abdruck des Volksgemüths, so schloß sich das Fest, vor dem so manchen Zitterern so bange gewesen war. Aber nicht bloß Genfer Reformirte hatten daran Theil genommen, sondern auch eine Menge verständiger und aufgeklärter Katholiken. Sie sahen darin nicht, wie die Zeloten, eine Beleidigung ihrer Kirche, wie sie jetzt ist, sondern nur die Reminiscenz an das, was sie 1535 war, und wie sie solche jetzt selbst nicht dulden würden. Sie erblickten darin auch lange nicht bloß ein kirchliches, sondern mehr ein Nationalfest. Darum hatten sie, wenn gleich ihre Kinder fehlten, doch als echte Genfer, als echte Bürger, als echte Republikaner durch reiche Gaben daran Theil genommen.

Dr. Ch. Müller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Theater.

Aus dem Gebiete der Skulptur verdienen die Porträtmedaillons von Tieck in Berlin, David in Paris, die Büste Cuviers, von Mercieux in Paris, die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch, von Rauch in Berlin, und mehrere Reliefs von Henning in London, ein Onyx mit dem erhaben geschnittenen Kopfe des Herkules und eine Anzahl Muschelkameen von Angelika Facius aus Weimar, und endlich einige Medaillons von A. Straube, ebenfalls von hier, vorzugsweise Erwähnung. — Es ist erfreulich, daß die von Schorn zur Verloosung mehrerer werthvollen Gemälde eröffnete Subskription allseitige Unterstützung findet. — Ein Gewinn für das Publikum und ein wesentlicher Fortschritt ist die jetzige Einrichtung, wornach die Gemäldegalerie und die damit verbundene reiche Kupferstichsammlung an einigen Tagen der Woche geöffnet ist. Wenn auch die erstere mit den berühmten ähnlichen Sammlungen in Dresden, München ꝛc. eine Parallele nicht aushält, weder was die Zahl, noch was den Gehalt der Kunstwerke betrifft, so enthält sie doch manch schönes Stück, das auch größere Sammlungen schmücken würde, namentlich von Lukas Kranach, Holbein, aus der niederländischen Schule (Rubens, van Dyk, de Vries), von Caravaggio, Tischbein, Stieler und Jagrmann; ganz vorzüglich aber sind es die vortrefflichen Handzeichnungen des genialen Carstens, welche der hiesigen Gemäldegalerie einen eigenthümlichen Werth verleihen.

Wenn wir von Anstalten zur Beförderung des Kunstsinns in Weimar sprechen, dürfen wir das Theater nicht unerwähnt lassen. Dieses Institut hat im Verlaufe der neuern Zeit so verschiedenartige Beurtheilungen erfahren, daß einige unbefangene Worte zu dessen richtiger Würdigung wohl am Platz seyn dürften. Die Behauptung, daß die Weimarsche Bühne noch auf der Kunsthöhe stehe, welche sie unter Schiller und Goethe auszeichnete, wäre eben so einseitig, übertreibend und unwahr, als die andere, daß sie in der Periode ihres Glanzes ohne allen Einfluß auf den Zustand des deutschen Theaters überhaupt geblieben sey. Daß die jetzige Zeit dem rechten Gedeihen des letztern nicht besonders hold, daß der reine, geläuterte Kunstgeschmack zum guten Theile der sinnlichen Genußsucht gewichen, daß an die Stelle weiser Einfachheit und inneren Gehalts äußere Verschwendung getreten sey, sind längst erwähnt und, wer wollte es leugnen? nicht ungerechte Klagen. Der Mittel, dem gesunkenen Bühnenzustande wieder aufzuhelfen, sind viele in Vorschlag gebracht, wenige angewandt worden; namentlich hat es die wahre Kritik, bei allen ihren redlichen Bestrebungen, im großen Ganzen noch nicht dahin bringen können, den Direktionen die Wahrheit eindringlich genug zu machen, daß nur dann eine bessere Epoche des deutschen Bühnenwesens zu erzielen und hervorzurufen sey, wenn das Publikum zur Kunsthöhe herangezogen, nicht aber dem verwöhnten Geschmacke des großen Haufen länger gehuldigt, wenn der deutsche Dichter durch Sicherstellung seines geistigen Eigenthums ermuthigt und in den Stand gesetzt werde, mit jener Freudigkeit und hingebenden Begeisterung für die Sache zu wirken und zu schaffen, die des Erfolgs gewiß ist. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo diesen dringenden Bedürfnissen Abhülfe geschieht, wo der Deutsche auch in dieser Beziehung anfängt, wieder deutsch, wieder selbstständig zu werden. Daß dann auch Schauspieler erstehen, Bühnenkünstler in der edlern, würdigern, einzig wahren Bedeutung des Worts, unterliegt keinem Zweifel, und während wir jetzt nur vereinzelte, spärliche Erscheinungen erblicken, wird eine bessere Periode frische, tüchtige Kräfte erwecken, pflegen und zeitigen, die jetzt schlummern oder im Gewühle verflachen und untergehen. Der Kunstfreund wird es der Verwaltung des Weimarschen Theaters aufrichtig Dank wissen, daß sie, die Mängel des deutschen Theaters erkennend, das rüstige Streben zeigt, denselben nach Maßgabe ihrer Kräfte so viel möglich Abhülfe zu verschaffen und dem Institute seinen alten, wohlerworbenen Ruhm zu erhalten. Das vorherrschende Prinzip der hiesigen Bühnenleitung ist: Festhalten an dem guten Alten neben Fortschreiten mit dem Geist der Zeit, Veredlung des Kunstgeschmacks durch öftere Darbietung der Werke deutscher Meister, weise Benutzung und rechte Anwendung der gegebenen Mittel. Sie hat sich von der verderblichen Ueberschwemmung mit zum Theil seichten Produkten des Auslandes bis jetzt ziemlich frei zu halten, und im Ganzen richtige Auswahl darunter zu treffen gewußt, auch dadurch unverkennbar günstig auf das Publikum gewirkt, daß sie in der Regel nur den bessern neuern Werken einen dauernden Platz auf dem Repertoire einräumt. Wenn auch vielleicht denjenigen, welche meinen, die Raupachsche Muse werde, wie in Berlin, so auch in Weimar, theilweise über Gebühr gepflegt und begünstigt, nicht ganz Unrecht zu geben, und wenn die zuweilen hier öffentlich ausgesprochene Behauptung: Raupach gehöre den größten Dichtern aller Jahrhunderte an, eine arge Uebertreibung ist, so läßt sich doch, in Betracht der jetzigen Sterilität auf dem Felde der dramatischen Literatur Deutschlands, die möglichst umfangreiche Benutzung des vorhandenen wenigen Einheimischen einer Anstalt nicht zum begründeten Vorwurfe machen, welche, wie die hiesige, dem Andrang des Fremden Schranken zu setzen sucht. Das Weimarsche Theater, unter der Leitung eines vielseitig gebildeten Mannes, wie der jetzige Intendant, Obermarschall von Spiegel, nimmt unter den Kunstanstalten unsers deutschen Vaterlands den sicher einen ehrenvollen Rang ein und steht, was das, der hiesigen Bühne stets vorzugsweise eigen gewesene Zusammenwirken der einzelnen Kräfte zu einem Totale betrifft, noch immer als Vorbild da. Daß übrigens die Weimarsche Bühne nicht die letzte seyn wird, welche zu Schillers Denkmal ihre Beisteuer liefert, läßt sich nicht bezweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 219:
Destillirkolben.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Laetantius. (Symposion.)

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg' ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sey in ihn verliebt:
Ich selbst — ich habe keinen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Oktober 1835.

Wagner. — — Die Welt, des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.
Faust. — Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Goethe.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

Der Streit zwischen der Philosophie oder Spekulation, welcher Name in neuern Zeiten vorgezogen wird, und dem gemeinen Menschenverstand oder dem unphilosophischen Bewußtseyn, ist so alt, als die Philosophie selbst, und wird, wie mancher Reichskammerprozeß, nur dadurch beendigt und erledigt werden, daß das Reich — der Welt — aufhört. Wir sind jedoch weit entfernt, ihn für einen Streit um des Kaisers Bart zu halten, und wollen unser Interesse daran dadurch an den Tag legen, daß wir die gegenseitigen Anklagen beider anhören und ihre Ansprüche abwägen.

Gegen die Spekulation beruft sich der Menschenverstand — man erlaube uns die beiden Parteien einigermaßen zu personificiren — auf jenes alte Wort: es sey nichts von einem Fieberkranken im Delirium gefaselt worden, was nicht auch ein Philosoph behauptet hätte; er beruft sich auf den beständigen Wechsel der Systeme, deren jedes, seinen Vorgänger stürzend, sich selbst für untrüglich und unwiderleglich erklärte, bis es alles wieder einem siegreichen Nachfolger den Thron einräumen, das Scepter übergeben mußte; er beruft sich darauf, daß die Koryphäen und Wohlthäter der Menschheit, die Ordner der Staaten, die Gesetzgeber, die Helden keine Philosophen waren. Die Masse von Begriffen, Einsichten und Kenntnissen, welche unter der Menschheit verbreitet ist, sey, so behauptet er, nicht ein Geschenk der Spekulation, sondern eine Tradition des Menschenverstandes, der immer fortschreitend, seine Erfahrungen erweiternd, ihre Resultate berichtigend, die Thatsachen der Natur, der Geschichte, des äußern und innern Lebens sammle, und unbefangen auf einem Wege, der Allen nicht eben stiefmütterlich Ausgestatteten zugänglich sey, der Wahrheit nachgehe, ohne jene überschwänglichen Flüge in's Blaue zu wagen, deren Gewinn meist ein glänzender Irrthum, ein kecker und gewaltsamer Widerspruch mit dem Leben bleibe, ungefähr wie jener griechische Philosoph durch seine Spekulationen endlich dahin gekommen, daß er die Bewegung leugnete, aber sogleich dadurch widerlegt worden, daß ihm ein Anwesender vor der Nase herumspazierte.

Die Spekulation ihrerseits hat nicht ermangelt, auf diese Vorwürfe reichlich zu antworten. Sie erinnerte den Menschenverstand (oder das gemeine Bewußtseyn), wie lang er an die Bewegung der Sonne um die Erde unbefangen geglaubt habe, bis ihm unwiderleglich das, der sinnlichen Anschauung so ganz zuwiderlaufende Gegentheil demonstrirt worden; sie setzte ihm mit der Frage zu: ob die Menschen unter seinen Auspizien etwa einiger unter sich gewesen, als die Philosophen? sie forderte ihn auf, aus seinen Begriffen, Vorstellungen, Ueberzeugungen das auszuscheiden, was er mit Recht

Digitized by Google

als sein Eigenthum in Anspruch nehmen könne, und machte sich verbindlich, ihm, wofern er nicht auf den kahlsten Sensualismus sich beschränken will, eine Menge von Begriffen und Ansichten nachzuweisen, die er nicht als sein ursprüngliches Eigenthum besitze, sondern entweder von einer, über den Menschenverstand hinausliegenden Offenbarung oder von der Spekulation entlehnt habe. Wegen des Wechsels von Philosophemen aber hat sich die Spekulation damit entschuldigt, daß, abgesehen von manchen philosophischen Wucherpflanzen, die dem eigentlichen Stamm der Spekulation fremd geblieben, sich der Baum der Weltweisheit organisch fort und fort aus sich selbst entwickelt habe, daß immer an die Stelle einer abgeworfenen Blüthe eine neue und höhere getreten sey, deren Zusammenhang mit der früheren, dem Auge des Uneingeweihten unbemerkbar, von dem Kundigen leicht begriffen werde, und eben diese ununterbrochene Entwicklung sey die Bürgschaft von der unerschöpflichen Lebensfülle der Spekulation. Unwissend und undankbar empfange die Menschheit die Gaben dieser verkannten und bescheidenen Wohlthäterin, und der gemeine Menschenverstand, um Generationen hinter den neuen Entdeckungen der Spekulation zurückbleibend, fange an, die schon halb verschollenen Ansichten und Entdeckungen älterer Systeme zu rühmen und anzuerkennen, wenn die Eingeweihten längst an neuen und höhern Anschauungen sich erfreuen. In die Waffenrüstungen der von jüngern Siegern niedergestreckten ältern spekulativen Kämpfer stecke sich der gesunde Menschenverstand, als wären sie durch die Niederlage gefeit und gefestet, und als müßte die Spekulation zittern vor den Schatten von Gegnern, die sie schon einmal besiegt. Die Spekulation gesteht ferner dem Menschenverstand (und als Anhänger desselben gelten alle, welche nicht in die Höhen und Tiefen der Logik und Metaphysik sich hinauf und hinab gewagt haben, z. B. so ziemlich alle Engländer und Franzosen) gar kein Urtheil über sich zu, weil er selbst bekennen muß, ihre Studien nicht durchgemacht zu haben, und mithin nichts von ihr zu verstehen. Jeder Schuhmacher müsse seine Lehrjahre durchmachen, und obgleich jeder Mensch an seinem Fuße den Leisten habe, könne er sich doch nicht seine Schuhe selbst machen (— das ist wohl wahr, aber auch wer das Schusterhandwerk nicht erlernt hat, glaubt urtheilen zu können, ob ihn der Schuh — drücke?) Anerkannt gelehrte und geistreiche Männer müssen sich mit ihren Urtheilen über Spekulation von dieser zurückweisen lassen, als unbefugte Richter und anmaßliche Laien, während der Menschenverstand mit seinen Begriffen und Vorstellungen ihrem höchsten Forum unterliegt. Nichts als Vorurtheile hat der Menschenverstand oder das gemeine Bewußtseyn; von seinen Vorstellungen übersinnlicher Dinge weiß er keine Rechenschaft zu geben; seine Begriffe sind lose und willkührlich aneinander gereiht, gar nicht zusammenhängend, einander widersprechend; er huldigt der Autorität, statt selbstständig und selbstthätig zu wissen; er ist ein im Dunkel tappender Götzendiener, statt im Lichte der Wahrheit zu wandeln, das allein den spekulativen Philosophen strahlt. Mit solchen und ähnlichen Behauptungen stehen die letztern eigentlich als Wesen höherer Art, als eine geistige Aristokratie da, durch eine weite Kluft getrennt von dem Meere des Vorurtheils und der blinden Autorität, und wenn sie nicht die Großmuth hätten, mitleidig auch manchen Andern den gleichsam bewußtlosen, nur instinktartigen Besitz dessen zuzuschreiben, was sie mit Bewußtseyn als gediegenen Schatz inne haben, so bildeten sie eine gar kleine Kaste bevorzugter, hellsehender Sonntagskinder, gegenüber von dem andern, blödsichtigen Werktagsschwarme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Der Schuhmacher Galmais, aux deux petits lions de cuivre, Rue Dauphine, bittet das Publikum, sein Etablissement nicht mit andern dieser Art verwechseln zu wollen, da er der Einzige in ganz Paris sey, welcher ein paar Stiefeln zu 5 bis 6 Franken und auch darüber mache, die eben so elegant und dauerhaft seyen, als die zu 20 bis 25 Franken, welche man bei seinen Kollegen kaufe. Il ne dira pas, comme plusieurs de ses confrères, qu'il existe une grande diminution dans le prix des marchandises, il ne veut pas retirer le salaire des bons ouvriers qu'il occupe; mais il se contente d'un petit bénéfice. — Ein Barbier in der Rue Valois, hinter dem Palais-royal wendet sich an die hommes sensibles. Er beginnt: De tous les maux, qui affligent l'humanité, le plus affreux c'est l'usage de se faire la barbe. Da nun aber, fährt er fort, dieses schreckliche Uebel einmal bestehe, so sey unter so bewandten Umständen ein schlechtes Rasiermesser wiederum eines der größten Leiden für das menschliche Geschlecht; und dieses Leiden dauernd zu versüßen, haben bisher alle seine Kollegen mit ihren Savons onctueux und andern Cosmétiques vergebens versucht; er habe dagegen ein Mittel erfunden, welches das schlechteste, spartigste Rasiermesser trefflich schneiden mache; das sey der Talismau, der heilende Balsam und die Zauberruthe für alle Leute, welche einen Bart haben; von Stunde an plus de souffrances! plus de mauvais rasoirs! Le public en jugera! Den Flacon von diesem Elixier bietet der menschenfreundliche Barbier zu fünf Franken an. — In der Passage Choiseul fiel mir neulich

Digitized by Google

folgende Anzeige in die Hand: Ouverture des grands magasins de nouveautés etc. etc. Le nouveau propriétaire de cet établissament, jaloux de mériter votre confiance et de sorpasser même les mérites de son prédéeesseur, n'aura jamais recours aux indignes moyeos, que le charlatanisme na rougit pas de faire entrer dans les matières les plus respectables. Il a donc l'honneur de prévenir les dames, qu'il aura à leur offrir un choix considérable d'étoffes du meilleur gout, à des prix très avantageux, ayant traité des dépôts des principales villes da la France et da l'Europe. Elles rencontreront los plus belles qualités des véritables satins d'Arabie, reps d'Alger tout soie et la mousseline imprimée des Indes, châles cachemires, satins et foulards, mousselines Thibet pour robes, mérinos véritable barbe de Pacha, chalys, Sumatra, Pondichérys unis et broehés, toiles pour chamises, le tout au-dessous du cours. Darauf folgt eine lange Aufzählung von indiennes bon teint zu 18 Sous, von mousselines blanches zu 6 bis 8 Sous, von calicots sans apprêts zu 10 und 12 Sous die Elle, von moochoirs zu 2, cravattes zu 5, écharpes zu 15 Sous u. s. f. — Ganz kürzlich wurde mir ein kleinee Zettel in die Hand gedrückt, warauf gedruckt zu lesen war: Dans la rue Galande Nr. 13 on habille une femme des pieds à la tête, robe, chemise, jupon, fichu, bonnat et bas pour — 4 francs 10 cent.

Keine Anzeige in einem Journal, stände sie auch in dem gelesensten Tageblatte, und wäre sie auch mit den größten Lettern, 100 Sous die Zeile, abgedruckt, würde jene Wirkung für den Kaufmann hervorbringen, als solch ein kleiner, überall ausgestreuter Prospektus thut. Es liegt in dieser Art zu verfahren viel Welt- und Menschenkenntniß; die Pariser Kaufleute wissen, mit wem sie zu thun haben, es muß hier Alles mit einer gewissen pikanten Unwahrscheinlichkeit auftreten; Bescheidenheit und Wahrheit machen hier kein Glück, und wer in diesem wogenden Meere von Betriebsamkeit nicht zu schwimmen versteht, kann sich nicht lange auf der Oberfläche halten, sondern geht darin zu Grunde. Daher ist es dem Kaufmann nicht zu verdenken, wenn ee auf die Weise spekulirt, welche ihn selten trügt. Das Publikum weiß eben so gut, als jedee gelernte Krämer, daß man keine Mousselines zu sechs, oder Calicats zu acht Saus die Elle verfertigt; auch ist das verehrliche Publikum schon hundert und tausendmal mit den Mouchoirs à deux sous und Cravattes à cinq sous mystifizirt worden, und es kam noch nie zu rechter Zeit, um châles broehés zu 5 Franken und écharpes zu 15 Saus kaufen zu können; es hat sich adee daduech niemals abhalten lassen, dahin zu geben, wo man ihm neue Verspeecheu ähnlicher Art macht und fabelhafte Wohlfeilheit vorspiegelt; auch wird es in seiner unverbesserlichen Albernheit immer glauben, daß derjenige, welcher zulezt zu ihm spricht, Recht hat. Darauf spekulirte nun der oben erwähnte Prospektus; er bezweckte nichts weiter, als Lärm zu machen und auf eine Weise aufzutreten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und die neugierige Menge und Kunden herbeilockt. Und das gelingt durch ein salch einfaches Mittel jedesmal. Die Kauflustigen sagen zu sich: gehen wir einmal hin und sehen die Sachen an, wir brauchen ja nichts zu kaufen! und in Folge dieses Trostgrundes füllt sich die Bude des Kaufmanns und öffnet sich die Börse des Käufers; denn in wessen Sterblichen Macht ist es gegeben, der beredten Suada eines Pariser Krämers, dee geschäftigen Gefälligkeit eines Pariser Ladenbieners und der einschmeichelnden, sirenenartigen Beredsamkeit einer Pariser Comptoirdame zu widerstehen?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Improvisatoren. Geburt des Neapolitaners.

Seitdem die Musr Sarlei's verstummt ist und sich nur noch selten in einzelnen Gelegenheitsgedichten vernehmen läßt, sind die Improvisatoren, namentlich bedeutenderr, in Italien Seltenheiteo geworden. Während im vorigen Jahrhundert, besonders gegen das Ende desselben, die gesammte geistige Thätigkeit der Italiener in Akademien und literarischen Gesellschaften mehr oder minder erfolgreiche Beschäftigung fand, und unter der zahllosen Menge dieser Anstalten nicht leicht eine für vollständig angesehen wurde, die nicht einen guten oder schlechten Improvisator aufzuweisen hatte, scheint jetzt mit der Gleichgültigkeit und Verachtung gegen diese Institute die Manie und das Vermögen, ex tempore zu dichten, in Abnahme und Verfall zu kommen. An Aufmunterung von Seiten des Publikums fehlt es nicht. Jeder Improvisator ist an sich eine so durchaus neue Erscheinung, daß sie noch jedesmal, und jetzt der größern Seltenheit wegen vielleicht mehr als früher, in die Theater lockt. Was den Südländer beim Schaffen solcher Poesien anzieht, ist nicht allein die Tortur des Gehirns (mettere il cervello a tortura, wie der Italiener diese Versuche passend bezeichnet), nicht allein das, wenn man so sagen darf, physische Produziren des Geistes, oder das gewaltsame Ringen eines in sich konzentrirten Gemüthes mit Gedanken und Form, nicht die sichtliche Freude oder die Ueberraschung des Sängers, wenn glückliche Gedanken ihm erstehen, nicht das Sichermuthigen und Heben desselben durch den Beifall eines ihn in dem Momente verstehenden, ja seine nur halb ausgesprochenen, nur angedeuteten Ideen im Voraus fassenden Publikums, nicht dieses allein nimmt die Aufmerksamkeit der hiesigen Hörer in Anspruch, sondern mehr als dies die natürlichste, rhapsodenartige Recitation, dann das den Bewohnern dieses Landes sonst unbekannte willenlose und unbeabsichtigte Sichhingeben an einen Gegenstand, die am Ende jedes Gedichts sich einstellende, fast bis zur Bewußtlosigkeit führende Erschöpfung, und endlich die Unsicherheit des Erfolgs, welche in einer ängstlichen Spannung erhält und einen geistigen

Kitzel erzeugt, wie man es hier eben zu lieben pflegt. — Leccni, der jezt in Paris in größeren Versuchen Sgricci nachstrebt, ist hier sehr wohl bekannt; man meint aber von dem noch jungen Regaldi, der vor wenigen Wochen zum ersten Male öffentlich auftrat, sich dasselbe, vielleicht mehr versprechen zu dürfen. Es blitzten in diesen Erstlingen seiner Muse einzelne Funken auf, welche ihn höherer Dichterweihe würdig machen und zu etwas Besserm, als zu einem Improvisator bestimmen könnten. Glücklich war er namentlich in seinem Lied auf den verstorbenen Romagnosi und in den Strophen auf den bekannten Segato. Wenn man auch zugeben kann, daß solche Gegenstände, die zum Tagesgespräch gehören, im Allgemeinen vorher überdacht waren, so tassen doch Wechsel des Versmaßes und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks durchaus den Stempel improvisirter, aber in dieser Beziehung ausgezeichneter Poesie. In dieser Hinsicht überraschte auch durch Einfachheit und würdige Haltung das Lied auf Florenz:

Beati i tuoi colli di rose vestiti,
Beati i tuoi campi di gloria nutriti,
Beate quell' onde, che versa Apennin,
Beati i tuoi templi, le mura fastose,
Che fra lo guerresche vicende campose
Dell' arti maestro l'orgoglio divin.
Bambina la patria favella vagia,
Et era il vagito divin armonia,
Che rese piu santo l'Italico sol.

Gepriesen deine Hügel, mit Rosen bekleidet,
Gepriesen deine Gefilde, vom Ruhm genädet,
Gepriesen die Wogen, die der Apennin gießt,
Gepriesen deine Tempel, die stolzen Mauren,
Die im Wechsel des Kriegs schuf
Göttlicher Stolz, Meister jeglicher Kunst.
Kind noch, wimmerte die heimische Sprache,
Und göttliche Harmonie war ihr Wimmern,
Die heiliger noch machte den italischen Boden.

Die Folge nun hat nach diesem guten Anfang zu lehren, ob Regaldi, wie es der Fall zu seyn pflegt, auf dieser Stufe verbleiben, oder durch sorgfältiges, fortgesetztes Studium weiter streben wird.

Es ist in fremden, auch in deutschen Zeitungen viel von großen Volksfesten die Rede gewesen, welche hier bei der Geburt des Kronprinzen gefeiert worden seyn sollen. Sie sind aber zunächst durch Schuld der Cholera beim guten Willen verblieben und auf's Unbestimmte hinausgerückt worden. Doch hat auch ohne sie dies glückliche Ereigniß für das Land seine unmittelbar heilsamen Folgen gehabt, und nicht allein hier und überall in den Provinzen in den drei solchen Gelegenheiten üblichen Salven, Messen und Te Deum sich ausgesprochen, sondern auch der Noth und dem Elend Unterstützung und Erleichterung gewährt. Hier ward den Armen ein gebührliches Quantum Brod verabfolgt, und auf den drei Pfandhäusern der Stadt unentgeldlich Alles zurückgegeben, was sich an Pfändern auf 1 — 4 Lire belief, und der Fiskus mit dem Schadenersatz belastet. Für unbemittelte Mädchen setzte man 560 Mitgiften, unter diesen 207, jede zu 20 Scudi, 563, jede zu 15, aus; die ersten vergab der Großherzog, die übrige größere Anzahl entheilte das Loos. Alle vorliegenden Kriminalprozesse, Desertionen, Zollbetrügereien, unbeabsichtigter Mord, überhaupt alle Vergehen, die nicht einem Andern unmittelbaren Schaden bringen, wurden annullirt, politische Vergehen aber durchaus nicht berücksichtigt. Der Magistrat verordnete drei Festtage und forderte zu einer allgemeinen Illumination auf.

Weimar, Oktober.

(Beschluß.)

Musik. Meyer.

Der Sinn für Musik war in Weimar von jeher einheimisch, und in ganz Thüringen wird sie gepflegt und mit Begeisterung geliebt. Glücklicherweise hat ein richtiger Takt Uebersättigung, Verzärtelung und all den neumodischen Flitter bis jezt hier fern zu halten gewußt, die in unsern Tagen immer mehr überhand nehmen und, wie Schlingpflanzen, den guten, einfachen Geschmack zu ersticken drohen. Durch tüchtige Institute ist für Ausbildung des Musiksinns gesorgt; wir besitzen eine Anzahl musikalischer Vereine, eine Liedertafel, eine treffliche Oper, Anstalten, die dem Würdigen und Gediegenen huldigen; wir besitzen an Hummel, Lobe, Häser u. Männer, welche sich durch ihre Leistungen einen ehrenvollen Namen erworben haben, und besonders auch auf den musikalischen Bildungsgrad in Weimar einflußreich wirken. — Der würdige Rochlitz aus Leipzig hat neuerlich, auf Veranlassung des Hofes, den hiesigen Kunstfreunden einen Genuß reiner und edler Art gewährt durch seine Vorträge über die Geschichte der Gesangkunst, namentlich der geistlichen, in den letzten drei Jahrhunderten, als Fortsetzung der von diesem ausgezeichneten Theoretiker bereits vor drei Jahren vor einem gewählten Cirkel über denselben Gegenstand gehaltenen Vorlesungen. Die Biographien und Werke von Rolle, Graun, Hasse, Naumann, Fasch, Haydn, Mozart, Beethoven, Hummel, Abt Vogler, Cherubini und Spohr waren diesmal die Gegenstände seiner gediegenen Vorträge, denen er mit Hülfe der Vorführung klassischer, theilweise seltener Tonstücke von den genannten Meistern, wodurch eines jeden Eigenthümlichkeit wahr, scharf und anschaulich hervortrat, noch einen besondern Reiz verlieh.

Nicht ohne Freude wird die literarische Welt die Nachricht vernehmen, daß Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen (Dresden, 1824), bekanntlich das Resultat seiner, durch die Herausgabe der Winkelmannschen Schriften in Gemeinschaft mit Fernow und Schulze angeregten vieljährigen Beobachtungen und Forschungen über die Geschichte der Kunst im Alterthum, kein Bruchstück mehr bleiben wird. Leider erlebte der Verfasser die Vollendung dieses Meisterwerks durch den Druck nicht; er starb, seinem Freunde Goethe bald nachfolgend, am 11ten Oktober 1832 in Jena. Dem thätigen Bibliothekar Riemer verdanken wir die Herausgabe der Fortsetzung des Buchs, welche bei Meyers Tode zum Druck bereit lag. Ersterer hat sie vor Kurzem angekündigt unter dem Titel: Heinrich Meyers Geschichte der bildenden Kunst bei den Griechen und Römern (Dresden, bei Walther). — Aber nicht bloß als Künstler und Gelehrter, auch als Mensch hat sich Meyer ein unvergängliches Andenken bereitet. Die Armen hiesiger Stadt nennen seinen Namen mit Segen, denn sie verehren in ihm den Wohlthäter und Vater. Dieser edle Menschenfreund hat in seinem Testamente zu Erben seines ganzen, nach Abzug mehrerer Legate gegen 55 000 Thaler betragenden Nachlasses die Armen in Weimar ernannt. Der jährliche Zinsenabwurf von dem Vermögensstamme wird, nach dem Willen des Stifters, dazu verwendet, kranke Hausarme von jedem Stande, Alter und Geschlechter mit ärztlichem und wundärztlichem Beistande und mit Arzeneien zu versehen, sie zu warten, bis zu ihrer Wiedergenesung oder ihrem Tode unentgeldlich zu versorgen, und zwar in ihren eigenen Wohnungen. Diese Stiftung hat seit ihrem zweijährigen Bestehen schon viele Thränen getrocknet. Die Oberaufsicht über dieselbe führt die Frau Großherzogin, die erhabene Beschützerin alles Edlen und Großen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Oktober 1835.

Treibt Scheingewerbe, treibt's, da ihr's bekennt,
Als Handwerk!

Shakespeare.
Timon.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Das Bekanntmachen beschränkt sich nun aber nicht auf die Einrückung einer Annonce in die Spalten eines Jouenals oder auf das Austheilen zahlreicher Prospektus, man sucht durch alle möglichen Mittel die Aufmerksamkeit und die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. Besonders tragen die Pariser ihre Seelenergüsse noch in den großen Anschlagzetteln zur Schau, welche sie an den verschiedenen Mauern der Hauptstadt oft in ungeheurem Format ankleben, und worin sie ihre unverschämten Lügen in großen Worten und Buchstaben ausposaunen, um die Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit zu bethören. Bald ist es eine Anzeige in gothischen Lettern, bald gehen die Buchstaben von unten nach oben, bald von oben nach unten; der große Anfangsbuchstabe ist gewöhnlich in eine hübsche Vignette verschlungen. Hier wird die Anzeige auf rothem, dort auf grünem, blauem oder gelbem Papier gemacht, und bisweilen sind die Buchstaben sechs Zoll lang. Ja man begnügt sich nicht mehr, diese Anschlagzettel an die Mauern zu kleben, sondern man faßt sie zierlich unter Rahmen und Glas und läßt sie an irgend einem Hause, in irgend einer besuchten Passage oder an einem Schornstein aufhängen oder einmauern, wie man solches in der Rue Vivienne, in der Passage Colbert, auf dem Boulevard Bonne Nouvelle und an andern Orten sieht; man hängt sogar die Annoncen als Luftballon auf. Von meinem Fenster aus habe ich einmal Abends über dem Pont des Arts, etwa 300 Fuß hoch in der Luft, einen erleuchteten Luftballon schweben sehen, den ich Anfangs für den neuen Kometen hielt; genauer aber und durch die Veille besehen, war dieser neue Stern die Anzeige einer neuen Methode, in fünfzehn Stunden eine schöne Handschrift schreiben zu lernen. Ich glaubte, der Mann habe mir zum Spott seinen Luftballon da aufgehängt, und schoß ärgerlich das Fenster.

Vor der Julirevolution waren auch die ambulirenden Affichen noch Mode. Ein von Kopf bis zu Fuß, vorn und hinten, über und über mit Affichen bedeckter Mann ging damals von Morgen bis Abend in den Straßen der Hauptstadt herum und blieb an den besuchtesten Orten jedesmal eine Viertelstunde stehen. Das war wirklich eine neue, originelle Erfindung, welche Anfangs auch viel Glück gemacht haben soll. Seither hat man die Prospektusaustheiler in allerhand wunderliche Verkleidungen gesteckt; sie begegnen einem bald als Affen, bald als Matrosen, bald als Wilde, bald als Teufel oder Schotten gekleidet. Neulich sah ich in der Rue Richelieu zwei Milchweckverkäufer, wovon der Eine mit

einem eisernen Klöppel unaufhörlich auf eine Glocke schlug, während der Andere ein unbändiges Geschrei dazu erhob. Sie zogen einen kleinen, zweirädrigen Karren hinter sich her, auf dem die noch ganz frischen Milchwecken dampften, und über demselben ragte eine kolossale hölzerne, roth angestrichene Hand mit einem noch kolossaleren Daumen empor, worunter die Inschrift stand: Au pouce du millionnaire. Doch das sind Abnormitäten, und damit wollen wir uns nicht beschäftigen. Im Vorbeigehen bemerke ich übrigens, daß der berühmte englische Radikale und Schuhwichsverkäufer Hunt seine Waare gleichfalls in einem sonderbaren Wagen feil bot, der, ganz eigens geformt, mit schönen Pferden bespannt war und von reich gekleideten Bedienten in sonderbarer Livree geführt wurde.

Doch ich schließe; ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verschiedenen Arten, sich in Paris bekannt zu machen, aufzählen wollte. Von den Pariser Aushängeschildern, als einer besondern zahlreichen Gattung von Annoncen, wollen wir die Leser dieser Blätter nächstens unterhalten. Für heute können wir schließlich unsern Landsleuten die Pariser Journalanzeigen, Prospektus und Anschlagzettel nicht genug zum Studium anempfehlen, wenn sie hier, wie es einem Deutschen Anfangs wohl in Paris zu begegnen pflegt, Langeweile haben und eine Unterhaltung suchen, die nichts kostet, oder doch nicht sehr kostspielig ist. Ueberdies ist diese Unterhaltung belehrend und angenehm zugleich. Wenn man mit dem Omnibus fährt, lasse man sich stets den Gratis geben, im Kaffeehause lese man regelmäßig das Journal des petites affiches parisiennes, und wenn einen der Weg an einem Platz vorüberführt, wo die Mauer von oben bis unten mit Anschlagzetteln bedeckt ist, so widme man der Lektüre derselben einige müßige Augenblicke. Man wird immer etwas Merkwürdiges für die Seelenkunde der Pariser darin finden, weil sie bei diesen Gelegenheiten ihr Herz — nämlich das, was sie auf der Zunge, nicht das, was sie im Herzen haben — ausschütten. Es sind lauter Windbeuteleien; aber die Aeolsharfe selbst braucht Wind, um ihre harmonischen, wunderbaren Töne dem vorübergehenden Wanderer zuzutragen; wie sollten die Pariser den Wind entbehren können, welche mit ihrer Industrie den Ton für die ganze Welt angeben wollen? Ich muß oft lachen, wenn ich hier an allen Straßenecken angeschlagen finde, daß man ein Hospital für alte, kranke und schwache Hunde eingerichtet habe, daß man Katzen und Hunden die Schwänze ohne Schmerzen abschneide und Zahnweh im Augenblick kurire, daß man in der Rue de l'arbre sec nr. 11 ein Dekokt finde, welches alle Uebel der Menschen auf der Stelle und von Grund aus heile, und Anderes dergleichen mehr. Es ist wunderbar, daß Elende die Mittel, gesund zu werden, und arme Teufel die Kunst, Reichthum zu erwerben, um ein Billiges öffentlich feildieten. Doch darf man sich daran nicht stoßen und die Pariser deßhalb gleich der Quacksalberei und Charlatanerie beschuldigen. Wir haben in Deutschland auch so viele untrügliche Mittel, den Staat frei, reich und blühend, die Wanzen unschädlich, die Menschen glücklich, die Jugend wohlerzogen zu machen, daß man glauben sollte, es gebe bei uns keine arme Staaten, kein lästiges Ungeziefer, kein Elend und keine ungezogene Schlingel mehr. Das ist ein, allen Menschen gemeinsamer Egoismus, daß sie auf irgend eine Weise ihre Kenntnisse zum Wohl der Menschheit auskramen; und die gute Menschheit hat sich von den egyptischen Priestern an bis auf den Père Enfantin herab so viel vorschwatzen und vorlügen lassen, daß man bei den Versuchen, sie glücklich, gesund und frei zu machen, noch Manches wagen kann, ohne gerade für einen Betrüger oder Quacksalber zu gelten.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Um den Schein einer allzuanmaßlichen Ausschließlichkeit zu mildern, wird Einzelnen, die nicht gerade auf dem strengen und steilen Wege der spekulativen Methode und in der Zucht der Schule herangekommen sind, das Ehrenbürgerrecht der spekulativen Republik ertheilt, wie z. B. Goethe, welchem nachsichtigerweise die poetische Anschauung als begriffliche Spekulation, und die von ihm beobachtete Neutralität für geleistete Hülfe angerechnet wird; aber doch war auch Goethe, wenn man streng seyn will, obgleich mit der Krone und dem Purpur der Poesie geschmückt, doch nie mit dem weißen Mantel der Spekulation bekleidet; ach! er hat den Zauberstab der Methode nicht gekannt! Andere mußten für ihn aus der Fülle seiner Geisteserzeugnisse sein spekulatives Glaubensbekenntniß herauslesen und herausdeuten, was freilich dadurch leicht wurde, daß er hinsichtlich der philosophischen Probleme sich vorsichtig zurückgehalten, und die sich überall aufdrängenden Fragen mit Gegenfragen, mit Allegorien und Ironie, mit sophistischen Andeutungen und mit Bedenklichkeiten abgelehnt oder umgangen hatte. Wenn es aber Goethe gefallen hätte, über die Spekulation ein entschiedenes, ein ungünstiges Urtheil auszusprechen, würde sich diese darum bekümmert und ihm die Befugniß dazu eingeräumt haben? Gewiß nicht! Aber Goethe war zu besonnen, um sich durch Widerspruch, Tadel oder Zweifel da einen Gegner zu erwecken, wo ihm schon sein Schweigen und Zusehen einen Freund erwarb.

Digitized by Google

Gibt es also, um sich das Recht zu erwerben, über die Spekulation und ihre Ergebnisse zu urtheilen, keinen andern Weg, als den, sich unter ihre Meister und Jünger zu mischen und ihre schwere Sprache, die Hegel die Sprache der Götter nennt, zu lernen? Dies scheint wirklich ihre Forderung zu seyn, und dabei rechnen sie darauf, daß Jeder, der sich den geheiligten Kreisen nahe, durch den Genuß ihres Lotos so bezaubert werden müsse, daß er nicht als feindseliger Spion zurückkehre, sondern als getreuer Fechter und Wächter ausharre sein Lebenlang; wer einmal das Kreuz (des Begriffes) auf sich genommen, der muß auch im gelobten Lande sterben. Wer aber nicht treu bleibt — der ist eben kein rechter Schüler gewesen, und die Göttin Spekulation hat ihn, seine Tücke voraussehend, nicht mit echtem Nektar getränkt, der eine ewige Wahrheitstrunkenheit erzeugt, sondern mit einem nachgemachten Gebräue, das nur einen flüchtigen Rausch gibt. Nur ein solcher etwa, der, wie Odysseus an den Sirenen vorbeisegelte, obgleich er ihren lockenden Gesang vernahm, in gefahrloser Ferne sich mit der Spekulation vertraut gemacht hätte, könnte über sie urtheilen; aber das scheint beinahe unmöglich zu seyn.

Ist dieser anmaßliche Despotismus der Spekulation, die sich das Monopol der Einsicht in den höchsten und wichtigsten Gegenständen vorbehalten will, zu dulden? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Aber zuerst sehen wir, in welchen Gebieten sie denn eigentlich die Meisterin spielen will. In den Naturwissenschaften wohl nicht; denn hier bleibt doch immer das Erfahrungsmäßige überwiegend, verbunden natürlich mit dem Raisonnement, der scharfsinnigen Kombination und Divination, die mit der Spekulation nicht gerade nothwendig verbunden sind. Auch der Geschichte wird sich die Spekulation vergeblich ganz zu bemächtigen suchen, so lange tüchtige Kämpfer die wahren Schätze derselben gegen Gespenster hüten, welche gerne dieselben stehlen und falsches Zaubergeld daraus prägen möchten. Auch das praktische Gebiet der Rechte und der Politik hat sich die Spekulation noch nicht aneignen können. Die Sphäre, wo sie ausschließlich herrschen will und Jeden, der nicht ihre Farbe trägt und ihre Sprache redet, für unmündig erklären, ist die, wo die Begriffe und Probleme von Gottes Seyn und Wesen, seinem Verhältniß zur Welt, zur Natur und Geschichte, von der Religion und von den Religionen, von Unsterblichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit, Schicksal u. s. w. vorkommen. Hier soll jedes Andere verstummen vor den Orakelsprüchen, die aus dem Heiligthum spekulativer Wissenschaft hervortönen; hier wird jedes, nicht dem Systeme entnommene Urtheil mit dem Namen Vorurtheil gebrandmarkt, jede Beweisführung, die von andern Voraussetzungen ausgeht, als schales Raisonnement verachtet. Die untergeordneten Sphären dürfen wohl auch von Andern behandelt werden, aber die letzten Ringe der Weltkette halten sie in den Händen, die Centralsonne der Intelligenz ist ihr ausschließliches Eigenthum.

Was ist denn aber der Zauber, der jene Glücklichen vom Boden, an dem wir andern, schwerfälligen Sterblichen hasten, erhebt? was sind die Schwingen, die sie in den durchsichtigen Aether des Wissens und der Wahrheit tragen? welcher Art ist die Organisation, die zu einem solchen Verzuge befähigt? Vor einiger Zeit gab die sogenannte intellektuelle Anschauung, die sich freilich nicht so genau beschreiben, nicht erzwingen, sondern nur fordern ließ, das Anrecht zu jener geistigen Adelstribüne, dem δος μοι που στω; in neuerer Zeit aber ist man auf die Entdeckung gekommen, die auch einem nivellirenden Zeitalter mehr Ehre macht: daß jene Verzückung nicht das Wahre sey, daß man mit gemessener Bedachtsamkeit sich emporarbeiten könne ohne jenes Gnadengeschenk der intellektuellen Anschauung, die, wie man jetzt zu verstehen gab, dem nüchternen Denker wenig zieme. Als das einfache Mittel dazu wurde nunmehr angegeben — die Strickleiter der Logik oder des Denkprozesses, welche, angeheftet, und zwar, wie wunderbar! unten, an das reine Nichts, den unverdrossenen Eskaladeur bis hinauf zu dem Empyreum der Ideen, oder vielmehr des Begriffs, des absoluten Geistes leitet, wobei unerläßliche Bedingung ist, daß er nicht selbst vorwitzig taste und klettere, sondern sich der aus sich selbst weiter gesponnenen Strickleiter gänzlich überlasse, widrigenfalls sie ihm zum Fallstrick der raisonnirenden Subjektivität werden würde. Statt der Anforderung: die intellektuelle Anschauung zu haben, deren sich freilich Mancher nur ehrenhalber rühmen mochte, zumal da man nicht so streng examinirte, wird dem Zögling der Spekulation jetzt nur die scheinbar kinderleichte Zumuthung gemacht, das reine Nichts zu denken, (was freilich wohl etwas Anderes seyn mag, als das bekannte Nichts oder an Nichts denken) und ihm verheißen, wenn er dieser Forderung entspreche, so müsse ihn die Selbstbewegung des reinen Denkens wie ein Sturmwind die ganze Stufenleiter der Begriffe hinan bis zum höchsten abschießenden Gipfel tragen. Wer, der jene erste Forderung zu erfüllen vermag, sollte sich nicht versucht fühlen, das wunderbare Experiment, die transscendentale Reise um die Welt mitzumachen, wo ein Land, eine Insel um die andere wie neu geschaffen emporsteigt, und er sich endlich wieder als ein spekulativer Cook auf der Stelle findet, von wo er ausgegangen! Einigermaßen freilich könnte der Enthusiasmus herabgestimmt werden durch die Resultate einer solchen Gedankenfahrt; denn während der Weltumsegler edle Metalle, Edelsteine, Gewürze, Vögel, Affen und andere seltene

Digitized by Google

Menschen mitbringt als Beweise seiner Reise, bringt man von dem spekulativen Weltgang Sätze mit, wie: alles Wirkliche ist vernünftig, und alles Vernünftige wirklich, und von allen jenen Schätzen und Seltsamkeiten nichts — als etwa einen andersredenden Menschen, sich selbst. Dies Resultat hilft mit bestätigen, was ohnehin keinem Zweifel unterlag und keiner Versicherung bedurfte: daß es bei dem Prozeß der logisch-metaphysischen Weltschöpfung ganz natürlich zugehe, und den Glauben bestärken, daß der Schein des Wunders: aus dem Nichts das All, aus dem leeren Seyn die Natur und den Geist hervorgehen zu lassen, doch nachgerade verschwinden müsse. Immerhin aber kann sich unser Zeitalter auf seine Erfindungen, welche die Beweise einer unglaublichen Oekonomie und Benutzung aller Gegenstände sind, etwas zu Gute thun. Den Dampf sah man früher für so viel wie Nichts an, und jezt ist er die gewaltigste Kraft. Das Nichts hat man bisher thörichterweise für Nichts gehalten, und jezt erst findet man in seinen Falten den Keim der Welt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. October.

Das Pantheon.

London ist so groß und dabei so voll gestopft mit Sehenswürdigkeiten, oder wenigstens mit solchen Dingen, die Jedem, der sie noch nicht gesehen hat, als das non plus ultra des Sehenswerthen gerühmt werden, daß es für männiglich, zu dessen Lebenszwecken es nicht gehört, Jahr aus, Jahr ein vom frühen Morgen bis in die späte Nacht von Straße zu Straße, ich möchte sagen, von Haus zu Haus zu ziehen, geradehin eine Unmöglichkeit ist, Alles zu sehen. Wie oft bin ich mit dem Vorsatze ausgegangen, das seit ungefähr zwölf Monaten in neuer Pracht und Herrlichkeit erstandene Pantheon zu besuchen! Und wenn ich müde und matt nach Hause zurückkam, hatte ich Vieles, doch nicht das Pantheon gesehen. Sehr natürlich: rechts und links hatten riesenmäßige Anschläge mich vom Wege abgelenkt. Sie sprachen alle von Gegenständen, die kein Mensch ungeschaut lassen dürfe, und hier war es das allerletzte, dort das letzte und an einer dritten Hausthüre das vorletzte Mal, daß die Gelegenheit des Schauens sich bot, während ja das Pantheon ein feststehendes und täglich — Sonntags ausgenommen — geöffnetes Institut ist. Hierin fand ich stets genügende Entschuldigung für die Untreue an meinem Vorsatze, und wer weiß, wie lange ich mich noch von diesem Blendwerke hätte gängeln lassen, wenn ich nicht vor Kurzem in der Oxfordstraße von einem heftigen Herbstschauer überfallen und durch die Nähe des Pantheons auf den glücklichen Gedanken gebracht worden wäre, in der Befriedigung meiner Schaulust dem Regenstrome sein bereits angefeuchtetes Opfer zu entziehen. Als ich aber in die Halle eingetreten war, ohne zum Behuf des Oeffnens der Thüre die Hand an das Schloß oder an eine Klingel gelegt zu haben, denn hinter den ungeheuern Glasfenstern stehen aufmerksame Portiers, die dem Eintrittlustigen das Eine, wie das Andere ersparen, da empfand ich den schönen und reichen Gewinn gründlich gepflegter historischer Studien. Während Hunderte von Gaffern sich umhertrieben, nur mit der Gegenwart beschäftigt, wußte ich, wie es vor sechzig und mehr Jahren hier ausgesehen, kannte ich den Boden, auf welchem ich stand, schwelgte ich im Genusse der Vergleichung. Das große, unter dem Namen Pantheon die Oxfordstraße in London schmückende Gebäude wurde ursprünglich nach dem Plane von James Wyatt errichtet. 1768 angefangen, 1771 vollendet und, laut Versicherung eines Zeitgenossen, von Eingebornen und Fremden für das edelste Bauwerk in Europa, wo nicht des ganzen Erdkreises erklärt. Sein Zweck war, ein Schauplatz für öffentliche Belustigungen zu seyn, und wie es demgemäß am 27sten Januar 1772 dem Publikum geöffnet wurde, füllten über zweitausend der vornehmsten und fashionabelsten Menschen die ungeheure Rotunde und die vierzehn Säle, aus welchen das Ganze bestand. Erstere hatte doppelte, mit griechischen Reliefs geschmückte Kolonnaden. Aehnliche Reliefs füllten die weit gespannte Kuppel. Damit das Gebäude den Namen eines Tempels der Göttee mit Fug und Wahrheit führen möchte, wurden rings um die Basis der Kuppel Nischen zur Aufnahme von Statüen heidnischer Gottheiten gewölbt, und drei derselben besetzt mit — einer Britannia, einem dritten Georg und einer Königin Charlotte. Während des ersten Winters fanden im Pantheon nur Abonnementsassembleen des hohen Rings statt, dreimal die Woche, bloße Schaugerichte, ohne Musik und ohne Tanz; aber man amüsirte sich himmlisch. An den übrigen drei Tagen wurde jeder Mensch eingelassen, der das Innere zu sehen wünschte, gegen Erlegung von fünf Schillingen die Person. Obgleich das für solchen Genuß selbst in London ein enormes Entrée ist, so faßte doch das weite Haus oft nicht die Zahl der Gäste, und man beschloß im folgenden Juli, das Gebäude zu vergrößern. Sobald das geschehen war, zeigte es sich für die Zahl der Gäste zu groß; denn Gottes weite Erde trägt kein veränderlicheres Geschlecht, als die müßige Londoner Welt. Also arrangirte man Maskeraden im glänzendsten Styl. Eine der berühmtesten ist die, welche der bekannte Pantalon Delpini zur Feier der Volljährigkeit des Prinzen von Wales veranstaltete. Er ließ sich jedes Billet mit drei Guineen bezahlen. Wer nur immer drei Guineen wegzuwerfen hatte oder solches die Leute glauben machen wollte, kaufte sich ein Billet. Dennoch kam Delpini nicht auf seine Kosten, und sagte deßhalb zum Prinzen, ein zweites Unternehmen der Art würde ihm einen Platz auf „des Papa's Bank“ (Kings bench) anweisen. Auf derselben Maskerade erschien Garrick als Zigeunerkönig, und der Annalist des Festes bemerkt, daß er diesen Charakter mit so viel Geist und Humor durchgeführt habe, daß, wer nach ihm denselben Charakter darstellen wolle, sich „ganz unbedingt blamiren müsse.“ Bei der Wankelmüthigkeit des Londoner Publikums geriethen diese Unterhaltungen nach und nach in Verfall, und das um so schneller, je fester die Unternehmer an dem unhaltbaren und mit der Eigenthümlichkeit einer Maskerade ganz unverträglichen Grundsatze hielten, daß die Gesellschaft eine gewählte seyn solle. So geschah es, daß nach der Einäscherung des Opernhauses im Jahre 1790 das Pantheon zu einem Theater eingerichtet wurde und die italienische Opee es in der Season von 1791 bezog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Oktober 1835.

Der Schlaf hat seine eigne Welt; ein Reich,
Ein großes, voll seltsamer Wirklichkeit.
Und Träume haben Leben im Verlauf,
Und Thränen, Qualen und der Freude Puls.
Byron.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Der Traum der Wittwe.

In Basra eine Wittwe war
Mit ihren beiden Söhnen,
Die zog sie fromm von Jahr zu Jahr
Zum Guten und zum Schönen.

Einst schlief sie in Gedanken ein
An ihres Hauses Segen,
Da trat der Jüngste von den zwei'n
Ihr aus dem Traum entgegen,

Sprach: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten;
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch längre halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter sprach: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Im Traum war Alles ihr so klar,
Sie konnte wach sich glauben.

Da ging der Sohn, das Messer nahm
Er aus dem Schrank und schliff es,
Ging dann damit zum Stall und kam
Zum Zicklein und ergriff es,

Und schlachtet' es und brühte es,
Und schob es wohlberathen
Zum Ofen ein und glühet' es,
Und zog's hervor gebraten.

Die Mutter prüft' im Traum am Duft,
Daß nichts war dran vergessen.
Darauf er seinen Bruder ruft,
Sie setzen sich und essen.

Da sagt ihr ältster Sohn ein Wort,
Das sie nicht recht verstehet;
Worauf zu ihm der jüngre dort
Her mit dem Messer gehet,

Und bohet ihm's Messer in den Leib,
Daß es vom Blute rauchet.
Vom Traum erwacht das arme Weib,
In Schweiß und Angst getauchet.

Es fällt durch's Dach des Morgens Schein
Und dämmert schon im Raume.
Und wirklich tritt ihr Sohn herein,
Ihr jüngster, wie im Traume,

Spricht: Mütterchen, wir haben da
Das Zicklein bei der Alten,
Das überwächst die Mutter ja,
Wenn wir's noch länger halten.

Es saugt ihr ganz das Euter aus,
Drum, eh' sie uns versiege,
Schlacht' ich das Zicklein in das Haus,
Und melke du die Ziege.

Die Mutter spricht: Das ist wohl wahr,
Ich will es dir erlauben.
Da werden ihr die Bilder klar,
Daß sie den Sinn ihr rauben.

Hin geht der Sohn, das Messer nimmt
Er aus dem Schrank und schleift es;
Dem ältern Bruder ist's bestimmt,
Die Schaudernde begreift es.

Vom Lager sie sich raffen will,
Die Glieder doch versagen
Den Dienst, und wieder hält sie still
Ohnmächtiges Verzagen.

Sie sinkt in Schlaf zurück und ruft
Noch des Propheten Namen.
Er selber tritt aus Wolkenduft
Und spricht: In Gottes Namen!

Was wieret dich? — Da gibt sie ganz
Ihr Leid ihm in Verwahrung.
Er wendet sich im Morgenglanz
Und ruft: Traumoffenbarung!

Da tritt aus aufgethaner Wand
Ein Weib hervor, ein holdes,
Durchwirkt ihr Haar und ihr Gewand
Von Sternen reinen Goldes.

Er sprach zu ihr: Was nahmst du vor
Mit dieser armen Frommen?
Sie sprach: Bei Gott, der dich erkohr,
Ich bin ihr nicht gekommen!

Sie schwebt davon, er aber ruft
Zur Wand: O Traumverwirrung!
Ein unhold Weib tritt aus der Kluft,
Mit falschen Schmucks Umstirnung.

Er spricht zu ihr: Was wolltest du
Mit dieser frommen Alten?
Sie spricht: Verstören ihre Ruh
Mit falschen Schreckgestalten.

Er spricht: Geh hin! ich zürne nicht,
Du thatest nur das Deine.
Doch du, o Weib, im hellen Licht
Erwache, frei vom Scheine!

Geschlachtet ist das Zicklein schon,
Die Söhne sind im Frieden
Beim Schmaus, und haben dir davon
Den besten Theil beschieden.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Wagt man in den Schriften, Aufsätzen und Kritiken der spekulativen Meister und Jünger zu lesen, so wird einem freilich zu Muth, als wären dies Menschen aus einer andern Welt, als sollten sie sich ganz fremd fühlen unter den groben, plumpen, verblendeten Sterblichen, die auf der Stufe des gemeinen Bewußtseyns, des Menschenverstandes und der Reflexion stehen, als sollten sie, die hinter dem Vorhang in's Allerheiligste sehen und völliger Klarheit sich erfreuen, denen die Welt wie Krystall durchsichtig geworden ist, nicht mehr verkehren wollen mit den Alltäglichen, Ungeweihten. Welche Berührung haben die geflügelten Schmetterlinge der Intelligenz mit den schwerfälligen, kriechenden Raupen? Und doch, o Wunder! doch dauert noch dieser Verkehr in einem höhern Grade, als man möglich glauben sollte. Eng verbunden und verschmolzen sind noch häufig die Spekulativen mit den andern Sterblichen in dem gewöhnlichen Verkehr und Verlauf des Lebens, mit wie großer Verachtung sie auch in ihren Büchern sich von denselben abwenden. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? ist es etwa Demuth und Duldung, was die Erhabenen so verträglich stimmt, oder hegen sie die Hoffnung, nach und nach Alle zu sich heranzuziehen? Es ist wohl keines von beiden.

Gewaltig und unentfliehbar ist die despotische Macht der Alle beherrschenden Lebensverhältnisse. Nothwendigkeit und Bedürfniß, Gewohnheit und Sitte gleichen den Unterschied der Philosophen und der Kinder der Welt großentheils aus und schlagen zwischen beiden eine versöhnende Brücke. Nicht immer kann der Jünger der Spekulation sich ihr widmen und denken und schreiben; er muß auch rasten von seinem Dienste und den Bedürfnissen seiner Natur genügen; da vergißt er die Sprache

der Götter und redet — aus Großmuth oder gezwungen? — die Sprache der sterblichen Menschen, weil jene nicht verstanden würde, und es scheint ihm doch auch wohl zu werden in dem behaglichen Hauskleidern. Zwar weiß er wohl, daß Essen und Trinken nichts anderes ist, als die Verzweiflung an der Realität der iedisch genießbaren Dinge und die Vollstreckung des Urtheils der Nichtigkeit an denselben durch Verzehren; aber mit liebenswürdiger Akkommodation an die Schwachen, geberdet er sich bei einer wohlbesetzten Tafel, als wäre ihm die Einsicht in jene Mysterien entschwunden, als wüßte er nicht, daß er einen wichtigen philosophischen Akt vollziehe, als ergötze er wirklich seinen Gaumen mit Speisen und Getränken, während er doch nur die Gewißheit jener Nichtigkeit von Neuem in sich bestätigt. Er weiß, daß die Luft die positive Identität mit sich, die negative Allgemeinheit, die verdachtlose, aber schleichende und zehrende Macht des Individuellen und Organischen ist; aber er scheint dies für gewöhnlich zu vergessen und sich nur daran zu erinnern, wenn die Sage von einem in der Luft daher schleichenden oder fliegenden Miasma den Verdacht gegen das Verdachtlose dennoch erweckt und so den Spekulativen in einen Widerspruch verwickelt, bei dem es ihm erst recht wohl wird. Er weiß, wenn er das Urtheil des Erwachens an sich vollbracht hat, recht wohl, daß er während des Schlafs aus der Welt der Bestimmtheit, der Zerstreuung, aus dem Festwerden in den Einzelnheiten in das allgemeine Wesen der Subjektivität zurückgekehrt war; aber während des Schlafs wußte er es nicht, wenn er nicht anders, was aber ein seltener Fall seyn soll, nach Kategorien träumte. Ach! so weit lassen sich die Schicksalskundigen und Vertrauten des Weltgeistes zu ihren schwachen Brüdern herab, daß sie selbst Rollen übernehmen in der Tragikomödie des Lebens, und sie mit einem täuschenden Ausdruck von Naturwahrheit, von Leidenschaft und Angst durchführen, so daß man darauf schwören sollte, sie seyen von dem großen Dichter der Welt, dessen Geheimniß sich ihnen im Begriff aufgeschlossen hat, ohne ihr Wissen und Wollen engagirt und inspirirt worden; ja auch durch ihre Theilnahme am Loose des Todes zeigen sie sich gleichen Geschlechts mit uns, und ihre Freunde verschmähen nicht, nach löblichem deutschen Sprachgebrauche den Abgeschiedenen das erbauliche Prädikat: der Selige, statt des spekulativen: der Aufgehobene zu geben. Diese Gleichartigkeit ihres Lebens und ihrer ganzen Weise zu seyn versichert uns so sehr von ihrer brüderlichen Verwandtschaft mit uns, daß wir oft mehr als billig ihrer höhern Natur vergessen und durch einige Phrasen aus dem Lexikon der Götter von Zeit zu Zeit gewarnt und zurechtgewiesen werden müssen.

Wenn nun aber die Spekulativen und die Ordinären in den gewöhnlichen Vorkommenheiten des Lebens, in Freuden und Leiden, in Erscheinungen, Wünschen und Bestrebungen, in Urtheilen über Charaktere und Thaten (nur daß jene rarere und gehäuftere Prädikate haben und weiter ausholen) so ziemlich zusammentreffen, sollte nicht am Ende der ganze Unterschied in Worten stecken? Dies wäre doch ein übereilter Schluß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, den 16ten Oktober.

Rückkehr des Hofes. Kaiser Nikolaus. Industrieausstellung. Theater. Rettich. Schuster. Kunst. Journale.

Gestern Nachmittags vier Uhr trafen Ihre Majestäten hier ein und fuhren, Schritt für Schritt, durch die, trotz des stürmischen Wetters gedrängt vollen Straßen, in denen das Bürgermilitär in Parade aufgestellt war, unter Glockengeläute, festlicher Musik und freudigen Akklamationen der frohen Menge, nach der Hofburg und von da nach Schönbrunn, wo sie noch vierzehn Tage verweilen werden. Fürst Metternich kam vorgestern an. Dieser Herbst bildet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Gegenwart. Der erneuerte Handschlag der drei großen Monarchen garantirt Europa den Frieden. Die Ueberraschung der Wiener bei des Kaisers Nikolaus von Niemand geahnter Ankunft war eben so froh, als allgemein; die rührende Aufmerksamkeit für Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, sein Gang in die kaiserliche Gruft, seine einfache Erscheinung, wie das Leutselige seines Benehmens machten hier auf alle Gemüther einen sehr angenehmen Eindruck. — Unser geliebter Kaiser, erfrischt durch diese Reise, ist Willens, kommende Woche die durch die Kommission bezeichneten Preise in Medaillen von Gold, Silber und Bronze für die bedeutendsten Produkte der herrlichen Industrieausstellung, die den 20sten dieses geschlossen wird, selbst zu vertheilen. Bei dieser Gelegenheit soll ein Bild dieser Epoche machenden Centralisirung inländischer Friedenskräfte in Umrissen zu entwerfen erlaubt. Es führen auf dem schönen, durch das Bibliothekgebäude, die Reitschule und Redoute, wie durch das geschmackvolle gräflich Friessche Palais gebildeten Josephsplatze (von der inmitten prangenden Reiterstatue Kaiser Josephs so genannt) drei Portale in dieselbe. Der Haupteingang führt über eine breite Treppe in den ungeheuern Saal der Reitschule. Eine Tapetenwand bis zur halben Höhe theilt ihn in gleiche Hälften. Auf Tafeln liegen hier die kostbarsten Gegenstände des Luxus ausgebreitet. Säulen und Wände sind architektonisch geschmückt mit Shawls, edlen Wollen- und Seidenstoffen, Teppichen und Tapeten, unter denen sich die der kaiserlichen Linzer und der Neugebeiner Fabrik auszeichnen. Die Erzeugnisse in Glas, Porzellan, Silber, Pakfong und andern Kompositionen, die Plattewaaren, vor Allem aber die Mailänder Bronzeartikel setzen in Erstaunen, die Erzeugnisse aus Leder, besonders Damenschuhe und Handschuhe, überraschen behaglich. Unter den Gewehrfabrikaten gewann

Zeiler den ersten Preis. Aus diesem Saale gelangt man durch einige kleinere Säle in den der Redoute. Hier stehen kostbare Klaviere von den berühmtesten Meistern, wie Graf, Streicher, Jansen, Ries, Hoxa, Streichinstrumente, Harfen, Spiegel und Meubel. Von hier kommt man in die großen Parterresalen des Bibliothekgebäudes, in die bei weitem interessanteste Abtheilung. Hier stehen nämlich, unter vielen andern wichtigen Metallerzeugnissen u. dgl., Modelle der verschiedenartigsten Maschinen, auch Maschinen im Großen. Die frappantesten unter diesen ist eine mächtige Decimalwage, im Verhältnisse von 1 — 100, für die größten Lastwagen. Der darauf geführte Wagen zeigt durch Federdruck den Centner als ein Pfund. Der Erfinder dieser Maschine (zu verschiedenem Gebrauche bis herab zur Goldwage) heißt Rolle. Unter den schönen Wagen erhielt ein leichter vierrädriger von Hartinger den ersten Preis. So viel im Allgemeinsten. Ich verließ die Ausstellung mit einem Gefühle, als müßte ich ausrufen: Anch'io sono Austriaco! Dieses liegende Heer des Friedens muß mit der Zeit das stehende des Krieges überflüssig machen. Man wird einst nur statistische Kriege führen, wie jetzt schon nur noch diplomatische; man wird nämlich sagen: so viel erzeuge ich, wie viel erzeugst du? Wer weniger erzeugt, ist geschlagen. — Das ohnedies schon rege Stadtleben wird nunmehr täglich bunter. Im Hofburgtheater gastiren Herr und Madame Rettich (geb. Gley). Sie trat bis jetzt als Maria Stuart, Olga und Gretchen (in Scenen aus Goethe's Faust) mit großem Beifalle auf, besonders in letzterer Rolle. Sie wird engagirt mit ihrem jungen Gatten, der sich zu seinem Vortheile verändert hat. Sein Spiel ist freier, sein Organ sonorer geworden. Gestern trat in der Leopoldstadt der vortreffliche Komiker Ignaz Schuster zum letzten Male auf; schon vorgerückt in Jahren, zieht er sich nun zurück. Das Josephstädter Theater, dessen Afterpächter Scheiner sich vor einigen Tagen von hier heimlich entfernte, wird wahrscheinlich wieder unter die Direktion des eigentlichen Pächters Stöger (in Prag) kommen. An der Wien zieht noch immer Nestroys neues Stück. Kunst wird ehestens als Belisar seinen neuen Gastrollencyklus eröffnen; zu seinem nächsten Benefiz gibt er Braunthals Trauerspiel, „die Geopferten" das bereits im Drucke erschienen ist (bei Rohrmann und Schweigerd in Wien). Von demselben Verfasser brachte die Pichlersche Buchhandlung ein Drama, „Shakespeare," nach L. Tiecks berühmter Novelle, Dichterleben. — Die Wiener Zeitschrift erscheint nun, herausgegeben von Schicks Wittwe, unter verantwortlicher Redaktion von Friedrich Wirthauer, der sich durch einige Jahre schon um dieses ehrenwerthe literarische Institut sehr verdient gemacht hat, und der den wohlerworbenen Ruf desselben mehr und mehr zu verbreiten Kraft und Talente besitzt. Ebersbergs Feierstunden, vor Jahren gegründet für die Jugend, erscheinen gegenwärtig im Comptoir des Beobachters unter dem Titel: österreichischer Zuschauer. Dieses Journal, freisinnig redigirt, zerfällt in zwei Abtheilungen, in das Hauptblatt (mit kurzen Novellen, pikanten Aufsätzen, Biographien u. s. f.) und in ein Beiblatt, das durch mathematische und andere Aufgaben den Scharfsinn zu üben bestimmt ist. — Man spricht von einem neuen Journal, das mit dem 1sten Januar 1838 erscheinen und den Pater Veith (einst Theriarzt, später Liquorianer, jetzt Weltpriester) zum Redakteur haben soll. Dieser ausgezeichnete Kopf eignete sich allerdings für ein solches Unternehmen, und ein Journal wäre für ihn eine Brücke zurück in's weltliche Leben, das ihn besser verwenden kann, als das geistliche.

London, October.

(Fortsetzung.)

Das Pantheon.

Das Haus war etwas eng, die Vorstellungen der italienischen Oper aber gediegen, und die Engländer konnten sich kaum bändigen vor Entzücken über die wunderschönen Sachen, die sie hier zum ersten Male auf ihrer Insel hörten, die Symphonien, Concerto's, Solo's und Rondeaux, mit welchen Giardini, la Motte, Kramer, Giornovichi, Fischer, Crosdil, Cervetto und Andere sie beschenkten. „Wie gefalle es Ihnen hier?" sagte ich zu einem alten Herrn von meiner Bekanntschaft, der in jenen Tagen jung gewesen war, und den ich zu der Stunde, wo der Regen mich in's Pantheon trieb, sich daselbst gemächlich auf einem Stuhle schaukeln sah. Er blickte auf, seufzte tief und sprach: „Mein lieber junger Freund, wer Anno 1791 im Pantheon gewesen ist und sich der Musik erinnert, die er hier gehört, und der glänzenden Versammlungen gedenkt, die er hier gesehen hat, der ist ein Klotz, wenn er Anno 1835 hier anders sitzen kann, als seufzend." — Am 14ten Januar 1792 wurde das stattliche Gebäude ein Raub der Flammen. Das Feuer kam im Malerzimmer aus und griff so pfeilschnell um sich, daß auch nicht das Geringste gerettet werden konnte. Die von den trockenen Brennstoffen genährte Gluth erleuchtete das ganze Westende, und als das Dach einstürzte, erhob sich, ein furchtbar prächtiges Schauspiel, mehrere Minuten lang eine himmelanstrebende Feuersäule. Der Werth des auf diese Art zerstörten Eigenthums wurde auf 80.000 Pfund Sterling berechnet, und es war der Höhe und Dicke der Mauern zu danken, daß die benachbarten Häuser von der verzehrenden Gewalt des Elements verschont wurden. Später wurde es zwar wieder aufgebaut, doch keineswegs in seiner ursprünglichen Pracht; bloß die elegante Façade und den schönen Haupteingang in der Oxfordstraße stellte man wieder her. In dieser Form diente es bald als Theater, bald zu Ausstellungen, Vorlesungen und musikalischen Unterhaltungen, bis der Eigenthümer im Jahre 1814 sich bankerott erklärte und das Haus der Administration eines Gerichtshofs zufiel, welcher the court of chancery heißt, und hinsichtlich seiner Langsamkeit auf dem Kontinente nur mit dem seligen Reichskammergerichte eine einigermaßen wahre Vergleichung aushält. Endlich entschlossen sich im vorigen Jahre vier oder sechs spekulative Köpfe, das bis dahin aus reger Sorge für das Beste der Gläubiger unbenutzt gelassene und keineswegs besser gewordene Haus dem vorsichtigen Gerichtshofe abzukaufen. Der Handel kam zu Stande; das Gebäude wurde unter Anleitung des Architekten Sydney Smirke reparirt und ausgeschmückt, und wenn es dem Leser nunmehr genehm ist, mit mir einzutreten, so wollen wir sehen, welche Früchte jetzt auf dem historisch untersuchten Boden wachsen. Und gar keinen Blick auf das Aeußere? — Nun, auch den: ein von acht kannelirten dorischen Säulen getragener Portikus, darüber ein schönes venetianisches Fenster, dann ein einfaches Dachgeschoß, und wir sind fertig. Nicht so schnell wird es mit dem Innern gehen, denn ich lese in einem Zeitungsavertissemente, daß dasselbe in Bezug auf Größe, Geschmack, Bequemlichkeit und Schönheit seiner Einrichtung weder in London, noch in Europa seines Gleichen finde. Also sehen wir uns das an.

(Der Beschluß folge.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Oktober 1835.

Blick' in der Hoffnung
Magischen Spiegel,
Schau' deiner Zukunft
Liebliche Landschaft:
Lorbeer und Pinie!
Myrth' und Cypresse!
Glänzender Aether!
Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 18ten August.

— Also in Leipzig; schon und doch endlich! Das Wetter bis jezt war vortrefflich; gestern ein feuchtwarmer Abend, die Nacht dämmrig durch inkonsequenten Mondschein, um Mitternacht plötzlich fiel dichter Nebel, der bis heute um zwölf Uhr anhielt; doch blieb es warm ohne Hitze, schwül ohne Glut. Sogleich nach kurzem Mittagessen geht unsere Fahrt nach Naumburg weiter; bis über Rudolstadt morgen, Mittwoch sind wir in Coburg, Donnerstag in Nürnberg, Sonnabend muß Augsburg erreicht seyn, und dann mache ich in München Halt. Die bisherige Gesellschaft darf ich loben: Freund B. auf den ersten Stationen reiseunlustig zurückverlangend; der Kleine großstädtisch, wie es ihrer Viele gibt, von fertiger Zunge und fertigen Urtheilen, doch lustig und in frischer Hoffnung, ein neues Stück Welt zu sehen; ich selber stumm, still, und in Betreff der ersten Tage durchaus resignirt.

Den 21sten.

Du mußt mich heute in Nürnberg aufsuchen. Wie wir hierher gekommen, wie bisher gelebt, gefahren, geschlafen haben, Alles will ich sogleich berichten. Kaum hatte ich Dir Montags in L. geschrieben, als wir zu Tisch gingen, und kaum saßen wir, als auch K. bereits eintraf, so daß wir's uns nach dem Mittagessen schon im Wagen bequem machten. Das Wetter war unvergleichlich, das Gespräch hell und lebendig, obschon B. noch wolkig blieb. Um acht Uhr langten wir in Naumburg vor dem Hecht an; die Uebrigen gingen zu dem abgemachten Schmause, ich entschuldigte mich, blieb, aß und schwazte recht philisterhaft mit dem Kellner. Am andern Tage um vier Uhr beim ersten Morgengrauen saßen wir bereits wieder im Wagen. Der Morgen war frisch, die Unterhaltung auch. Von Jena aus ging ich mit K. voraus; die Gegend ward immer heiterer, die Saale, von immer freundlicheren Ufern umgeben, schlängelte und rauschte munter neben uns hin, die ersten kalten, kahlen Berge grünten lieblicher auf, der Nebel war gefallen, und Gottes Welt wurde mir lieb, das Reisen schön, jede Erinnerung erquicklich, und die Gegenwart nicht besser zu wünschen. In Rudolstadt Markt, Scheibenschießen, Gewühl von Vieh, Bauern, Leuten und Menschen. Die Menschen waren wir, und am Ende, da sie vergnügt und ausgelassen waren, die Uebrigen auch. Wir zwei liefen wieder voraus; der Weg nach Schwarzburg, von Berlin aus betrachtet, ist zum Glücklichwerden, und ich ward es auch. Erst ein weites, klares, grünes, bedautes, sächsisches Thal, bald aber verengert es sich,

Digitized by Google

und immer näher und näher treten die Berge zusammen, als liebten sie sich mehr. Rechts Viehengestrüpp zwischen Schiefernasen und Stirnen, drolligen Häuptern und kahlen Spitzen, links dichte, schwarze Kiefern, unten im Grunde die dunkle, schäumende Schwarza, zwar düer wegen der Hitze, aber doch ein Forellenwasser und gebirgsfrisch, darüberhin Wolkenwechsel und Lichtspiel. Nun hob sich der Weg leise ansteigend, wir bogen um die Ecke, und das weiße Schloß von Schwarzburg blickte auf seiner schroff sich niedersenkenden Felsenspitze durch die dunkeln Tannen. Die Sonne war schon im Untersinken, wir eilten daher, das Schloß zu besehen, und wurden nicht müde, rechts und links in's Thal zu schauen. Welche Augenerquickung! Auf dem Wiesengrunde, durch den leise rauschend die Schwarza zwischen Laubholz sich hindurchwindet, lagerten Hirsche zu ganzen Rudeln, auf der andern Seite zieht sich das malerische Dorf stufenweise tief in's Thal herab; dicht beim Schlosse liegt das Wirthshaus, zu dem uns erst spät der Nebel und die Abendfeuchte hinauf trieb. Das Essen war schlecht, der Wein in Wasser erst ertränglich, doch Hunger und Durst wurden Koch und Mundschenk. Sogleich zu Bett; schreckliche Federbetten; also um vier Uhr schon wieder im Freien, wir zwei voraus, immer beweglich und lustig. Die Müdigkeit verlief sich bald, und als der Wagen uns eingeholt hatte, durchfuhren wir nun das schönste, immer schönere Thal, das durch die Berge sich zu stets wechselnden Aussichten langsam hinschlängelte. Alles Bilder mit Lycedingens Fichten, nur grüner, und die Berge ohne Granitkrast, aber höchst erfreulich. Auf der nächsten Station noch einmal voraus, denn sie packten jedesmal eine halbe Stunde an den Hutschachtein und Mantelsäcken. Gehend war es noch schöner, der Himmel hell, die Sonne warm, die Kräfte frisch, das Herz jung. Den Augenblick ersah sich der Reisegenosse und sprach mir vom Bodensee, Graubündten, Chur, dem Splügen, Como, Italien, Tyrol, München, Salzburg, von Linz und der Donaufahrt, von Wien, Prag, Dresden, dem schönen Wetter, seligen Leichtsinn, Erholung an Natur und Kunst — und ich müßte mit ihm. Er wolle von Como gleich wieder zurück durch Tyrol. Ich widerstand schwach, und die Sache war ihm abgemacht, als der Wagen heranrollte. So ging es immer weiter und weiter bis Bamberg. Leider kamen wir erst um acht Uhr an und mußten den Dom und die Burg dem Nebel überlassen.

Nachts hatte es sachte heruntergerieselt, und als wir um vier Uhr uns aus den ersten guten Betten erhoben, war Alles feuchte und naß. Am vorigen Tage jedoch hatte der Staub uns dermaßen belästigt, daß uns der Regen nicht störte, als wir um fünf Uhr im Wagen saßen. Gegen neun Uhr schon klärte es sich, wir zwei Fußgänger gingen wieder voraus und kamen zunächst nach Erlangen; dann zur Mittagstafel langten wir in Nürnberg an; sie war gut, und das war nothwendig. Nach Tische ladte mich das köstlichste Porträt des alten Holzschuher von Dürer, und machte den ersten eigentlichen Reiseübergang von Natur zu Kunst. Doch zum Beschreiben und Schildern habe ich noch keine Ruhe und Lust, und in die alte Gewohnheit, gleich an Ort und Stelle Kunstbemerkungen, gelehrte Notizen, neugefällte glückliche Urtheile reisepflichtmäßig aufzuzeichnen, werde ich diesmal wohl nicht hinein kommen. Mir ist, als müßte ich einmal nur genießen, statt nur zu lernen.

Leider fand sich zu solchem Genusse, als wir, um die dortigen Gemälde zu besehen, die Burg bestiegen hatten, wenig Gelegenheit. Die Sonne war schon im Untergehen, die Bilder, eines dem Könige gegebenen Stadtfestes wegen, hatten sämmtlich von ihrem alten Platze, auf dem ich sie in frühern Jahren mit erster Bekanntschaftsandacht bewundert hatte, weichen müssen, und hingen jezt im ungünstigsten Lichte. Von den Dürerschen Aposteln z. B. waren nur die Fußzehen noch deutlich zu sehen. Bei genauerer Betrachtung aber wurden selbst diese ein starker Beweis für die alleinige Originalität des Münchner Exemplars der gleichen Apostel. Solche Fußzehen hätte Dürer auch in ungünstigsten Stunden nicht malen können, und so galt mir denn das ex unque leonem auch diesmal. Aergerlich ging ich vor Kaiser Karl und Sigismund vorüber; die Bilder sind erst verputzt, dann mittelmäßig übermalt; dies zweifach traurige Loos brachte mich dahin, bei nunmehr eingebrochener Abenddämmerung so schnell als möglich fortzueilen. Wir gingen in das neuerbaute, außen und innen wohleingerichtete Stadttheater. Sie gaben Lumpacivagabundus. Wie ein Kind, Theaterunschuldig, als hätte ich noch nichts gesehen, saß ich da; nach einer halben Stunde aber kam die Bildung wieder, und nach dem ersten Akte waren wir auf der Straße. Es ist eine prächtige Stadt: jedes Haus ein Individuum, voll Physiognomie, die Straßen charakteriell, mittelalterlich, wenn auch dem Heutigen angepaßt, philisterhaft poetisch, Hans Sachs leider mit Clauren versetzt, und doch eindrucksvoll und unvergeßlich. Das Echte ist unzerstörbar, und ich schalt auf unsere heutigen Bauherrscher und ihre geraden, zierlichkeitsüppigen, kahlen, nachgeahmten Linien und Formen ohne individuellen Geist und Leben. B. sprach in ähnlichem Sinne, und wir deirten in Verwünschungen.

Was nun in der nächsten Woche aus mir werden wird, weiß ich noch nicht. Die Naturfreude lockt mich den Riesendrachen, Gletschern, Seen, dem blauen Himmel, der Vergessenheit entgegen, und ich bin in stetem Schwanken. Mit B. gehe ich jedoch nicht nach Florenz und Neapel, denn er führt eine gigantische Briefstasche voll Empfehlungen an italienische gelehrte Notabilitäten

Digitized by Google

mit sich, und will sie alle abgeben. Mailand, München und Wien aber würde ich jenen Vorschlägen nach nicht verlieren; doch, vierzehn Tage und — nun, wir wollen sehen.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Fortsetzung.)

Es gibt allerdings Punkte und Gegenstände, wo sich die Spekulativen trennen von den Nichtspekulativen. Sie belächeln die Vorstellungen der Nichtphilosophen von solchen Begriffen wie Schicksal und Zufall; sie haben das Wesen Gottes gar anders begriffen, als der große Haufen der Ungebildeten, und selbst der Gebildeten; sie bedauern den Gott der gewöhnlichen Vorstellung wegen der ihm beigelegten Allwissenheit, vermöge deren er Alles, was da ist und geschieht, wirklich wissen sollte, weil, schon nach dem Sprichwort, viel Wissen Kopfweh macht, und sie setzen deßwegen, statt des gewöhnlichen Begriffs von Wissen, einen andern, spekulativen, der eine außerordentliche Aehnlichkeit mit der Bewußtlosigkeit hat. Sie spotten des armen, pragmatischen Geschichtschreibers, weil sie mit dem durch die Geschichte sich hindurchbewegenden Geist auf Du und Du sind; sie wissen, daß die Ewigkeit etwas ganz anderes ist, als die endlose Zeit, und bedauern den, der ernstlich an eine Schöpfung im gewöhnlichen Sinne glaubt.

Hier werden sie nun wohl in ihrem Recht und dem Menschenverstand, dem unphilosophischen Bewußtseyn unangreifbar seyn? Wer über jene Probleme gründlich nachgedacht, kommt doch wohl zu einer richtigeren Einsicht, als wer bei der Ueberlieferung, bei unklaren, ungeläuterten Vorstellungen stehen bleibt, die er nur etwa mit wenigen zufälligen Reflexionen aufstutzt, ohne wirklich in ihr Inneres einzudringen, ohne das Netz von Widersprüchen darin ahnen und aufdecken zu wollen? Wie verworren mögen die Vorstellungen der Meisten z. B. vom Schicksal seyn, und dies darum, weil sie das Wort an- und aufgenommen haben, ohne sich den Sinn desselben durch eigene Denkthätigkeit zu verdeutlichen, so daß sie die gröbsten Widersprüche darin unbedenklich dulden, während der spekulative Philosoph aufzuzeigen vermag, welche Stelle dieser Begriff im ganzen System der Begriffe und der Gedankenwelt einnimmt, und was der wahre Gehalt desselben ist, den er, als einen einfachen Kern, aus dem ihn umhüllenden Dunstnebel herauszieht. Gewiß verlohnt es sich der Mühe und ist dankenswerth, die oft schwer verworrenen Knoten solcher Begriffe zu entwirren, und man wird den Meistern der Spekulation zugeben, daß sie mit großem Scharfsinn und Konsequenz manchen aufgelöst haben; oft aber will es einem doch bedünken, der das Geheimniß der Welt aufhellende Philosoph gleiche einem Fackelträger, der seine nächste Nähe erleuchtet, während es vor und hinter ihm Nacht bleibt; das, was uns der Philosoph vom Schicksal z. B. sagt, das mag klar und wohl zusammenhängend seyn; aber was er uns erklärt, ist eben nicht der ganze Begriff des Schicksals, und nur er, der die Fackel trägt, meint überall hin sein Licht zu verbreiten. Ohne Zweifel hat Spinoza gründlicher und schärfer als seine Zeitgenossen über die Freiheit nachgedacht, und doch war sein, von der heutigen Spekulation verworfenes Endresultat die Unfreiheit des menschlichen Willens; ein Beweis, daß die Tiefe der Forschung und Schärfe des Verstandes nicht vor Irrthum schützt. Wendet man aber dagegen ein, Spinoza sey auf dem Standpunkte der Verstandesreflexion gestanden, statt auf dem der spekulativen Vernunft, so müssen wir gestehen, daß uns nachgerade lächerlich vorkommt, auf die Unterscheidung von Verstand und Vernunft ein solches Gewicht zu legen. Sollte sich etwa Spinoza durch seine Art zu philosophiren die Vernunft gleichsam haben verrosten lassen und den Verstand geschärft, so daß er, mit der geistigen Verfassung, in welcher er starb, nicht mehr zum Schüler der neuen Spekulation tüchtig gewesen wäre, ungefähr wie ein Pferd, das viel Galopp geritten wird, nicht mehr gut traben kann? Ob man den Verstand oder die Vernunft in Thätigkeit seyn lasse, die geistigen Funktionen sind doch wahrlich immer dieselben: das Fassen und Festhalten von Vorstellungen oder Begriffen, das Fortschreiten von einer Vorstellung zur andern, das Verbinden Aller unter sich; der Verstand hat keine andern Gesetze, als die Vernunft, denn beide sind Eins. Wenn Kant die theoretische Vernunft zum notdwendigen, ewigen Irrthum verdammte, so wird in der neuesten Spekulation dies Loos dem Verstand zugetheilt, nur daß freilich hier noch der Ausweg übrig bleibt, den Unglücklichen in den Adelstand der Vernunft zu erheben, während bei Kant die Vernunft ihre höhern und unvergeßlichen Ansprüche auf Besitz in partibus hätte aufgeben müssen, um als nüchterner Verstand anerkannt zu werden. Unpassend ist es gewiß, die Differenzen der intellektuellen Kraft, die allerdings ihren eingebornen Gesetzen mehr oder minder gemäß angewendet werden, schwächer oder energischer, einseitiger oder umfassender seyn kann, in den menschlichen Geist selbst hineinzutragen und durch Spaltung desselben in Verstand und Vernunft zu fixiren. Wenn aber die Spekulation die Fähigkeit, solche Begriffe zu fassen, wie die einer ursprünglich bewußtlosen und doch allweisen Intelligenz, eines unpersönlichen und doch sittlich wirkenden Weltgeistes, zum Kennzeichen machen will, ob Einer der

Digitized by Google

spekulativen Vernunft sich erfreue, oder noch an der Schale des Verstandes klebe, so erklären wir, jenen Vorzug Niemanden zu beneiden; denn wir erblicken in der Aufstellung jener Begriffe (die dem gesunden Menschenverstand als baare Widersprüche erscheinen) nur das Bestreben, um jeden Preis über das Verständliche sich zu erheben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Das Panthäon.

Der Eingang von der Oxfordstraße führt durch eine Vorhalle in einen weiten Bogengang, wo mehrere recht gute Bildhauerarbeiten aufgestellt sind. Von hier gelangt man über eine einfache, steinerne Treppe zu den Sälen der Gemäldegalerie, die hoch ist und vom Dache aus erhellt wird. Aber durch ein edel gebildetes, von Scagliolasäulen gehaltenes Portal öffnet sich die Aussicht auf die Hauptsache, auf den großen, zum Bazar eingerichteten Saal. Dieser 116 Fuß lange, 90 Fuß breite und 60 Fuß hohe Raum ist eben so glänzend schön, als der coup-d'oeil imposant ist, und ich glaube, nur ein Blinder kann nicht überrascht und entzückt seyn von der Größe der Dimensionen, von der Schönheit der Verhältnisse, von der Helle und Eleganz, von der Heiterkeit und Frische der Verzierungen. Fast alles Licht fällt vom Dache herein, welches, halbkreisförmig, in seiner ganzen Länge auf einer doppelten Reihe von Bogen ruht, die aus massiv steinernen Pfeilern hervorspringen. Die Abtheilungen der architektonisch reichen Decke sind in weißem Relief auf blaßfarbenem Grunde verziert, was bei der Fluth von Licht, welches von den zwei Reihen langer, gedoppelter Dachfenster zuströmt, eine lustig-lebendige Wirkung macht. Die Seiten der Pfeiler und die Flächen der Bogen sind mit schönen Arabesken bedeckt, mit Blumen, Früchten und Vögeln, geschmackvoll in einem glänzenden, immer harmonirenden Wechsel von Farben. Diese Art der Verzierung ist in England neu, und ich irre vielleicht nicht, wenn ich sage, daß zur Zeit hier noch kein anderes öffentliches Gebäude sie besitzt. Wer in München war, hat Aehnliches gesehen; doch haben die englischen Künstler die Idee nicht aus München, sondern aus Rom geholt, sie den Loggias des Vatikan abgesorgt. Die Malerei hält auch als Kunstprodukt die Probe, und verträgt nicht bloß, sondern verdient eine sorgfältige, nahe Betrachtung. Rings um das Ganze läuft zwischen den Pfeilern und den Seitenwänden eine geräumige Galerie, die eben so, wie die untere Flur, voll und sinnreich mit Verkaufstischen besetzt ist. Ein Blick auf leztere macht beinahe glauben, daß man die Parterre eines bunten Blumengartens vor sich habe. Was Alles auf diesen Verkaufstischen ausgelegt ist, will ich nicht beschreiben; ich denke aber, daß wenig an dem Vielen fehlen wird, was der kultivirteste Mensch überflüssiger Weise zu seinem Anzuge, zu seinem Schmucke, zu seinen Spielereien und Tändeleien bedarf und begehrt, von der Wiege bis zum Grabe. Ausgenommen ganz allerliebstes, veritables Nürnberger Spielzeug, in dessen Verfertigung die Engländer unbedingt den Deutschen den Vorrang einräumen, dürfte ziemlich Alles englische Manufaktur und zum großen Theile das Werk geschickter und erwerbsamer Frauenhände seyn, die man zu dem Ende sich emsig rühren sieht, und unter all dem Zierlichen, Zarten, Hübschen und Saubern, was das Auge erfreut, ist das nicht das Unangenehmste, daß die Verkaufstische von meist zierlichen und zarten, hübschen und saubern Verkäuferinnen bedient werden. Die Höhe und die richtigen Verhältnisse des Gebäudes lassen sich am besten wahrnehmen, wenn man die Treppe nach der Flur hinabsteigt. Der Schmuck des Ganzen trägt allenthalben einen klassischen Charakter, und es würde mir unmöglich seyn, eine erschöpfende Beschreibung zu geben von der gewählten Mannichfaltigkeit der Kranzleisten und Simse, von dem vollendeten Geschmacke und der Keuschheit der Paterä, oder von dem gelegenen Reichthume der Konsolen und Kandelaber, der Alto- und Basreliefs. Nur das darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß alle diese Zierrathen aus einem Stoffe bestehen, der zu solchem Zwecke bis jezt entweder noch gar nicht, oder höchst selten angewendet worden ist, aus Papiermaché, und daß der Künstler, der in der Zeit von kaum vier Monaten sie erfand, ausführte und malte, sich Charles Bielefield nennt. Daß an die den Salon umkreisende Galerie verschiedene Gemächer stoßen, in denen die Besuchenden Durst und Hunger stillen, sich erfrischen oder erwärmen, erquicken und ausruhen können, werde nur nebenbei bemerkt. Wir haben keine Veranlassung, uns hier zu verweilen, und wenden uns nach dem sogenannten Konservatorium, in welches wir durch die große, dem Eingange von der Gemäldegalerie gegenüber auf der Flur befindliche Wölbung gelangen. Das Konservatorium ist 88 Fuß lang und 25 Fuß breit, ist in maurischem Styl gebaut und besteht aus einer reich geschmückten Halle, deren Decke mit Arabesken bedeckt oder vielmehr illuminirt ist. Unterhalb derselben befinden sich gigantische Spiegel und von vergoldetem Draht geflochtene Vogelbehälter, in welchen Sperlinge aus Java, die gelben Sänger der Kanarien und andere bunt und hell gefiederte Thierchen sich nach Möglichkeit belustigen. Daneben hängen in vergoldeten Reifen die ehrwürdigen, sprechlustigen, mir aus mehr als einem Grunde verhaßten Papagaien. Die Mitte nimmt ein geschmackvoller Springbrunnen ein, der eine durchsichtige, mit Goldfischen bevölkerte Vase trägt, und seinen krystallenen Strahl hoch aufschießt, bis derselbe, zu Perlen verwandelt, in ein geräumiges Bassin niederfällt, auf welchem schöne Wasserpflanzen blühen. Den Bogen der Halle tragen ich weiß nicht wie viele Scagliolasäulen mit glänzend vergoldeten Kapitälen. Wenige Stufen hinab führen zu einer Sammlung erlesener Pflanzen, exotischer und einheimischer, alle geschmackvoll geordnet, während andere mit graziöser Unbescheidenheit sich an den gläsernen Wänden hinauf nach der Decke ranken. Den Schluß des Ganzen machen drei, in maurischem Geschmack mit Spiegeln eingesezte, weiße Marmorbogen, und es begreift sich unsagt, welche zauberähnliche Täuschung von Licht, Raum und Mannichfalt die Spiegel hervorbringen. Der mittlere Bogen öffnet den Eintritt in einen zeltartigen Saal, wo alle diejenigen, die über einen Wagen zu verfügen haben, das Vorfahren desselben erwarten können. Zunächst ist die Vorhalle für die Dienerschaft, und aus dieser gelangt man in die große Marlborough-Straße. Aber, um all dies Herrliche zu schauen, welcher Eintrittspreis? — Der niedrigste, den es füglich geben kann, nichts. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. Oktober 1835.

Laßt uns seyn ein Wall von Felsen,
Der alsdann, gar fest und fest,
Von dem Meere der Gemeinheit
Sich nicht unterwühlen läßt.

A. Grün.

An Wolfgang Menzel.

In des Zeitenstromes Rauschen tobt der laute Menschenschwarm:
Der schleicht klug sich durch die Menge, der schlägt kreischend dort Allarm;
In der Schellen wildes Klappern und der Narren gellend Wort
Weinen sentimentale Seelen einen schmelzenden Akkord.
Donnernd aber durch des Stromes weißbeschäumten Katarakt
Schlägt die Wahrheit und die Liebe ihren ewig gleichen Takt.
Wenige Gemüther sind's nur, denen in die Seele tief
Jener Donner seine ernsten, majestät'schen Klänge rief,
Daß sie, vor Entsetzen schaudernd, fühlten unnennbares Weh,
Und die höchste Lust der Menschheit in des Gottverwandten Näh'.
Laß sie fest zusammenhalten, daß sie mit vereinter Kraft
Künftigen Geschlechtern wahren, was der Gott im Menschen schafft.
Auf! daß nicht der wirren Menge blinder, unbedachter Schritt
In den Koth der Erde nieder das urewig Schöne tritt!
Reich auch mir die Hand zum Bunde, edler Ritterschaft Genoß,
Und zum Kampf auf adeligen Sinnes stolzem Flügelroß!

O...m in Bayern. J. Br.

Die Spekulation und der Menschenverstand.

(Beschluß.)

Der Prozeß der Spekulation, durch reines Denken vom Nichts bis zur absoluten Vernunft, zum Geist emporzusteigen, und diese ganze Welt der Gedanken und Wesen aus der undulirenden Dialektik hervordrechen zu lassen, hat zwei Seiten: die Einen preisen nur die Wohlfeilheit der Mittel, womit Alles geleistet werde, die Kühnheit, die Bedürfnißlosigkeit und Seldstmacht des Gedankens; die Andern sehen auf das Resultat, welches sie für gleichbedeutend mit dem Anfang halten. Oder macht denn die Spekulation wirklich begreiflich, was das Leben ist, und wie es entsteht? läßt sie sich darauf ein, in ihrem Spiegel die Erschaffung oder Entstehung auch nur einer Thiergattung zu zeigen? hat sie die reale Definition, die das Zauberwort, die identisch ist mit dem Wesen und dasselbe hervorbringt? Die Frage nach dem Anfang bestimmter Wesengattungen, die doch erweislich nicht von Ewigkeit her sind, wie zum Beispiel das Alter des Menschengeschlechts durch die Geschichte der Erde gemessen wird, ist der spekulativen Philosophie eben so unlösbar, als dem Menschenverstand, und wird auch von ihr klüglich umgangen und abgelehnt. Mag immerhin ein Uebergang von den durch generatio aequivoca belebten

Digitized by Google

Wesen an, die ganze Leiter bis zum Menschen hinauf nachgewiesen werden: die Einsicht in den geadnellen Fortschritt und den durch Mittelglieder unterhaltenen Zusammenhang ist noch nicht die Einsicht in die Nothwendigkeit, daß aus dem niedern Wesen ein höheres entstehen mußte, ist noch nicht die Anschauung der Kraft, wodurch dies geschah. Was ist damit gewonnen, wenn man sagt: der geistige Mensch habe die Pflanzen und Thiere zu seiner Voraussetzung, und erst in ihm komme der Planet zum Bewußtseyn? kann die Spekulation uns belehren, ob der Mensch aus dem Affen hervorgegangen, oder ob der Affe die Grenze sey der Thiere schaffenden Naturkraft, das lebende Denkmal ihrer Ohnmacht, wenn sie sich zu etwas Höherem versteigen will, das einen andern Ursprung haben muß?

Worauf sich die Spekulativen viel zu gute thun, das ist ihre völlige Hingabe an die Gegenstände, an die Sache selbst, deren man sich nur dadurch wahrhaft bemächtige, daß man sich völlig in sie versenke, im Gegensatz gegen das Verfahren, welches den Gegenständen willkührliche Bezüge und Voraussetzungen, einseitige Reflexionen aufdrängt. Dieses bezeichnen sie als räsonnirende Weise, das ihrige als spekulative Methode. Nur die letztere mache eine wahre Geschichte der Menschheit, eine Geschichte der Religion, der Kunst, der Philosophie möglich, indem sie überall das Beiwerk und die Hülle von Kern und Gehalt scheide, das Wesentliche hervorhebe und organisch Alles verknüpfend dem Gang der Sache selbst, ihrer innern Entwicklung treu und gewissenhaft, ohne subjektive Willkühr nachgehe. Ueber diese Grundsätze kann man ihnen gewiß nicht den Krieg machen; aber strebt derjenige, der kein spekulativer Philosoph ist, mit Bewußtseyn nach etwas Anderem, als eben auch darnach, das innerste und eigentliche Wesen zu erfassen, zu begreifen und darzustellen, und ist dem spekulativen Philosophen durch seinen Grundsatz schon eine Bürgschaft gegeben, daß ihm, wornach er strebt, auch gelingen müsse? gibt die Anerkennung eines an sich richtigen Satzes auch den Scharfblick, dessen Tugend es ist, das Wesentliche und Unwesentliche zu unterscheiden, das Zerstreute in die Grenze Eines Ueberblicks zu versammeln, und gibt sie die Fülle des Wissens? sind die gewaltigsten, treffendsten, erleuchtendsten und fruchtbarsten Ansichten wohl eher das Ergebniß einer konsequenten und lehrbaren Methode, oder des freien Genies? Wie stehen nicht an, uns für das Letztere zu entscheiden.

Vornehm sieht die spekulative Rechtslehre und Politik herab auf die räsonnirenden Theorien eines Rousseau und de Lolme; aber gerade auf diesem Gebiet darf man wohl fragen, ob die spekulativen Begriffe bis an die Wirklichkeit heranreichen, und bezweifeln, ob selbst das Wichtigste und Beste, was dort gelehrt wird, und angeblich durch die reine Bewegung des Gedankens erzeugt wurde, sich vor finden würde, ohne die Untersuchungen der Männer, die sonst als Philosophen zählten, in neuern Zeiten aber zu Räsonneurs degradirt wurden, und ohne die gemachten Erfahrungen der letzten fünfzig Jahre. Unter Anderem aber ist uns, wie wir gestehen müssen, die Rechtfertigung der Erblichkeit der Monarchie dadurch, daß hier das Vernünftige in das Natürliche umschlage, allzu spekulativ gewesen, und wir haben es uns in die schlichten Worte übersetzt: es lasse sich dafür kein absolut vernünftiger Grund angeben, und man stelle es also dem Zufall der Natur anheim. — Die Weisheit der Natur in ihrer Sphäre wollen wir nicht bezweifeln, aber gewiß gebühret es nicht der Natur, den Staaten ihre Beherrscher zu bestimmen; denn dazu hat der Mensch die Vernunft, daß er die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse selbst, und zwar oft im Kampf mit der Natur, ordne. Mag also der Grundsatz der Erblichkeit aus andern Gründen empfehlungswerth seyn, spekulativ ist er gewiß nicht gerechtfertigt.

Wir suchen das Ergebniß und die Tendenz des Bisherigen zusammenzufassen. Möge man uns nicht mißverstehen! Wenn wir gegen eine übertriebene Schätzung und gegen die maßlosen Verheißungen der Spekulation uns etwas ungläubig zeigten, so möchten wir doch keineswegs zum Vortheil des Menschenverstandes die Spekulation herabsetzen. Wir erkennen es für eine ehrende Aufgabe, für ein lockendes Ziel des menschlichen Geistes, mit seinem Denken das ganze Reich der sinnlichen und geistigen Wesenheiten zu umfassen, ihre Bezüge zu entdecken, den Zusammenhang der Gebiete und Systeme in der Natur, der Thaten in der Geschichte, der Begriffe im Bewußtseyn nachzuweisen, und würden es für eine thörichte Anmaßung halten, der Subtilität in der Forschung Grenzen setzen zu wollen. Tadelt ihr den Naturforscher, der die kleinsten Organe des kleinsten Thieres sorgfältig mit dem Mikroskop untersucht, den Anatomen, der die feinsten Nerven und Muskeln zerlegt? wollt ihr den Denker schelten, der, um seine Probleme zu lösen, die Begriffe auf eine Art analysirt und dialektisch behandelt, welche dem, der sein Element nicht versteht, kleinlich, pedantisch und unfruchtbar vorkommt? Die Figuren, die der Mathematiker auf eine Tafel zeichnet, sind der Entwurf zu einer Maschine von unberechenbarem Nutzen — so kann die scheinbar pedantische Analyse eines Begriffs die fruchtbarsten Folgen haben. Lassen wir also dem Philosophen seinen Denkapparat unangefochten; wer nicht mit ihm studirt hat, dem gebührt über den Apparat keine Stimme; aber das wagen wir zu behaupten: auch der Nichtspekulative, auch der Menschenverstand hat eine Stimme über einen Theil der Resultate der Spekulation. Wenn Spinoza die Freiheit des Willens

Digitized by Google

leugnete, und das Bewußtseyn davon für eine Täuschung erklärte — was ist eher anzunehmen: daß das menschliche Bewußtseyn von der Freiheit eine allgemeine, aber nothwendige, unentfliehbare Täuschung sey, die der einzige Spinoza entdeckte, doch ohne sich selbst derselben erwehren zu können, oder daß er, der erste Philosoph seiner Zeit, sich irrte? In praktischen Gegenständen besonders, wo wir am Gewissen, in ästhetischen, wo wir am Geschmack, sofern er nicht ungebildet oder verschroben ist, einen Anhalt haben, darf sich der Menschenverstand wohl ohne Unbescheidenheit eine Prüfung der spekulativen Ergebnisse erlauben; und auch sonst kann oft eine glückliche Beobachtung, eine scharfe Aufmerksamkeit Einwürfe entdecken, welche das spekulative Gewebe zerreißen; aber unbestreitbar bleibt der Spekulation das Recht, Einwendungen, die lediglich auf vorgefaßten Meinungen und Autoritäten beruhen, abzuweisen und in keinem Falle sich in ihrem Streben irre machen zu lassen, das, wenn es auch keine Himmelsleiter erbaut, die zur vollkommenen Erkenntniß führt, doch eine treffliche Gymnastik des Geistes bleibt, und wenn es auch den Stein der Weisen nicht entdeckt und häufig ein Stein des Anstoßes wird, doch die Kraft, die Tiefe, den Reichthum des Menschengeistes mehr und mehr offenbart.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 22sten August.

Heute früh sollte ich künstlerisch gelungene Abbildungen einer neuen Seherin von Prevorst in Augenschein nehmen, welche in hiesiger Stadt seit vielen Wochen schon ihre seligkranken Gefühle zu erdulden hat. Doch Du weißt, wie jede dieser Mittelkreis zwischen Geist und Leib, dies nervöse Himmelreich mich anwidert, und so wurde ich meiner Zusage ungetreu, und besuchte statt dessen die Sebaldus- und Lorenzkirche. Du kennst sie beide, auf Beschreibungen lasse ich mich deßhalb nicht ein. In der Moritzkapelle, welche durch die dort zusammengestellten Bilder seit einigen Jahren berühmt geworden ist, konnten wir leider aus Zeitmangel nicht lange verweilen, und seltsamerweise habe ich auch diesmal für die oberdeutschen Maler nicht den rechten Sinn. Selbst der tiefe Wohlgemuth will nicht recht bei mir greifen. Mein Sinn steht nach Lebensfülle, Duft, Farbe, Glanz und Glut. Nur ein paar Bemerkungen laß mich flüchtig hinzufügen. Die bekannte Grablegung Dürers in der Sebalduskirche ist unzweifelhaft eine Kopie, wie auch, wenn ich mich nicht verlesen habe, die Jahreszahl besagt; eben so wenig scheint mir das früher zur Boisserée'schen Sammlung gehörige ähnliche Bild in der Moritzkapelle das eigentliche Original. Es hat die Physiognomie einer geistreichen Schülerarbeit; für Dürer ist es zu zahm und im Ausdruck zu kahl. Das eigenste Leben, der ursprüngliche, unbeschreibliche Hauch des Originalen fehlt. Eines andern Bildes wegen hätten wir fast einen Auftritt erlebt. Es war im Katalog als Herlein verzeichnet. Freund B., der denn doch vor wenigen Jahren die Kirche zu Nördlingen nicht vergebens mit mir wollte besucht haben, setzte den Kustos zur Rede, wie solch ein mittelmäßiges Bild mit diesem Namen zusammenstimme. Der Kustos, ergrimmt, ließ die Antwort nicht fehlen: das Bild komme aus München, dort sey der Name festgestellt und über jeden Zweifel erhoben; denn in München verstehe es der Herr Direktor wie kein Anderer, und damit Basta. Nun kam es, da wir Uebrigen lachten, zum Streit, den ich endlich durch den begütigenden Ausweg beizulegen suchte, daß es der Herlein ja mehrere gebe, von denen der schlechteste leicht einmal könne ein schlechtes Bild gemalt haben. Damit waren beide Theile zufrieden. Bei dieser Gelegenheit drängte sich mir aber doch die Bemerkung auf, daß die Münchner Regierung allerdings durch das Anlegen von Filialgalerien das ernstliche Bestreben darthue, durch das ganze Reich kunstgeschichtliche Kenntnisse zu verbreiten, durch die Qualität dieser Sammlungen aber auch viel Unheil zu stiften im Begriffe sey. Außer einigen werthvollen, dem Ort selbst zugehörigen Bildern sendet sie nämlich nur das in die Provinzialstädte, was sie in München selbst nicht brauchen kann. Dabei ist denn an pomphaften Namen kein Mangel. Wer nun als Fremder unglücklicherweise dergleichen Meister an solchem Orte zum ersten Male sieht, und sich ihren Werth fest einprägen will, erhält ein schiefes Urtheil, und muß, statt gelernt zu haben, später nur immer wieder umlernen. Den Einheimischen aber, und besonders den angestellten Kustoden, geht es mit solchen Sammlungen wie kleinen Städten mit ihrem Theater; jeder schwört darauf, Lustspiel, Tragödie, Orchester, Oper, Gebäude und Publikum sey nirgends in der Welt besser. Der Wust des Mittelmäßigen, alt und neu, wird überhaupt noch viel zu viel in prächtige Goldrahmen gefaßt und aufgehängt, und wo es vorherrscht, verschiebt sich durch Gewohnheit Auge und Urtheil nach und nach so unvermerkt, daß zuletzt die Mittelmäßigkeit allein den ersten Rang einnimmt.

Den 23sten.

Heute in Augsburg. Abgespannt, denn von Nürnberg herüber wurde die Nacht hindurch die Fahrt auf der Schnellpost, der feuchten Frische beim klarsten Mondschein zum Trotz, sehr ermüdend. Mein erster Gang

war zur Galerie auf dem Stadthause. Besonders interessirte mich ein Bild, das durch den auf einer Thurmglocke authentisch aufgeschriebenen Namen, Hans Holbein, mit der Jahreszahl 1499, sich als echt erweist. Eine gewisse Milde und Verblasenheit der Züge erinnert an die Kölnische Schule; die markige Individualität der frühern Niederländer dagegen ist erweicht und macht einem Drang nach verallgemeinerten Formen und deren Schönheit Platz, während wieder das Extrem oberdeutscher, übertreibener Wildheit im Ausdruck schlechter Leidenschaften mit absichtlicher Komik seltsam kontrastirt. Burckmair erschien mir in seinen Gemälden als ein Quodlibet der verschiedenartigsten Meister. Ein Rest von Wohlgemuths Ernst und Wichtigkeit der Charaktere geht ihm nicht ab, die kurzen Figuren des alten Meisters finden auch hier noch ihren Platz, die schwarzen Umrisse sind noch nicht abgelegt, aber die Farbe erfreut schon durch Schmelz und Glanz. Die Landschaften erinnern an die Art, welche Scheufflein von Dürer annahm; die Formen werden mit steigender Jahreszahl der Bilder immer weicher, charakterloser, und versuchen eine sogenannte idealere Schönheit zu erreichen; doch was sich auch sonst noch an eigenen und fremden Elementen anschließt, will sich zu einer kräftigen Eigenthümlichkeit nicht zusammenfügen und veredeln.

Traue aber diesmal meinem Urtheil nicht; ich kann nicht in den rechten Zug kommen, mein Auge schweift nur immer vorwärts und vorwärts, und all meine Sehnsucht strebt nach Süden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Zwei oder drei Gelehrtenversammlungen, hier Kongresse genannt, haben wir diesen Herbst in Frankreich schon gehabt, ein letzter steht uns noch bevor. Die bisherigen wurden in Landstädten gehalten, eine zu Douay, eine andere stillere zu Toulouse, eine dritte ich weiß nicht wo. Aber nun soll auch ein Kongreß in Paris gehalten werden, und nicht weniger seyn, als ein Congrès européen. In Paris, dem Sitze so vieler gelehrten Gesellschaften, ist eigentlich ein beständiger Kongreß; es scheint also überflüssig, hier noch einen Congrès européen auszuschreiben, an welchem doch das übrige Europa wahrscheinlich nur geringen Antheil nehmen wird; denn die Gelehrten reisen nicht, wie Minister und Diplomaten, auf Staatskosten, und können sich jetzt auch ganz gemächlich mittelst Zeitschriften und gelehrten Abhandlungen verständigen. Indessen ist von Seiten der hiesigen Gelehrtengesellschaft: Institut historique, ein gedrucktes Cirkularschreiben an die Gelehrten Frankreichs und des Auslandes ergangen, sich am 15ten November dieses Jahrs auf dem Pariser Rathhause einzufinden und daselbst dem europäischen Kongresse beizuwohnen, und damit sie sogleich wissen, was verhandelt werden soll, sind dem Cirkulare die zu erörternden Fragen angehängt, wovon sogleich die Rede seyn wird. Das sogenannte Institut historique ist eine seit einem Jahre bestehende freie Gesellschaft, der man ohne weitere Ceremonie beitreten kann, wenn man sich anheischig macht, einen jährlichen Beitrag von zwölf Franken zu zahlen, nebst fünf Franken für ein Diplom auf Papier. Will man eines auf Pergament haben, so zahlt man das Doppelte. Seitdem die genealogischen Dokumente in Frankreich ihre Wichtigkeit und ihr Ansehen verloren haben, sind die Gelehrtendiplome in Aufnahme gekommen, und manche Leute bilden sich etwas auf Pergamente ein, die von einer gelehrten Gesellschaft unterzeichnet sind. Dieses Institut nun gibt sich mit der Geschichte ab, – und zwar in einem solchen Umfange, daß sogar die Geschichte der Wissenschaften und Künste also die gesammte Kulturgeschichte, in den Kreis ihrer Forschungen gezogen worden ist. Von ihrem Wirken zeugt ein monatlich erscheinendes Bülletin. Man sieht aus demselben, daß sie bisher sehr thätig gewesen ist, und eine Menge von Subscribenten für ihren Zweck gewonnen, aber im Grunde noch wenig ausgerichtet hat, wenigstens in Vergleich mit der Menge von Gelehrten, die sich in den Verein haben aufnehmen lassen. Ein löbliches, auch von andern hiesigen Vereinen beobachtetes Verfahren ist der Abdruck der Protokolle ihrer Sitzungen, so daß das Auge des Fremden bis in's Innere der Gesellschaft dringen kann, und ihm nicht einmal die kleinen Zwistigkeiten und Anmaßungen, welche in den Vereinen früh oder spät mehr oder weniger laut werden, verborgen bleiben. Das Institut historique theilt sich in sechs Abtheilungen: allgemeine Geschichte, Geschichte der gesellschaftlichen und philosophischen Wissenschaften, der Natur- und mathematischen Wissenschaften, der Sprachen und Literaturen, der bildenden Künste, und endlich Spezialgeschichte Frankreichs. Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verein sich bloß mit der Völkergeschichte abgegeben hätte, ohne auch noch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen; aber in Frankreich will man immer viel umfassen, und so kommt es manchmal, daß man wenig leistet. Gewöhnlich werden die gelehrten Vereine von Leuten gestiftet, welche mehr Rührigkeit als Gelehrsamkeit besitzen, daher selbst kaum wissen, was sie leisten wollen, und die sonderbarsten Versprechen laut werden lassen. Nach und nach bringen jedoch bedächtigere Leute die Sache besser in's Geleise, und die rührigen Stifter verschwinden, nachdem sie wenigstens das Verdienst gehabt, einzelne Kräfte zu einem gemeinsamen nützlichen Zwecke in Vereinigung gebracht zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 255:
Mohnkopf.

Räthsel.

Nach dem Lateinischen des Lactantius. (Symposion.)

Viel Lärmen macht die Wohnung dort,
Doch der drin wohnt, ist stumm;
Die Wohnung läuft nur vorwärts fort,
Ihr Gast läuft um und um.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. Oktober 1835.

— Die freie,
Ungeheuchelte Herzensgabe
Kaufen Eide nicht, die Treue.
F. Müller.

Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland.

Mitgetheilt von Friedrich Rückert.

Die Strafe der Untreue.

Der Abbassid' Alhadi, wird erzählt,
War in ein Mädchen Namens Trug verliebt,
Der Frauen schönste von Gesicht, und feinste
Von Bildung, holdeste von Sitt' und Art,
Und süßeste von reizendem Gesang.
Als sie nun eines Nachts ihn unterhielt,
Ihm sang und spielte, da verwandelte
Sich seine Farbe plötzlich, und ein Zug
Von Traurigkeit erschien auf seinem Antlitz.
Sie sprach: Was hat der Fürst der Gläubigen?
Nicht lasse Gott ihn sehn, was ihn verdrießt!
Er sprach: Gekommen ist mir in Gedanken
Die Stunde, wo ich sterben werd', und Harun,
Mein Bruder, nach mir diesen Thron besteigt,
Und daß mit ihm du dann wirst seyn, wie jetzt
Mit mir du bist. — Sie sprach: Nicht lasse Gott
Mich überleben dich! Und dann begann sie
Ihn zu liebkosen, ihn zu unterhalten,
Vom Spiegel des Gemüthes wegzuhauchen
Den Anflug der Betrübung; doch er sprach:
Du mußt mir schwören Eide, kräftige,
Nicht nach mir ihm zu nahn. Da schwor sie ihm,
Und Zeugen nahm er und Versicherungen,
Die kräftigsten; dann stand er auf und sandte
Zu Harun, seinem Bruder, hieß ihn schwören,
Nicht mit dem Mädchen Trug nach ihm zu leben,
Und Zeugen nahm er und Versicherungen
Von ihm auch, wie er sie von ihr genommen.
Dann währt' es keinen Monat und er starb,
Und Harun nach Alhadi ward Chalife.
Der ließ das Mädchen rufen, und sie kam;
Er hieß sie mit Gesang ihn unterhalten.
Sie sprach: Und was nun macht mit jenen Eiden
Der Fürst der Gläubigen? Er sprach darauf:
Schon hab' ich sie für dich und mich gesühnt.
So lebt' er dann mit ihr, und sie gewann
An seinem Herzen bald so nahe Stelle,
Daß keine Stund' er seyn mocht' ohne sie.
Einst als sie schlief in seiner Kammer Nachts,
Erwachte sie verstört aus bangem Traum;
Er rief: Was ist's? Mein Leben zahlt für dein's!
Sie sprach: Dein Bruder kam zu mir und sang:
Und brachst du mir die Treue, seit
Ich ein Bewohner bin der Grube?
Vergaßest und verscherzetest
Die Eide, die du schworst zum Luge?

Digitized by Google

Betrogest mit dem Bruder mich?
Wahr sprach, wer dich benannt vom Truge!
Nicht sey des neuen Bundes froh,
Und Unruh sey in deiner Ruhe!
Dich abzurufen, eh' es tagt,
Erscheine' ich, und du folgst dem Rufe.
Und also denk' ich, folgen werd' ich ihm
Noch diese Nacht. — Doch Harun sprach mit Schmeicheln:
Mein Leben zahlt für dein's! Laß diesen Wahn!
Das sind des Traumes wirre Dichtungen.
Was mahnt er die Unschuldige, nicht mich?
Des Eides Straf' hab' ich auf mich genommen.
Sie aber sprach: Der Fürst der Gläubigen
Ist straf- und schuldlos, aber ich muß büßen.
Da faßt ein Schauer ihre Glieder an,
Sie rang die Hände, wand den schönen Leib,
Und war im Nu verschieden.

Der Vesir.

Von Vesiren habet ihr
Oft gehört; doch was Vesir
Heiße, mögt ihr nun auch wissen?
„Lastbar," weil er wohlbeflissen
Seinem Herrn die Last nimmt ab.
Hört, wie einer hin sich gab
Für den Herrn, wo's Noth geschienen,
Recht als Lastthier selbst zu dienen.

Der Vesir zum König spricht:
Du versäumest deine Pflicht,
Ganz und gar mit Seel' und Leben
Deiner Schönen hingegeben;
Liebe zieht zum Staub dich hin,
Aufwärts strebet Königssinn;
Laß zu deines Ruhmes Bahnen
Dich den treuen Diener mahnen.

Der getroffne König hört
Die Ermahnung sehr verstört,
Aber nimmt sie doch zu Herzen,
Unterläßt des Tags zu scherzen
Mit der Schönen, ungeneigt.
Wie der König finster schweigt,
Weiß sie ihm nach kin'gem Stocken
Das Geheimniß zu entlocken.

„Herr, die Liebe tritt zurück
Vor der Weisheit, die dein Glück
Hat im Aug' und die es denket;
Sey dir jeder Wunsch erbeutet!
Jenem lohne nach Gebühr,
Schenke mich ihm selbst dafür!"
Und sie wird ihm zugesendet,
Schön, daß sie die Augen blendet.

Der Vesir, mit ihr allein,
Naht ihr gleich mit Schmeicheleil'n,
Doch sie wendet erst sich blöde,
Spielt mit Artigkeit die Spröde;
Als er scheint genug ein Thor,
Legt sie die Bedingung vor:
Eh' du hofft mich zu umfassen,
Mußt du auf dir reiten lassen.

Und sie legt, er sträubt sich kaum,
In den Mund ihm einen Zaum,
Einen Sattel auf den Rücken,
Und er muß dem Ritt sich bücken.
Da sie so ihn tummelt fein,
Tritt der Fürst gerufen ein:
„Ei, sind das die Weisheitsthaten,
Die mein Meister mir gerathen?"

Er mit Müh' erhebt sein Haupt,
Wie es ihm der Zaum erlaubt,
Und gebückten Leibs erwidert:
Siehst du, wie die Lieb' erniedert?
Diesem unterwarf ich mich,
Davor zu bewahren dich;
Besser, dacht' ich, daß ich's litte,
Als daß sie dich selber ritte.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Den 21ten Sept.

Hier sitze ich in dem großen Mailand, dicht an dem offenen Balkon; draußen über dem Garten, auf welchen hinaus unsere Fenster gehen, leuchtet der hellste Sonnenglanz, das hohe Zimmer mit Amoretten an der Decke, Seidentapeten, goldenen Leisten und Verzierungen, die Teppiche und Mahagonibetten deuten auf einen einstigen, jetzt verfallenen Pallast, die Luft ist mild und noch nicht drückend, der ganze Zustand so wünschenswerth und behaglich als möglich, da ich mich endlich zu Dir, zu euch sammeln kann. Zu schreiben war durchaus unmöglich; kein Brief würde bis zu Dir gedrungen seyn; vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten hin war die regelmäßige Verbindung mit der übrigen Welt versperrt. Wie dies zugegangen, wirst Du im Allgemeinen bereits aus den Zeitungen erfahren haben; so höre denn, wie es uns Allen im Einzelnen ergangen ist.

Die lezten Zeilen schrieb ich den 23sten in Augsburg. Kaum war dieser Pflicht Genüge geschehen, als ich den höchsten Thurm bestieg, und von hier aus rings über die leere, einst so reiche, volle Stadt hinaus einer freundlichen Aussicht genoß. Von Süden her drohten

schwere, dunkle Wolken, und ein heftiger Wind trieb mich wieder hinunter. Am nächsten Tage, vor Sonnenaufgang, bei frischester Morgenkühle, saßen wir in einem Hauberwagen, der uns bis Lindau führen sollte. Es regnete, die Cigarren braunten nicht, der Wagen war unbequem, die Pferde schlecht, der Kutscher krummfüßig, alt, bierroth, steif und eigensinnig, und das Gespräch stockte immer von Neuem. Mit dem Frühstück in Schwabmünchen klärten sich der Himmel und wir selber uns auf; wir zwei Fußgänger liefen wie immer voraus, und waren ohngefähr eine Viertelmeile gegangen, als wir fern am Wolkenhimmel, zur Linken, zum ersten Male die Vorarlberger Kette, als Vorboten der Tyroler und Schweizer Alpen, mit ihren krausen Wellenlinien fröhlich begrüßten. Nun ging es schon lustiger und hoffnungsreicher vorwärts. Historische lächerliche Examina, botanische Studien und sonstiges hinflatterndes Geschwätz wechselten wie sonst, und in Mindelheim war nach dem Vorgenuß einer herrlichen Aussicht auf das dunkelblaue, wolkendeschattete Gebirg das Mittagessen ermuthigend. Dann fuhren wir wieder in's Weite hinaus. Der Tag wurde schwül, und wir schliefen sämmtlich ein. Plötzlich weckte uns gegen sechs Uhr der heftigste Sturm; stromweise rasselte der Regen und Hagel von dem schwarzen Himmel, die Pferde mußten ausgespannt und gegen den Wind gesichert werden, und diese Störung dauerte wohl eine Stunde, so daß wir erst mit anbrechender Nacht in Memmingen einfuhren. Für einen Reisesonntag war das Wirthshaus schlecht genug, kalt, feucht, ohne Erquickung guter Speise oder reiner Betten. Dennoch waren wir Montag schon um vier Uhr im Wagen. Es regnete von Neuem, die Wege waren ungangbar; wir kamen zum Verzweifeln langsam vorwärts. Nur ein gutes Mittagbrod in Wangen tröstete uns einigermaßen. Ein hypochondrischer Baseler mit seiner jungen Frau, die wir von Augsburg aus überall getroffen hatten, blieben auch diesmal unsere Tischgenossen. Der Regen hörte nicht auf, und erst gegen fünf Uhr waren wir auf der Spitze dieser ersten Hügelreihe. Nun aber, bei durchbrechenden, froh begrüßten Sonnenblicken, lag plötzlich der unabsehbare, grüne Bodensee vor uns, zu dem wir hernieberrollten, während ein glänzender Bogen sich von Osten nach Westen über die hoch emporgethürmten Gebirge hinzog. Die Freude war groß; Lachenderes, Freundlicheres und Hohes zugleich hatte ich lange nicht gesehen.

Wir fuhren jauchzend in Lindau ein, das, auf einer Insel erbaut, rings vom See umspült wird. Hieher hatte ich deinen Brief von Augsburg nachzusenden befohlen, und war schon, ehe ich noch ein Zimmer betreten hatte, auf der Post. Ich fand sie bereits verschlossen, aber der gefällige Postmeister ließ sich aus seinem Familienkreise aufstören, und nach wenigen Minuten schon hielt ich die langersehnten Zeilen in meinen Händen. Sie in gehöriger Stille und Einsamkeit durchzulesen, fand sich die beste Muße; die Freunde, des starken Windes ohnerachtet, hatten sich sogleich, ohne mich zu erwarten, in ein Boot gesezt. Ich betrieb deßhalb nach dem Lesen die nöthigsten Hausgeschäfte, und sah, als sie endlich ausgerichtet waren, von ohngefähr aus dem Fenster, das auf den See hinausging. Die Berge ringsum glühten im feurigsten Rosenduft und spiegelten sich in dem grünen, wellenschlagenden Wasser immer glühender wieder; Schneespitzen ragten wie Rubinen in den Himmel hinein, an welchem die Wolken noch düster umherflogen. Da war kein Haltens mehr; ich eilte an's Gestade und stellte mich, wie sehr es auch stürmte, an die äußerste Hafenspitze. Diese Aussicht in diesem Lichte war unbeschreiblich. Weit im See segelte ein Kahn, es waren die Freunde, die zurückkehrten, und nicht genug von dem Sonnengold und Wiederschein in den Wellen, von dem schwarzen Wolkenrand, hinter welchen die Sonne zulezt hinabsank, zu erzählen wußten. Nun war Alles in Nacht und Schatten gehüllt, und auch wir nach einem mühseligen Reisetage suchten sodald als möglich die nöthige Ruhe.

*

Von hier aus sollte die Reise eigentlich erst angehen, und in der That hatte ich beim Erwachen Thüringen, Nürnberg, Augsburg, ja die Heimath und mit ihr die tägliche Plage und Lust der lezten Jahre wie vergessen.

Der Morgen glich dem Abend. Um sechs Uhr schon bestiegen wir das Boot, um hinüber nach Bregenz zu fahren. Vor uns ragte von Appenzell her der schneeige hohe Säntis mit seiner Bergreihe hervor, hinter uns lag Lindau mit lieblichen, grünen, bewachsenen Hügeln, Landhäusern und Baumgruppen, nach Westen hin verflachten sich rechts und links die Ufer, bis am fernsten Rande ein lichtblauer Berg, dem Donnersberge ähnlich, mit dem Himmel und den Wolken verschmolz. Wir steuerten auf Bregenz los, das sich terrassenartig emporthürmt, von den hohen Gipfeln Vorarlbergs überragt, indeß sich die Graubündtner Spitzen höher und höher emporhoben. Drei Bergreihen lagerten sich hintereinander, die nächsten durch die blauen Schleier, buntbewachsen, mit ihren wechselnden Formen und grünen Abhängen und Fichten durchschimmernd, die feeneren von dunklerem und hellerem Duftblau überschleiert.

Ueber dem Säntis zog sich am Himmel ein weiter, gelber Morgenschimmer hin, der in den grünen Wellen sich spiegelte; die breite Wasserfläche umspülte uns wie fließender Chrysopas mit Rosastreifen zart angehaucht, und dieses Farbenspiel wogte und schillerte so ineinander, setzte so scharf sich ab, und blieb so harmonisch, daß sich mir Natur und Kunst zum erstenmal in ihrem Wetteifer

Digitized by Google

verwirrten, bis ich der Natur den Farben- und Formensieg unbestritten zutheilte. Von diesen kaufen Linien der Berge, von diesem Wechsel der Gestalt, von dieser Gewalt und Macht und lieblichen Phantasie, ja Phantastik der Gestalten und Färbung, hatte ich bisher keine Ahnung gehabt. Nur in der Wolkenbildung hatte ich das Aehnliche bewundert, nun sah ich es, wie für die Ewigkeit festgehalten, erstarret, und doch wunderbar lebendig und stets lebendiger vor mir. Je näher wir Bregenz kamen, desto weniger fehlte es an Mittelgründen; denn eine Landspitze mit Wiesen, Häusern und prächtigem Landholz, Buchen, Nußbäumen, Sträuchern und Tannen steckte sich tief in den See hinein, in welchen sich am Ende dieser Ebene der junge Rhein ergoß. Gegen zehn Uhr waren wir in Bregenz und bestiegen den Gebhardtsberg, dessen Spitze die schönste Aussicht liefern sollte. Wirklich war sie auf den See und Lindau hin von seltener Schönheit. Rechts die Appenzeller Berge, davor die üppigsten Wiesen zwischen dem Rhein und der Bregenzer Ach, die aus den dunkeln Bergen Graubündtens hervordrang. Aber es thürmten sich von Süden her immer drohendere Wetterwolken empor, oben auf der Höhe war es kalt und stürmisch, und ich mußte wieder hinab, um mich durch Laufen zu erhitzen; denn ich fühlte mich erkältet und krank. Aber eine heitere Heimfahrt bei stets wechselndem Wind und eins um das andere aufziehenden Gewittern, Abendluft und Nachtruhe stellten mich völlig wieder her, nachdem mich noch ein langer Spaziergang an den Ufern des Sees erquickt hatte. Um Mitternacht jedoch störte uns ein Klappern und Stoßen immer von Neuem aus dem Schlafe. K. stieg aus dem Bett; es war ein Gewitterstrom, der schwarze Wolken vor sich hertrieb, es blitzte in der Ferne, und ein unheimliches Gefühl beschlich uns wider Willen, wenn wir der nächsten Tage gedachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der europäische wissenschaftliche Kongreß.

Bei dem vom Institut historique ausgeschriebenen Kongresse sollen, dem Programme zufolge, eine solche Menge von wichtigen Fragen erörtert werden, daß, wenn alles im Programme Angegebene zur Sprache kommen sollte, man im folgenden Jahre mit der Erörterung schwerlich zu Ende käme, und der Congrès européen so lange dauerte, als die Conférences de Londres, auch wahrscheinlich einen ähnlichen Ausgang hätte; denn bereits ist vom Institut historique angekündigt worden, am Ende der Diskussion solle keine Entscheidung erfolgen, sondern die vorgebrachten Gründe oder Thatsachen bloß resumirt werden. So z. B. will sich das Institut historique mit folgenden Punkten abgeben: Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß des Christenthums auf die Bildung in der neuern Zeit. — Ueber die Kolonisation bei den Alten. — Ueber den Werth der geschichtlichen Documente Amerika's vor der Landung der Spanier. — Ursprung und Bildung der spanischen Kortes in Vergleich mit den gesetzgebenden Versammlungen anderer Völker. — Ursprung der Zigeuner, der Basken. — Ueber das Verhältniß zwischen dem religiösen Glauben und dem gesellschaftlichen Zustande der Völker. — Unterschied zwischen der Sklaverei bei den Alten, im Mittelalter und in den jetzigen Kolonien. — Ueber das Eigenthum der Geistesprodukte in älterer und neuerer Zeit. — Verhältniß zwischen der Sprache der Völker und ihrem gesellschaftlichen Zustande. Uebergang der ältern Sprachen in die neuern. — Ob gallische Sprache und Literatur in die französische als Element übergegangen sey. — Einfluß des Theaters auf Sprache, Literatur und Sitten in Europa. — Einfluß der Buchdruckerei auf Sprache und Literatur. — Ob die alte celtische Sprache noch vorhanden. — Geschichtliche Bestimmung der wechselseitigen Verhältnisse der Naturwissenschaften. — Geologische Erörterung der verschiedenen Meinungen über eine allgemeine Wasserfluth, und ob Menschen vor derselben vorhanden gewesen. — Einfluß der moralischen und religiösen Lehrgebäude auf die bildenden Künste. — Ob die kirchliche Baukunst von der bürgerlichen herrührt, oder umgekehrt. — Unterschied der celtischen und griechischen Musik und des Ambrosianischen und Mozarabischen Gesanges, wie auch des Gregorianischen. — Geschichte der technischen Fortschritte der Malerkunst. — Geschichtliche Nachweisung über den Einfluß der französischen Institutionen auf diejenigen anderer Völker. — Charakterisirung der Bildung in Frankreich von Epoche zu Epoche. — Entstehung der Gemeinden. — Einfluß Frankreichs auf die Kreuzzüge. — Ueber die Politik Ludwigs XI., des Kardinals Richelieu u. s. w. — Dies ist nur ein Theil der vielen Fragen, welche dem Kongresse in einer vierzehntägigen Session vorgelegt werden sollen. Außerdem steht es noch Jedermann frei, andere Fragen vorzutragen, wofern dieselben vom Institut historique genehmigt werden. Auch werden noch unter der Rubrik pour Mémoire Fragen angehängt, unter andern eine über den Einfluß der Kosacken auf Literatur, Wissenschaft, Kunst und Bildung überhaupt, im Norden und im Morgenlande. Wahrscheinlich hat man mit Fleiß den Occident ausgelassen; vom Einfluß der Kosacken in den Jahren 1814 und 15 kann man sich durch eine Menge von Zeugnissen versichern, wenn man den Landstrich Frankreichs durchreist, den sie damals mit ihrer Gegenwart heimgesucht haben. Wahrscheinlich wird der Congrès européen das Meiste des zu Verhandelnden, wie die Schweizer Tagsatzung, ad referendum aussetzen; denn wo sollte er Zeit hernehmen, um Alles auch nur oberflächlich zu besprechen? Erfüllt er aber buchstäblich den Inhalt seines Programms, so können ein Dutzend gelehrter Vereine ihre Arbeiten einstellen; denn was sie seit so langer Zeit beschäftigt, wird der Congrès européen binnen vierzehn Tagen in's Klare gesetzt haben. Hoffentlich wird der Kongreß den Gelehrten nicht erlauben, ihre geschriebenen Abhandlungen aus der Tasche zu ziehen und vorzulesen, sondern sie zwingen, mündlich ihre Beweise zu führen; denn sonst würde er kein Ende nehmen. Sollte er etwas Merkwürdiges darbieten, so werde ich zu seiner Zeit auf denselben zurückkommen. Vielleicht ahnt der Kongreß selbst nicht, was für eine schwere Arbeit er übernommen hat. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 260:
Der Strom und der Fisch.

Beilage: Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nähre,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 5 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Bilder der Nacht. von L. Seeger. 265.
Magie und Liebe, von G. Pfizer. 268. 269. 271. 272. 273. 277. 278. 282.
Abendschwere, von K. Mayer. 274.

Räthsel.

Laterne. 267. — Schlaf. 273. — Blumenstock. 279.

Logogriph.

Trauben. 285.

Erzählungen.

Bilder aus dem Seelenleben in Märchen und Sagen. — Der Wetterbeschwörer, vom Freiherrn v. Sternberg. 262—267.
Die müssigen Leute auf dem Lande. 274—285.

Länder- und Völkerkunde.

Florentinische Volksfeste. 262. 263. 264.

Reisen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. — 283. 284. 285. 286.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Wie man in Paris bekannt macht. 270—276.
Mechelu und die Eisenbahn. 279. 280. 282.
Ophelia. 286.

Korrespondenz.

Baden. 262. — Wien. 263. — Paris. 264. 265. 266. 267. 268. — 277. 278. 279. — 281. 282. 283. — 285. 286. — Genf. 265. 266. 267. — Stuttgart. 269. 270. — London. 271. 272. 273. — Prag. 273. 274. 275. 276. — Berlin. 275. 276. — Haag. 278. 279. — Nürnberg. 280. 281. — Dresden. 284.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Aus Griechenland. — Kunstverein in München. — Ausstellung. — Sammlung.

Nro. 89.

Düsseldorfer Kunstbericht. — Kunstverein in München. (Schluß.)

Nro. 90.

Düsseldorfer Kunstbericht. (Forts.) — Kunstverein in Hannover. — Ausgrabungen. — Denkmäler. — Literatur.

Nro. 91.

Tizian und seine Schule in Venedig. — Düsseldorfer Kunstbericht. (Schluß.) — Kunstausstellung zu Venedig im August 1835.

Nro. 92.

Berlin. — Tizian und seine Schule in Venedig. (Forts.) — Alterthümer. — Gemälde. — Ausstellung. — Bauwerke.

Nro. 93.

Tizian und seine Schule in Venedig. (Forts.) — Berlin. (Forts.) — Bauwerke.

Nro. 94.

Berlin. (Forts.) — Tizian und seine Schule in Venedig. (Forts.) — Bauwerke. — Vereine.

Digitized by Google

Nro. 95.

Tizian und seine Schule in Venedig. (Forts.) — Berlin. (Schluß.) — Persönliches. — Medaillenkunde. — Nekrolog.

Literatur-Blatt.

Nro. 112.

Deutsche Geschichte. 35) Sammlung historischer Schriften und Urkunden. Geschöpft aus Handschriften von Frhr. v. Freiberg. — 36) Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im königl. geh. Staats- und Kabinets-Archiv zu Berlin, herausgegeben von L. F. Höfer. — 37) Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte, herausgegeben von Höfer, Erhard und v. Medem. — 38) Ueber Römerstraßen im Allgemeinen, mit besonderer Rücksicht auf den Isarkreis des Königreichs Bayern, von Schlett. — 39) Ueber die Behandlungsweise der bayerischen Geschichte, von Dr. Rudhardt. — 40) Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober-Main-Kreises, von Hagen und Dorfmüller. — 41) Geschichte der Grafen von Mansfeld, von Niemann.

Nro. 113.

Deutsche Geschichte. 42) Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Leo, Voigt, herausgegeben von Fr. v. Raumer. — 43) Die Landgrafen von Leuchtenberg, historisch-genealogisch erläutert von Brenner. — 44) Geschichte der fränkischen Cistercienser Abtei Eberach, von W. Wigand. — 45) August von Werfede, über die Wertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken.

Nro. 114.

Deutsche Geschichte. 46) Neuere Geschichte von Hessen, durch Christoph von Rommel. — 47) Geschichte des ständischen Wesens im Großherzogthum Hessen, von Bopp. — 48) Mittheilungen zur Geschichte der Reichs-Münzstätten zu Frankfurt am Main, Nördlingen und Basel. Mit Urkunden, von Albrecht. — 49) Geschichte der Domkirche zu Speier von 1030—1854, von König. — 50) Badische Landesgeschichte, von den ältesten bis auf unsere Zeiten, von Baber. — 51) Die Ritterburgen des Höhgaus, von Schönhuth. — Vermischte Schriften. 1) Schlachtengemälde aus Europas Vorzeit, für Freunde der Geschichte, so wie überhaupt für gebildete Leser, von Fischer. — 2) Chroniken aus den Schreckensarchiven der Tyrannei, des Fanatismus, der Inquisition, Tortur, der Kriege und Empörungen, von F. v. Gleichen.

Nro. 115.

Streitschriften. 1) Die junge Literatur und der Roman Wally. Ein Vademecum für Herrn Gutzkow, von Dr. Bacherer. — 2) Votum über das junge Deutschland.

Nro. 116.

Deutsche Geschichte. 52) L. A. Freiherrn von Spittlers sämmtliche Werke, herausg. von K. Wächter. — 53) Beiträge zur neuern braunschweigischen Geschichte, von G. Ph. v. Bülow. — 54) Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden. Aus den Quellen dargestellt von Dr. P. Wigand. — 55) Curland unter den Herzögen, von Cruse. — 56) Geschichte der Grafen von Eberstein und ihrer Besitzungen, von v. Spilker. — 57) Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal, von Dr. Piderit. — 58) Die uralte Kaiserburg Salzburg bei Neustadt an der Saale, von Frhr. A. Volt. — 59) Beiträge zur niedersächsischen Geschichte ꝛc., von Kocken. — 60) Geschichte der Kirchberger Schlösser auf dem Hausberge bei Jena, von E. Schmid. — Berichtigung. — Erklärung.

Nro. 117.

Deutsche Geschichte. 61) Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, von Fr. Graf von der Decken. — 62) Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Eine Biographie von Hofr. Dr. Förster. — 63) Joachim vom Berge und seine Stiftungen, von Keller. — Literargeschichte. Schiefens Antheil an deutscher Poesie, von Kahlert.

Nro. 118.

Deutsche Geschichte. 64) Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgeg. von F. B. v. Buchholtz. — 65) Darstellungen aus der Geschichte des Reformations-Zeitalters mit Zugaben aus der Quellenforschung, von Wachsmuth. — 66) Die Kirchen-Reformation von Nassau-Weilburg, von Eichhoff. — 67) Verwehmung des Herzogs Heinrich des Reichen von Bayern durch die heimliche Acht in Westphalen, von Dr. B. Thierfch. — 68) Index corporis historico-diplomatici Livoniae, Esthoniae, Curoniae. — 69) Einiges über die Verfassung Schleswig-Holsteins und die Ritterschaft, von A. Grafen von Moltke. — 70) Ueber die Finanzen des Königreichs Hannover und deren Verwaltung, von Hofr. Ubbelohde. — 71) Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen ꝛc., von Frhrn. von Wedekind. — 72) Helvetia. Denkwürdigkeiten für die zwei-und-zwanzig Freistaaten der Schweizer Eidgenossenschaft. — Literargeschichte. Ueber das Leben und die Werke der beliebtesten deutschen Dichter und Tonsetzer, von Th. Milde.

Nro. 119.

Deutsche Geschichte. 73) Geschichte der europäischen Staaten, herausgeg. von Heeren und Ukert. — 74) Geschichte der österreichischen Länder, Völker, Staaten und Regenten, von Groß-Hoffinger. — 75) Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. und Gemälde seiner Zeit, von demselben. — 76) Leben, Wirken und Tod des Kaisers, (Franz I.), von dems. — 77) Kaiser Joseph II. in seinem Leben und Wirken, von Dr. Burckhardt. — 78) Franz I., Kaiser von Oesterreich und sein Zeitalter, von Meynert. — 79) Fürst Clemens von Metternich und sein Zeitalter, von Binder. — 80) Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, von Stuhr. — 81) Geschichte des Feldzugs von 1815, von Norvins. — Wörterbücher. 1) Kurzgefaßtes vollständiges stamm- und sinnverwandtschaftliches Wörterbuch der deutschen Sprache ꝛc., von Kaltschmidt. — 2) Allgemeines Fremdwörterbuch ꝛc., von Dr. Heyse. — 3) A general english and german glossary etc., by C. A. E. Seymour. — Gymnastik. 1) Das Ganze der Gymnastik ꝛc., von Werner. — 2) Gymnastik für die weibliche Jugend ꝛc., von demselben.

Nro. 120.

Werke über Griechenland. 1) Das griechische Volk, in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung ꝛc., von G. L. v. Maurer.

Nro. 121.

Deutsche Geschichte. 82) Ueber die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes, von P. A. Pfizer. — 83) Akten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815, herausgegeben von Dr. Klüber. — 84) Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland, seit der Mitte des Jahrs 1832, von Prof. Dr. Wurm. — Werke über Griechenland. 1) Das griechische Volk ꝛc., von G. L. v. Maurer. (Schluß.) — 2) Examen critique de l'ouvrage, de l'état actuel de la Grece etc., par Mr. Fr. Thiersch. — 3) Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen ꝛc., von J. M. Heilmaier.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. November 1835.

— Eine Mähre,
Die toll die Hörer macht.
Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn v. Sternberg.

Der Wetterbeschwörer.

„Sahst Du, Knabe, jenen Hügel am öden Strande? regellos hingeworfene Steine bilden ihn, und auf diesen ruht ein zerbrochener Anker. Ein böses Denkmal! unter ihm schlummern die, welche ihr Lebensschiff nicht zu steuern verstanden, die, statt es in den Hafen ewiger Glückseligkeit und des Gottesfriedens zu lenken, es unrettbar stranden ließen am Felsen der Verdammniß. Hüte Dich, Knabe, blick nicht so oft dorthin zurück! Es ist eine verfluchte Stätte, der Richtplatz auf der öden Insel. Nachts, wenn die Wellen an dem Strande sich brechen, wenn Sturmwinde heulen und der Mond aus zerrissenen Wolken niederschaut, da winden aus den Steinen sich Klagelaute los, da fassen Schattenarme aus der Tiefe, die an dem zerbrochenen Anker rücken und ihn nicht von der Stelle bringen. Es sind Arndt-Aldersons Arme. Schlage das Kreuz auf Deiner Brust, Knabe; Du hörst einen verruchten Namen! Er schlummert unter den Steinen. Wie lange hing sein Gebein, von den Winden gepeitscht, am Galgen, endlich begruben ihn mitleidige Schiffer, warfen die bemoosten Steine des Ufers auf sein Grab und legten den zerbrochenen Anker darüber hin, zum Zeichen, daß der, der unten liege, weiter keine Hoffnung habe. O wir entsetzenvoll! Haben sie doch Hoffnung, alle die Todten, die da schlummern auf der weiten Erde, in dem tiefen Meere, und nur dieser Eine Todte unter den Steinen auf der öden Insel soll keine Hoffnung haben? Er hat keine, Arndt-Alderson hat keine, denn er war der Wetterbeschwörer.“ —

Harry Williams, ein schwächlicher Knabe, bebte zusammen bei diesen Worten Giles Olfrieds, des Hochbootsmanns auf dem „Falken,“ einem Nordlandsfahrer, der auf den Wallfischfang auszog. Giles Olfried wußte viele entsetzliche Geschichten, aber die vom „Wetterbeschwörer“ war dennoch seine entsetzlichste. Er erzählte sie nur, wenn er guter Laune war, sonst mochte Niemand ihn daran erinnern, denn er hatte Arndt-Alderson im Leben gekannt, und es schmerzte ihn, daß die Leute die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab gelegt hatten. Jetzt, da man an dieser Stätte vorbei kam, da mußte er wohl die Geschichte erzählen, er mochte wollen oder nicht, Jedermann wollte sie aus seinem Munde hören, und als er sie nun erzählt hatte, richtete er, er wußte selbst nicht warum, die letzten Worte an den armen Knaben, der bleich und winselnd in seiner Matte hing, und beim Ende der Geschichte sich hoch und

höher erhob, um mit weit aufgerissenen Augen nach der fernen Küste der öden Insel hinzustarren.

„Seht die Kradde!“ riefen einige der Matrosen, „wie sie aus ihrer Schale den Kopf emporstreckt! — Gebt ihr den Schiffsbesen zu kosten! — Willst du auch das Wetter beschwören, du Otter?“ — Diese Scherze galten dem armen Knaben. Einer seiner Peiniger fuhr mit dem in Seewasser und Sand getauchten Besen über des Kleinen bleiches Antlitz, indeß ein Anderer die wenigen schmutzigen Hüllen abriß, unter denen der zitternde Körper lag. „Werft ihn in's Wasser, den Wurm!“ schrien nun Alle; „er ist doch zu nichts nütze, als den Zwieback und das süße Wasser zu vertheuern; werft ihn in's Wasser!“ Des Kindes Augen glühten, es hielt die dürren Arme über die Brust geschlagen und beobachtete so die Bewegungen seiner Feinde, ohne ein Wort über die bleichen Lippen zu bringen. „Seht nur die blasse Landkröte, wie sie verstockt ist! ob sie wohl um ihr Leben bittet?“ rief Andreas, ein rothköpfiger, wilder Schiffsbursche, und indem er diese Worte ausstieß, riß er das arme Wesen aus der Matte und hielt es über den Abgrund der Wellen. „Jetzt beschwöre uns den Wind, mache, daß er von Süden nach Norden sich umschwenke, dann soll Dir Dein Leben geschenkt seyn.“ — „Ich kann nicht zaubern, ich kann es nicht!“ wimmerte der Knabe, indem er sich fest an dem Arm, der ihn über die Tiefe hielt, anklammerte; „erbarmt Euch, laßt mir mein Leben!“ Giles Olfried gebot dem Scherze ein Ende zu machen; kaum war der Knabe auf dem Deck, als er ohnmächtig zusammen sank. Er wurde in seine Matte gelegt und Giles deckte die wenigen Lumpen wieder über ihn, er that noch mehr, er tauchte ein Stückchen Zwieback in Arrack und gab es ihm in den Mund, indem er vor sich hin murmelte: „Ich habe daheim einen Knaben; Gott laß ihn nicht zum Spott und Hohn in der Fremde werden! Es thut wahrlich weh, allein dazustehen in der weiten Welt.“

Als Harry Willams in der Nacht von seiner Ohnmacht erwachte, hörte er die Wellen unter sich schäumen, über sich sah er den klaren Nachthimmel mit seinen Sternen, das Schiff ging einsam seine Straße dahin. Von Neuem kamen Giles Worte und das Grab am öden Strande in des Knaben Seele. „Armer Harry,“ dachte er bei sich, „wenn du die Macht und Stärke Arndt-Aldersons hättest, wenn auf deine Stimme die Wellen, die jetzt unter dir rauschen, schwiegen, wenn du dem Winde gebieten könntest, daß er von Süd nach Nord umsetzt — ach! dann lägest Du nicht hier verlassen und verspottet, vor Kälte und vor Hunger zitternd. Wie würden die Elenden, die Grausamen, die dir jetzt nicht einmal den ärmsten Winkel im Raume gönnen, die die Brocken schimmeligen Zwiebacks, welche dein tägliches Mahl ausmachen, lieber in die See werfen möchten, als daß durch sie ein Leben, das ihnen allen im Wege ist, gefristet werde, wie würden sie zu deinen Füßen auf jeden deiner Winke lauschen, wie wäre Gold und Silber nicht köstlich genug, um darin die herrlichsten Speisen für dich aufzutragen! Dann, dann läge ja an deiner Laune ihr Glück und ihr Leben! O, und sie sollten zittern! Wie würde da der arme Knabe blutige Rache nehmen! — Ja, zittern, zittern sollten sie!“ Bei diesen Worten hatte er sich emporgerichtet, Fieberfrost schüttelte seine Glieder, fest klammerte er sich an das Seil der Matte, und indem er zum Himmel aufstarrte, flogen seine Haare im Nachtwinde. „Auch ich will reich und herrlich leben!“ rief er, „auch ich will grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ich kam arm und elend zu euch, ihr habt mich mit Füßen getreten, ich flehte euch an um Kleider, ihr nahmt mir noch die, die ich hatte! Wolltet ihr euern Kindern ein Fest bereiten, so peitschtet ihr mich, und wenn das Blut aus meinen Wunden eure Kleider netzte, so ward ich noch ärger geschlagen. O, ich will euch peitschen lassen, will auch grausam und ohne Erbarmen seyn! — Ja, ich will auch reich und herrlich leben! — Jube, Wind, fasse mir die Segel, bring mich an den Strand, wo Gold und Silber aufgehäuft liegt! dort will ich mir die Tasche füllen, will mir einen Rock machen lassen von Gold starrend, und die schönste Königstochter soll mein Weib werden, und ich will fünfzig Schiffe ausrüsten, gegen welche dieses eine elende Nußschale seyn soll, und mit diesen fünfzig Schiffen will ich mir das schönste Königreich der Welt erobern, und dann wird der arme Harry auf dem Throne sitzen und eine goldene Krone tragen, und dann wird der arme Harry auch peitschen lassen, blutig peitschen lassen. Juhei“

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

Obgleich die Florenz eigenthümlichen Feste kaum noch einen Schatten von der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt bewahren, so verdienen sie doch noch immer im Cyklus des hiesigen Lebens eine vorzügliche Beachtung, weil sie immer noch den historischen Faden alter Ueberlieferungen faktisch fortspinnen. Hier sind es nicht Weihnachten, Ostern oder Pfingsten, überhaupt nicht die religiösen Feste, welche einer besondern Feier gewürdigt werden, sondern alle diejenigen, welche auf das politische Leben des Volks nähere oder entferntere Beziehung haben. Es fällt der Unterschied sogleich in der Osterwoche auf. Der heilige Donnerstag, der stille Freitag, Ostern selbst werden im Kleinen mit demselben Ceremoniell wie

Digitized by Google

in Rom begangen; der Großherzog übernimmt hier einige der Funktionen, welche der Pabst in Rom zu verrichten pflegt; aber man darf an die römische Feier nicht denken, um den Unterschied zwischen hier und dort nicht zu unangenehm zu empfinden. Dagegen aber ertönt am Sonnabend vor dem ersten Osterfeste nicht allein mit dem Schlage Zwölf wieder das seit dem Donnerstage schweigende Glockengeläute, es treten nicht allein die kirchlichen Funktionen wieder in ihre Rechte, nicht allein die Trauerflöre fallen von Bildern und Skulpturen ab, sondern an einem Seil, das im Chor in der Domkirche befestigt ist, fährt eine brennende Maschine, in Gestalt einer Taube heraus, um das Pulver an einem hohen, ziemlich geschmacklosen Karren zu entzünden, der auf dem Platze zwischen Dom und Johanniskirche aufgestellt ist. Der Karren selbst bleibt dabei unversehrt, und ihn bringen, wenn das Knallen und Schießen eine Weile fortgedauert hat, zwei mit rothen Bändern geschmückte Ochsen wieder an seinen alten Platz. Es ist dies natürlich einerseits eine Anspielung auf das heilige Feuer, das in Jerusalem noch alljährlich an diesem Tage mit einer Art von bacchischem Enthusiasmus an der heiligsten Stätte der Welt vertheilt und verbreitet wird; andrerseits aber behauptet die Sage, daß der Gebrauch hieher durch Pazza de Pazzi verpflanzt sey, der ein Häuflein Florentiner vor Jerusalem führte, und bei Stürmung der Stadt zuerst die Mauer erstiegen haben soll. Gottfried, der Heerführer aller Truppen, krönte, fährt die Erzählung fort, dem Helden das Haar mit einer Mauerkrone, gab ihm fünf Kreuze und zwei Delfine zum Familienwappen, und erlaubte ihm, drei Steine vom heiligen Grabe nach Florenz zurückzuführen. Diese drei Steine sind jezt in der alten Kirche St. Apostoli aufbewahret, und ihnen werden an dem heiligen Sonnabend die Funken entlockt, welche man sodann mittelst einer Kerze für die Taube und für anderweitige Vertheilung des Feuers nach der Kathedrale bringt. An dieser Sage nun wird sich wohl wenig historisch nachweisen lassen; das Feuerwerk aber, das noch an demselben Tage vor dem Familienpallast der Pazzi abgebrannt wird, deutet immer auf etwas hin, das dieses patricische Geschlecht irgendwie mit dem Feuer in Verbindung sezt. So viel ist gewiß, daß die Colombina (so heißt die Sache von der obengenannten Maschine) das Volk jezt eher an die Pazzi, als an das heilige Feuer in Jerusalem erinnert. — Den Landleuten gibt dieses Feuer, je nachdem es schneller oder langsamer sich entzündet, Vorbedeutungen für ihre Ernte.

Die schönen Maifeste, welche hier, wie im Norden, ehemals auf volksthümliche und poetische Weise begangen wurden, und frühern Dichtern, unter ihnen Lorenzo von Medicis, dem Erlauchten, reichlichen Stoff zu ihren schönen Gedichten boten, sind eingegangen und jezt lediglich auf die sogenannte Eselsprozession (processione di somaro) beschränkt, welche an den vier Sonntagen des Maimonats in der Frühe nach der Kirche der allerheiligsten Annunziata wallfahrtet. Die Landleute der Umgegend bringen auf diese Weise ihre Opfer der Madonna dar. Der Esel ist stattlich herausgeputzt, mit Gaben aller Art, namentlich aber mit Oel und Wachskerzen beladen, und auf diesen zierlich geordneten Geschenken sizt ein Kind im Engelkleide. Daß solche Frömmigkeit zugleich für die Kirche einträglich ist, weiß namentlich die Madonna dell' Impruneta, eine Kirche, welche sechs bis sieben Miglien von hier gelegen ist. Sie steht im Kredit noch größerer Heiligkeit, und daher sieht man, ungeachtet die Wallfahrten zu ihr vom Mai bis September dauern, oft an einem Sonntage zehn bis zwölf beladene Esel. — An diese Aufzüge will ich hier für diejenigen, welche in diesen freiwilligen Opfern zu viel Aeußerliches und Heidnisches sehen, und im wohlgemeinten Eifer für Aufklärung mit diesen Auswüchsen den Katholizismus selber vertilgen, und in Folge dessen den Italienern die darnach unausbleibliche tabula rasa des Unglaubens unterschieben möchten, für diese also will ich hier ein schönes Fest anreihen, welches am Sonntage nach Ostern (domenica in albis) im nahgelegenen Siena begangen wird.

Von einer eigens dazu ernannten Deputation wird hier im Voraus bestimmt, welche der Madonnen an diesem Tage für den allgemeinen Kultus zu erwählen sey. Gewöhnlich gibt dabei der Wunsch irgend eines Kirchspiels, eines Dorfes oder eines Gutsbesitzers, welche diese oder jene Madonna verehrt sehen möchten, den Ausschlag, wobei sie nach Gewährung ihrer Bitte eine Summe, gewöhnlich hundert Scudi, deponiren, um dadurch die Kirche, welcher das gewählte Bild angehört, vor jedem Schaden sicher zu stellen, den die dazu erforderliche ungewöhnliche Pracht des Ritus etwa veranlassen könnte. Ist dies geschehen, so wird von der Deputation angezeigt, daß dieses Jahr diese oder jene Madonna auserlesen sey, und zur Verehrung eingeladen. Aus den entlegensten Enden der Provinz ziehen nun die Landleute in Menge herbei, um der Madonna, welche namentlich für die kommende Ernte Sorge tragen soll, das Beste von dem zu opfern, was die vorjährige Ernte ihnen gegeben hat. Dabei geht Alles malerischer zu, als in Florenz. Zunächst ist der Dom Siena's, in welchem das Heiligenbild immer ausgestellt wird, eines der schönsten Kirchengebäude Italiens, und dann bewahren die Provinzen der Maremma, und namentlich die nähere Castellina, immer noch mehr nationales Kostüm, als die florentinische Umgegend, deren Frauen sich höchstens noch in den Männerhüten mit den Federn, in großen silbernen und goldenen Ohrgehängen und Halsketten

gefallen. Die Bevölkerung ganzer Odessee, im besten Staat, begleitet ein schön herausgeputztes, mit Fässern voll Wein und Oel, mit Wachskerzen und ähnlichen Gaben reichbeladenes Maulthier, und stimmt dazu vom Thor der Stadt bis an die Kathedrale Volkslieder an, die vielleicht in Nord- und Mittelitalien nirgend harmonischer und reizender ertönen, als hier an der Aebia. Auf den Fässern sitzen als Genien gekleidete Kinder, so frisch und schön, als sie im Gebirge nur immer gefunden werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden, Ende Octobers.

Schluß der Saison.

Der große Kursaal und das Theater sind geschlossen, die Musik rauscht nicht mehr durch die Bäume und in den Ballsälen, die wogende Menge hat sich zerstreut wie die Kinder Israels in alle Welt, und wenn schon das tannenhafte Glücksrad in dem kleinen, oder sogenannten Restaurationssaale noch immer fortrollt, und eifrige Jünger um den grünen Tisch versammelt sind, so ist doch die Saison als geschlossen anzusehen. Die Zahl der Fremden war auch dieses Jahr bedeutend, und beläuft sich bis jetzt auf mehr als 15,500; die Mehrzahl bestand aus den Söhnen und Töchtern Albions, und sie machten zum wenigsten $^3/_5$ der Totalsumme aus, wo nicht noch mehr. Nach den Briten frequentirten die diesjährige Saison vorzüglich Russen und Holländer, weniger Deutsche und Franzosen. Die Spielsucht war auch hier unter dem Badepublikum nicht gar lebhaft; das eine der Roulette stand fast immer leer, was in den vorhergehenden Jahren nicht der Fall war; doch hatte es die Bank mit drei großen Spielern zu thun. Der Umstehende wird wenigstens temporär gegen das Geld gleichgültig, wenn er mit der größten Ruhe Tausende von Goldstücken hin- und herschieben sieht; Summen von zwanzig bis dreißig Napoleons beachtet der Zuschauer nicht mehr, und erst Rollen oder Tausende vermögen seine Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Auffallend war dieses Jahr das Spielen auf Parole, welches sich selbst zu den Plebejern unter den Spielern verbreitet hatte. Wenn ein Matador mit seinem: dix mille Francs à la rouge! und dem dreifachen Echo der Croupiers eine Todtenstille im Saale verbreitete, so erscholl um so deutlicher, aber auch um so komischer gleich hintendrein: cinq Francs à la rouge! Zum Zählen letzterer Summe braucht man doch wahrlich nicht so viel Zeit; denn nur darin kann diese Spielweise ihre Entschuldigung finden, daß man durch Aufzählen einer bedeutenden Summe das Spiel nicht verzögern will, und auch nicht gerade zurückbleiben möchte bei einer Taille, auf die man gerade Flanz hat, wie die Spieler sagen. — Von den hohen und höchsten Herrschaften verweilte die Prinzessin von Oranien am längsten hier. Von Karlsruhe aus hatte man der Prinzessin besondere Aufmerksamkeit gewidmet; so unter andern soll ihr Wohnzimmer ganz dem ihrigen im Haag ähnlich meublirt und dekorirt gewesen seyn. Auch die sonst gerade nicht im Rufe zu großer Höflichkeit oder Aufmerksamkeit stehenden Badener strengten sich an: am Geburtstage des Großherzogs defilirten die hiesigen Bürgercorps vor der Wohnung der Kronprinzessin. Die schönen Punkte der reizenden Umgebungen Badens hat sie häufig besucht, und sehr oft sah man sie, ganz einfach gekleidet, nur von einer Hofdame begleitet, spazieren gehen. — Auf kürzere Zeit waren hier der König von Würtemberg sammt dem Kronprinzen, der Großherzog von Sachsen-Weimar, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Prinz Emil von Hessen, und viele andere fürstliche Personen. — Die Bälle und Tanzrenntonen waren außerordentlich zahlreich besucht, und jedenfalls dürfte die Nachricht als merkwürdig in den Annalen der Bäder dastehen, daß hier noch am 21sten Oktober ein äußerst glänzender Ball im Konversationshause abgehalten wurde. Obschon der Ball von vielen ausländischen Schönheiten strotzte, so muß ich doch, zur Ehre der hiesigen Damen, die Krone der Ballkönigin einer Badnerin zugestehen. Da dieser Ball als Schluß der Sommersaison und als Anfang der Winterunterhaltungen zu betrachten, so wäre im Interesse der hier noch anwesenden Fremden, die größtentheils den Winter hier bleiben, sehr zu wünschen, daß der kleine Saal zu ähnlichen Reunionen den Winter über geöffnet bliebe. Die Urbanität des Entrepreneurs, Chabert, ist zu allgemein bekannt, als daß er, bei erheischter Bewilligung, sich nicht dazu verstehen sollte. Es haben sich seit einigen Jahren hier so viele Engländer theils wirklich angesiedelt, theils überwintern sie hier, des milden Klima's oder der Ersparniß wegen, daß Baden auch jetzt noch einer brittischen Kolonie gleicht. Hiedurch widerlegt sich am besten das aus Galignani's Messenger auch in französische Zeitungen übergegangene Gerücht, als ob wegen, gesetzlich sogar zu rechtfertigender Tödtung zweier Hunde eines Britten uns seine Landsleute sammt und sonders verlassen hätten. — Wenn schon, wie erwähnt, das Theater den Winter über geschlossen ist, so wird doch dem gebildeten Publikum mancher genußreiche Abend bevorstehen. Hofrath A. Schreiber wird Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, und Dr. Muhl Vorträge über das häusliche Leben der Griechen und Römer halten. Außerdem hat sich ein musikalischer Verein gebildet. Hiezu kommen noch zwei andere Umstände, die den hier überwinternden fremden Familien den Aufenthalt viel comfortabler machen: einmal die schönen, neuerrichteten Häuser, denen die Winterbequemlichkeiten nicht abgehen, und zweitens ein hier unter Direktion des Dr. Muhl errichtetes Institut für junge Engländer, Franzosen und Deutsche. Es ist erwiesen, daß in frühern Jahren einige Familien wegen Mangel einer Anstalt der Art hier nicht überwinterten, und das rege Interesse des fremden Publikums zeigte sich namentlich auch dadurch, daß die hier anwesenden Fremden ersten Ranges der vor einigen Tagen stattgehabten Prüfung der Zöglinge beiwohnten. Die unermüdliche Thätigkeit des Vorstehers und die für ein derartiges Etablissement günstige Lage Badens versprechen dem Institute einen bedeutenden Flor. Einige junge Engländer, schon länger Zöglinge des Direktors, sprachen und schrieben das Deutsche mit einer solchen Fertigkeit, daß sie alle Anwesenden in Erstaunen setzten; weder Accent, noch Konstruktion verriethen den Engländer. Wenn es in Deutschland jetzt Modeartikel, hauptsächlich unserer Damen ist, englisch zu lernen, so studiren andererseits die Engländer sehr fleißig unsere Sprache, und eine Dame hohen Ranges versicherte mich, daß in St. James das Deutsche gegenwärtig die eigentliche Hofsprache sey. — Einige Darstellungen aus dem Badeleben selbst behalte ich mir auf ein anderes Mal vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. November 1835.

Sieh', der Herbst schleicht her, es erstarrt das Leben;
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Chamisso.

Herbstabend.

Still ist's in den Thalen,
Goldbeschwingte Strahlen
Schlüpfen, Engeln gleich, durch Busch und Grün;
Abendglocken hallen,
Ich muß einsam wallen,
Weinen in das herbstliche Verblühn.

Durch den Thränenschleier
Glanzlos blickt das Feuer
Weggeworfner Wünsche, krank und matt.
Ruhe, was verblühet! —
Abendröthe glühet
Mondlich sanft noch auf dem gelben Blatt.

Ach ja, wenn es ruhte!
Doch dem siechen Muthe
Wird zum Dolch ein Strahl aus früher Zeit;
Schmerzliche Gesichte
Stehn, wie zum Gerichte,
Vor mir auf in dieser Einsamkeit.

Mir zu Füßen spielen
Seh ich nach so vielen
Jahren mich, mich selbst, ein blühend Kind;
Von den rothen Wangen
Schüttelt es die langen,
Goldnen Locken flatternd in den Wind.

Wie es auf sich richtet,
Fühl' ich mich vernichtet,
Möchte lächeln gern und zitt're doch:
Deutend auf das reine
Herzchen, fragt die kleine,
Rührende Gestalt: bist du es noch?

Ludwig Seeger.

Florentinische Volksfeste.

(Fortsetzung.)

Der Zug schreitet nun mit dem Sammthier in die Kirche hinein, wo Priester die Gaben in Empfang nehmen, denen der Einzelne noch häufig Geld, Blumen u. s. w. beifügt. Die Sitte ist so alt, das Herkommen so geehrt, daß die Zurückerstattung des Einsatzes niemals Schwierigkeiten unterliegt. Die berühmtesten und deßhalb am meisten verehrten Madonnen in Siena sind die Madonna des Doms und die von Provenzano; an jene knüpfen sich die Großthaten sanesischer Geschichte, an diese fesselt größere Wunderthätigkeit die bewegliche Mehrzahl der jetzigen Bevölkerung.

Die hier genannten Feste sind so eigenthümlich an den Italienischen Himmel und an die italienische Geschichte gebunden, daß sie kaum Vergleichungspunkte dem Norden gegenüber bieten können. Die Feier der Himmelfahrt aber läßt den Unterschied deutlich erkennen, welcher in dieser Beziehung Süden und Norden auf so entschiedene Weise bezeichnet. Die religiöse Bedeutung tritt hier ganz in den Hintergrund; es ist die Natur- und Frühlingsfeier, welche begangen wird, und das Volk aus den dumpfen Gemäuern der Stadt hinausströmt in die nahgelegenen Cascinen, um dort den ganzen Tag unter freiem Himmel zu verleben. Das Lokal kann nicht glücklicher gewählt seyn. An dem rechten Ufer des Arno in der Ebene gelegen, welche sich bis an den Apennin erstreckt, bietet dieser Garten auf der rechten Seite überall Durchsichten auf Fiesole und auf die zahllosen Villen dar, welche das nach dieser Seite hin allmählig sich erhebende Gebirge bekränzen, während ein höchst malerischer Pfad sich unmittelbar am Arno hinzieht und auf das am jenseitigen Ufer gelegene Kloster der Olivetanermönche eine Aussicht eröffnet, welche nicht wenigee wegen der Masse des Gebäudes, als wegen des schönen Grundes, über welchem es sich erhebt, die herrlichste in und um Florenz genannt werden muß. Die gerade Allee der Ostseite gewährt an diesem Tage den Kutschen der vornehmen Welt den für diese Stadt möglichst großen Spielraum, während das Volk auf der Westseite, und unter dem Schatten, den frisches Laubholz nebst ewig grünenden Pinien, Steineichen und Cypressen hier gewähren, auf seine Weise sich belustigt. Aber nicht, wie es der Norden liebt, in eigenthümlichen Volksspielen, nicht in passenden Liedern, nicht in nationalen oder fremden Tänzen verkündet sich dieses Vergnügen, sondern materiell genug bloß in den bunten Reihen, welche sich um eine wohlbesetzte Tafel gruppiren. Der Himmelfahrtstag ist, wie der Sonntag der Weihnachten, und das Paradefest von Piedigrotta in Neapel, bloß diesem sinnlichen Dienste gewidmet, und im Kalender reicher und armer Esser roth bezeichnet. Manches Vergnügen wird hier schon durch die Jahreszeit unmöglich gemacht; denn da die Hauptfeste gerade in die heißen Sommeemonate zu fallen pflegen, so muß der Tanz schon deßwegen untergeordnet bleiben, auch wenn ee je im Volksleben Wurzel gefaßt, und übee den Saltarello und die südlichere Tarantella hinaus Eingang gefunden hätte. Die Volksspiele aber scheinen gerade in Toskana in dem Maße seltener zu werden, als das Ballspiel (giuoco di pallone) allgemeiner, und im eigentlichsten Sinne des Worts Kommunalangelegenheit zu werden beginnt. Dagegen bemerkt man, daß im Römischen und Neapolitanischen, wo dies Spiel seltener ist, die Volksspiele sich noch immer erhalten. Versuche, es auch dort einzuführen, sind so fehlgeschlagen, daß das prächtigste Gebäude dieser Art, welches Macerata, eine der reichsten Städte der ankonitanischen Mark, um den unsinnigen Preis von 13,000 Scudi errichtete, fast das ganze Jahr leer und unbenuzt steht und höchstens von fremden Spielern auf einige Zeit besezt wird. Erst die dem Toskanischen näher gelegenen Städte, wie Perugia, Chiusi und Spoleto, treiben das Ballspiel mit einiger Leidenschaft. Hier in Toskana aber hat jedes Städtchen seinen Ballplatz, der gewöhnlich an der Stadtmauer liegt, in Miethe gegeben und in gutem Zustand erhalten wird. — Volkslieder endlich darf man nun einmal bei den Florentinern nicht suchen; sie sind zu modern gesinnt und haben zu viel musikalisches Gedächtniß, als daß sie an solchen einfachen Melodien Vergnügen finden, und ihnen nicht lieber die Operarien und Aehnliches vorziehen sollten. — So bleibt an dem ganzen Feste das allein Erfreuliche das Spiel des Lichtes, welches die Pechfackeln Abends auf das frische Laub zurückwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Hier sank Harry zusammen, verkroch sich klagend unter seine Lumpen und lag still da, um die Aufmerksamkeit seiner Peiniger nicht zu erregen, deren einige sich auf dem Deck sehen ließen. Ein paar dunkle Gestalten kamen heran, er erkannte die Stimmen, es waren der alte Giles Oldfried und Bertram, der Unterſteuermann. Sie waren im Streit mit einander, und Bertram rief: „Ihr seyd ein alter Thor, Giles, daß Ihr hier auf dem Schiffe Eure Mährchen erzählt, um den Leuten den Kopf zu verrücken. Was ist's denn nun mit Eurem Wetterbeschwörer? — Gesteht, daß Ihr die Geschichte erfunden habt, um die müßigen Buben hier zu belustigen. Dergleichen aber paßt nicht für einen alten Graukopf, wie Ihr seyd.“ — „Freund Bertram,“ entgegnete Giles, „bei diesem grauen Kopfe schwöre ich Dir zu, daß ich Wahrheit geredet habe. Ei, schickt nur an die norwegische Küste von Bergen aufwärts, fragt nach dem Königsdasen und nach dem Fischer Peter Carisson im Pallaste zu den drei Kronen am Meere; er bewahrt das Boot mit dem doppelten Boden, in welchem, verborgen in ein gelb und roth gewürfeltes Tüchlein, der kostbare eiserne Reif liegt, der, wenn Ihr ihn an den kleinen Finger Eurer rechten Hand steckt, Euch die Macht über Wind

Digitized by Google

und Wellen gibt. Geht, schickt hin.“ — „Daß ich ein Narr wäre,“ antwortete lachend Bertram. „Ein Fischer, der in einem Pallast wohnt, schon das klingt sehr glaublich, und dann habe ich auch nie von einem Königshasen bei Bergen sprechen gehört.“ — „Gut, Gevatter Bertram, gut — glaubt's, oder glaubt's nicht, mir soll's gleich seyn. Freilich habe ich mich schon, als Ihr noch nicht auf der Welt waret, auf dem Dinge da,“ er zeigte auf's Meer, „herumgetrieben und — Arndt-Alderson war mein Freund; jedoch glaubt's nicht, meinethalben!“ — „Sey nicht böse, Vater Giles.“ — „Böse?“ rief der Alte, „nein, auf Euch bin ich nicht böse, wohl aber auf ihn, daß er nicht auf meine Warnungen und Bitten hörte. Jetzt ist's zu spät, nun haben sie ihn tief verscharrt und die vielen Steine und den zerbrochenen Anker auf sein Grab geworfen. Ach! wenn das die arme Hannah wüßte! aber ich habe nicht den Muth, es ihr zu sagen.“ — „Wer ist die arme Hannah?“ — „Was geht's Euch an? glaubt Ihr doch einmal nicht an meine Worte.“ — „Alter, sage mir, wer Hannah ist!“ — „Nun wohl, Hannah, die arme Hannah ist Arndt-Aldersons Tochter, die einzige, die von den Seinigen noch übrig ist; sein Weib starb vor Kummer, und seine zwei Söhne hat die See. Doch bei Gelegenheit von Arndts Weibe muß ich doch erzählen, was an ihrem Hochzeittage sich ereignete. Ihr wißt — doch nein, Ihr wollt ja nichts wissen und an nichts glauben.“ — „Vater Giles, Du bist ein Starrkopf, und verdienst, daß man Dich auch einst auf der Insel bei Deinem Freunde begräbt.“ — „Nun, nun, Ihr sollt's ja erfahren, Freund Bertram. Seht, Arndt war ein Norweger von Geburt, aber sein Weib suchte er an der Küste Altenglands. Den Tag hat mein altes Gedächtniß wohl aufbewahrt, ist mir doch, als wäre er erst gestern entschwunden. Die Küste lag vor uns, hell und goldig; wir Beide, zwei kräftige Bursche, dienten zusammen auf der königlichen Brigg Cornelia. An dem Tage hatten wir gerade unsern Sold bekommen, und indeß die andern Gesellen in einer wüsten Herberge schwärmten, trat ich in meinem Sonntagswamms, mit der Binde der königlichen Marine geschmückt, in Adam Clingfords, des Pfarrers Stube, um ihn zur Trauung abzuholen. O, über die unglückselige Lust und Freude, die jetzt in Folge dieser Trauung in Hannahs Wohnung laut wurde! Sie war Ursache, daß der arme Arndt-Alderson eine jener fürchterlichen Bedingungen vergaß, die ihm der Geist des Rings auferlegte.“ — „Und welche war diese?“ fragte Bertram, indem er jenen Anstrich von Spott und Unglauben aus seinem Antlitze und dem Ton seiner Stimme verbannte. Giles fuhr beruhigter und vertrauungsvoller in seiner Rede fort. „Die Gebote, die der Geist dem Geschenke seiner Macht beifügte, waren folgende. Drei Mondwechsel durfte eine Fahrt dauern, überschritt sie diese Zeit auch nur um wenige Stunden, so forderte das Meer ein Menschenopfer, es forderte es von dem, dessen Geboten es sich hatte knechtisch fügen müssen, und wehe, wenn es ihm versagt wurde. Das zweite Gebot war dieses: nicht länger als drei Nächte darf ein Wetterbeschwörer auf dem Lande zubringen, in der vierten Mitternacht fordert ihn in fürchterlicher Gestalt der Geist des Rings zum Kampf auf Leben und Tod heraus; selten rettet der arme Sterbliche das erstere, nur zu gewiß ist ihm der zweite. Arndt-Alderson unterlag im Kampfe nicht, doch hatten seitdem die bösen Mächte ihn sichtbarlich gezeichnet. Er war ausgestoßen aus dem Kreise fröhlicher Menschen, finstere Gespenster verfolgten ihn, sein Antlitz und Wesen waren furchtbar verändert. Bald darauf trieb ihn sein Gewissen, seine Schandthaten und sein böses Werk zu bekennen, und ein schnell zusammenberufenes Gericht erkannte über ihn den Tod durch Henkers Hand, der auch an ihm vollstreckt wurde am Strande jener öden Insel. Den unglückseligen Ring hatte er wenige Monde vorher an den Ort verborgen, von dem ich Euch schon gesprochen habe. Dort lauert der böse Geist auf seinen neuen Herrn, bis die Jahre seiner Dienstzeit vorüber sind und der Talisman seine Kraft auf immer verliert.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 28sten Oktober.

Strauß.

Die Nachricht, daß Strauß, der berühmte Walzerkomponist, der originelle Walzerspieler, auf seiner Fahrt durch's südliche Deutschland mit seinem ganzen Orchester auch Stuttgart besuchen werde, gab unserer tanzlustigen und musikalischen Welt, die durch das Einerlei der dargebotenen musikalischen Genüsse in Lethargie versunken war, neue Spannung. Sonnabend den 24sten Oktober gab Strauß in dem königlichen Redoutensaale die erste musikalische Abendunterhaltung, wie der bescheidene Mann die Produktion seiner glänzenden Mosaikmalerei zu nennen beliebte: eine lobenswerthe Einfachheit, die Zeuge innerer Gediegenheit und weit entfernt von den marktschreierischen Aushängeschilden ist, welche die Leistungen so mancher Kunstjünger neuerer Zeit heben sollen, aber nur dünne Lappen sind, die Blößen der Kunstarmen zu bedecken. Eine ganze Stunde vor dem Anfang der Unterhaltung schon war der Saal gedrängt voll; es mögen über tausend Personen anwesend gewesen seyn, und mancher Spätling fand keinen Platz mehr. Das schöne Geschlecht hatte sich besonders zahlreich eingefunden, die Blüthe der Residenz war in dem Saale versammelt, und man vergaß, daß eine böse Krankheit noch eben erst so mancher Familie tiefe Wunden geschlagen, wenn das Auge mit Vergnügen auf dem blendenden Kreise ruhte. Endlich begann die Ouvertüre zu den Falschmünzern von Auber. Das unangenehme Gequicke der Stimmen und die widerlichen, stehenden musikalischen Phrasen, welche man

sonst vor dem Beginn der Musik von den einzelnen Instrumenten freigebig zu hören bekommt, waren dem Anfang derselben nicht vorangegangen. Die Ausführung war sehr gut, eine glückliche Instrumentation, bei der jedes Instrument, der neuen Manier entgegen, sich in seinem eigenthümlichen, natürlichen Tonkreise bewegte, machte, daß man das Orchester für weit stärker besetzt halten mochte. Von den Walzern, dem Huldigungswalzer, Philomelenwalzer, dem Venetianer und Fortunagalopp, schweigen wir; die Originalität des Musikers in Walzerkompositionen ist zu bekannt, als daß man ein Wort darüber zu sagen brauchte; genug, daß die Aufführung eben so gelungen, als originell durch die glücklichste, oft überraschende Vertheilung der Instrumente und durch die Präzision des Vortrags war. Ganz neu dagegen erschien Strauß in seinen Potpourri's. Sonderbar genug sprach die Walzerguirlande aus den beliebtesten Partien verhältnißmäßig am wenigsten an, wiewohl in ihr, wie der Titel besagt, die schönsten Theile aus der reichen Fülle seiner Walzerkompositionen an einander gereiht sind. Es ist ein gewisses Gefühl des unmotivirten Stückwerks, das den Zuhörer unbefriedigt läßt, während die vorgetragenen einzelnen Walzer als abgerundete und in sich geschlossene Tonstücke erscheinen. In dem großen Potpourri: „der musikalische Wortwechsel," zeigte Strauß, daß er der Kunst des Komponirens Herr sey. Ein Anderes mag ihm die glückliche Verbindung der verschiedenartigsten Melodien, welche am Schlusse sich zu Einem Ganzen vereinigen, während jenes einzelne Instrument beinahe nur seinen eigenen Weg geht, ein Anderer mag ihm das vielleicht nachmachen, ob er aber den gleichen, bald lieblichen, bald burlesken Eindruck hervorbringt, ist eine andere Frage. Den größten Beifall fand das große Potpourri: „ein Strauß von Strauß." durch die Menge lieblicher Melodien, durch die wirklich geniale Verbindung der einzelnen Glieder zu Einem Ganzen, durch das großartige Tongemälde am Schlusse, das den feierlichen Einzug eines Monarchen in seine Residenz versinnlicht, und durch die eingestreuten komischen Partien. In letzteren versteht es Strauß meisterhaft, Musik mit Dingen zu machen, wovon es sich kein Sterblicher träumen läßt, daß man damit musiziren könne, wie z. B. Rasseln von Schlittengeschirr, Sporengeklirr, und gar das Zerbrechen eines ganzen Korbes voll Glas. Zu nicht geringer Belustigung des Publikums diente die schnurrbärtige Cavatine, welche Strauß mit sich führt. Herr Straußky trug im höchsten Falset die Cavatine der Norma von Bellini vor. Sah man den Mann und seinen Bart nicht, so hätte man darauf schwören mögen, eine Primadonna der neuen Schule singe dieses Tonstück sotto voce. Die Weichheit der Stimme, die Rundung der Koloraturen erregten gerechte Verwunderung, die in den allgemeinsten Applaus ausbrach, und selbst einer unserer ersten Sängerinnen den Ausruf des höchsten Beifalls entlockte. Ob wohl nur das Komische der Parodie sie zur unwillkührlichen Anerkennung hinriß? Bei einer zweiten, gleich stark besuchten Abendunterhaltung am 27sten wurde die Mehrzahl der am 24sten gegebenen Tonstücke wiederholt; neu waren der Elisabethenwalzer, ein Mazurek (Lieblingsmasur Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland) und eine Cavatine von Paccini, gesungen vom Hrn. Straußky. — Damit wir doch wenigstens etwas, nach Rezensentenweise, zu tadeln haben, möchten wir den Wunsch aussprechen, daß Strauß Tonstücke, die, wie der Venetianer Galopp, gleich dem weiland Innsferneranz seit Jahr und Tag auf allen Gassen zu hören sind, weglassen möchte. Auch die gelungenste Ausführung derselben läßt im günstigsten Falle gleichgültig. Wäre uns nicht die Versicherung gegeben worden, daß auch in Wien die Besetzung des Straußschen Orchesters mit Violinen gewöhnlich nicht stärker sey, würden wir sie als zu schwach tadeln, gegenüber den vollen, wohlklingenden Blaseinstrumenten, welche besonderes Lob verdienen. Seine Trompete hat einen so vollen Ton, wie man sie selten hört, und der Posaunist eine nicht gewöhnliche Fertigkeit. Die Vortrefflichkeit der Blaseinstrumente gibt dem ganzen Orchester eine so breite, satte Unterlage, daß, unbeschadet des Rhythmus, alle die spitzen, gezupften Partien, welche in den Straußschen Walzern so originell sind, wie der Blitz aus dunkler Wetterwolke zündend in das tanzsüchtige Gemüth schlagen. — Der Eindruck, den Strauß zurückließ, war gemischter Art: befriedigend, wenn man die Leistung an sich betrachtete, unbefriedigend, wenn einem der Gedanke kam, wie er dem größern und schönern Theil des Publikums gewiß kam, im raschen Walzer und feurigen Galopp im schwindelnden Kreise nach diesen Tönen sich zu drehen. Wenn Strauß fortfährt, Walzerkonzerte zu geben, so wird er der Gründer einer ganz neuen Gattung von Tanz werden, und sich in den Annalen der tanzenden Menschheit mehr noch dadurch, als durch seine originellen Kompositionen ein Monument setzen. Riß sich der Beobachter von dem Zauber der Musik los, so konnte er so manches artige Köpfchen im Walzerrhythmus sich wiegen sehen, und eine ebenmäßige, ruhig-selige Bewegung der Füßchen folgte den Wendungen des Hauptes, das, durch das Organ des Gehörs zunächst angeregt, wie billig auch in die stärkste Pendelschwingung gerieth. Sollte Strauß nicht der Erfinder einer stehenden Tanzkunst werden, wie er selbst bereits eine stehende praktisch exekutirt? Sieht man den Mann, wie er die Töne seiner Geige mit rastlosen Bewegungen des ganzen Körpers begleitet, und jede Modulation sich unwillkührlich in allen Muskeln ausdrückt, wie er, geigend und auf einem Flecke vor seiner Direktorialtribüne verweilend, bis zum letzten Striche tanzt, so fühlt man Mitleid mit dem Armen, daß er zu solcher Tantalusqual verurtheilt ist. Und wie schön wäre ein sitzender Tanz, noch anständiger, abgemessener, als das abgeschäzte Menuett, wie bequem für alte, galante Herren, und für junge, die das Asthma plagt, oder die zu träge für eine raschere Körperbewegung sind! — Auch hier fehlte es nicht an musikalischen Stockphilistern, die in den Straußschen Produktionen nur eine Entwürdigung der Kunst sahen, die in den ungewöhnlichen Mitteln, komische Wirkungen hervorzubringen, nur barocke Effekthascherei erblickten, und dem Komponisten gern alles Talent abgesprochen hätten, wären geduldige Zuhörer zu finden gewesen. Ich bin auch Freund von all dem musikalischen Klingklang, der, eine Ausgeburt der neuen Oper, der reinern Harmonie den Todesstoß versetzt, kann es aber auf der andern Seite für nicht minder lächerlich halten, wenn man in dem Ballsaal Oratorien hören will, als es ärgerlich wäre, wollte man in Kirchen Walzer aufspielen. Alles hat seine Zeit und Alles seinen Ort. Unbestritten wäre es besser gewesen, wenn Strauß, wie in Wien, in einem Gartensaal sich produzirt hätte, als auf dem Schauplatz, für den alle seine Kompositionen berechnet sind. Da nun aber Strauß unsere gute Stadt im Spätherbst heimsuchte, und ein Wintergarten à la Faust bis jezt hier noch nicht zu finden ist, so war die Konzertform der einzige Ausweg, den er wählen konnte, um so mehr, als das Arrangement eines Balles mit Straußscher Musik auf dem Museum an temporären Schwierigkeiten scheitern mußte. Der Adel veranstaltet einen Subskriptionsball in dem Königsbad.

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. November 1835.

— Gold, du sichtbarer Gott,
Der eng Unmöglichkeiten selbst vereint,
Daß sie sich küssen! Herzensprobstein du!

Shakespeare.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Dieses waren des alten Giles Worte, mit denen er ein Gespräch abbrach, das ihm nah an's Herz ging, und das er geendet wissen wollte; denn wohl sah er Bertrams Mienen an, wie sie sich nur mit Gewalt des gewohnten Spottes enthielten. Dem Knaben Harry entging kein Laut, keine Bewegung des Erzählers; horchend saß er auf dem Lager und starrte in die Dunkelheit hinaus, und schien mit weit offenen Lippen die Nachtluft gierig einzuschlürfen, die auf ihrem Fittig jene geheimnißvollen, denkwürdigen, tiefeindringenden Schicksalsworte in seine Seele trug. Ja, es war beschlossen, sein Knabenherz erzitterte, aber es war beschlossen. Im Geiste sah er sich schon an Norwegens Küste vor dem Pallast des seltsamen Fischers. Was galt ihm der weite, beschwerliche Weg! — Er mußte hin, um sein Eigenthum, den köstlichen Ring, zu holen, der in seiner Hülle von gelb und roth gewürfeltem Seidentuche seiner harrte. Er bog sich aus seiner Matte heraus und in die schwarzen, schäumenden Wellen unten schauend, rief er: „Wie theuer deine Schätze, altes Meer?“ Er tauchte die Hand nieder, er machte, als zöge er schwere Beute damit herauf: „Ha, deine Perlen, deine Korallen, wie du sie mir knechtisch ablieferst! — noch mehr, und immer mehr! — Genug! ich bin nicht unersättlich, ich will nur auch einmal reich und glücklich seyn, und ihr Sklaven, fort mit den Schätzen in meine Palläste, dort schüttet sie aus vor eurer schönen Königin! Fort, was zaudert ihr?“

Der Wind schüttelte das Tauwerk, die Wellen brausten, auf dem Schiffe ward es stille. Der arme Harry war in Schlaf gesunken, und Fieberträume bewegten seine Seele. Jezt war es ihm, als segle das Schiff wiederum dem öden Inselstrande vorüber, die bleichen Steine leuchteten weit im Mondenglanz, und auf ihnen hochaufgerichtet stand Arndt-Aldersons Gestalt. In seiner dürren, erhobenen Rechte blinkte etwas, es war der Ring. Harry wollte ihn fassen, er bog sich weiter und immer weiter hinüber, bis plötzlich eine schwarze Woge, aus der Tiefe auftauchend, seinen Leib umfaßte und ihn hinabzog. Als er erwachte, stand der alte Giles Oldfried bei ihm und hüllte ihn gegen die kalte Morgenluft in seinen Mantel.

Mehrere Wochen vergingen, da kehrte das Schiff mit reicher Beute zurück; der Fang war diesmal gut ausgefallen. „Der Falke,“ wie Bertram zu sagen pflegte, „hat auf's Neue seine Fänge in des alten Wasserdespoten

Digitized by Google

Seite geschlagen und ihm die Meerkrone entrissen. Der Falke ist ein tüchtiger Segler, der seine Ehre zu bewahren weiß."

*

Am Feste des Fischzugs Petri versammelte sich in Bergen die Fischergilde und hielt Tanz und Schmaus. Die kleine Gaststube war angefüllt mit derben Gestalten, die sich die Gevatter und Kollegen des heiligen Petrus nannten, dabei aber ein gar nicht apostolisches Ansehen hatten. In ihren schwarzbraunen Gesichtern waren in tiefen Furchen die Mühseligkeiten und Gefahren weiter Reisen verzeichnet. Manche dieser Physiognomien konnten, wer sie zu lesen verstand, für treffliche Schiffstagebücher gelten, andern sah man an, daß sie noch nicht Seewasser geschluckt und sich noch nicht um einen Rest verschimmelten Zwiebacks blutig geschlagen hatten. Doch dieser jungfräulichen Gesichter waren nur wenige in der Gaststube, sie waren mehr im Nebenzimmer zu finden, wo ein paar lustige Fiedeln zum Tanz aufspielten, und der kräftige Schlag norwegischer Dirnen sich in ungeregelten Sprüngen tummelte. Was für Lügen erzählten sich die Nachfolger des ehrwürdigen Apostels! wie lustig schwärmte die Pöbelphantasie auf den dicken Tabakswolken der kleinen Gaststube! welche tolle Sprünge machte der nautische Harlekin, der um Vieles lebendiger ist, als der schläferige Held unsers komischen Theaters! denn dieser macht auf sicherer Erde seine Possen, jener auf dem beweglichen Schiffe in wahnsinniger Tollheit, stets die Gefahr und den Tod im Angesicht. In der That, es ist schade um die vielen guten Geschichten, die am heutigen Abend in der Gaststube zu Bergen verloren gehen, weil der Tabaksqualm, das starke Bier und das unendliche Geschrei sie verschlingen, ehe sie noch das Ohr eines Hörers erreichen. Welch wüster Lärm! es ist zu arg, hört, wie sie rufen: „das Steuer gewandt, die Segel gedißt — den Fockmast gekappt!" — Die Trunkenbolde! sie bilden sich ein, im Schiffe zu sitzen. Die kleinen Fenster der Gaststube werden aufgerissen und ein Dutzend rothe, aufgedunsene Fratzen legen sich hinaus. „He, die Boote ausgesetzt, das Wasser steigt schon bis an's Deck!" — „Zum Henker, ihr Narren!" brüllt der dicke Wirth, „wollt ihr mit meinem ehrlichen Hause in See stechen?" — „Blut und Tod! seht ihr die dicke Robbe da um's Schiff schwimmen? schnell gebt ihr das krumme Eisen zu schmecken, legt sie trocken auf's Deck!" Und in dem Augenblicke fliegen Stöcke und Tischbeine nach dem unglücklichen Wirthe, der, schnell auf die Seite springend, tausendmal den Einfall verwünscht, den Gevattern des heiligen Petrus sein Haus geöffnet zu haben, die damit in See stechen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florentinische Volksfeste.

(Beschluß.)

Noch muß ich des jährlich wiederkehrenden Johannisfestes gedenken. Ueber die Bedeutung desselben ist so Manches geschrieben worden, daß hier die Bemerkung genügt, wie auch bei diesem Feste längst die religiöse Bedeutung in der politischen unterging. Ist auch jetzt nur ein Schatten von früherer Herrlichkeit geblieben, so wird doch Jeder, der Florenz und florentinische Geschichte liebt, diese Tage mit Andacht begehen, und immer noch Veranlassung genug finden, durch das, was geblieben ist, die glücklicheren Tage der größten Republik sich vorüberzuführen. — Die Vorfeier des Tages, die sogenannte Vigilie, ist, wie bei fast allen italienischen Festen, nach und nach zur Hauptsache geworden; das berühmte Wettrennen, Erleuchtung der Stadt und Feuerwerk fallen auf diesen Tag. Montaigne, der so selten Gutes über Italien zu berichten hat, beschreibt die Spiele der Arena in seinem naiven Gascogner Dialekt in einfach hübscher Weise, und mag von Fremden der Erste gewesen seyn, der ihnen auch jenseits der Alpen eine gewisse Berühmtheit verschaffte. Was er schon als kaum halbverstandenes Ueberbleibsel einer verschwundenen Zeit bewunderte, ist jetzt natürlich noch bei Weitem unkenntlicher geworden. Geblieben ist das Lokal, der Platz vor der Maria Novella, geblieben die römische Tracht der Wagenlenker und die verschiedenen Farben derselben, und außerdem etwa noch die Art und Weise, wie den Zuschauern die Sitze errichtet werden; der Geist der Spiele aber, der eigentliche Kampf unter den Wagenlenkern ist schon dadurch beschränkt worden, daß Alle Einem Herrn dienen, und strengen Befehl haben, einander beim Rennen nicht zu schaden und zu hemmen. Daß ganz Florenz dies weiß, und dennoch jedesmal wieder in Menge herbeiströmt, wird man, denke ich, als einen Beweis gelten lassen, daß der Arnobewohner in dieser Beziehung wenigstens seiner antiken Ahnen nicht ganz unwürdig geworden ist. — Diese Freude endet ungefähr mit anbrechender Nacht; man hat unterdessen schon angefangen, die Stadt zu erleuchten. Ist es ganz dunkel geworden, eilt man nach dem Lungarno, der auf beiden Seiten erleuchtet ist, und jetzt einen überraschenderen Anblick gewährt, als wenn die schöne Welt von Florenz an Sommerabenden an ihm auf und ab wandelt. Einzig ist namentlich, daß an der innern Seite der Mauern gegen den Arno zu zwei Reihen von Pechfackeln über einander angebracht sind, und auf diese Weise jede Bewegung auf dem Flusse deutlich wahrnehmen lassen. Ein ungeheures Drängen ist jetzt zwischen Ponte Vecchio und Teinita; Alles eilt, eine Barke zu erreichen, um von dieser das Feuerwerk gehörig genießen

Digitized by Google

zu können. Man wird auch bald von den Barkarolen angerufen, aufgehalten, bestürmt; einem muß man sich ergeben, man wählt den, welcher seinen Kahn am vollsten hat und abzusegeln bereit ist. Den Arno kaum wieder erkennen lassend, ruft die Menge der Kähne altvenetianische Festspiele mit Gondeln zurück. Je nach Lust und Vermögen der Leute sind die Kähne mit bunten Zelten, frischem Laube, Kronleuchtern und Lampen gepuzt; hier, wo zwei Kähne verbunden sind, kann eine große Familie nach Bequemlichkeit essen, zechen, scherzen und tanzen, während dort andere einer größern Barke folgen, welche eine ganze Trattoria trägt. Zwei stark besezte Musikchöre sind in zwei Kähnen beisammen, mehr, um den Lärm zu vermehren, als zu einer festlichen Stimmung, oder gar zum Schweigen einzuladen. Ohne starke Militärmusik würde dies Fest so wenig vollständig seyn, als ein italienisches Feuerwerk ohne eine betäubende Menge von Kanonenschüssen. Der Arno trägt uns ruhig unter die schöne Brücke della Trinita, weil mit ein Uhr in der Nacht das Feuerwerk auf Ponte Carraja abgebrannt wird. Dies beginnt mit den gewöhnlichen Raketen und mit einer großen Façadenansicht, deren Säulen, reich mit Guirlanden geschmückt, in der Mitte in einer Krone endigen; es folgt dann, wie bei der römischen Girandola, der violetrothe Nebel, der, ganz allmählich sich erhebend, der ganzen Atmosphäre seine Farbe mittheilt; nach allen Seiten schießen dann die breiten Strömungen und Feuerstrahlen aus, in deren Mitte endlich ein Feuermeer hoch in einer Menge kleiner Feuersäulen sich emporschwingt. Ist mit Raketen, geräuschvollem Kanonenfeuer und dergl. geschlossen, tritt eine sechssäulige, zierlich beleuchtete Tempelfaçade ein, welche sich die ganze Nacht hindurch in ihrem Glanz erhält. Auf Ponte Vecchio sieht man nun rückkehrend die drei Bogen und den dreiten Raum über ihnen in geschmackvollster Zeichnung erleuchtet. Wie herrlich auch die ganze Erscheinung in einer stillen, florentinischen Sommernacht sich darstellt, und wie magisch auch Alles im Arno sich wiederspiegeln mag, so wird man doch nicht umhin können, zu bekennen, daß die römische Girandola durch größere Präzision, durch den grandiosen Bau der Engelsburg, durch die Engelsbrücke und den Lauf der Tiber einen durchaus imposanteren Anblick gewährt.

Weg vom Arno strömt nun die Menge in die Stadt, um die Erleuchtung der Häuser, der Palläste und der öffentlichen Gebäude anzusehen. Wer die Kuppel von St. Peter an ähnlichen Abenden gesehen hat, wird gespannt seyn, wie neben derselben die Kuppel von Brunelleschi sich darstellt. Der leztern ist man in der Stadt überall zu nahe, es ist schwer, den rechten Augenpunkt zu gewinnen. Vom Domplatz aus sieht man immer zugleich auch das Tamburo, so daß das Auge nicht allein auf die obere Masse konzentrirt wird. Aus der Ferne aber, vom jenseitigen Arnoufer, erscheint sie ganz anders, man sieht bloß die Kuppel, an der sich nun die Fackeln auf das Schönste abreiben. Der römischen Kuppel kommt sonst vor dieser Vieles zu gute: zuerst ist es der Gedanke, den über dem Grabe des heiligen Petrus sich wölbenden Himmel noch durch einen künstlichen Sternhimmel zu verzieren; ferner eignet sich auch die runde Kuppelform, weil sie mehr Masse bildet, besser für die Erleuchtung, wogegen hier die durch den ältern Bau bedingte achteckige Gestalt, schön und unerreichbar, wie sie an sich seyn mag, Theilung in der Ansicht bedingt. Im Norden, wo man im Allgemeinen Wohnungen, Häuser zu erleuchten hat, hält man auf hübsche Blumen, grünes Laub, reinliche Leuchter, Wachskerzen, gute und schlechte Inschriften; hier ist man wenig besorgt, die Häuser eigens zu erleuchten, man begnügt sich mit einem paar wohlfeiler papierner Lampen und wenig Lichtern; größere Wachskerzen werden nur selten an die Fenster der Reichern gestellt. Das häusliche Leben fordert nicht dazu auf; grünes Laub sieht man hier zu jeder Jahreszeit, ohne daß es eigens und mit Mühe aufgesucht zu werden brauchte. Das Verlangen, seine vier Mauern noch besonders zu schmücken, kennt der Italiener nicht, weil das Haus ihm im Allgemeinen nichts gilt, und am Ende wenig mehr als ein nothwendiges Uebel ist. Dagegen pflegt man denn die öffentlichen Gebäude mit Geschmack zu verzieren. Je drei Lampen, die vor den niedrigen Fenstern des Palazzo Vecchio angebracht werden, sind gerade hinreichend, die ungeheure Masse des kühnen Gebäudes noch imposanter zu machen; jede berechnete Verzierung, jede Zeichnung in Aufstellung der Lampen würde störend seyn. Für die Loggia dei Lanzi aber und für den schönen Thurm genügte die geringe Anzahl der Lampen bei weitem nicht, mit denen die Pilaster bei jener und die Fenster bei diesem verziert waren. Bei Gebäuden der Art, die wesentlich auf malerische Wirkung berechnet sind, sollte man diesem eben auf alle Weise nachhelfen und alle Einzelnheiten möglichst hervorheben. — Das Volk wird nicht müde, in den Straßen auf und ab zu wandeln, und noch spät in der Nacht war der Platz von St. Giovanni mit Menschen angefüllt.

Am Johannistage selber beschränkt sich fast Alles auf Festlichkeiten der Kirche. Das Battisterium St. Giovanni (Dante's il mio bel S. Giovanni) ist durch farbige Seidenvorhänge in der Weise verziert, wie es in der italienischen Kirche seit den frühesten Zeiten mit Geschmack geschehen ist; die berühmte Altarbekleidung mit den zum Theil in Silber getriebenen Reliefs ist dieses einzige Mal dem ganzen Publikum ausgestellt. — Das Pferderennen, das gegen Abend stattfindet, beschließt

Digitized by Google

das Fest nicht gerade auf die beste Weise; der Lauf geht von Porta di Prato bis Porta St. Croce durch den winkeligen Corso, und gewährt, im Vergleich mit andern Städten, einen kaum momentan befriedigenden Anblick.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Eröffnung der italienischen Oper. Bellini.

Mit Anfang dieses Monats hat die italienische Oper wieder ihren Saal eröffnet und ihre Vorstellungen begonnen. Die reiche und elegante Welt harrte mit Ungeduld auf diese Wiedereröffnung; denn da eine italienische Oper nun einmal in Paris und London zum Sammelplatze der reich geschmückten Damen geworden ist, so konnte der Zuspruch auch nicht fehlen, und die Logen waren fast alle im Voraus gemiethet. Sonst ging man schlicht und einfach in diese Oper, und Musik war die Hauptsache. Die reichen englischen Familien haben aber in dieses Schauspielhaus die Pracht und Verschwendung übertragen, womit sie in ihrer Londoner italienischen Oper zu erscheinen pflegen, und Damen und Herren sehen sich jetzt gezwungen, wenn sie in den Logen nicht unangenehmes Aufsehen erregen wollen, den kostbarsten Schmuck zur Schau zu stellen, und sich zum Schauspiele wie zu einem Bal paré vorzubereiten. Dies kann der Kunst nur nachtheilig werden; denn wenn die Logen solch eine Pracht darbieten, so haben die Zuschauer zu viel Zerstreuung, als daß sie die Oper gehörig würdigen könnten. Dem Operndirektor kommt es freilich sehr gelegen, daß die reiche Welt seinen Saal zu ihrem Sammelplatze gewählt hat; nur durch die reichlichen Beisteuern der wohlhabenden Familien ist er im Stande, die ausgezeichnetsten Virtuosen dem Pariser Publikum vorzuführen. Sie machen ungeheure Forderungen; aber die Logen bringen auch bedeutende Summen ein, und es ist schon im Voraus gewiß, daß die Saison ergiebig für ihn seyn wird. Der Ertrag des Parterre ist nur beiläufig, und wird als baarer Gewinn gerechnet. Andere Sänger und Sängerinnen zu bekommen, als die des vorigen Jahres, war nicht wohl möglich; sie waren nach dem März alle nach London gegangen; der Direktor brauchte sie bloß von dort wieder nach Paris zu berufen, nämlich die Grisi als Primadonna, Lablache, Tamburini und Rubini als Hauptsänger. Auch die Auswahl der darzustellenden Opern scheint ungefähr dieselbe zu seyn, wie im vorigen Winter, meistens Rossinische, mitunter Bellinische und Donizettische. Gleich Anfangs wurde der Genuß der Dilettanti durch den Tod des jungen Bellini getrübt, dem ein wahres Triumph durch die mit vieler Sorgfalt einstudirte Oper Norma vorbereitet war. Schon durch seine für das hiesige Schauspiel gesetzte Oper, i Puritani, hatte er sich den Kennern auf eine vortheilhafte Art bekannt gemacht, und welch glänzende Laufbahn stand ihm, dem jungen, eleganten Tonkünstler bevor, dessen Ruf schon in Italien und Frankreich begründet war, den zwei Könige mit Ordenszeichen geschmückt hatten, und der in den üppigsten Cirkeln von Paris die schmeichelhafteste Aufnahme fand! Ein frühzeitiger Tod zerstörte alle diese Hoffnungen, und der junge Tonkünstler starb gerade, als die italienische Oper, der Schauplatz seines Ruhms und seines bevorstehenden Triumphs, wieder geöffnet werden sollte. Wenige Künstler sind in Paris so betrauert und mit so vielem Gepränge zur Erde bestattet worden, als Bellini; nicht allein was er geworden war, sondern auch was er noch hätte werden können, bedauerte man bei seinem Verluste. Augenscheinlich hatte er sich eine eigene Bahn zu brechen gesucht, und von den künstlichen Verzierungen und Verschlingungen des Rossinischen Styls zu der edeln Einfalt älterer Meister zurückkehren wollen. Dieses Streben hatte in ihm noch nicht völlig reife Früchte hervorgebracht. Er hatte sich noch nicht hoch genug emporgeschwungen; man bewunderte einzelne vortreffliche Züge, aber noch keine bestimmte Eigenthümlichkeit in seiner Musik. Sein Talent bedurfte noch der letzten Ausbildung, die wahrscheinlich nicht ausgeblieben wäre, wenn das Schicksal ihm ein längeres Leben verhängt hätte. Es war schon viel, daß er, der 29jährige Jüngling, Opern wie Norma, il Pirata, la Straniera hatte setzen können; wie hoch hätte er in seinem 40sten Jahre stehen können! Frankreich hat nun so mehr Ursache, ihn zu bedauern, da auch die französische Oper sein vielversprechendes Talent in Anspruch genommen hatte, und Bellini für die komische Oper sowohl, als für die große arbeiten sollte. Eine Menge von Künstlern und Gelehrten drängte sich zu dem Seelenamte, welches ihm zu Ehren in der Invalidenkirche gehalten wurde, der einzigen, in welcher der gestrenge Erzbischof von Paris nichts zu sagen hat. Jedoch fiel diese feierliche Messe unter der Erwartung aus, und befriedigte die Kenner ganz und gar nicht, obschon man mehrere Tage gebraucht hatte, um sich dazu vorzubereiten. Das läßt sich jedoch mit den vorhandenen Umständen entschuldigen. Der französische Klerus hält sich für verbunden, weltliche Musik aus der Kirche zu verbannen, und glaubt, es gehöre zur Andacht und zum Geiste des Katholizismus, den barbarischen Kirchengesang aus dem Mittelalter aufrecht zu halten. Hie und da erlaubt sich zuweilen ein kunstliebender Pfarrer in Paris, im Gottesdienste ein wenig bessern Gesang und auch etwas harmonische Musik anzubringen. Dies darf aber kein Aufsehen erregen, denn sonst hat er die Ungnade des geschmacklosen Erzbischofs zu befürchten. Eine Hofkapelle ist unter dem jetzigen Könige auch nicht vorhanden; wo sollten also die Tonkünstler Gelegenheit haben, Kirchenmusik aufzuführen? Indessen wird doch der Wunsch, gute Kirchenmusik eingeführt zu sehen, laut ausgesprochen; man bedauert nun, daß die von Choron gestiftete Schule für Kirchengesang, in welcher man die Meisterwerke italienischer älterer Tonsetzer wieder hervorzog, fast eingegangen ist, ohne daß die Regierung das Geringste gethan hätte, dieselbe aufrecht zu halten, und schon fordern die Tagblätter die Musikliebhaber auf, zur Wiederaufrichtung jener Schule das Ihrige beizutragen. — Wie verschieden ist das Schicksal der Fremden in Paris! Während man mit so vielem Gepränge den überall gut aufgenommenen Bellini zur Erde bestattete, während italienische und französische berühmte Männer sein Lob verkündeten, und während die Bilderhändler Porträts von ihm (wahrscheinlich sehr unähnliche) verfertigen ließen, ernten einige Polen in der Stille einen Landsmann, den Schriftsteller Podczaszinski, zu Grabe, dem am Ende sogar das Brod fehlte, um sein armseliges Leben zu fristen, und welchem der Kummer das Herz abgenagt hat. Er gab vor der polnischen Revolution ein Journal zu Warschau heraus; dies mißfiel dem Großfürsten, und Podczaszinski mußte sein Vaterland verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. November 1835.

Ein Regentag und widrige Gesichter,
Des Pilgers böse Genien!

Byron.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, 3ten September.

Es regnete von dem eings umzogenen Himmel nieder, als wir uns am nächsten Morgen gegen fünf Uhr in den Wagen sezten, um am Abend wo möglich noch Chur zu erreichen. Kaum waren wir jedoch, ohne mehe als den Fuß der immee höhern Bergen, zwischen denen wir im Thal entlang rollten, sehen zu können, meheere Stunden gefaheen, als wir inne wueden, daß wir nicht weit würden vorwäets kommen. Es regnete unaufhörlich bei wärmster Luft, die Wolken zogen schwer an den Beegspitzen hin und lageeten sich immer tiefer und tiefer, um jede Aussicht zu verhüllen. Doch das Grün der Wiesen, die dichten Fruchtbäume, die Zweige der Nußbäume, die über die Straße dineeichten, konnten sie uns dennoch nicht rauben. Ueber Feldkirch gelangten wir endlich bis Balzers. Dort mußten wir wider Willen bleiben, obschon das Bauerwirthshaus neu gebaut, die Wände eest aestern geweist waren und mich der Kalkgeruch von einem naßkalten Zimmee in's andere trieb. Aber es half nichts, ich mußte die Erkältungsfeucht besiegen. Auch waeen wir nicht ohne Leidensgefährten. Ein dicker, wohlee bender Düsseldorfer, ein Sechziger und Spitzenstecher, nebst großer, zweiter Fean saßen wie wir in der Klemme. Dies neue Paar hatte die Basler schon in Lindau ersezt; zu unserem Ergötzen, denn besonders K. konnte nicht müde werden, dem Manne nachzusprechen. Er sollte besteaft weeden: nach einer haiben Stunde entdeckte sich's, er sey ihm veeschwägeet, und um den Spaß voll zu machen, war die Fean eine Tochter eines nahen Freundes meines Vaters. Desto weniger hielten sie uns ab, am Donneestag den 23sten mit dem Feühesten, als der wolkenleeree Himmel einen guten Tag veespeach, weiter zu eeisen. Den Lucienstieg wanderten wir zu Fuß hinauf; ee bebt sich langsam in bequemen Windungen den Berg hinan, immer an feischen Hängen entlang, über welchen steil in wundeesamen Formen die Spitzen empoestaeren; Klüfte theilen und veeeinzein die Kette der Feisengipfel, buech die dunkeln Fichten zieht sich das üppigste Grün, neben dem Rauhen und Wilden ist überall Freundliches und Mildes; dee kühle Moegenduft, die Tdaufeische, die Brunnen und Quellen beachten mich in die beste Stimmung, obschon, was man eigentlich schweizerisch neunt, hier noch kaum zu finden ist.

*

Weiter zu schreiben, war gestern unmöglich; eest heute, so eben aus dem Bett gestiegen, kann ich zu erzählen fortfahren. In Maienfeld, als wie zur Feühstückzeit

ankamen, überraschte uns die schlechte Nachricht, von dem großen Regen sey der Rhein übergetreten, und auch in der Nacht schon hatten uns in Balzers die Bauern geweckt, welche aus dem ganzen Dorfe waren zusammengerufen worden, um den heranwogenden Fluthen Einhalt zu thun. Mit einem Umwege aber kamen wir diesmal noch glücklich davon, und die Fahet nach Chur gelang in dem klarsten Wetter, wie keine andere vorher. Die Wiesen wueden immer grüner, die Dörfer reicher, die Beege starrten in einzelnen Kegeln riesenmäßig empor, rauh und kalt in der Nähe, in der Ferne mit blauen Schleiern zu den schönsten Farbenspielen umzogen. Mittags waren wir in Chur, dessen Lage unbescheidlich schön ist. Das Erste, was wir hörten, war die Unmöglichkeit, weiter nach Tusis zu reisen, wie unser erster Plan gewesen wae. Die Brücken seyen fortgeschwemmt, die Wege zerrissen und ringsher ein Unglück und eine Noth, wie sie seit hundert Jahren nicht sey erlebt worden. Doch genauen Bericht, wo, wann denn alle dies Elend sey angerichtet, wodurch es veranlaßt, wie es zu lindern sey, wußte Keiner zu geben, obschon den ganzen Mittag über am Wirthstisch von nichts Andeeem die Rede war. Zwischen Bleiben und Weitersahren langweilig geärgert, liefen wir nach Tisch eine Zeitlang in der Stadt umher, bis mir einfiel, ich könne hier in Chur ja einen alten Handelsfreund meines Vaters besuchen, welchen der Düsseldorfer schon während des Mittagessens als den lustigsten, umsichtigsten Kompan seiner eigenen Jugendtage zu schildern nicht hatte aufhören können, und uns deßhalb, wenn wir nur bleiben wollten, auf heute Abend die beste Unterhaltung versprach. Sogleich wurde ein Besuch beschlossen. Das Haus fanden wir schnell genug, doch mußten wir lange läuten und wiedee läuten, ehe es sich öffnete. Da kamen wir nun leider der Hausfrau in die Quere, denn sie hatte die Wasch, und entschuldigte deßhalb die älteren und jüngeren Töchter, welche vorzuführen unmöglich sey. Ich glaube, sie wurden von sonstigen Erfahrungen her verleugnet. Endlich trat auch der langerwaetete Jugend- und Handelsfreund in's Wohnzimmer, kurz, dick, alt, schmutzig, bald blind, und deßgleichen taub, veeschlafen, noch einmal schmutzig, sehr schmutzig, erinnerte sich eben so wenig des Jugendbekannten, als des Handelsgenossen, und sprach am Ende kein Wort mehr, nachdem er uns mit einer Einladung auf den Abend schon im Voraus abgespeist hatte. Auf der Treppe begegneten uns gar noch die Söhne, welche mit Hunden und Flinten in einem Aufzuge von der Jagd kamen, in welchem sie füglich den Herrn Vater hätten repräsentieen können. Das entschied; welche Gefahr uns auch auch drohen mochte, ärger als solch ein Abend veemochte sie nicht auszufallen; also vorwäets. In fünf Minuten waren wir Fußfertigeren schon auf dem Wege nach Tusis, die beiden Andern sollten zu Wagen nachfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Die Tänzer haben aufgehört, die Fidel schweigt und die norwegischen Dirnen ergehen sich vor dem Hause, ohne Zweifel, um sich nach den Erhitzungen eines so leidenschaftlichen Abends zu eeholen; doch sie finden wenig Zeit hiezu, die jungen Bueschen folgen ihnen nach, und indeß die alten Polteeer mit dem Hause lustig davon fegeln, zeigt sich hiee manches lecke Korsarenschiff und macht reiche Beute. Man muß den armen Knaben den Scherz lassen; ihre strenge Herrin, die See, läßt ihre murrenden, dumpfen Befehle schon aus der Ferne hören. Die Wange, die jezt noch unter Küssen glüht, in wenigen Tagen vielleicht bleicht sie im Meeresgrunde, unter wüstem Geröll und den Ungeheuern der geäßlichsten Oede begraben, und der Hut des Armen treibt an die Küste, noch geziert mit dem verwelkten Blumenstrauß, den die Hand der Liebe an diesem Abend ihm ansteckte. — Elendes Loos eines Matrosen!

Doch wer ist der feine, schlanke Bube, der abwärts steht, allein, ohne Mädchen, ohne Genossen? Ein seemder Schiffer wohl, der als Gast hier eingesprochen und den man im lustigen Taumel vergessen hat. — Er wirft jezt den leichten Bündel auf die Schulter, bezahlt seinen Platz am Tische, nimmt den Wanderstab in die Hand und tritt auf einen graubärtigen Veteranen zu, der verdrießlich an seinem Pfeifenstummel nagt. „Gevatterssmann, ich möchte Euch um etwas Bescheid feagen. — Wie weit ist's bis zum Königshafen?“ — „Wohinaus soll's liegen?“ — „An der Küste, wenige Meilen von hier aufwärts —“ — „Hier aufwärts?“ — dumm, puzt Euch die Kajüte, Freund; ich will verdammt seyn, wenn ich jemals von einem Königshafen gehöet habe.“ — „So wißt Ihr vielleicht, wo der Schiffer Peter Carlsson wohnt?“ — „Carlsson? Peter? zum Henker! soll ich jeden Lump im Lande kennen?“ — „So habt Ihr nie von dem Pallast zu den drei Kronen gehört?“ — „Pallast? wollt Ihr mich narren? macht, daß Ihe fortkommt, oder ich schlage Euch das Deck ein!“ Mit diesen Worten dredte sich der Veteran zur Seite und läute an seinem Stummel weiter. Der Wandeeer blieb stumm und mit

Digitized by Google

verzweifelnder Miene vor dem Tische stehen, er sah sich die Gesellschaft an, die daran Platz genommen hatte, ihr Anblick gab wenig Hoffnung; dennoch faßte er Muth und wiederholte seine Fragen, doch die Antworten fielen wenig besser aus, als die des Alten; Niemand wußte etwas vom Königshafen. Nach einer Weile, als ee sich zum Fortgehen anschickte, fühlte er sich am Arm festgehalten; ein hinkender, einäugiger Spielmann wae von seinem Gerüste herabgeklettert und zog den Jüngling bei Seite, indem ee mit geheimnißvollee Miene zischelte: „Petermännchen, Du willst wissen, wo der Königshafen ist? Gut, gieb mir Tabak für meine Pfeife, daß sie dampfend das Dorf dort erreicht, und ich will Dir, während wir so gemächlich hinabschlendern, erzählen, was Du wissen willst.“ Der Jüngling ging in den Vorschlag ein, der Geiger packte sofort seine Fidel unter den Arm und sie wanderten Beide in die Dunkelheit hinaus.

Die Nacht ist still, dee wüste Lärm tönt nicht mehr herüber, dee kleine, bucklichte Musiker läßt sich das Recht eines Beschützers nicht nehmen, seinen Beschützten etwas auszuforschen, und obgleich dieser, was den Zweck seiner Reise betrifft, ziemlich geheimnißvoll thut, so erfährt er doch seinen Namen, Harry Willams, sein Alter, fünfundzwanzig Jahe, und sein Geschäft, ein Handel mit dem Schiffer Peter Carlsson. Das ist für's Erste genug; Jarl, der Dorfgeigee ist ein Schlaukopf, er weiß, daß Peter Carlsson eine hübsche Tochtee hat, daß diese einst drei unterhaltene Böte und ein ziemliches Grundstück ererbt; nichts ist gewisser, als daß der leichtfertige Bursche von diesen hübschen Dingen in der Fremde gehört hat, und daß er nun kommt, um die drei Böte so bald als möglich zu verschlendern, das Geld durch die Gurgel zu jagen, das Grundstück in die Luft zu sprengen und zuletzt das hübsche Weib mit zwölf elenden, armseligen Kindeen in's Hospital zu fördern. Ja, man weiß, wie solche Buesche es treiben. Doch immerhin, der Dorfgeigee will Niemanden seinen Tanz verderben, er spielt zu jeder Weise auf, so drückte er auch zu Harrys muthmaßlichen leichtsinnigen Plänen noch das eine Auge zu, das ihm noch übrig geblieben, und sagt mit schlauem Lächeln: „Ich verstehe Dich, mein Sohn, Du willst mit Peter Carlsson Geschäfte machen — o ich verstehe! — Doch wee, zum Henkee, hat Dir den Namen Königshafen auf die Zunge gebracht? — Hier im Dorfe bin ich vielleicht dee Einzige, dee da weiß, daß die paae Schritte am Ufer des kleinen Landsees, an dem Carlsons Haus liegt, diesen Namen führen. Die Leute sagen, der See habe vor alten Zeiten mit dem Meere zusammengehangen, und damals sey dort ein berühmter, mächtiger Hafen gewesen, in welchen der König Erich sich einst vor seinen Verfolgeen geeettet, darum der Königshafen. Doch, Sohn, Du mußt schon noch einigen Tabak zulegen, denn noch haben wir unser verwünschtes Dorf nicht erreicht. Ha, ich wollte, König Erich legte noch mit seinen Schiffen hier an, und ich düeste ihm einmal aufspielen zum Tanz auf meiner Geige; wie wollte ich geigen! Aber Deine Geschäfte, Freiersmann — gut! ich will mit Dir gehen, sonst würdest Du den Pallast zu den drei Kronen nimmermehr finden.“

(Die Foetsetzung folgt.)

Bilder der Nacht.

Die Bienen.

Eine weiße Rose blühet klar
Auf weiter Flur alleine,
Viel Immen mit güldenem Flügelpaar
Umschwärmen die Süße, die Reine.

Nachtgenuss.

Meine Gedanken, die streu' ich hinaus
In stillen Mitternächten,
Aber sie kehren mir nimmee nach Haus,
Schweifen zur Linken und Rechten.
Wirft doch der Mond auch die Strahlen hinaus,
Spinnt Fäden nach allen Enden,
Aber er spinnet sich nimmer aus
Im üppigsten Verschwenden.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Reform des Unterrichtswesens.

Die Feste unsers Reformations-Jubiläums sind nun längst vorüber, nicht aber der schöne Nachklang, den sie wie mild dee Blumenduft in vielen Gemüthern zurückgelassen haben; denn es ist sichtlich, daß sie auf die Reinigung und Vereinfachung der Sitten nicht ohne Wirkung geblieben sind. Möge dieser echt evangelische Einfluß fortdauern, dann ist unsern edeln Reformatoren, besonders dem Sittenbändiger Calvin, das würdigste Monument errichtet.

Das Morgenblatt hat nach seinee Bestimmung oft von den alten und bemoosten Mißgriffen, so wie von dem Zurückbleiben unsers Unterrichtssystems in allen Sphären, besonders bei der Akademie, sprechen müssen. Es ist erfreulich, heute berichten zu können, daß die langjährigen Arbeiten einer Umbildungskommission jezt endlich — nicht eine Maus, wie Viele fürchteten — sondern einen guten Bau hervorgebracht haben, der viele Vorwürfe beseitigt, die der Akademie früher mit Recht gemacht werden konnten, besonders dem der Einseitigkeit; denn durch den herrschenden Einfluß einer bedeutenden Celebrität und ihree dienenden Trabanten war den Natur- und mathematischen Wissenschaften ein

Digitized by Google

unmäßiges Uebergewicht über alle Humaniora, ja über alle Studien eingeräumt, wo nicht auseinandergelegt, gemessen, berechnet und gewogen werden konnte. Sehr zu bedauern ist, daß diese herrschende Richtung vor zwei Jahren den trefflichen Professor Rossi von hier nach Paris trieb, während die Verlassung dieses Systems, gleichsam sühnend, den trefflichen A. Decandolle zur Niederlegung seines Professorats bewog. So verlor Genf ausgezeichnete Persönlichkeiten durch beide Systeme, gewinnt aber jetzt unendlich durch die dreiere, zeitgemäßere Basis seiner Akademie, die nicht mehr an die für allen höheren Unterricht so armselige französische Kaiserzeit, sondern an gute akademische Muster des Auslandes erinnert, ohne sich auf ihre Nachahmung zu beschränken, oder an sie zu binden. Im Gegentheil, manches frühere Gute ist beibehalten worden, und man pflanzte auf die Trümmer nur anerkannt Besseres. Es ist zu erwarten, daß der Staatsrath, in dessen Händen jetzt die Akademie liegt, dauernd und fortschreitend für ihre Vervollkommnung und Entwickelung Sorge tragen, und besonders dahin streben wird, daß die Lehrstühle immer nur in Hände kommen, die ihnen Ehre machen und die Wissenschaft in ihrem höchsten und würdigsten Standpunkt auffassen, was bisher lange nicht immer der Fall war. Zu den frühern Mißgriffen und Lücken trug besonders bei, daß die akademischen Professoren Genfer seyn, sich vorängigen Inscriptionen oder gar Prüfungen unterwerfen mußten, und dies für sehr geringe Gehalte! Die Basis dieser neuen Organisation ist das Gesetz vom 31sten Mai dieses Jahrs, und sie wird künftigen 1sten November in's Leben treten. Wir werden in einiger Zeit auf diesen Gegenstand zurückkommen. Es ist zu erwarten, daß die akademischen Verbesserungen, ja die ganz neue Richtung des Studienwesens in Genf auch wohlthätigen Einfluß auf alle unsere andern Lehr- und Schulanstalten haben wird. Hieher gehören besonders die sogenannten Pensionen, in denen dreißig und mehr junge Leute vereinigt sind. Man hat oft getadelt, daß in ihnen die Knaben nur wenig, und das Wenige nur halb lernen, daß sie zu viel Vergnügungen, Lustpartien, Zerstreuungen und Ferien haben, daß sie in ihrer sittlichen Ausbildung nicht genug beaufsichtigt und geleitet seyen, daß bei ihnen viel Rohheit und Ungeschliffenheit mit unterlaufe, ja, daß bei Allem viel zu viel dem Schein geopfert sey, z. B. bei den lang vorbereiteten, öffentlichen Prüfungen, Preisvertheilungen u. s. w. Ich glaube, dieser Tadel an einzelnen Anstalten ist nicht ganz billig, und treffe viel weniger sie selbst, als das ganz irrige, aber einmal zur Mode gewordene Erziehungssystem, welches Erziehungsanstalten ungefähr wie Fabriken und Dampfmaschinen betreibt, wo nur viel gefertigt und abgesetzt werden soll. Von diesem System kommen alle jene Uebelstände und noch mehr andere. Nur da, wo wenige Zöglinge beisammen sind, kann sie der Meister in Erziehung und Unterricht unausgesetzt und gleichförmig beschäftigen und streng darauf halten; da er Alles selbst übersehen kann, so braucht er sich nicht auf Unteraufseher zu verlassen; er beobachtet und bessert leichter, und beim Lehren, Nachsehen und Korrigiren hat er eine Menge Vortheile vor den großen Instituten. Auch sind die Resultate ganz anders, Religiöser, sittlicher, anständiger, gleichförmiger entwickelt, so wie viel gründlicher unterrichtet werden immer die jungen Leute in den Häusern seyn, wo nur wenige Zöglinge sich in die Thätigkeit, Sorge und Aufmerksamkeit des Meisters theilen. Aber dabei wird dem Vergnügen und der Bequemlichkeit der Zöglinge, desgleichen der bestehenden Allgemeinheit und Oberflächlichkeit nicht geschmeichelt, auf die so viele Eltern halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die große und die komische Oper.

Die große französische Oper ist noch immer mit den Zubereitungen zu ihrer „Bartholomäusnacht“ oder sogenannten „Bluthochzeit“ beschäftigt, und wie gewöhnlich werden, um die Erwartung hoch zu spannen, allerlei sonderbare Dinge in Betreff des Inhalts erzählt. So z. B. soll das Musketenfeuer den Takt zu den Chören schlagen. Es sollte mir um Meyerbeers Ruf leid thun, wenn er sich wirklich mit solchen Spielereien abgäbe, unter welchen der Genius der Musik erliegen muß. Schon in Robert le diable ist des Spektakels genug. Das jetzige Publikum besitzt aber einmal lange nicht die Geduld und Langmuth seiner Vorfahren, welche eine fünfaktige Oper anhören konnten, ohne Zerstreuung und ohne Augenweide. Das Gehör ermüdet jetzt leichter, als sonst, und wenn eine Oper nicht viel Bewegung, Schauspiel, außerordentliche Effekte u. dergl. darbietet, so vermag der Zauber der Musik die Zuhörer nicht zu fesseln. Daher ist beinahe das gesammte ältere Repertoire der Oper wie verschollen, und sicher würde der Direktion es jetzt nicht wagen, eine Piccinische oder Gluckische Oper aus dem bestaubten Archiv hervorzuziehen. Schon die langgedehnten Arien würden hinreichen, Langeweile zu machen; die heutige Welt will rascher und mannichfaltiger unterhalten werden. Man wird nun sehen, ob die „Bluthochzeit“ im Stande ist, die hochgespannte allgemeine Erwartung zu befriedigen. Man gibt unterdessen häufig die Jüdin, Robert le diable und einige beliebte Ballette, unter andern l'île des Pirates. Wenn die Oper nichts Neues zu bieten hat, so läßt sie ihre unübertrefflichen Tänzerinnen auftreten, und dann erbaut sich das Publikum gern. Die komische Oper hat mit vielem Erfolge dem Publikum „Zampa“ wieder vorgeführt, und gibt diese Oper fast alle Tage; man hat nämlich dem Publikum weiß gemacht, es kenne diese Oper kaum, und die gutmüthigen Pariser, welche in der That die Oper schon bald vergessen hatten, eilten hinzu, um sie als etwas Neues zu bewundern, und das war es eben, was die Direktion bezweckte; denn erstlich füllt sie dadurch ihre Kasse, und zweitens gewinnt sie Zeit, etwas Neues vorzubereiten; ohne Neuigkeit kann ein hiesiges Theater doch nicht lange bestehen. Obschon der September eben nicht der fruchtbarste Monat im Jahre für die Theater zu seyn pflegt, so hat er doch in diesem Jahre über fünfzig neue Stücke hervorgebracht. Freilich sind die meisten kleine Vaudevilles in einem oder zwei Aufzügen, die wie Herbstblumen bei Eintritt des rauhen Wetters wieder verschwinden; etwa ein Dutzend derselben hält den Winter hindurch aus, und einige blühen vielleicht noch ein wenig längere fort. Es hat sich auch in diesem Monate ein Direktor für das kleine, bankerott gewordene Pantheontheater gefunden, und dieser Mann hat den Muth, sein Heil in diesem Saale mit einer Menge von kleinen Stücken zu versuchen, welche kaum die Aufmerksamkeit der Theaterkritiker in den großen Tagesblättern auf sich ziehen. Auch ein Bastilletheater soll ehestens in Gang kommen, wenn es nicht bereits offen ist. Es gibt jetzt der kleinen Theater so viele in Paris, daß das Entstehen eines neuen nicht das mindeste Aufsehen macht, und nur die Leute in dem Stadtreviere, worin es liege, näher angeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. November 1835.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

(Fortsetzung.)

Der Wetterbeschwörer.

Harry und sein Führer langten, nachdem sie die Nacht in der Hütte des Spielmanns ausgeruht, am andern Tage in einem Dorfe an, das aus wenigen elenden Hütten bestand, die an dem beschilften Ufer eines Sees lagen. Die aufgehende Sonne warf eben ihre ersten Strahlen auf die Strohdächer. Der Ort hatte etwas Stilles, Friedliches, Geheimnißvolles; Harry konnte sich eines Schauers nicht erwehren, wenn er an den mächtigen Schatz dachte, der hier verlassen in einem Winkel der Welt schlummerte, während er dazu geschaffen war, die Welt zu beherrschen. Diese Träumereien beschäftigten noch seinen Geist, als die Töne eines hellen Morgenliedes ihn schnell zu sich selbst brachten. Eine Fischerin fuhr in ihrem Kahne vorüber; die Lichter des Morgens spielten auf ihrem blonden Haar und glänzten vom schönen Augenpaar wieder, das Wasser nahm mit Vergnügen ihr Bild auf, und schien nur unwillig, da es dasselbe wieder zurückgeben mußte; dafür sogen die Lüfte von den frischen Lippen die süßen Töne, und gaben sie nicht wieder, sondern entführten sie in den nahen Wald, aus dessen Schatten der junge Harry und der sehr ehrwürdige Geiger eben hervortraten. „O Glückskind von einem Freier!“ schrie Jarl; „da muß Dir nun, gerade da Du den ersten Schritt zum Königshafen thust, die schöne Lore entgegen gefahren kommen, und zwar in dem kostbaren Boote sitzend, das einmal Niemand anders, als sie erben wird. Verteufelt richtig gestimmt! sag ich.“ Harry vernahm von diesen Worten nur die letzten, die auf's Boot gingen. Das Mädchen landete und grüßte den Spielmann, unterdessen betrachtete Harry das Boot. „Wetter!“ rief Jarl bei sich, „hab ich's nicht gesagt? der läßt sich keinen faulen Apfel in die Hand drücken, der untersucht und prüft. Ja, untersuche nur, es hat seine Richtigkeit, das Holz derb und tüchtig, neu gefügt, die Farbe frisch und dauerhaft; das beste Boot im Dorfe! — was sag ich — im Königreich!“

Doch das war gerade das, was Harrys Muth niederschlug; in dem neuen, zierlichen Dinge konnte der kostbare Schatz nicht liegen; oder lag er einst darin und war bei der Ausbesserung in fremde Hände gefallen? Armer Harry, wo wären da deine herrlichen Pläne! so hättest du umsonst die weite Reise gemacht! — Er blickte bekümmert auf, da sieht er in die schönen Augen des Mädchens, und er weiß selbst nicht warum, er hofft von Neuem, er fühlt Muth und Entschlossenheit. Nun sucht

Digitized by Google

er den Pallast zu den drei Kronen, aber er sieht nur ärmliche Fischerhütten. Der alte Giles hat wohl seinen Scherz getrieben, und Bertram hatte Recht, ihn zu verspotten; wo käme hieher ein Pallast? „Das ist das Haus meines Vaters!“ ruft die schöne Lore jezt, und zeigt auf eine der Hütten, die von Bäumen halb versteckt an einer klaren, dunkeln Bucht des Sees liegt; Jarl, der froh ist, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sezt eilig hinzu: „Du siehst, mein Sohn, die Trümmer, die nahe dabei waldeinwärts liegen? Einst stand hier ein mächtiges Königsschloß, in dem die drei Gegenkönige Erichs zusammen gehaust haben sollen. — O, es war eine böse Zeit, gewiß; dennoch wette ich, die Leute hätten sich nicht untereinander gemordet und beraubt, wenn sie Meister Jarls Geige hätten hören können. Jezt geht es in dem Pallaste zu den drei Kronen friedlich genug zu.“

Schon eine Woche wohnte Harry bei dem Fischer Carlsson, der ihn gastfreundlich aufgenommen, und noch hatte er nicht den Muth gehabt, von Giles Olfried und dem geheimnißvollen Schatze Arndt-Aldersons zu sprechen. Der Fischer hätte ja den Wunderring für sich in Anspruch nehmen können. Er untersuchte heimlich die Boote vor dem Hause, doch unter den dreien, die Carlssons Freude ausmachten, konnte das mit dem doppelten Boden nicht seyn, und ein viertes besaß der Fischer nicht. Auf's Neue war's um Harrys Muth gethan. — Eines Abends ging er mit der schönen Lore in den Wald, aus seinen Gedanken war das unglückliche Boot schon fast verschwunden, er dachte glücklich zu seyn auch ohne den Ring des Wetterbeschwörers, denn er liebte das hübsche Mädchen, das lächelnd an seinem Arme ging und sich ihm zärtlich anschmiegte. „Laß uns umkehren,“ flüsterte sie ihm plötzlich zu; „hier an diesem Platze ist's nicht geheuer. Siehst Du, wie der fahle Mondglanz dort in dem schwarzen Wasser sich spiegelt, hörst Du, wie schaurig es im Schilfgrase seufzt? — dort, das schwarze Holz, das aus dem Sumpfe emporragt, das ist der alte Zaubernachen! In jeder Neujahrsmitternacht wird er flott, unsichtbare Geisterhände steuern ihn, und er macht seine Fahrt um den See, der dann in wilden Wogen schäumt. — Komm, laß uns fort von hier!“ Harry ward aufmerksam: „Wem gehört das alte Boot?“ — „Der Großvater hat es in seiner Jugend gebaut; der Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, sagen die Leute, und der Teufel — aber sieh, sieh — wie der alte Kahn schwankt! es ragt was darin, es zittert ein weißes Licht!“ Sie riß sich los und floh wie ein geschenchtes Reh dem Ausgange des Waldes zu. Der Jüngling blieb stehen und sah ihr nach, dann richtete er seinen Blick auf das Boot, und auch ihn befiel ein Grausen. Er wagte es nicht einmal, näher zu gehen, nur von Ferne sah er den morschen Kiel ragen, hörte, wie die Wellen an die lecken Seiten schlugen, und gleich menschlichen Stimmen im Schilf es flüstern. — Als er heimging, wiederholte er sich Lorens Worte: „Mein Großvater hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht! — Dieser Teufel war Arndt-Alderson, o gewiß! sein Ring liegt in dem unheimlichen Nachen. Wer hätte es wohl gewagt, ihn von dort zu rauben? der Schatz ist noch da; aber, Harry, bedarfst du denn seiner? — Bedenk es wohl, ein Bund mit dem Teufel! — Mache lieber einen Bund mit einem Engel, mit dem kleinen Fischermädchen, das dir herzlich gut ist; laß dir ihren Ring an den Finger stecken, er wird dich zwar nicht vor allen Stürmen der Lebensreise bewahren, doch er sichert dir einst einen ruhigen Hafen, eine friedliche Sterbestunde, eine ehrliche Grabstätte. — Es ist so entsetzlich das ehrlose Grab auf der öden Insel, das Grab mit dem Steinhaufen und dem zerbrochenen Anker! — Ja, du willst die kleine Lore heirathen, und Meister Jarl soll für dich um sie werben.“

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Von der Pracht der Gegend laß mich schweigen. Ich wäre sie mir einzeln zu vergegenwärtigen nicht mehr im Stande. Ich weiß nur, der Rhein blieb uns stets zur Seite; wild angeschwellt, brauste er durch lachende Wiesen und reinliche Dörfer, zu beiden Seiten an den Ufern stiegen die Berge, durch welche der Weg bequem sich hinschlingt, immer riesiger empor, bald starr und kahl, bald von Fichten, Tannen, Laubholz oder Lerchenbäumen ernster oder lustiger überwachsen. Der Sonnenuntergang war unvergleichlich; immer farbloß schattiger wurden die Thäler, die Klüfte immer schwärzer, nur der Rhein leuchtete hin und wieder mit weißen Wellenblitzen aus der Tiefe empor, indessen plötzlich die ersten Schneespitzen, dann ganze Schneeberge, kalt und doch rosenroth glühend und funkelnd, in den dunkelblauen Abendhimmel hineinragten. Als wir in Tusis anlangten, war ringsum Berg und Thal schon in Nacht versunken, und zum erstenmal überraschte mich das seither unbekannte Gefühl tiefster Einsamkeit. Aber auch in diesem wenig besuchten Oet sollte es an Bekannten nicht fehlen. Diesmal war es ein Professor aus Leyden, ein blondsanfter, stiller Mann mit blauen Augen und zuvorkommendee, rückhaltender holländischee Höflichkeit: der beste Ersatz für die angedrohte Gesellschaft in Chur. Doch brachte der so unverhofft wiedergefundene Freund,

Digitized by Google

indem er sich sogleich als Leidensgefährte ankündigte, schlimme Nachrichten: schon seit gestern sey er hier und habe so eben die Umgegend von Neuem recognoscirt; an Fahren sey von hier aus nicht mehr zu denken, die Gewitterregen hätten die Straße zerissen, die Chaussee der via mala sey nicht zu passiren, und den neuen Fußweg, an welchem die Dorfbewohner noch die ganze Nacht über arbeiten müßten, schilderte er so lebensgefährlich für Jeden, der irgend an Schwindel leide, daß ich mich, bei ich wohl wußte, wie leicht mich dieses Uebel übermannte, schon unten in der Tiefe sah; denn eine Viertelstunde lang sollte man auf allen Vieren dicht an dem schroffabschießenden Abgrunde fortkriechen müssen; doch schien er entschlossen, sich am nächsten Morgen dem Wagniß nicht zu entziehen, und da die übrigen Gefährten sich ihm muthig zuzugesellen versprachen, mußte ich mich schon zu der gleichen Wanderschaft bereitwillig finden lassen.

*

Wohlgerüstet standen wir am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang zu fünf Mann vor der Thür des Wirthshauses, und zogen, als die sieben begleitenden Führer sich die Koffer, Reisesäcke und Mäntel sorglich zusammengeschnüret und aufgepackt hatten, mit frischen Kräften auf Abenteuer in die morgenkalten Bergschluchten hinein. Denn gleich von Tusis aus wendet sich die bequem auf und ab steigende Chaussee in das Felsenthal hinein. Der nächste Rückblick auf Tusis und die übereinander getürmten Bergreihen war beim Sonnenaufgang höchst erquickend. Bei dieser Morgenruhe der heiter erwachenden Natur verschwand jede Vorstellung von Sturm, Verwüstung und Gefahr. So ging es denn auch zwei Stunden lang ganz behaglich vorwärts, schon aber schlossen sich die Felsenberge näher aneinander, und plötzlich verengten sie sich zu solch schmaler Kluft, daß der tobende Rhein unten in der immer jäher absteigenden Tiefe der höchsten Gewalt bedurfte, um sich Bahn zu brechen. Links waren die Felsen von oben bis unten wie in der Mitte glatt durchgeschnitten, rechts lagerten sie sich in etwas wenigstens bequemer hin. Dennoch war es eine Lust, in diesen Engen, bei schon durchwärmterer Morgenluft der nahenden Gefahr rastlos entgegen zu wandern. Nach einer Stunde wurde das Thal breiter, dann aber, als wir die eigentliche via mala betraten, verengte es sich in doppeltem Maße. Wahre Höllenschlünde gähnten in der Tiefe, und der Rhein brauste und bäumte sich zornig und zischte empor und schlug mit zerschäumend wilden Wasserfäusten die harten, wiedertönenden Felsen, daß die Noth des geängstigten Jugendstroms auch mich fast beengte. Zwei Brücken führten uns thurmhoch auf den schmalen, fast zitternden Ufern herüber und hinüber; plötzlich hatte die Straße ein Ende. Dreihundert Schuh lang war sie in die Tiefe hinabgeschmettert, ohne daß sich sagen ließ, wo sie gewesen und wo sie geblieben seyn konnte. Felsstücke, mit Wasserströmen herniederstrudelnd, hatten sie, hieß es, fortgerissen. Jetzt sollte unser gefährlicher Spaziergang auf allen Vieren beginnen. Als wir aber die Sache in der Nähe besahen, war nicht nur von Gefahr nicht die geringste Spur, sondern der seitlich schmale, sonst aber ganz bequeme Steg führte an einem Waldabhange hin, von dem sich in bester Sicherheit die schönsten Blicke auf den in die Tiefe hinblitzenden Rhein wohlgemuth thun ließen. Wir lachten uns wechselsweise aus und glaubten Alles überstanden zu haben. Rings umher aber auf dem ganzen Wege hieher schon war die Zerstörung entsetzlich; haushohe Felsblöcke und die darüber liegenden Brücken, als hätten sie niemals dagestanden, waren plötzlich verschwunden; Gestein, Schlamm, Erdklöße, von den Spitzen der Berge niedergeschwemmt oder herabgewirbelt, lagen umher, oder stürzten, wo der Rhein, durch die Bergwasser zu unglaublicher Höhe angeschwellt, gewüthet hatte, stromabwärts meilenweit fortfluthend, in die breitern Thäler hinab. Statt sich zu mildern, verstärkte sich dies Bild der Verwüstung, und kaum hatten wir uns gefreut, bald den Wagen besteigen zu können, um heute noch jenseits Italien zu begrüßen, als nun erst das Klettern über Abhänge, das Betreten schwankender Brettchen, um die plötzlich entstandenen Waldbäche mit wirklicher Gefahr zu überschreiten, seinen mißlichen Anfang nahm. Nun waren wir den bunten Klüften schon entgangen, das Thal öffnete sich, die Chaussee wurde wieder sicher und bequem, und wir glaubten zum zweiten Male, von jetzt an auf gerader Straße fortreisen zu können, als uns die stattlichen Herrn Vorsteher der Wegkommission entgegentraten, in ihrer Begleitung ein Dachdeckerchen mit hellgrünem Frack und furchtsamen Beinen. Diese drei Herrn versicherten, nach Splügen vorzudringen, sey uns zwar nicht zu verbieten, doch offiziell in keiner Weise räthlich; sie kämen von dorther, und hätten den Weg so lebensgefährlich gefunden, daß es selbst gegenwärtigem Dachdecker, seiner Profession ungeachtet, nicht sey möglich geworden, an gewissen Stellen sich des Schwindels zu enthalten. Gegen diese Argumente war nichts einzuwenden, und wir beschlossen, in Andeer zu bleiben; denn auf dem Wege dorthin sahen wir in der That ein fortlaufendes Gemälde der unglaublichsten Wuth der Natur. Das als so freundlich berühmte Thal hatte sein ganzes Antlitz verwandelt, Häuser waren fortgeschwemmt, die Mühlen zertrümmert, der Strom tobte, zerrissen durch Geröll und zersplitterte Balken, und Lehm und Moder machten den Anblick noch wüster.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Peschier über deutsche Literatur.

Durch jene akademischen Verbesserungen wird hoffentlich auch ein mehr literarischer Geist nach Genf kommen, wozu Einheimische und Fremde, Sismondi, Rigo, Müller, Rossi, Peschier und Theurel, seit zehn Jahren Bedeutendes vorbereitet haben. Sehr dankenswerth ist auch in dieser Beziehung das französische Werk über die Geschichte der deutschen Literatur, welches A. Peschier angekündigt hat, von dessen Vorlesungen über deutsche Literatur wir voriges Jahr ehrend in diesen Blättern gesprochen haben. Jetzt läßt er diese Vorlesungen in zwei Bänden abdrucken. Recht günstig stimmt dafür der Prospektus des Buchs, und wir wünschen dem Unternehmen auch in Deutschland verdiente Aufnahme. Es heißt in der Ankündigung unter andern:

„Es war einmal eine Zeit, wo Deutschlands Schöngeister an die Triumphkarosse berühmter Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts gespannt waren. Damals war es Mode, die Deutschen für den Prototyp des Kretinismus, für Wunder der Dummheit, Linkheit und Ungeschlachtheit zu halten, für Mittelarschöpfe zwischen Menschen und Thieren. Zweifelte doch selbst der geistreiche Swift daran, ob sie eine Seele hätten, und der große Friedrich verglich sie mit den Wilden Kanada's. Diese dumme Verblendung dauerte lange. Das ganze französirende Modevenedig stellte Deutschland hinter sämmtliche civilisirte Nationen, und alle großen Herrn der französischen Literatur, diese Aristokraten des Gedankens, fanden fortwährend ein Vergnügen dabei, die geistesarmen Deutschen mit stolzer Vornehmheit zu behandeln; sie hätten ihnen allenfalls einen oder den andern Gedanken als Almosen zugeworfen, wie Günstlinge des Glücks den Armen die Brosamen übertassen, die von ihrem Tische fallen. Aber la raison finit toujours par avoir raison, sagt Voltaire. Es begann, freilich sehr spät, eine Reaktion bei den Leuten, die lange voll enger Vorurtheile, nationaler Irrthümer und vorgefaßter Meinungen steckten. Jetzt hält man seinen Haß nicht mehr für ein Verdienst und die Verachtung Anderer für Patriotismus. Man würde sich doch jetzt in Frankreich schämen, wenn Einer den Baronen des Mittelalters gleichen wollte, die von ihrem Schloßthurm aus die Grenzen der bewohnbaren Welt zu sehen glaubten. Man gewöhnt sich nach und nach daran, das Schöne in Literatur und Kunst zu schätzen, wo man es auch finde. Vieles hat dazu gewirkt: zuerst die hochherzigen Bemühungen der Frau von Staël, um Franzosen und Deutsche einander zu nähern, jene, die lange gewöhnt waren, im Reich des Gedankens zu herrschen, diese, denen Voltaire's Witze und Napoleons eiserne Hand unerträglich geworden waren. Hierauf kamen Benjamin Constants Bemerkungen über Goethe's und Schillers Theater, einige mehr und weniger gelungene Uebersetzungen Jean Pauls, Hoffmanns, Tiecks, Bürgers, ferner biographische Notizen, Abrisse und Resume's; durch Alles dies wurde der Geschmack der Franzosen an der deutschen Literatur bei ihnen einheimisch, es ward der mächtige Durchbruch durch die eherne Mauer gebildet, die so lange schreiend zwischen beiden Ländern gestanden hatte. Aber des Menschen Geist ist einmal von Natur faul und ruht gern auf dem Erworbenen aus, lebt arm von Erinnerung und Bewunderung. Wie viel Leute leben nicht in Frankreich, die in der Kenntniß deutscher Geistesbestrebungen sehr zurück sind! Wie Viele haben nach Durchlesung der Allemagne von Frau von Staël der deutschen Literatur Valet gesagt, und meinen, seitdem sey darin Stillstand und Brache eingetreten. Diesen Leuten und Allen, die den Reichthum des literarischen Bodens in Deutschland kennen lernen wollen, muß endlich ein vollständiges Gemälde von den Reichthümern dieser lang unbekannten oder vielmehr unwürdig verkannten Nation geboten werden; denn dieses Volk wuchs schnell und mit Macht so heran, daß es in weniger als achtzig Jahren genug große Männer und genug Meisterstücke hervorgebracht hat, um den ältesten Literaturen Europa's gleichgestellt werden zu können."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Ambulatorische Konzerte.

Der Stifter der Abendkonzerte, Masson de Puitbenef, hat doch nun endlich aufhören müssen, den Lassitetschen Saal jeden Abend mit Harmonien zu füllen, und sein Nebenbuhler Musard befindet sich im alleinigen Besitze der Vogue, welche hier Alles ist. Freilich hat seine Anstalt etwas Eigenthümliches, welches das Publikum hergelockt. Erstlich liegt der Saal in einem sehr bevölkerten Stadtviertel, der St. Honoréstraße, und ist außerordentlich geräumig, wovon man sich einen Begriff machen kann, wenn man weiß, daß die Decke des Saals auf vierten Säulen ruht. Um diese Säulen ist ein breiter Gang frei gelassen, so daß man rund herum spazieren kann. Die Sitze sind an den Wänden und zwischen den Säulen angebracht, und umherspazirend haben die Damen den Vortheil, zu sehen und gesehen zu werden. Das Publikum in diesem Konzertsaale ist daher nicht sowohl ein sitzendes, als ein gehendes und wandelndes, und es herrscht eine Ungezwungenheit, die man in einem Schauspiel- oder Konzertsaale sonst nicht antrifft. Man hört einem Musikstücke zu, geht umher, trifft Bekannte an, spricht mit ihnen, setzt sich nieder, wo man sich zufällig befindet, und hat man Geschäfte wegen mit Jemand zu sprechen, so setzt man sich in eine Ecke und schwatzt auch während der Aufführung der Musikstücke. Für Manche ist das Musardsche Konzert nur eine Gelegenheit, Abends sich mit Bekannten zu unterhalten und einige Stunden nach dem Mittags-, oder wenn man will, Abendessen angenehm zuzubringen. Freilich wird die Musik dadurch herabgewürdigt und kann nur unvollkommen genossen werden. Es scheint auch, Musard hat das Plaudern in den Ecken seines Saals vorhergesehen, denn sein Orchester ist so stark und der Blasinstrumente sind so viele, daß ihr Schall alle Privatunterredungen übertönt und lärmend wird, wie in einigen neuern Opern. Solch eine Anstalt war gleichsam ein Bedürfniß für die Pariser; wie gerne geben sie die Kleinigkeit eines Franks aus, um Abends, wenn es schon zum Schauspiel zu spät ist, Personen ihrer Bekanntschaft zu sehen, mit ihnen sich angenehm zu unterhalten und dabei von fünfzig Musikanten akkompagnirt zu werden! Die Promenade im Saale wird auch auf dem Anschlagzettel mit zu den versprochenen Vergnügungen gerechnet. Sinamusik darf deßwegen nicht aufgeführt werden, weil die Oper eine Art von Monopol der Chöre hat, daher, sobald eine Anstalt Opernchöre aufführen will, die große Oper sogleich ihr Vorrecht geltend macht. Schon das Aufführen von Ouvertüren war ihr zu viel, und sie hat versucht, auch dieses zu hindern; es ist ihr aber nicht gelungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. November 1835.

Noch toben die Fluthen,
Noch brausen die Stürme. —
Doch herrscht noch die Hoffnung
Gewaltig am Steuer,
Und rascher nach Süden
Beginnt schon der Lauf.
Matthisson.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Von unserem vorsichtigen Entschluß wollte der vorausgeeilte K. nichts wissen; selbst zu sehen, sey das einzige Mittel, ein Mensch sey schon den Weg von Chiavenna her passirt; wo Einer durchkäme, würden wir uns auch schon durchwinden, wer nicht wage, könne nicht gewinnen, die Furcht allein sey die Mutter der Gefahr, mit Geduld u. s. f. Ich neigte mich nur allzubald zu seiner Meinung hinüber; das faule, schlendernde Badevolk mit seiner Toilettenprätension und sorglosen Behaglichkeit mitten in dem Aufruhr der Natur, wurde mir in Andeer doppelt widerlich. Nur Freund B., den bei seiner namhaften Korpulenz das ungewohnte Bergsteigen angestrengt hatte, war nach einem großartigen Frühstück in der Mittagshitze nicht von der Stelle zu bringen. Er faßte Posto, griff nach den Zeitungen, und wies es ernstlich von der Hand, sich heute noch länger das Leben beschwerlich zu machen. Uns aber lockte der heitere Himmel, der Sonnenglanz, die frische Bergluft, die innere Aufregung, der Reiz der Gefahr; wir gingen, wie sehr er auch schelten und poltern mochte, und wir griffen, da nichts anderes half, nach dem schon gestern benuzten Zwangsmittel: er folgte, als ihm ein daumlanger Kerl als Extraführer für seine eigene Personalbequemlichkeit und Hülfe in Fällen der Noth gefunden war. — Von der Schönheit des Wegs erzähle ich nichts; die Reize der Wildheit steigerten sich mit jedem Schritt; ein meilenlanger Wasserfall, stürzte der Rhein sich immer neben uns in der Tiefe hin; die Rückblicke auf die Berge, der Wechsel der Windungen, durch welche wir uns hinschlangen, das Spiel des Lichts durch die dunkeln Tannen auf dem wunderfrischen Rasengrün des Waldes, Alles wurde schöner und schöner, und jeder neue Blick war der schönste. Dabei fehlte es, wie wir es nur irgend wünschen konnten, an der nöthigen Gefahr in keiner Weise. Ein dreißig Fuß hoher Felsenabsturz mußte an einer schlüpfrig schwanken Leiter herabgeglitten werden, und dann auf noch schlüpfrigern Felseneiffen und Platten hatten wir weiter zu schreiten, indessen dicht daneben der Rhein sinnverwirrend mit einer Wuth und Gewalt hinschoß, daß jeder Fehltritt dem unrettbarsten Tode überantwortet hätte. Ein fester Tritt und einige Balance brachten uns glücklich hinüber. Nach diesem Siege, vor welchem der Dachdecker ausdrücklich gewarnt hatte, schreckte es uns kaum mehr, wenn wir auf einem schwachen Beett oder unbehauenen, nassen Baumstamm über die Bäche, die von allen Seiten in den Rhein brausten,

Digitized by Google

wegeilen mußten; jedes bestandene Wagniß verssperrte den Rückweg und trieb neuen Fährlichkeiten entgegen, so daß sich Fuß und Auge nach und nach befestigten und das sonst Gefährliche gefahrlos machten. In einer Köhlerhütte erquickten wir uns, und als die Sonne sank, langten wir endlich beim Dorfe Splügen an.

Den 4ten Sept.

Von den Fenstern des Wirthshauses aus waren die Verwüstungen ganz in der Nähe zu überschauen. Doppelt genossen wir deßhalb der vollständigsten Bequemlichkeit, die uns für die Mühen des Tags entschädigen sollte. Bald nach uns kamen Engländer an, die unerfreulichsten Reisegefährten, abgeschmackt und obendrein langweilig. So gingen wir denn so früh als möglich zur Ruhe, um am folgenden Tage vor Sonnenaufgang wieder frisch auf den Beinen zu seyn. Wirklich graute der Morgen erst, als wir schon mit denselben Führern, nachdem wir uns von dem Holländer getrennt hatten, der über den Bernardin seine einsame Reise fortsetzen wollte, aus dem Hause traten, um über den Splügen nach Italien hinunter zu wallfahrten. Die nächsten Stunden waren höchst beschwerlich. Gleich die ersten Schritte gingen über ein schaukelndes Brett, unter welchem in geringem Zwischenraum der breite Rhein mit einer Eile und Macht hinfluthete, als wolle er noch Dörfer und Felsen mit sich fortwühlen. Dann zur Erholung ging der ungebahnte Weg eine halbe Stunde lang durch thaunassen Klee steil aufwärts, so daß ich schon nach den ersten hundert Schritten innen und außen in Nasse lief und eine starke Erkältung verahnend in allen Gliedern fühlte. Die Chaussee war zerstört, und wir mußten hoch aufwärts über die Alpenwiesen klettern. Drei Stunden lang ging es immer steiler und steiler; K. und ich voraus, dann folgte der schon ermüdete, blaß gewordene Kleine, den wir gegen Italien hin in's Italienische übersetzten; weit hinten pustete, schwitzte, klagte und stolperte Freund B., und blieb bei diesen dauernden Mühseligkeiten bejammerungswerth. Zwei Sennhütten brachten uns zur Erquickung in der Morgenkühle kalte Milch und zum Sitze nasse Steine. Endlich waren wir Ersten auf der Spitze des Splügen und blickten rückwärts auf die kahlen, starren Felsengipfel, vorwärts in das gleich starre, kahle Italien hinein. Es war eine furchtbare Einsamkeit. Aber die Bäche rieselten schon nach der andern Seite munter hernieder, und dem scharfen Südwinde entgegen, folgten wir ihnen lustig, schnell und schneller bergabwärts. Bei der Douane erholten wir uns an Eiern, erwärmten uns an Wein und wurden bester Dinge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Beschluß.)

Der Wetterbeschwörer.

„Hab ich's nicht gesagt?“ ruft der kleine, bucklichte, einäugige Geiger, als am nächsten Sonntage der Jüngling seinen Wunsch ihm vorträgt; „Schlaukopf, wie er sichre geht! Einen Monat hat er sich Zeit genommen, um die drei köstlichen Böte und das Grundstück zu prüfen! — Nun, an mir soll es nicht fehlen. Ich brauche nicht zu fragen, was Ihr dagegen bietet; denn wer die reiche Fischerochter heimführen will, muß etwas mehr haben, als ein zerrissenes Wams und einen alten Wanderstab. Versteht Ihr? mich geht's nichts an, ich stimme meine Geige zum Hochzeittanze, tanzet Ihr nachher nicht, so ist's nicht meine Schuld.“ — Auf dem Wege zu dem Fischer murmelt er: „Pfui um den lockern Burschen! ich sehe schon Peter Laelsons spitziges Haupt sich bedenklich schütteln. Was sind das für faule Fische, Freund Jarl, mit denen Ihr da handelt? meint Ihr, ich werde meine Dirne dem hergelaufenen fremden Bettler geben? wenn Ihr es noch wäret, Jarl, der Ihr eine treffliche, gutgestimmte Geige mit in die Wirthschaft bringt!“

Während dieser Betrachtungen des Meisters stand Harey in der Kirche. Es war ihm um's Herz wie einem Geretteten. Er hatte seine Armuth, sein Elend vergessen, er hatte vergessen, wie er sich an der bösen, grausamen Welt rächen, wie er unermeßliche Schätze sammeln und sich zum Herrn des Meeres machen wollte. Nur Lore, die kleine Hütte, der nahe See, dieses sollte sein Eigenthum seyn. Er dankte eben dem Himmel für seine Rettung, als — der Teufel ihn mit seiner Kralle packte. Doch nein, es war nur die mißgestalte Hand des kleinen Dorfmusikers, der ihm die abschlägige Antwort des alten Fischers brachte. „Ihr seyd noch jung, geht, erwerbt Euch Schätze und kommt dann nach zehn Jahren wieder.“ — „Schätze erwerben!“ stöhnte der arme Jüngling, „also nur um diesen Kaufpreis winkt mir Glück, Liebe und Segen? Wohlan, so will ich auch nicht länger feige und zaghaft säumen; — hin zum Walde, zum alten Kahne!“ — Er flog aus der Kirche, die bösen Geister hatten in seinem Herzen ihre Stätte gewählt. Jarl hinkte ihm nach, um ihm Trost einzusprechen, allein er konnte den Fortteilenden nicht mehr erreichen.

In der Fischerhütte Laelsons war es stille, die einsame Lampe brannte, draußen warf der Sturm die Zweige an's Fenster, der See rauschte, als hielte der gespenstische Kahn wieder seine Umfahrt. Rings um den See brannten die kleinen Lichtsterne aus den Hütten,

Digitized by Google

Niemand getraute sich hinaus. Lore stand am Fenster, sie öffnete es, der Wind faßte ihre blonden Locken, er stieß an ihre heiße Wange, er lüftete das Tuch an ihrem bebenden Busen. — „Horch! waren das nicht seine Schritte um die Ecke herum? — Wo bleibt er? — Drei Tage sind es, daß ich ihn nicht gesehen, und jetzt ist's schon Mitternacht! — Wo bleibt er? — Horch, wieder Schritte — ja, ja, trotz des wilden Rauschens des Sees erkenne ich seinen eiligen Gang. Aber Himmel! er geht dem Haus vorüber, er biegt in den Wald ein! — Seine Schritte verhallen — jetzt höre ich sie nicht mehr!“ Sie setzte sich in der Hütte auf ihren Platz, schloß das Antlitz in die Hände und weinte. Der Sturm wüthete, immer heftiger rauschte der See, es war eine grausige Nacht. Endlich hob sich der Mond am Nachthimmel langsam und mit zitterndem Lichte über die schwarzen, wilden Massen; blasse Scheine flatterten über den See und tanzten auf den Wellen.

Harry arbeitet im Walde, er steht halbbekleidet im hohen Schilfe und streckt, so viel seine Kräfte vermögen, den tief eingesunkenen Nachen hervorzuziehen. Umsonst, der schlammige Grund weicht den Scheiten, immer tiefer verschwindet der Schatz in den schwarzen Wellen; wie im Hohn rauscht es im Schilfe, wie ein fernes Gelächter tönt es im Walde. Immerhin, den Ring muß er haben! da packt er noch einmal mit nervigen Armen den halbversunkenen Kiel; — siehe, wie das schwarze Gewässer sich kräuselt, es sammelt sich wie ein Nebel, jetzt hebt sich ein weißes Haupt aus den Wellen, der Stern der glanzlosen Augen ist auf den Jüngling gerichtet. „Arndt-Alderson!“ schreit dieser, und kaum ist der Laut verklungen, so steigt der alte Nachen von selbst aus der Tiefe und schwankt auf dem Wasser. Harry springt hinein, das scharfe Beil blinkt im fahlen Mondlicht, und dumpf fallen die morschen Bretter zusammen. Es zeigt sich auf dem Grunde ein dunkler Ballen; gierig greift die Hand darnach, doch in dem Augenblick tönt eine Stimme durch die Nacht; es ist der Ruf der armen Lore, die den Geliebten sucht. Harry hört die ängstlich bittenden, schmerzlichen Töne, und er schleudert den nassen Ballen wieder in die Tiefe, daß hoch auf der Gischt herumsprizt. Da spricht hörbar eine Stimme aus dem Schilfe zu ihm: „Ja, kehre nur zurück zu Armuth, Elend, Hohn und Verachtung, feiger Thor! Die Peitsche ist geschwungen, Dich zu empfangen, das Schwert geschliffen, Dein Herz zu durchbohren!“ — Von Neuem hält die Hand den Schatz umspannt, mit krampfhafter Gier umspannt, die verfaulten Hüllen fallen ab, und aus der lezten, dem seidnen Tüchelchen windet sich der mächtige Talisman fast eigenmächtig los. Mit einem raschen Druck ist der einfache eiserne Reif am Finger seines neuen Gebieters, und dieser springt aus dem Nachen, umfängt das liebende Mädchen, das vor Furcht und Entsetzen in das Gras niedergesunken ist, und preßt sie an's Herz, indem er mit bewegter Stimme ruft: „Du bist jetzt mein! die Schätze, die Dein Vater verlangt, sie sollen bald gefunden seyn! O sieh mich an! ich, ich bin der König der Welt!“ — Er steht hoch aufgerichtet am Ufer, seine Blicke glänzen in wahnsinnigem Stolze, die ausgestreckte Rechte scheint dem Sturm und den Wellen zu gebieten; und horch! o horch! welch süßes Blättergesäusel, welch heimlich liebliches Schlummerlied, das dem bösen Kinde, dem Sturm, von den Nymphen des Thales gesungen wird! „Hörst Du die Töne, Lore? Die Welle schweigt, um zu horchen, die alten Stämme des Waldes stehen von Melodie bezwungen, die tausend wilden Arme, mit denen sie dem Sturm entgegenkämpften, sind gebunden, die zerrissenen Wolken oben schwimmen weich in einander, und auf ihr sanftes Lager legt der Mond sein träumerisch Haupt. Ruhe, Ruhe weht durch die ewigen Räume; o, wie ist diese Ruhe so schön! Kann der mächtige Geist, der so Liebliches hervorruft, ein böser seyn? kann er in's Verderben locken? Ach, nein! Ich schwöre es, seine Kräfte will ich nur anwenden, um Gutes zu schaffen!“

Noch einmal säuselte es im nahen Schilfe wie ein leises Hohngelächter, dann lagerte sich die tiefste Stille über Wald und Flur.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Klassische Laune des Publikums.

Das Théâtre français ist ganz erfreut, daß sich das wetterwendische Publikum einmal wieder zu den alten Lust- und Trauerspielen der französischen Bühne wendet, und in Menge herbeikommt, wenn Molière's Lustspiele und Racine's, Corneille's und Voltaire's Trauerspiele von den vorzüglichsten Schauspielern aufgeführt werden. Beinahe hatte man jene alten Stücke für verloren gehalten, und kaum gehofft, der Geschmack des Publikums werde sich ihnen je wieder zuwenden. Diese Stücke waren so oft vor leeren Bänken gespielt worden, daß die Schauspieler sie kaum noch vorzunehmen wagten, wenn nicht etwa das Spiel der Dlle. Mars oder eines ausgezeichneten Schauspielers ihnen neuen Reiz gab. Sie mußten, um die Gunst des Publikums nicht zu verlieren, sich entschließen, auch zu dem so beliebten Romantischen ihre Zuflucht zu nehmen, und Victor Hugo um Beistand bitten, der ihnen auch mit seinem Tyrau de Padoue nach seiner Weise geholfen hat. Allein mit dem alten Repertoire steht sich dieses Theater besser, wenn es ihm gelingt, das Publicum wieder für dasselbe zu gewinnen. Solch eine Erscheinung hat nun eben jetzt statt, indem das Publicum des vielen, auf den meisten Bühnen dargestellten Gräßlichen und Häßlichen übersatt ist, und sich wieder zu dem ältern Theater wendet, wo es derben Witz und echt

Komisches, so wie einfach und erhaben Tragisches antrifft. Man würde jedoch irren, wenn man daraus schließen wollte, das sogenannte Klassische trage endlich den Sieg über das hier sogenannte Romantische davon, wie es einige alte Theaterdichter und Kritiker längst wünschten und weissagten. Ach nein, nur zur Abwechslung wohnt das Publikum der Aufführung älterer Meisterstücke bei, wenn sie mit gegeben werden, und in dieser Jahreszeit, wo es so viele Fremde in Paris gibt, tragen auch diese dazu bei, den Saal des Théâtre français zu füllen. Wahrscheinlich werden aber die Sociétaires dieses Theaters wohl thun, wenn sie nicht abwarten, bis das Publikum des Klassischen wieder genug hat, sondern sich bei Zeiten nach etwas Neuem umsehen, oder wenigstens einen Schauspieler oder eine Schauspielerin aufsuchen, welche im Stande sind, dem Alten neuen Glanz zu geben. Alexander Dumas beherrscht noch immer mit seinen grausenden Dramen die Bühne des Porte St. Martinetheaters. Er ist jetzt abwesend, hat aber ankündigen lassen, er habe auf seiner Reise zwei neue Stücke verfertigt, wovon er bereits eines jenem Theater eingeschickt hat. Auf die Umsegelung des mittelländischen Meeres, die bereits in einem Prospektus so bestimmt versprochen war, scheint dieser unstete Dichter verzichtet zu haben; wahrscheinlich hat ihm dieses Mittel, Geld und Ruhm zu gewinnen, allzu unsicher geschienen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Peschier über Deutschland. Studium des Deutschen.

Schon aus diesen Stellen geht die innige Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand hervor, und es ist ein glücklicher Umstand, daß sich ein französischer Literator auf diese Art vernehmen läßt, denn ein Deutscher hätte so nicht von seinem eigenen Volke zu Fremden sprechen können, ohne Mißtrauen und Tadel zu erregen. In ähnlicher Stimmung sagt der Verfasser da, wo er von Klopstocks Messias spricht: „aber nur in Deutschland konnte ein Dichter die Harfe der Propheten ergreifen und Töne daraus hervorlocken, die vielleicht jenen hohen Männern selbst nicht unwürdig geschienen hätten, nur in Deutschland konnte der Messias gefeiert werden, der von Menschenhand starb und der Menschen Heil doch mit seinem Blut erkaufte; denn nur in Deutschland, in diesem klassischen Land des Gedankens, strenger und tiefgebender Philosophie, echt historischer Vaterlandsliebe, ist die Religion kein flüchtiges Mädchen, die sich nur ängstlich am Tageslicht zeigt, die nur erröthend an Nationalfesten, an Trauer- und Freudenfesten des Vaterlands, an großen und imposanten Feiertagen Theil nimmt; hier lebt sie in allen Herzen, in den Darstellungen des Geschichtschreibers, in den Erinnerungen des Chronisten, in dem Nachdenken des Moralisten, in den Dichtungen des Romanschriftstellers und in den Herzensergießungen des befreundeten und Familienlebens; in Deutschland bezeichnet die Religion wie erhebender Feier den Eintritt des Menschen in die Welt, sie begleitet ihn bei allen seinen Handlungen, sie unterstützt ihn und sichert seine Scheitte, wenn er schwankt, sie drückt ihm endlich die Augen zu; die Religion schmückt die Kindeswiege mit der Unschuld Reiz, so wie das Grab mit der Unsterblichkeit Hoffnung.“ Man muß selbst ein edler Mensch seyn, um von einem andern Volke so anerkennend zu sprechen. Wir werden später, bei der Erscheinung des Peschierschen Buchs, auf diese Merkwürdigkeit in der Literaturgeschichte zurückkommen. Deutsche Sprache, Wissenschaft, Kunst und Art finden jetzt überhaupt mehr Anklang hier, als sonst, nicht etwa, weil man deren Verdienst ahnte, fühlte oder erkennte — sagte doch selbst in der letzten Diskussion des Großraths über die akademischen Umgestaltungen ein sonst leidlich vernünftiger und unterrichteter Professor: Deutschland sey noch dreißig Jahre hinter Frankreich zurück! — sondern weil man bei der Verbindung mit der Schweiz Deutsch brauchen. Dies wird auch sorgfältig bei jeder Gelegenheit wiederholt, wo von deutscher Sprache die Rede seyn; Manche treiben auch etwas weniges Deutsch, weil es jetzt in Paris und London stark Mode ist. Weniger für die Genfer, als für junge Ausländer hat der Dr. Christ. Müller hier seit einigen Jahren eine jetzt blühende „deutsche Erziehungsanstalt“ gegründet, wo er nach den Grundsätzen deutscher Art und mit sorgfältiger Vermeidung alles Educations-Charlatanismus sechs junge Leute aufnimmt, um sie durch gründliche Studien für die Akademie, die Universität oder irgend eine andere Laufbahn in gebildeten Verhältnissen, z. B. den höhern Kaufmannsstand, vorzubereiten. Dabei beschränkte er sich immer nur auf diese geringe Zahl, denn in ihr erkennt er die erste Bedingung eines folgerechten, ausgezeichneten und gewissenhaften Unterrichts. Religion und sittliche Strenge liegen dieser Familienerziehung zum Grunde, bei der jedoch sehr auf angenehme Lebens- und Gesellschaftsformen gesehen wird. Er selbst lehrt die meisten Gegenstände deutsch oder französisch, und verwendet viel Aufmerksamkeit auf die Ausarbeitungen der Zöglinge, die sie in diesen beiden Sprachen über jede Lehrstunde machen müssen. Neben den alten Sprachen treiben sie auch Italienisch und Englisch; ihre vorzüglichste Sprachübung ist jedoch darauf gerichtet, deutsch und französisch richtig, leicht und selbst schön sprechen und schreiben zu lernen. An die gewöhnlichen Schulwissenschaften reihe sich auch Unterricht in Geschichte der Civilisation, besonders der deutschen und französischen Literatur und Kunst. Diese deutsche Erziehung hat bisher nur ausgezeichnete junge Leute geliefert, und es leben deren schon Mehrere im südlichen Deutschland. — Die deutsche reformirte Kirche hatte schon seit mehrern Jahren eine gute Schule und Bibliothek unter Wetzels Leitung. Diesem Beispiel folgt jetzt auch die deutsche lutherische Kirche. Beide Lehranstalten sind besonders für die Kinder der vielen hier lebenden deutschen Handwerker, jedoch können auch Andere daran Theil nehmen.

Räthsel.

Nach Catone Lucchese.

Den Strahlenwagen tauchet in die Wellen
Der Sonnengott; in Schauern unter'm dunkeln
Und schweren Mantel wandl' ich, wo er ging;
Die Sterne sind mir liebliche Gesellen,
Und während sie auf meinem Wege funkeln,
Löse sich die Dämm'rung, die mein Schooß umfing.
In Thränen auf; die kennt das volle Licht,
Ich öffne meinen Schooß, gebäre Tag.
Der jenen schwindet, wenn er diesen scheint.
Ist nun das Dunkel allzu helle nicht.
Daß kaum sich Eines noch besinnen mag?
Ich glaube kaum: die Nacht ist nicht gemeint.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. November 1835.

Licht, vom Himmel flammt es nieder,
Licht, empor zum Himmel flammt es;
Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen.
Platen.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

1.

Der Feuerdienst.

Die purpurrothe Feuersäule flammt
Zur goldnen Sonn' empor, von der sie stammt,
Und ihre glühend mächt'ge Strömung reißt
Mit sich empor nach oben jeden Geist.

Das Volk steht dicht gedrängt im Kreis umher,
Kein Herz im Busen bleibt von Andacht leer,
Die Flamme streut mit heiligrothem Licht
Verklärung über Aller Angesicht.

Ein Priester fort und fort den Holzstoß nährt;
Er naht den heißen Flammen unversehrt,
Er wühlt mit weißer, unversengter Hand
Vertraut und lächelnd in dem heil'gen Brand.

Den Festgesang beginnt die Knabenschaar,
Ihr Kleid ist weiß und golden ist ihr Haar.
Nur leis begann ihr Lied — des Feuers Lob —
Das bald in vollen Tönen sich erhob:

Süß ist die Pflicht,
Wohlthätern zu zahlen
Des Dankes Tribut;
Aus des Herzens Füllen er bricht,
Wie die Blume, von Strahlen
Geweckt im Lenze,
Aus der warmen Erde, wo sie gerubt,
Daß sie lebendig im Lichte glänze.

Heiliges Feuer! dir bringen wir Dank!
War das Leben nicht bleich und krank,
Eh' es in durstigen Zügen dich trank?
Aber du kamst!
Scheutest dich nicht vor den Finsternissen,
Hast die Welt dem Feinde entrissen,
Der tückisch und kalt,
Mit finstrer Gewalt,
Mit Armen von Eis sie umstrickte,
In Schauern der Nacht sie erstickte,
Bis du in die goldenen Arme sie nahmst.

Aus Himmelshöhn, des Tages Leuchte,
Schickst aus du deine ew'gen Flüsse;
Zum klaren Aether ward die Nacht, die feuchte,
Es brennen deine Küsse
Hinunterwärts
Tief in der Erde durst'ges Herz.

Digitized by Google

Da springt hervor die Blume, bunt von Farben,
Das schwarze Feld krönt sich mit goldnen Garben;
Vom Berge, der sonst Wasser nur ergossen,
Kommt jetzt ein geistig heißer Strom geflossen.

Heil, Feuer, dir!
Auf stillem Herde lodern deine Flammen;
Da finden Alle traulich sich zusammen,
Die von dem gleichen Blute stammen:
Da sitzt der Greis, der Silberlocken Zier
Vermengt sich mit der Kinder goldnen Haaren,
Und rüst'ge Männer, von der Schlacht Gefahren,
Von kühner Jagden edler Lust
Zurückgekehrt, weglegend Schwert und Lanze,
Sie drücken jetzt, im Friedensglanze,
Die treuen Frauen an die Brust.
Du winkest den Entfernten, sich zu ein'gen,
Du mahnest die Befleckten, sich zu rein'gen.

Preis dir, wenn in unsichtbaren Funken
Auf die Krieger am Morgen der Schlacht
Oft du zündend herabgesunken
Und ihre Seelen zu Flammen entfacht!
Wenn du von Furcht des Tods sie befreiest,
Wenn du zu Helden die Knaben weihtest,
Daß sie, von göttlichem Glanze geblendet,
Fröhlich das fröhliche Leben verschwendet!

Und Preis dir, wenn du einen Tropfen
Von deiner süß-gedeihsten Glut
Dem freudigen Jüngling gießest in's Blut,
Daß die Pulse mächtiger klopfen,
Daß die Seele, sich dehnend, schwillt,
In der Brust, in der eigenen, fremd,
Wie ein Bergstrom oft überquillt,
Den nicht das alte Ufer mehr hemmt:
Bis ein Gegengift reifet den Schmerzen,
Bis das Brausen des Sturmes schweigt
Und aus der Nacht in dem wogenden Herzen
Glänzend, versöhnend ein Morgenroth steigt;
Wenn die ahnenden Seelen
Erkennend sich wählen,
Ihre Flammen vermählen,
Und jedes die Glut, die es einsam gefühlt,
In den Gluten des andern wunderbar kühlt.
Preis dir, o Feuer!
Dann hebt dir ein neuer
Altar sich, der duftig vom Weihrauch flammt!
Deine Gottheit zu ehren,
Die Gluten zu nähren,
Dem Erlöschen zu wehren,
Ist der Priester, der Glücklichen Amt.

Und Preis deiner Kraft,
Wenn du im Geiste stets reiner glühest,
Wenn du stärker und stärker
Aus dem dumpfen Kerker,
Aus des Dunkels Gefangenschaft
In die heitre Heimath zurück ihn ziehest!
Wenn du die Sehnsucht sich lässest entzünden,
Aufzufliegen vom Lande der Sünden;
Wenn du das Auge klärest dem Hoffen,
Zu durchdringen die Mauern von irdischen Stoffen;
Wenn zum Gastmahl des Lichts du die Blinden ladest,
Die Befleckten in Jungfräulichkeit badest!

Preis dir, o Feuer! wenn das Verlangen
Nach dir, das Irdische himmlisch verzehrt,
Und erlöst der Geist, der so lang gefangen,
Feurig zum ewigen Feuer kehrt!

Der Hymnus schweigt, und laut der Priester spricht:
„Erfüllet jetzt des frommen Dankes Pflicht,
Bringt eure Opfergaben gläubig dar,
Sie zu empfangen, flammet der Altar."

Da eifert ungeduldig jede Hand,
Zu weihn der Gottheit frommer Andacht Pfand;
Und Thiere, Früchte, Weihrauch, Gold — zu theuer
Ist nichts — geopfert wird's dem heil'gen Feuer.

Und Blumen von noch nie gesehner Pracht
Hat eine holde Jungfrau mitgebracht;
Dem Regenbogen gleicht der bunte Kranz,
Rubinen und Smaragd besiegt ihr Glanz.

Dem Priester sie das Blumenopfer reicht,
Sie, die der zartsten Blume selber gleicht;
Sie zittert wie im Wind ein schwankes Blatt,
Bis er die Gabe angenommen hat.

Die Flamm' empfängt den frischen, duft'gen Strauß
Und saugt den Saft der grünen Blätter aus;
Zu grauer Asche brennt die Farbenglut,
Der Lilie Milch, der Rose süßes Blut.

Verschwunden ist die Blumengarb' im Nu;
Die Geberin schaut der Zerstörung zu.
Die Wangen glühen, doch der Mund bleibt stumm;
Sie geht und weint, und weiß noch nicht warum.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun ging es eilig nach Italien hinein; bis zum nächsten Dorfe, Pianazzo, Anfangs ganz gut: die Gegend ward milder, die Moegenluft wärmer, der Weg immer wegsamer, die Aussichten immer schöner; doch als sich, wie gestern, auch hier das Thal zu verengern anfing, und jetzt, wie drüben der Rhein, hier die Lira durch Felsenklippen hintoste, begann der grauenvollste Anblick: die ältesten Bäume lagen entwurzelt am Boden, rings brausten Wasserfälle, denn jeder Bach stäubte als Wassersturz von den Gipfeln in die Tiefe, und das Felsenfestr selber war losgerissen, herniedee geströmt, zerbröckele; das ganze Thal entlang sah man nichts als einen Strom von Geröll, das der Wasserschwall mit sich fortgeschwemmt hatte, dee sich nun zoenig dazwischen fortschod, und es, wo er gehemmt ward, in geflügelter Hast mit nachdrängender Wuth überflog. Viertelmeilenlang wae die Straße fortgerissen, halbe Dörfer waren spurlos verschwunden, und die zerbrochenen Dächer, Balken, Hausgeräth, Kisten und Kasten waren erst eine Stunde später hin und wieder auf einlamen Inseln oder an vorspringenden Felsenecken wieder zu finden. Auf diese Verwilderungen niederschauend, mußten wir uns in schwindliger Höhe an den Felsenwänden hinwinden. Es war der belohnendste, aber gefadroollste Weg. Oft würde der leiteste Fehltritt unfehlbar den Hals gekostet haben. So war z. B. der Fußweg an einer Stelle plötzlich durch einen Gießbach unterbrochen, dee sich über hundert Fuß tief in einen Abgrund stürzte. Nur ein paar glattgeschliffene, nasse, ganz schmale Vorsprünge, in dee Entfernung von je drei Fuß, leiteten über den Wassersturz; sich anzuhalten, war von keiner Seite möglich, und drüben mußte man sich sogleich niederdücken, und so gekrümmt um die Felsenecke klettern. Wer glücklich hinüber gekommen war, zitterte nun doppelt für das Leben dee Andern. Nun aber war die Hauptgefahr auch überstanden, das Thal öffnete sich, und wir sahen schon Campo Dolcino, das erste größere italienische Dorf, wo wir übernachten wollten, voe uns liegen. Ehe wir jedoch hingelangten, welch ein neuer, trostloser Anblick der Zerstörung! —

Den 5ten Sept.

Wie soll ich Dir heute das Ende unserer Fährlichkeiten schildern? Ich möchte und müßte in den lieblichsten Farben mit Licht und Duft malen, und mir ist schlafdumpf und mißbehaglich. Das Beste wird seyn, ich fasse mich so kurz als möglich.

Wir hatten im Posthause eine gute Herberge, geschäftige, wenn auch durch das unerwartete Unglück noch traurig zerstreute Wirthe, herstellendes Abendessen, vortreffliche, reinliche, hochaufgethürmte Betten gefunden. Mit Sonnenuntergang schon legten wir uns zur Ruhr, und waren mit Sonnenaufgang schon auf dem Wege nach Chiavenna, bis wohin die eigenen Füße noch immer das einzige Mittel, vorwärts zu kommen, blieben. Noch einmal begünstigte uns der klarste Himmel und Windstille. Und das war nothwendig, denn die Gefahr für Arm und Beine blieb dieselbe, das gleiche Bild der Verwüstung begleitete uns noch in verstärktem Grade, und kontrastirte nur um so mehr gegen die mildr Luft und freundlichere Gegend. Was wir vorgestern auf der via mala erblickt hatten, fanden wir hier noch einmal, nun aber lanfter, weliger, süßer wieder. Schon prangten die Berge ringsum mit echten dellgrünen Kastanien, deren stämmiger und doch schlankee Wuchs und keules Gezweig bald an Nußbäume, bald an Eichen erinnerte, nur daß ihnen die markige Gedrungenheit der deutschen Eichen mit ihrer ernsten Blätterzierlichkeit fehlte; die Fichten dagegen verschwanden ganz, und die Ferne kleidete sich in einen Dufe des Glanzes, der uns zuerst Italien verkündigte. Von Einzelnem wüßte ich nichts mehr zu sagen. Dicht vor Chiavenna war dir Aussicht in das weite Thal und die theils vorgeschobenen, theils abschließenden Berge, in jeder Schateirung des dellsten und tiefsten Blaus, von unermeßlicher Schönheit. Welche Farben, welche Formen, welch faltiges, fattes Grün und glühendes Braun! und über das Ganze din weich goldiges, dustermäßigtes Sonnenlicht! Dabei koste die warme Sommerluft schon lockender und welchanschmiegend um uns her, Traubengehänge begrüßten uns, das bunte Ranken und reiche Verschlingen begann, schwarzgrüne Cypressen, mit hellerm Grün leicht umflogen, stiegen ernst und hoch im Einklang mit der Sonntagsfeierkeit der Natur empor, und in dem glücklichsten Gefühl, nun „auch einmal nicht wie im Exil“ zu seyn, schritt ich durch die Straßen von Chiavenna. Müde aber waren wir doch geworden, und einem treefflichen warmen Frühstück nach italienischer Art sprachen wir so tüchtig zu, daß uns die große, breite Extrapostchaise, die uns schnell und sicher nach Riva trug, höchst willkommen wurde. Bei Riva endet der Comersee, oder beginnt dort, wie Du willst. Leider mußten wir in brennender Sonnenhitze eine Stunde lang auf Schiffer warten, die uns nach Collico, der nächsten Station, über den See fahren sollten. Ich ging mit dem Gefährten an dem kahlen, niedrigen Gestade auf und ab. Das lichte Farbenspiel, das mich heute entzückt hatte, gab mir eine unwillkührlichr Sehnsucht nach dem bunten Venedig, und ich impovisirte den Vorschlag, den Weg

nach Wien quer durch Obeeitalien zu nehmen. K. bezeigte wenig Luſt dazu; das ſchäefte die meine. Sollte ich etwas auf dieſer Reiſe leenen, ſo war es nur in Betreff auf Koloeit möglich. Endlich kamen die Schiffer. Die Gondel war bequem, vor der Sonne geſchüzt, und wie fegueten einſtimmig, nach ſo langem Klettern, Speingen und Gleiten, Beeg auf und ab, das glatte Element, auf dem wir in der behaglichſten Rude binſchifften. Anmuthig jedoch eeſchien dieſe Spitze des Sees in keinee Weiſe. Je weiter wir fuhren, deſto ſteiler, ſtarree, rauher und geauer ſtiegen zu beiden Seiten die Felſen wild und düſtee auf. Das Waſſee war durch die Bergſtröme ſchlammig und Elbgeld; hätte nicht der blaueſte Himmel über uns gelacht, Italien wäre uns nicht in den Sinn gekommen. Als wir aber um die eeſte Felſenecke bogen, beeitete ſich ſchon der bisbre enge See aus, blaue Feenen thaten ſich auf, Inſeln flogen an uns voeüber, und plötzlich, in geeader Linie über die ganze Beeite des Seeſpiegels bin, ſchied ſich die Farbe des Waſſees. Das ſchönſte Maigrün blühte uns nun wie Edelſteine klar aus jeder Welle entegegen, und ſchien ſich wunderbae mit dem Blau des Himmels zu veeſchmelzen; wenigſtens ſtritten wir lange, ob es blau odee grün ſey, was uns ſo milde entgegenfunkelte, und konnten nicht einig weeden.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

A. Dumas. Pigault le Brun.

Dumas kann außer Paris unmöglich etwas Gutes oder Auffallendes ſchaffen; die Pariſer Geſellſchaft iſt ſein Element. Von den Pariſer Schönen, den Theaterdirektoren, ſeinen Freunden und Nebenbuhlern muß er angeſpornt werden, wenn er etwas leiſten ſoll, was Lärm macht. Ein Meer langſam zu umſegeln, Länder zu beſchreiben, Merkwürdigkeiten aufzuzeichnen, iſt nicht ſeine Sache. In dem Feuilleton eines Pariſer Journals hat man ihm neulich bei Gelegenheit der Erſcheinung vorgeblicher Selbſtbekenntniſſe vorgeworfen, er mache ſich über ſeine Leſer luſtig, und habe das Publicum zum Beſten. Es ſcheint aber nicht, daß er ſich viel aus ſolchen Vorwürfen macht. Während nun Alexander Dumas in den Pariſer Geſellſchaften umherflattere und ſich das Leben ſo angenehm macht, als er nur kann, führt der Dichter Caſimir Delavigne auf dem Landgute, wo er mit ſeiner Familie wohnt, ein ſtilles Leben, das ihn jedoch nicht vom Dichten abzuhalten vermag. Außer ſeinem Don Juan d'Autriche, der dieſer Tage auf dem Théâtre français gegeben worden iſt, hat er auch noch ein neues Luſtſpiel geſchrieben, welches wahrſcheinlich ebenfalls künftigen Winter auf dieſelbe Bühne gebracht werden wird. Es ſteht zu befürchten, daß er mit dieſen Stücken ſeine theatraliſche Laufbahn beſchließen wird. — Ein berühmter Romandichter, Pigault le Brun, iſt neulich in einem hohen Alter geſtorben; auch er hat einige Stücke für das Theater geſchrieben, aber bloß Luſtſpiele, die noch zuweilen gegeben werden. Weit mehr Stücke haben andere Dichter aus ſeinen Romanen gezogen, mit welchen der Verleger Barba im Palais-royal ſo gute Geſchäfte machte, daß er dem Verfaſſer einen lebenslänglichen Jahrgehalt ausſetzte. Jedoch gerieth der Buchhandel in der Folge in's Stocken, und ich weiß nicht, ob Pigault le Brun ſeine Penſion richtig bezogen hat. Eine andere bekam er von der Regierung als ehemaliger Beamter an der Mauthverwaltung, eine Stelle, die er zur Napoleonſchen Zeit erhalten hatte, und die ihm unter der Reſtauration abgenommen wurde, weil er wider Moralität und Religion in ſeinen Schriften geſündigt habe. Aber dieſe Schriften waren längſt vor der Reſtauration erſchienen, und es war hart, dem Mann in ſeinem Alter die Vergehen ſeiner frühern Jahre entgelten zu laſſen. Ganz wagte man jedoch nicht, ihn außer Brod zu ſetzen, und er bekam daher eine Penſion. In ſeinem Mannesalter war er ein witziger Geſellſchafter geweſen und in großen Geſellſchaften ſehr geſucht worden. Seine Tochter hatte er an einen Advokaten, Victor Augier, verheirathet, der ſich auch im Schriftſtellerfache verſucht hat. Unter andern hat er mit ſeinem Schwiegervater die Beſchreibung ihrer Luſtreiſe in's ſüdliche Frankreich herausgegeben. Pigault le Brun hatte in ſeinem Alter den unglücklichen Gedanken, vom Romane abzugehen und ſich in geſchichtliche Studien zu werfen, wozu es ihm ganz an Vorkenntniſſen fehlte. Seine „Geſchichte Frankreichs“ nahm ihm mehrere Jahre Zeit und Mühe weg; ſchlecht iſt ſie eben nicht, dazu hatte er zu viel Scharfſinn, aber loben kann man ſie doch auch nicht; denn von Quellenſtudium hatte der witzige Mann keinen Begriff. Seinen Romangeiſt ſcheint Paul de Kock von ihm geerbt zu haben, und dieſer iſt bei gewiſſen Leſern und beſonders Leſerinnen jezt eben ſo beliebt, als es Pigault le Brun zu ſeiner Zeit war. Als dramatiſcher Dichter hat Pigault le Brun Nachfolger genug. Man würde gewiß in Paris nicht verlegen ſeyn, wenn man an Einem Tage fünfzig Theaterdichter zuſammenbringen ſollte, und wahrſcheinlich beläuft ſich ihre Zahl auf Hunderte. Beſtändig kommen neue Namen zum Vorſchein. So hat man von den Gebrüdern Cogniard, einem Dichterpaare, das bisher unbekannt war, ein beliebtes Stück im Gymnase dramatique, nämlich le pauvre Jacques, eine ziemlich rührende Darſtellung der Seelenleiden eines armen Muſikus; es entfernt ſich von der gewöhnlichen Gattung der Vaudevilles, und heißt daher auch auf dem Anſchlagzettel ein Drama à couplets. Zärtliche Damen weinen bei demſelben eben ſo ſehr, wie im vorigen Jahre bei dem Vaudeville: Elle est folle. Bouffé, ſicher der beſte Schauſpieler am Gymnase dramatique, gibt den pauvre Jacques vortrefflich; mich wundert, daß nicht ſchon längſt das Théâtre français dieſen Schauſpieler in Beſchlag genommen hat. Da iſt ein anderer, Namens Fréderic Lemaitre, der in den Melodramen der Boulvardstheater glänzt, und ſeit einem Jahre beinahe nur von einem einzigen Stücke lebt, nämlich von Robert Macaire, einer geiſtreichen Parodie der Melodramen, worin er die Hauptrolle ſpielt, und welches die Pariſer nicht ſatt werden zu ſehen und zu beklatſchen. Zuweilen zieht Fréderic Lemaitre mit ſeinem Robert Macaire in die Provinz, damit auch die Bewohner der Landſtädte des Glücks der Pariſer theilhaftig werden mögen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. November 1835.

Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wann und in welcher Weise
Du trittst in meine Kreise.
Rückert.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

2.

Die Suchenden.

Vergebens ihr die Blumen schmeicheln,
Umsonst sucht ihren Blick ihr Reh;
Sie mag das zarte Thier nicht streicheln,
Deß Fell so glänzend weiß wie Schnee.
Die Locken gibt sie preis dem Sturme,
Der Abends durch den Garten weht;
Ihr Auge blickt empor zum Thurme,
Auf dessen Höh ein Jüngling steht.

Sein Auge sucht nicht fiel nach oben,
Zum sterndurchwirkten Himmelsrund
Ist es mit tiefem Ernst erhoben;
Ein leis Gebet umschwebt den Mund.
Der Priester ist's, geweiht dem Lichte,
Der heut die Flammen angefacht,
Der Morgens heilige Gedichte,
Die Schrift der Sterne liest bei Nacht.

Stark, wie der Leu, den er sich zähmte,
Ist seiner reinen Seele Kraft;
Der ird'schen Wünsche Herrschaft lähmte
Der Andacht Glut, die Wissenschaft.
Nach seiner Gottheit Stimme handelnd,
Hegt keinen eignen Trieb die Brust;
Er ist, im reinen Lichte wandelnd,
Nicht seiner Schönheit sich bewußt.

Der schimmernden Gestirne Bahnen
Verfolgt in stiller Nacht sein Blick;
Aus ihren Spuren darf er ahnen
Das sich bereitende Geschick.
Bis in des Weltalls tiefste Mitte
Strebt seine kühne Seele vor —
Kann er verstehn des Auges Bitte,
Das sehnend blickt nach ihm empor?

In heller Mondnacht schau'n die Beiden
Sehnsüchtig nach verschiednem Ziel;
Die ungestillten Seelen weiden
Sich an der Hoffnung süßem Spiel.
Sie sucht des Jünglings Aug' vergebens —
Er fand noch nicht den höchsten Stern —
Und Beiden bleibt das Ziel des Strebens,
Gehofft, ersehnt, noch immer fern!

Digitized by Google

3.

Blumen und Sterne.

„Ich mag euch, ihr armen Blumen, nicht pflücken,
Mag mit euch mir nicht Haupt und Busen mehr schmücken;
O mühet euch nicht, so farbig zu scheinen,
Ihr macht mir das Aug', das kaum trocken, nur weinen!

O, was noch nicht blüht, bleib' unter der Erde,
Daß nicht es die Beute der Winde nur werde!
Kommt im nächsten Frühling mit doppeltem Schimmer,
Dann erfreut ihr mich wieder — vielleicht auch nimmer!

Dort oben das goldne und blaue Gewimmel,
Die schimmernden, ewigen Kelche am Himmel,
Die seit Jahrtausenden wandellos blühn,
Die aufgehn am Abend und Morgens verglühn:

Die liebt er, die sucht er mit durstigen Blicken,
An ihnen mag er die Seele erquicken;
Euch, Blumen, verachtet er, weil ihr dem Staube
So nah, und dem Tode so frühe zum Raube.

Mein kindisches Herz kann noch nicht es erlernen,
Sich zu freu'n an den Sternen, den kalten, den fernen;
Man kann sie nicht pflücken, kann ihrer nicht warten,
Schaut von fern nur hinein zum verbotenen Garten.

O könntet ihr seine Gunst euch erwerben!
Wie würdet so süß ihr, so selig sterben,
Von seinen freundlichen Blicken erleuchtet,
Von meinen wonnigen Thränen befeuchtet!

O daß er euch liebte! Ihr seyd ja nicht minder,
Als die ewigen Sterne, des Lichtes Kinder!
Ihr müßtet mit eurem Duft ihn berauschen,
Daß trunken wir Seele um Seele tauschen.

O könnt' ich die Sprache der Sterne begreifen,
Die hoch die krystallene Wölbung durchstreifen;
Könnt' ich in des Himmels unendlichen Räume
Seinem Geiste begegnen in feurigen Träumen!

O welket ihr Blumen, ihr Sterne verschwindet!
Gefallen an keinen mein Herz mehr empfindet;
Was mich tröstet, das werd' ich erfahren und lernen
Nur unter den Blumen, nur über den Sternen!“

4.

Das schwarze Mädchen.

Die Sklavin aus dem Mohrenland
Sah ihrer Herrin Weh;
Sie war, geraubt dem Heimathstrand,
Weit hergeschleppt zur See.

O! auch des wildsten Landes Kinder
Zermalmt des Heimwehs Last nicht minder,
Und quält ihr Stachel nicht gelinder.

Des schwarzen Mädchens Selith pflegt
Mit unerschöpfter Huld,
Zum Mitleid sie ihr Gram bewegt,
Zu himmlischer Geduld;
Sie nahm es aus der Räuber Händen,
Sie streckt sein Herz sich zuzuwenden,
Und drein des Trostes Licht zu senden.

Doch wenig Frucht trug ihr Bemühn,
Es sitzt zu tief der Dorn;
Des Mädchens dunkle Augen glühn
Bald auf im Tigerzorn,
Bald kauert sie sich träumrisch nieder,
Ihr Sinn betäubt und schlaff die Glieder;
Sie murmelt ihrer Heimath Lieder.

Ihr scharfes Aug' zum Sternenraum
Oft rasch bei Nacht sie hub;
Manchmal bei einem alten Baum
Mit hast'ger Hand sie grub;
Die glatten, buntgefleckten Schlangen,
Die Andern geben Grau'n und Bangen,
Weiß sie mit leichter Hand zu fangen.

Als Selith glücklich war und froh,
Blieb Nummi kalt und fern;
Seit Seliths Lust und Blüthe floh,
Da naht ihr Nummi gern;
Sie schien die Glückliche zu hassen,
Zur Thränenreichen, Kummerblassen
Kann erst ihr Herz Vertrauen fassen.

Sie folgt ihr an ihr Blumenbeet
Mit flügelleichtem Schritt;
Wenn weinend sie im Garten steht,
So weint die Schwarze mit.
Sie sucht hervor, was sie erfreue,
Entsagend ganz der alten Scheue;
Ihr Herz, sonst Gram, ist jetzt ganz Treue.

Oft blitzt ihr Auge deutungsvoll,
Ihr Mund zum Sprechen zückt;
Ob reden sie, ob schweigen soll?
Ihr Herz ist schwer bedrückt.
Wird ihr Geheimniß lang sie tragen?
Wird es ihr nicht die Brust zernagen?
Wird sie es auszusprechen wagen?

Digitized by Google

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Der Wirth zu Chiavenna hatte uns eine schlimme Fahrt vorhergesagt, und wirklich, je weiter wir vorwärts kamen, desto heftiger blies uns ein scharfer Südwind entgegen, Gewitterwolken zogen sich drohend zusammen, der See ging hoch, unser Boot war klein, und wir waren froh, um drei Uhr in Collico wieder auf festem Grund und Boden zu stehen. — Von hier aus fuhren wir zu Lande, an dem Gestade entlang drei Stunden bis Varenna. Die grüne Wasserspiegel des Sees, dessen Windungen stets neue Bergufer mit Ortschaften, Burgen, Kirchen, oft in geschmackloser, stets aber malerischer Architektur, in ununterbrochenem, immer schönerem Wechsel darboten, der wolkenschwere Himmel, das Spiel der Beleuchtung, die Abendsonne, die sanfte, warme Luft, die laute Lustigkeit der Bewohner, ihre bewegte Lebendigkeit, dazwischen das Abendgeläute der Glocken, das Alles in der bequemsten Ruhe, gewährte einen Genuß, der mich dreifach würde belebt haben, wäre nicht die Abspannung nach den mannichfachen Anstrengungen am Ende doch doppelt fühlbar geworden. Eine kurze Erholung aber in Varenna stellte mich gründlich wieder her. Unser Gasthaus, früher eine Villa, lag dicht am Ufer, zu welchem ein terrassirter Garten niederführte, und als wir nun in der Dämmerung der Nacht auf dem Balkon standen und über den See auf die umnebelten, monddeglänzten, blaugrünen Berge, und dicht vor uns im Garten auf die ersten Orangen und gelben Citronen und dunkeln, flüsternden Cypressenspitzen blickten — welche Stunden! Das volle Vorgefühl von der Schönheit Italiens hat mir keiner als Goethe so ganz und klar gegeben, und hierher nie wieder zurückkehren zu können, um Leib und Seele gesund zu baden — ich würde es als die schlimmste Mißgunst des neidischen Glücks ansehen. Wir gingen spät zur Ruhe, an Schlaf aber war für mich vorderst nicht zu denken. Dicht neben dem Zimmer, in welchem ich mit K. lag, schwatzten und polterten so eben angelangte Deutsche, und es dauerte nicht lange, so schrie es mit lauter Stimme: „K., erwache!“ der Schlafende schreckte auf, richtete sich empor, horchte, doch schwieg er weislich, als er die Stimme erkannte. Das Wiedersehen wollten wir uns auf den Morgen versparen. Als wir erwachten, war die ganze Gegend in Nebel gehüllt, und bald genug regnete es bei der weichsten, wärmsten, lieblichsten Luft. Die so unerwartet gefundenen Freunde kamen vom Wormser Joch her, und wußten nicht genug von den Schreckensscenen zu erzählen, deren Augenzeugen sie gewesen waren, deren Fährlichkeiten sie hatten bestehen müssen. Denn von den Gewittern und Stürmen überrascht, wußten sie Anfangs nicht aus, nicht ein; es war ihnen, weniger rüstig, schlimmer ergangen, als uns. Nach dem Frühstück zogen sie ihres Wegs weiter, während uns, als es zu regnen aufgehört hatte, eine lustige Barke nach Bellaggio übersetzte. Hier, wo die drei Arme des Sees zusammentreffen, liegt auf einer Halbinsel am Hügel hinauf die Villa und der Garten des Sign. Conte Zerboni. Ich war matt und verdrießlich, doch dieser Pracht der Natur, dieser seligen Fülle des Daseyns war nicht zu widerstehen. Mit süßer Schmeichelei floß die laue Luft wie ein unsichtbar würziger Blumenhauch um Haupt und Glieder, der blaugrüne See in drei Spitzen lag vor uns, überall blickten am Ufer, auf den Bergen die Villen, Städte und Dörfer aus dem lustigsten Grün heraus und spiegelten sich hellfarbig im See wieder, Orangen, Lorbeer, Oleander, jedes Köstlichste in Blüthen und Duft prangte in üppigster Fülle von allen Seiten, und dem bedeckten Himmel zum Trotz glühte und brannte ein Glanz der Farbe, den ich in der Wirklichkeit noch nie mit Augen geschaut hatte. Bis in's tiefste Herz hinein athmete ich mich mit vollen Zügen gesund und glücklich. Das Wasserfahren in der Mittagsschwüle, das flüchtige Durchlaufen der Villen und Gärten, Besichtigen mittelmäßiger Sammlungen verscheuchte zwar in etwas diese günstigste Stimmung, so daß ich nach einem Mittagessen in Candenabia für das Thorwaldsensche Relief in der Villa Somariva die Ruhe und Muße nicht finden konnte, deren es zu vollem Genusse bedarf, und nur froh war, als uns das Dampfboot aufnahm und nach zwei Uhr vorwärts fuhr. Von jezt an lebten wir in einem ununterbrochenen Naturrausch. Die Ufer wurden immer lieblicher, der See immer grüner, immer blauer, die Wolken theilten, der Himmel klärte sich, die Sonne brachte verdoppeltes Licht und zugleich einen reizendern Hauch und Duft; die Terrassen, phantastischen Thürme und Paläste, die Bogengänge, Weingelände verdrängten sich, um sich stets zu erneuen, die Lage, Gestalt und Farbe der Berge und Felsen wechselten bei den vielfachen Krümmungen des Sees unaufhörlich, nahe genug, um jede Form in klarer Bestimmtheit hervortreten zu lassen, entfernt genug, um mild und duftumflossen zu erscheinen, und so ging es stundenlang fort, bis die Sonne zu sinken begann. Welch eine wunderbare Verändrung von Riva aus! Von rauher Starrheit steiler Klüfte und Gipfel, durch die ernste und sanfte, üppige und reizende Schönheit hindurch, waren allmählich die frühern Riesenberge zu den freundlichsten Hügeln abgeflacht; endlich bogen wir um die lezte Ecke, und nun streckte sich Como an der lieblichsten Bucht breit und reich vor uns hin. Jezt

landeten wir, und geriethen nach der anmuthreichsten Stille in das Getümmel eines italienischen Hafens.

Was nun folgte, möchte ich verschweigen können. Sechzehn Personen, Deutsche, Engländer, Italiener, je acht an den langen Seitenwänden einer maßlosen Diligence eng aneinander gedrückt, faßen wir in gewitterdumpfer Schwüle da, und der eindringlich widrigste Knoblauchgeruch versetzte uns den Athem. Fünf Stunden mußten wir in dieser Atmosphäre aushalten; es hatte schon zehn geschlagen, als wir in Mailand einfuhren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

Herbstlust. Wein.

In diesen Herbsttagen ist Stuttgart lebendiger, als sonst im ganzen übrigen Jahr, und dies um so mehr, als der reiche Weinsegen ein lautes Sommers verheißt. Ganze Reihen von Wagen fahren in raschem Laufe mit leeren Fäßern in die Thäler des Unterlandes, und kehren in wenigen Tagen schwer befrachtet zurück, um den Wein dem sogenannten Lande „ob der Steig“ zuzuführen. Namentlich wird das Gewächs des Remsthales schon als trüber Most, und so fort unter seiner Abklärung und nach der Gährung als neuer Wein gern getrunken. Diese Gewohnheit hat erst bei Mannes Denken mehr überhand genommen. Das rasche Genießen belebt die Gesellschaft in recht merklichem Grade; das Gespräch wird von jetzt an immer lauter, fröhlicher; die Melancholie, welche der Eintritt der kürzern, oft nebeligen, naßkalten Tage herbeizuführen droht, wird durch die flüchtigen Geister des jungen Weines wohlthätig ersetzt; der Nordländer labt sich an dem südlichen Gewächs, und entschädigt sich für die verfallenden Bilder der äußern Natur an den aufsteigenden Gestalten der innern Welt. Der emsige Württemberger würde sich in einen immer klaren, milden Himmel schwerlich finden. Viele seiner schwersten, ernsten Arbeiten gelingen ihm nur im warmen Zimmer, wenn es draußen windet und schneit. Die Systole und Diastole der Jahreszeiten ist ihm zum Bedürfniß geworden. Er lebt gern und viel in Stubengedanken, Stubengefühlen, bringt sie in die Literatur, in die Welt, und bezieht, was er in seinen lieben Büchern findet, wieder auf sie.

Das Weingewächs des Jahres 1835 ist, nicht der Quantität, wohl aber der Qualität nach, ein mittleres, dem von 1828 ähnlich und nicht zu vergleichen mit dem des vorigen Jahres. Wir wollen dem Himmel für dessen Fülle danken. Wenige Gemüther vermögen dies ohne Beimischung einigen Bedauerns zu thun, daß uns die Vorsicht nicht noch, wo es am besten angelegt gewesen wäre, zehn Sonnentage geschenkt, wie wir sie im vorigen Jahr im Uebermaß und auch diesen Sommer entbehrlich gehabt. Warum wollen wir nicht den Blick etwas erheben und uns sagen, daß etwas Naturgesetzliches in dem Maßhalten walte? Haben wir nicht durch die excessive Beschaffenheit des vorigen Jahres das gegenwärtige nach dem Gesetz der Ausgleichung verschuldet? Ja, auch im laufenden Jahre selbst waltet die austheilende Gerechtigkeit der Natur darin, daß auf einen warmen, dauernden Sommer, der aller Vegetation zu gute kam, diese naßkalte Herbstwitterung folgte. Ein eigenes Leid droht in günstigen Weinjahren den Trinkern und Frühzünglern. Bis zum Ablassen des vergohrnen jungen Weins haben sie allerdings das Gewächs der Rebe in seiner vollen Güte zu genießen; aber ein Mephistopheles grinst schon hier, wenn sie vor Genügen bejahend nippen, über das Glas her. Wie wird es nach dem Ablasse schmecken? Dieser „Ablaß“ ist nämlich, wie jener Tetzelsche, an ein christliches Judenthum geknüpft. Vor dem Ablaß bleibt das Gewächs des Weinstocks gewöhnlich rein; denn die Vermischung desselben mit Obstmost, die wohl auch vorkommt, wird von dem Kundigen auf dem Gaumen und an der nächsten Wirkung des Getränks empfunden. Aber nach dem Ablaß, der noch Lichtmeß stattfindet, werden häufig Mischungen mit verschiedenen Sorten und Jahrgängen vorgenommen. Bis hieher hat der Trinker Güte und Fülle des Herbstes in der Qualität, wir im Preise zu genießen; dann aber verschwinden die bessern Sorten, machen sich rar, werden theurer; die lagerfähigen Weine hält der kluge Wirth und Weinhändler zurück, streicht, wie man sage, seine leichtern, wenigen süßen und geistreichen Weine — Zuckerstoff ist Geist — damit, und sucht den Vortheil des gesegneten Jahres vom Konsumenten möglichst auf seine, des Handelsmanns, Seite zu ziehen. — Die umliegenden Berge ertönen nur sparsam den Tag über, aber unaufhörlich in der Dämmerung und eintretenden Nacht von dem Knallen der Gewehre und des vielgestaltigen Feuerwerks. Ein solches Schießen und Prasseln ist wohl im ganzen Lande nur noch in Heilbronn, wo der Herbst auf eine solenne und höchst ergötzliche Weise gefeiert zu werden pflegt. Es ist wirklich recht unterhaltend, Abends einen Gang um die Stadt oder auf eine nahe Höhe zu machen, um diese im ganzen Kessel von Stuttgart sich laut verkündende Lust mit Augen und Ohren zu genießen. Die unausgesetzt sich folgenden Schüsse wiederholt das Echo, als ein rollendes Getön, von Gebäuden, von Hügeln und aus allen Schluchten. Eine enorme Summe geht jährlich auf solche Art im Rauch auf. Das ist nun freilich die allerunproduktivste Konsumtion, denn die Freude ist das lustigste Kapital und das flüchtigste Interesse; aber der Nachhall der Weinhügel weckt nun einmal diese Lust, und die Dämmerung ist ein bedeutender Hintergrund; die bacchantische Jovialität will mit dem recht Energischen, mit Knalleffekten endigen. Die Vorwelt, die sich übrigens gut auf die Heiterkeit verstand, entbehrte, die Lustfeuerwerkerei. Bacchus und Noah hatten das Pulver nicht erfunden, das dem neuen Zeitalter mit dem größten Ernst und Jammer auch viel Spaß brachte. — „Es geht in den Herbst!“ heißt hier zu Land ein Sprichwort, wenn man um diese Zeit kleine Excesse durchbringen will. Einen „Herbst“ halten, nennt man hier das gesellige Fest, das ein Weinbergsbesitzer am Tage der Lese seinen Freunden und Verwandten gibt. Hier wird denn bei einem splendiden „Herbst“ nichts gespart an Gesottenem, Gebratenem, Gebackenem und Wein. Die Trauben sind Nebensache, Musik fehlt selten, und diese begleitet häufig die bacchische Societät nach Hause, um sie da noch zu einem Tänzchen zu reizen. Die Herbstfreude geht nie ohne einige tragische Intermezzo's vorüber. Die Konstruktion der oft eilig zusammengerafften Gewehre, der Leichtsinn, mit welchem Manche Pulver und Feuerwerk behandeln, haben schon kleineres und größeres Unglück herbeigeführt. Gesicht und Hände sind oft in Gefahr, Kleider entzünden sich durch herumschwirrende Schwärmer und Frösche. Vor einigen Jahren verbrannte ein Fräulein elendiglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. November 1835.

— Certains ignorans, compositeurs desdites inscriptions, renversent toute sorte de sens et de raison, au grand scandale de la république des lettres et de la nation française, qui se décrie et se déshonore par lesdits abus envers les étrangers, notamment envers les Allemands, curieux lecteurs et spectateurs desdites inscriptions.

Molière.

Wie man in Paris bekannt macht.

2. Aushängeschilder. Schrift an der Außenseite der Häuser und Läden.

Ich pflege öfters eine Wanderung in den verschiedenen Stadttheilen von Paris anzustellen, wobei ich in der Regel diese oder jene Entdeckung mache; denn man kann in Paris nicht über die Straße gehen, ohne seine Aufmerksamkeit irgend einem Gegenstande zuzuwenden. Ein Theil meiner Beobachtungen war so den Kaufmannsschildern und der Außenseite mancher Häuser und Läden gewidmet; ich will diese den Lesern mittheilen, indem ich nur wünsche, daß ihnen die Darstellung meiner Forschungen dieselbe Unterhaltung gewähren möge, welche ich beim Sammeln meiner Notizen gefunden habe. Wir wollen dabei chronologisch zu Werke gehen, um die Verwirrung zu vermeiden, welche dieser Gegenstand ursprünglich in meinem Kopf hervorgebracht; der Leser und ich werden somit eine leichtere Uebersicht über das Ganze gewinnen.

In frühern Zeiten, wo wenig Leute lesen konnten, mußte jeder Kaufmann nothwendigerweise irgend ein Zeichen vor seinem Laden haben, welches den Käufern seine Waare auf eine sprechende und deutliche Art vor Augen brachte, und dieses ursprüngliche Schild hieß daher auch schlechtweg signum, Zeichen. Später, als die Stadt sich erweiterte und die Verkaufsgegenstände zahlreicher wurden, kamen diese Zeichen in Mißkredit und galten für gemein. Es bildeten sich die Zünfte, von denen die meisten fromme Brüderschaften waren, welche sich Anfangs unter den Schutz irgend eines Heiligen, der Jungfrau Maria, einer Person aus der Dreifaltigkeit oder des Kreuzes Jesu Christi stellten. Frömmigkeit, Aberglaube, mitunter auch Heuchelei gaben die Veranlassung zu den ältesten Kaufmannsschildern; dahin gehören alle die Schilder zum heiligen Petrus, zum heiligen Paulus, zum heiligen Kreuz, oder zur Krippe des Erlösers, zu den drei Königen, zu den Magiern u. s. f., welche wir noch hie und da in den abgelegenen Straßen der Hauptstadt finden; jedoch müssen wir schon darnach suchen; die Jungfrau Maria hat man indessen noch vielfältig beibehalten, und es gibt ihrer noch mehr als zweihundert in Paris. Auf dem Quai des Célestins hat sogar noch ein Marchand de vin seinen Speisesaal und seine Cabinets particuliers unter den Schutz der heiligen, unbefleckten Jungfrau gestellt.

Als die Sitten der Geistlichkeit und andere Ursachen den frommen Glauben der Christenheit erschüttert hatten, spürte man die Folgen davon bald an den öffentlichen

Aushängeschildern; sie fielen aus dem Bereich der Religion in das der Moral oder der Materie, und gewannen sofort unermeßlichen Umfang. Der Fortschritt der bildenden Künste trug auch wesentlich zu dieser Umgestaltung bei, und aus dieser Periode stammen die Lämmer, die Arme und Köpfe von allen Farben, die Tauben, Hirsche, Bären und alles andere wilde und zahme Gethier. Ja selbst der himmlische Vater wurde durch die Vorsehung ersezt; ein bedeutender Fortschritt! — Indem darauf die Sitten verderbter wurden und der Luxus von den Großen auch auf die niedern Stände der Gesellschaft überging, verwandelte sich Alles in Gold und Silber; aus dieser Zeit schreiben sich die Schilder: zum goldenen Arm, zum goldenen Bart, zur goldenen Sonne, zum goldenen Stern u. s. f. In der Rue Saint-Denis liest man noch heutiges Tags über der Ladenthür eines Weißzeugkrämers: zur goldenen Schärpe. Jedoch kamen auch in dieser Hinsicht mancherlei Veränderungen vor, wovon wir die Spuren in Paris leicht auffinden. Man sieht hier zahlreiche Cadrans bleus, Caqs-hardis, Souliers-mignons und andere erbauliche Titel. Bisweilen zeigt sich auch deutlich der neckische Koboldsgeist der Franzosen, und zwar in spaßhaften Zügen. Auf manchen Schildern sehen wir ein Kreuz, welches ein Schwan mit seinem weißen Halse umschlungen hält, und darunter lesen wir au Signe (cygne) de la croix; in der Rue Saint-Martin ist eine Frau ohne Kopf abgebildet, und darunter steht: à la bonne femme. Mehrere in ihrer Art einzige Schilder — wenn man anders hier noch diesen Ausdruck gebrauchen kann — sind auf den hiesigen Friedhöfen. So liest man auf einem Leichenstein des Kirchhofs du Mont Parnasse: Ci git N.N. marchand de bonneterie; sa veuve inconsolable continue son commerce, rue Beaubourg nr. 12. Auf dem Père-Lachaise sieht man ein schönes Denkmal von schwarzem Marmor, worauf Schlachtmesser und Kalbsköpfe ausgehauen sind, und darunter steht zu lesen, dieses Grabmonument habe sich ein Metzgermeister errichten lassen, dessen Adresse weiter unten angegeben sey. Auf dem Grabe eines berühmten hiesigen Restaurateurs treffen wir einen Ofen und eine Kasserole abgebildet, und daneben steht in großen vergoldeten Buchstaben der Name und das Alter dieses Ehrenmannes; sa vie fut consacrée aux arts utiles, schließt die Grabschrift. — Eine andere ergötzliche Anekdote ist folgende: Der Kleidertrödler, welcher unter der Halle die Bontike an sich kaufte, worin Molière das Licht der Welt erblickte, ließ die Büste des großen Schriftstellers über seiner Ladenthür schwarz anstreichen und darunter schreiben: à la tête noire!

Von dem Zeitpunkte an, wo die Pariser Bontiken in sogenannte Magazine umgewandelt wurden, datirt sich eine neue Epoche für die Aushängeschilder. Sicheren Nachrichten zufolge war es ein Modewaarenhändler, ein sogenannter Marchand de nouveautés, welcher zuerst das Wort Magasin für Boutique anzuwenden und aufzubringen wagte. Unter Magazin — einem Worte arabischen Ursprungs, welches so viel als „Schatz“ bedeutet — verstand man ehemals ein geräumiges Lokal, wo die Waaren, ehe sie in den Kleinhandel übergingen, aufgestapelt und niedergelegt wurden. Dieser heutzutage allgemein gebrauchte und alltäglich gewordene Ausdruck hatte damals etwas Angenehmes und Wohltönendes, das die Ohren des Kaufmanns kitzelte und zugleich seiner Eigenliebe schmeichelte, indem es die Aufmerksamkeit des Publikums und den Neid seiner Nebenbuhler rege machte. Der Modewaarenhändler, der Fashionable und Dandy des Handelstandes, welcher drei oder vier Klassen des Gymnasiums durchgemacht hatte und täglich mit schönen Damen verkehrte, denen er reiche und prächtige Stoffe verkaufte, mußte es natürlich bald unbillig finden, daß er für nicht mehr als einen einfachen Mercier gelten, oder gar dem Range nach unter seinem Nachbar, dem Epicier en demi-gros, stehen sollte. Er war daher zu Neuerungen sehr geneigt. Seitdem immer noch dem alten Grundsatz der Boutiquier huldigend, keine beträchtlichen Vorräthe im Laden zu haben, und als Detailverkäufer keine weitläuftigen Spekulationen zu unternehmen, hatte er sich einmal daran gewöhnt, den Kaufmann en gros als die direkteste Quelle, aus der er seinen Waarenbedarf ziehen könne, zu betrachten. Diese Art des Handels war auch höchst einfach, aber nach und nach dünkte sie dem Marchand des nouveautés unter seiner Würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 7ten Sept.

So waren wir denn wirklich in Mailand. Unglücklicherweise konnten wir nur wenige Tage bleiben, und mußten unsere Zeit, wollten wir auch nur das Wichtigste sehen, ernstlich zusammennehmen. Die vergangenen Tage aber waren zu reich gewesen, um nicht bei der wachsenden Hitze eine Abspannung zurückzulassen. Die Art der diesjährigen Sommerglut hier zu Lande ist schwer zu beschreiben. Ohne Gewitterschwüle, im Schatten immer noch mild und angenehm, in der Sonne aber trocken, brennend und nervenerschlaffend, steigert sie sich

von zwölf bis gegen drei Uhr zur höchsten Glut, dann verringert sie sich, und nach Sonnenuntergang tritt eine volle Erquickung ein.

In der schlimmsten Sonnenhitze nun liefen wir sogleich zum Dom. Ein wunderbar Gebäude, innen und außen; noch bis auf den heutigen Tag wird daran restaurirt und fortgebaut, im Ganzen ohne Störung des Totaleindrucks und ziemlich in einem Guß, die Façade ausgenommen, welche durch viereckige Thüren und Fenster und damit zusammenhängende Verzierungsweise im Sinne des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ein für allemal verunstaltet ist. Doch paßt Goethes Bemerkung von dem „erfinderischen Unsinn der gothischen Baukunst“ auf diesen Dom am wenigsten. Die Andacht des Mittelalters treibt zwar von dem Hauptschiff und doppelten Seitenschiffen aus zu unzähligen Thürmen, Thürmchen und Spitzen empor, reicher und fast noch vollständiger als in vielen deutschen, englischen und französischen Kirchen derselben Zeit, nichts Antikes in Formen und Maßen mischt sich ein, aber das Ganze ist durchaus architektonisch klar, einfach und überschaulich geregelt, symmetrisch im höchsten Grade, und aller Andacht ohnerachtet, streckt sich dies weiße Marmordenkmal mit seinen breiten Massen, Schneespitzen und blitzenden Eiskanten so bequem hin, und steigt so leicht, reinlich und heiter in den südlich blauen, wolkenlosen Himmel hinein, daß selbst die Heiligen, die jede Thurmspitze krönen, sich eines frohen Erdendaseyns zu erfreuen scheinen. Besonders die vordere Façade gibt diesen Eindruck, indem das breite Dachdreieck von der Spitze des Mittelschiffs aus über die zwei Nebenschiffe zu jeder Seite sich in stumpfem Winkel hinsenkt, und, statt spitz und schmal emporzustreben, in ruhiger Behaglichkeit daliegt; anders noch als bei englischen Kirchen, die sich, wenn auch mit ähnlich flachem Dach, doch schwerfälliger und in mehr düsterem als erheiterndem Ernst breit hinlagern. Das Innere ist überraschend und nur aus seiner malerischen Wirkung zu erklären und zu rechtfertigen. Das Hauptschiff ist von einer Breite, wie ich sie in diesem Styl der Architektur noch kaum gefunden habe, dafür aber über doppelt so hoch, als breit. Die dicken Pfeilerbündel heben sich fest und kühn hinauf, nach den Seitenschiffen in einer Höhe ihre Bogen schlagend, wie sie gewöhnlich nur das Hauptschiff selber zu haben pflegt; dann folgt nur ein zwergartig kurzer Mauertheil mit Fenstern, ganz außer der gewohnten Regel und eigentlich ohne alles Verhältniß, und doch stört es nicht, doch befriedigt's. Man muß, was man früher gelernt und sich als allgemein gültig festgestellt hat, vergessen, aber man vergißt es gern und vollständig; hier dichtet eine neue Phantasie mit veränderter Pracht der Erfindung. Pfeiler, Bogen, Wölbungen, Mauern, Alles ist massig, schwer, aber zu der Höhe, in welche es hineinragt, so sicher und leicht emporgetragen, daß sich um die Pfeiler, hoch in den Lüften, noch ein dreiter Kranz von Heiligen mit Fußgestellen und Dächerchen umherzieht, ohne merklich zu lasten und zu drücken, und die durchbrochene Wölbung des Hauptschiffs ist so zierlich, so licht und freundlich, daß überall ein gnädiger Himmel tiefblau und heiter scheint hereinblicken zu wollen. Und doch ist die braungelbe Farbe des alten Marmors geheimnißvoll, und rings herrscht Stille und Dämmerung, wie hell auch die Sonne durch die kleinen obersten Fenster scheint. Dies malerische Genre besticht in derselben Weise, in welcher das architektonische Aeußere zufriedenstellt, obschon die Spitze des Hauptthurms, der einer spätern Periode angehört, in's Konditorartige und Zuckrige übergeht. Wer aber nicht vergeben kann, kann nicht genießen, und auf den gegenwärtigen Kunstgenuß kommt es mir in diesen Wochen so sehr an, daß ich vor Jahrszahlen und historisch genauen Studien beinahe Scheu trage. Ich mag nur Eindrücke auf Eindrücke häufen. Soich ein unbefangenes Aufnehmen kommt einem später zur rechten Stunde doch auch zu gute. Leider muß ich nun aber mit dem zufrieden seyn, was der erste flüchtige Eindruck gibt.

Nächst dem Dom lockte mich vornämlich die Bildersammlung in der Brera zu einem schnellen Ueberblick. Ich fand, was ich suchte: viel Bilder aus der mailändischen Schule, wie sie seit Leonardo's Aufenthalt in dieser Stadt ihre eigenthümlich nachbildende Richtung nahm; besonders von Bernardino Luini war eine Anzahl Fresken da. Die energische Entwickelung einer bestimmten Richtung ist in der Malerei die Sache der Mailänder nie gewesen; nur die frühere Ausbildung der Perspektive wird von ihnen gerühmt. Ihr Bestes erreichten sie erst durch fremden Einfluß. Du weißt, wie hoch ich Leonardo verehre. Einen bessern Meister zu seiner Zeit konnten sie kaum finden. Seine vielseitige Kenntniß, sein treuer Fleiß, der tiefe Ernst, schwermüthig trauernd im wundersüßesten Lächeln, die Harmonie in diesem entgegengesetzten Ausdruck, der Eifer, Alles und Jedes zu plastischer Genauigkeit herauszugestalten, und malerisch die leiseren Uebergänge des Lichts und Schattens, obschon seine ganze Malweise etwas Schwerfälliges und Gequältes hat, ineinanderspielen zu lassen, und so viel andeeweitige Eigenthümlichkeiten der Meisterschaft da Vinci's merkten sich die Mailänder, sie suchten die Vorzüge ihres Vorbildes in's Weichere und Süßere zu verfreundlichen, blieben aber im Ganzen hinter demselben zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

† Stuttgart, im Oktober.

(Beschluß.)

Fieber. Strauß.

Eine große Zahl von Familien vermag die allgemeine Herbstlust in diesem Jahre schon vorweg nicht zu durchdringen, ja sie tönt wohl gar wehthuend in ihr Leid hinein. Ein bösartiges Schleim- und Nervenfieber hat seit ein paar Monaten manches theure Glied aus dem Kreise liebender Angehörigen weggerafft. Unter den mittlern und höhern Ständen war es verbreiteter, als unter dem niedern. Obwohl ein Laie in der Medizin, möchte ich mir doch das Eintreten solcher epidemieartigen Krankheiten einigermaßen begreiflich machen. Die Cholera, die unser südwestliches Deutschland auch diesmal wieder verschonen zu wollen scheint — sie ist besonders Branntwein trinkenden, Gemüse und Obst essenden Nationen gefährlich — gab uns schon viel zu denken. Ist die Menschheit nicht vergleichbar dem einzelnen Menschen, der mit den vorrückenden Jahren immer andern Krankheiten unterworfen ist? So jene mit dem Vorrücken der Jahrhunderte. Auch am Baume setzt der Schwamm erst mit einem gewissen Alter an. Die äußern Einflüsse auf unsern Körper kombiniren sich in gewissen Jahren, Jahreszeiten auf eine bedenkliche Weise; das Schädliche potenzirt sich durch jähen Wechsel der Temperatur, durch Mischungsverhältnisse der Luft ꝛc. Auf unserer Seite ist aber die Opportunität zu bedenken. Hier kann eine ähnliche gefährliche Kombination in der Konstitution stattfinden und sich physisch und psychisch zu einem Aeußersten potenziren. Der Körper ist reif, die Natur schlagfertig. Zwei forcirte Einseitigkeiten stehen sich wie Plus- und Minuspol gegenüber. Beide Faktoren begegnen sich wie zwei elektrische Spitzen; der Funke der Krankheit zündet. Vergegenwärtigen wir uns die gefährlichen Erkrankungen und Todesfälle in hiesiger Stadt, so sieht mancher Fall einem Donnerstreich aus blauer Luft gleich; bei näherer Kenntniß der Verhältnisse verliert aber doch der Fatalismus viel von seinem Schrecken, und wir weisen einige Kausalität nach; wie denn der Mensch sich auch beim traurigsten Ereigniß einigermaßen zu fassen, zu trösten weiß, wenn er eine Verbindung von Ursache und Wirkung ausfindet. Wir verzweifeln nur über den blinden Unglückswurf des Zufalls, versöhnen uns aber mit der natürlichen Nothwendigkeit. Selbst das gläubigste Christengemüth ergibt sich leichter in den Verlust eines geliebten Angehörigen, wenn der Hingebung in die höhere Schickung der Hausarzt mit der der Section entnommenen Nachweisung zu Hülfe kommt, daß die Konstitution und Disposition des Verewigten das Verhängnißvolle schon lange in sich getragen und im Stillen, ihm und den Angehörigen unbewußt, zu der bedauernswürdigen Reife gebracht haben.

Die Anwesenheit des berühmten Strauß aus Wien mit seinem Orchester brachte auch einige Abwechselung in das gewohnte Tägliche. Man muß fast jeder neuen Erscheinung Etwas zugeben; selten ist ein bedeutendes Kunsttalent von der Art, daß das Publikum sich alsobald und ohne Umstände mit demselben konformiren, es sich mit unbeschränktem Behagen zueignen kann. Den natürlichen Leuten fiel dies bei den Leistungen des beliebten Walzerschöpfers noch leichter, als manchen Höhergebildeten. Hatten jene doch schon zuvor oft nach seiner Pfeife getanzt, und hörten manche bekannten Töne; diese aber mußten die hieher transponirte Pratermusik wieder in Gedanken dahin zurücktransponiren. Der Konzertsaal führte sie ein wenig; als wäre er nicht auch oft ein Tanzsaal! Wie leicht war es, sich das Auditorium vollends in rhythmischer, rotirender Bewegung zu imaginiren? Daß man der wandernden Kunst ihre Reisekosten an der Kasse vergüten mußte, war doch wohl auch in der Ordnung. Seit unsere Mechanik der Fuhrwerke die Zeit abkürzt, fürchtet der Mensch auch den Raum nicht mehr; alle Entfernungen rücken sich näher, und wir werden mit jedem Jahr mehr Künste reisen sehen. Chinesische Musiker in Schwaben sind nichts Unerhörtes; wir setzen dann aber voraus, daß es uns ein wenig Chinesisch zu Muthe werden könne, wenn sie ihre Succeß spielen sollen. Aehnliches konnte auch Strauß erwarten, nämlich daß wir „wienerisch“ fühlen werden, wenn er uns sein Bestes zum Besten gebe. Das Zusammenspiel, der Vortrag seiner Kapelle war so vollendet, rund, leicht, frisch, und wie man das Lebendige noch benennen mag, daß schon dieser Genuß Alles, also immerhin einen Gulden werth war. Einzelne Soli blickten hindurch, bei denen man, wenn nicht Virtuosen, doch die erfreulichsten Virtuositäten begrüßte. Eine Kloppentrompete erinnerte durch Reinheit und Weichheit an die Menschenstimme, während die meisten Instrumente dieser Art falsch klingen und die Töne ineinanderziehen. Viele Musikfreunde erwarteten in den Walzern eine Art Wiegenfest, nämlich die Harpegiaturen der Ländler, der steyerischen Tänze oder die bakchylischen Melodien der Wenzel Müllerschen Opern. Strauß ist aber eigenthümlich und repräsentirt nicht eigentlich und streng das österreichisch-nationelle Tanzmusikwesen. Seine Rhythmen sind oft sehr künstlich, seine Harmonie berechnet, und beide würden unter einer andern Leitung und bei weniger vollkommener Ausführung die Tänzer oft verirren. Die Ausstattung seines großen Potpourri: „ein Strauß von Strauß“ mit Kastagnetten, Posthorn, Harfe ꝛc., seine beiden Tongemälde: die Schlittenfahrt und der fürstliche Einzug mit Glockengeläute ꝛc. — mögen sie bei manchem kritischen Puristen ein Kopfschütteln erregt haben, sie waren nothwendigt Erweckungs-, Unterhaltungs-, Fortleitungsmittel. Nehmt sie hinweg, und Strauß macht kein Glück mehr beim Konzertpublikum. Wer wird das Quodlibetunwesen nicht schelten? Bezeichnet es nicht recht unsere materielle Zeit, die kein ideales Ganzes mehr ertragen will? Aber die Potpourri's unsers Künstlers lassen den Hörer doch der einzelnen Glieder ein wenig froh werden. Es wollte, er mußte Vielerlei geben; man war mit ihm stillschweigend darauf übereingekommen. Eine Gewissensfrage: befördert oder verderbt Strauß den Geschmack? — Er erweitert ihn um Etwas. Wie man von antiken weiblichen Statuen und Tizians nackten Schönheiten behauptet, daß sie nicht unerlaubt reizen, eben weil sie durch ihre Kunsthöhe sich an höhere Vermögen, als an die animalische Sinnlichkeit in uns wenden, so möchte ich auch von dieser Musikgattung keine Gefahr für den Geschmack besorgen. Es ist etwas Eigenthümliches, Charakteristisches, Geistiges ein lebendig Schönes an den Leistungen des Meisters und seiner Kunstgenossen. Daher erscheinen uns die Neugierigen, die nach solchem Genuß ein langweiliges Gesicht machen, in einem komischen Lichte und wie bußfertige Sünder. Wie leicht ist Reue nach der Sättigung! Warum haben sie nicht die Versuchung durch festen Entschluß überwunden? Oft verhüllt die Klage nur den Aerger, daß es nicht noch massiver hergegangen. Die Reinen verdanken dem Tonkünstler einen unschuldig heitern Abend, den Genuß einer wohlberechneten, in sich runden, vollendeten Darstellung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 12. November 1835.

— Nacht, Wind, Luft, Erd' und Meer
Sind dienstbar dir,
Und ihre Geister harr'n auf dein Begehr.

Byron.
Manfred.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

5.

Die Magie.

„Nicht länger kann ich schweigen: so höre mich!
Ich will aus deinen Nöthen erretten dich!"
Beginnt das schwarze Mädchen, sonst karg an Worten,
Und rasch entquillt die Rede der Lippe Pforten.

„Ihr rühmt Euch hoher Weisheit und seyd doch blind;
Bei uns könnt' euch beschämen ein jedes Kind.
Ihr preiset und verehret des Lichtes Mächte,
Und gehet blind vorüber am Reich der Nächte.

Ihr lobt den Aar und sprechet der Eule Schmach,
Ihr kriecht nicht in die Klüfte der Schlange nach,
Ihr wisset nicht die Schätze des Schachts zu wittern,
Verstehet nicht der Pflanzen geheimes Zittern.

Ihr schaut nur die Gestalten und nie die Kraft,
Ihr kennet nicht was tödtet, was Leben schafft.
Ihr stopfet zu die Ohren, wenn aus den Tiefen
Des Meeres und der Berge euch Stimmen riefen.

Ihr spaltet streng der Körper, der Geister Reich,
Und jenes ist so dunkel, und dies so bleich!
Ohnmächtig liegen beide — keins soll zum andern
In kräftiger Vermählung hinüber wandern.

Vernimm du das Geheimniß der Zauberei:
Durch sie wird reich das Leben und stark und frei;
Allmächtig fast gebietet der Geist den Stoffen,
Des Stoffes Kräften stehen die Geister offen.

Ein Wort versetzt die Berge und ruft der Nacht,
Und eine Locke bindet des Willens Macht.
Oft mag ein Blick die Wildheit des Tigers lähmen,
Ein Stein die wilden Wünsche des Busens zähmen.

Ihr Weiße weckt zurücke der Sonne Schein,
Wir Schwarze aber trinken die Strahlen ein;
Ihr bleibet immer Fremde im dunklen Leben,
Das sich mit seinen Schätzen an uns ergeben.

Wir horchen und wir lauschen auf jede Spur,
Verstehn der Thiere Sprache, des Steins Figur;
Ihr seht nur hohle Bilder in einem Spiegel,
Ihr löstet nie vom Buche der Nacht das Siegel.

Ich ward entführet der Heimath, ein schwaches Kind,
Der Weisheit tiefste Lehren noch fremd mir sind:
Doch bin ich wohl erfahren im Zauberkennen,
Auch magst, ein Herz zu binden, du mir vertrauen!

Digitized by Google

Willst du es mir gestatten — zu deinem Dank
Gewinn ich dir den Jüngling mit einem Trank,
Der einen Liebesstachel in's Herz ihm senket,
Sein Auge von den Sternen in deines lenket!"

So fragt die schwarze Nummi, ihr Auge glüht,
Umsonst es zu verweigern sich Selith müht;
Sie ringt mit schwachen Worten zu widerstreben —
Den Wink hat schon ihr Auge, ihr Herz gegeben.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Auch von dem farbenmuthigeren Gaudenzio Ferrari, bei welchem sich schon die Einwirkung der Raphaelschen Schule sichtbar macht, fand ich ein großes Bild, die Marter der Catharina; von Francesko Francia einen Gruß des Engels, ein früheres Bild, wie es schien, nicht in schon auswendig gelernter, nur immer sich selbst kahl und unlebendig kopirender Manier, noch etwas gezwungen, aber dafür naiver. Reich ferner ist die Galerie an Venetianern, von Carlo Crivelli bis auf Paul Veronese, von dem auch hier wieder Riesenbilder aufgestellt waren. Ein Hieronymus in der Wüste, von Titian, durch braunglühende Felsenlandschaft ausgezeichnet, fesselte mich lange; einen Bartolommeo Montagna würde ich mit Luigi Vivarini verwechselt haben, hätte der Name nicht daeunter gestanden; der trefflichste Guido, Paulus und Petrus, versöhnte mit allen je gesehenen schwächeren Bildern desselben Meisters; die Krone aber bildete für mich das Sposallizio von Raphael. Es ist solch ein seliges, inniges Andachtsbild, von so anspruchslos stiller Schönheit, solcher keuschen Bescheidenheit der Kunst, solcher Treue des Gemüths, daß ich fast von Neuem wankend werden möchte, ob dem Meister oder Schüler Raphael der verehrendste Kranz zu winden sey. Die Länge der Gestalten, das gezwungen Freie in der Stellung und Bewegung, das Gedunte und noch nicht keck Erreichte, was bei Andern als Mangel erscheinen müßte, ist hier die liebenswürdigste Tugend einer engelgleichen, kindlichen Maleeunschuld. Die lieben Mädchen und Frauen, die Männer, Jünglinge und Greise, alle sind sich verwandt in Gestalt, Ausdruck, Physiognomie, Gedeede und Bewegnng, und doch jedes individuell verschieden; die Gruppirung ist weniger fast als einfach, und doch könnte und dürfte nicht anders seyn. Soll doch aus allen Gestalten nichts als dieses stille Schauen, diese zarteste Bescheidenheit der Seele, dieses stumme, heimlich-ahnende Verständniß heeausblicken. Den süßen, feinen, geschlossenen Lippen, den feinen Nasen, den runden Gesichtern, den in sanfter Schwebung theils zur Seite, theils vor, theils zurückgebeugten Köpfen, den treuen Augen, der ganzen unbefleckten Reinigkeit und sinnenden, tief und tiefer sinnenden Unschuld konnte ich weniger und immer weniger widerstehen. Auch das Kolorit des Bildes ist köstlich; die grünen und braunen Bäume und blauen Berge dahinter entzückend schön, der große Tempel mit dem Ganzen in weit anderer Harmonie, als im Kupferstich, die Gesichter von einer Zartheit des Tons, und doch nicht kränklich, von einer ätherischen Durchsichtigkeit selbst in den alten Köpfen, von einer Milde und Süßigkeit, daß man an Köeper und Fleisch kaum denken kann; Geist, Andacht, Seele durchscheint das Ganze, und Alles ist so licht und klar, als wäee auch der leiseste, verdüllende Duft und Nebelschleier von dieser reinen Welt fortgehaucht. Die Glut, der Schmelz, das Spielen und Schwimmen im Golddust des Lichts, die irdische Fülle und Wäeme Titians würde in diesem Bilde aus aller Stimmung bringen. Die Anbetung der Hirten, ehemals der Familie Aneajani zugehörig, jezt in Berlin, ist gewiß meheere Jahre später zu setzen, obschon ich das Sposalizio vorziehe.

Welch einen Gegensatz bildete Abends in der Scala die neue Oper von Ricci, Chiara di Rosenberg! Ich bin kein Verächter Rossinischer Musik, die nach ihren guten Seiten hin immer schmeichelnd erfreuen und eegötzen, stellenweis sogar durch Wahrheit des Effekts ergreifen muß, und selbst in den äußersten Abirrungen im Leeren und Teioialen noch Talent durchblitzen läßt. Ricci aber ist ein so armseliger Nachtretee, und gebt die allgemeine neue Heeestraße mit solch läemender Prätension entlang, er gibt die abgedroschenen musikalischen Phrasen und bedeutungslosen Redensarten mit geringer Veeänderung, so ganz ohne Eigenthümlichkeit, Geist und Leben wieder, daß kaum zu begreifen ist, wie er sich selber und wie ihn die Italiener für einen dramatischen Komponisten halten mögen. An dieser Oper würden selbst die größten Sänger und Sängerinnen scheitern, und die gegenwärtigen waren nur zweiten Rangs. Die Prima Donna, schlank und hübsch, mit kräfeiger, wohlklingender und geübter Stimme, Signora Manzocchi, that ihr Bestes in der bekannten Manier, doch ohne eigene Leidenschaft und Empfindung eingelernt, glücklicherweise ohne große Coups und berechnete Effekte. Poggi, der Tenoeist, eine etwas angestrengte Kopfstimme, passirte; Galli, als Buffo, mit schönem Baß, der Liebling des Publikums, wie es schien, konnte es zu lebendigem Spaß und Humor nicht beingen; Negrini, ein guter Bariton, hatte wenig Anebildung; die Uebeigen waren undedeutend oder schlecht, das Orchestee dagegen stark besezt, diskret, genau, eingespielt und voll Nüaneen. Das Haus rechtfertigte, was Größe und Umfang betrifft, seinen Ruhm; sechs

Digitized by Google

Reihen Logen, abgetheilt wie die Ställe, gleichmäßig drapirt, eben so hoch als breit, stehen übereinander. Gefüllt nimmt es sich vielleicht grandios aus, halbleer erschien es nur groß und bunt, ohne eigentliche Majestät, Pracht oder Noblesse. Dem ersten Akte folgte das Ballet. Es theilt sich in Pantomime und Tanz; erstere bei den Hauptpersonen leidenschaftlich, aber in Veränderung der Stellungen und Bewegungen so taktmäßig und rhythmisch genau, so plötzlich und scharf accentuirt und meist eckigt, daß mich das Marionettenartige zum Lachen brachte. Ein echter Ausdruck kam wenig zum Vorschein. Mehr noch als die italienische Musik ist das Ballet ganz konventionell geworden. Das Corps de Ballet dagegen griff recht lebendig mit stetem Spiel in die Pantomime ein. Der Tanz war wie der unsrige, nur die Röcke kürzer, und bei der Häßlichkeit der Weiber wirklich skandalhaft. Den zweiten Akt der Oper konnten wir nicht ausdulden, und kamen durch das viele Schlechte und Schiefe mißgestimmt nach Hause.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Der Modehändler hatte Anfangs nur immer so viel eingekauft, als er von einem Tage zum andern brauchte; bald aber nahm er seinen Bedarf für die ganze Woche auf einmal. Um diesen Vorrath unterzubringen, schaffte er die Meubeln aus dem Hinterstübchen seiner Boutique, welches ihm so lange zur Wohnung gedient hatte, in den Entresol hinauf, und damit war der Anfang zu einem Magazin gemacht; denn von nun an beschloß er, dem Kaufmann en gros seine Kundschaft völlig zu entziehen und seine Waare selbst unmittelbar aus der Fabrik zu beziehen. Wozu hatte er noch lange eine Mittelsperson nöthig, da er sich ja eben so gut in eigener Person an die Fabriken wenden konnte? Von dieser Zeit an galt es für eine der ersten Handelsmaximen und eine der wesentlichsten Bedingungen, welche eigentlich den wahren Kaufmann ausmachen, den Vorrath der zu verkaufenden Waaren aus der ersten Hand zu beziehen. Der Modewaarenhändler miethete sich daher ein Kabriolet, fuhr damit zu den Waarenniederlagen der Fabriken, kaufte ein, was ihm vortheilhafte und gangbare Artikel schienen, zeichnete dieselben mit seinem kaufmännischen Stempel und ließ sie in sein Magazin schaffen. Die Meubeln und Hausgerätschaften, nebst Hausfrau, Kind und Magd verließen jetzt den Entresol und mußten ein oder zwei Stockwerke höher hinaufwandern, und zwischen den beiden Fenstern des Entresols wurde ein großes Schild befestigt, worauf in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: Grands magasins de nouveautés, in welcher Aufschrift alle vorgenommenen Neuerungen kurz und bündig zusammengefaßt waren, daß nämlich der Krämer aus seiner Boutique ausgezogen und der Kaufmann in seinem neuen Magazin installirt sey.

Das machte Aufsehen und Epoche unter den Kramläden in Paris. Jedermann nahm entweder für oder wider den kühnen Neuerer Partie. Die Aeltesten unter den Boutiquiers schleuderten zornentbrannt Acht und Bannstrahl gegen die Reformation der Boutique und gegen die Vornehmthuerei; sie verkündeten Schimpf und Schande, schmählichen Untergang und Bankerott dem jungen Geschlecht, welches sich zu der neuen Einrichtung des Ketzers bekennen würde. Die Jüngern dagegen ließen sich durch diese Unheilsprophezeiungen nicht abschrecken, sondern ahmten die neue Sitte nach, und bald war ganz Paris Zeuge eines wunderbaren Wettstreits. Jeder Kaufmann suchte nun auf irgend eine sinnreiche, elegante oder auffallende Weise sich die Gunst der Kaufliebhaber zu erwerben, der Eine dadurch, daß er der Außenseite seines Ladens ein so blankes, freundliches und geschmackvolles Aussehen als möglich geben ließ, der Andere dadurch, daß er seine Waare in den kunstreichsten Verschlingungen und Drapeien vor den Augen der Vorübergehenden ausbreitete, ein Dritter endlich durch ein prächtiges Aushängeschild oder eine ergötzliche Inschrift. Die kaufmännische Eigenliebe und das dem Pariser insbesondere angeborne ästhetische Gefühl wirkten bald Wunder in dieser Hinsicht. Die Außenwände der Häuser, in welchen neue Magazine entstanden, wurden bunt bemalt, und die Schilder erlitten die mannichfaltigsten Modifikationen. Nachdem sie aufgehört hatten, nothwendig zu seyn, mußten sie am Ende eine bloße Angelegenheit der Mode und des Luxus werden, oder das Werk eines phantastischen Einfalls. Seit jener Zeit sah man in den Straßen der Hauptstadt schöne Gemälde, Statuen und Basreliefs, welche denselben ein artistisches und wunderliches Ansehen gaben und die wunderbare Pracht der heutigen Pariser Boulevards zu Wege gebracht haben. Alles das war, wie gesagt, der Mode unterworfen und änderte sich wie die Laune einer Frau, wie die Form eines Hutes oder der Schnitt eines Fracks. Ein Strumpfhändler am Markte Saint-Jean hat vor seinem Laden ein hübsches Oelgemälde, worauf die Fabel von Lafontaine: la vieille et les deux servantes dargestellt war, und nannte das au reveil-matin; in der Rue Saint-Honoré gedbeen die Schilder, worauf die Könige von Schweden, Dänemark und Polen, oder die schönen Pfälzerinnen, Spanierinnen u. s. w. abgebildet sind, jener ebendezeichneten Periode an. Ein Quincaillerieshändler in der Rue de la Barillerie nahe beim Palais de Justice, bietet noch heutiges Tags ein interessantes Schild jener Zeit dar, welches die englische Flotte

vorstellt: ein großes hölzernes Basrelief, worauf man den Wellenschlag des Meers und große Kauffahrteischiffe mit vollen Segeln sieht; das Ganze ist kürzlich neu übersirnißt worden und sieht wieder ganz blank und sauber aus. Ein Nachbar dieses Kaufmanns, und von derselben Profession, scheint dieser Ehrenbezeugung gegen England eine andere patriotischere haben entgegensetzen zu wollen; er hat auf seinem Schilde die französische Marine abbilden lassen; leider aber besteht die ganze dort befindliche Seemacht Frankreichs aus einem Küstenwachtschiffe und einer armseligen Fischerbarke. Der große Seebeld Jean Bart, der alte Fritz und der türkische Sultan haben sehr hübsche Schilder vor verschiedenen Tabakeläden abgegeben. Manche von diesen Gemälden haben wirklichen Werth und sind mitunter besser als viele, denen die Ehre des Salons im Louvre zu Theil wird. Zeuge dafür sind St. Crépinien auf dem Quai de la Megisserie und le Caraibe auf dem Quai de la Monnaie, les trois Sultanes in der Rue Vivienne, les deux Magots in der Rue de la Seine, la Glaneuse in der Rue St. Denis, la jolie Savoyarde am Ausgang der Passage des petits Pères, le Gourmand bei Corcellet im Palais-royal, und so viele andere Gemälde auf den Boulevards. Heutzutage ist diese Mode und der alte Wetteifer in dieser Hinsicht erstorben; sey es nun, daß der Kaufmannsstand die schönen Künste zu niedrig anschlägt, oder daß die Künstler zu hohe Forderungen machen. Auch mag es den jetzigen Kaufherren unangenehm seyn, wenn sich die ersten vier Wochen hindurch zu allen Stunden des Tags vor ihrem Laden eine große Menge neugieriger, müßigee Menschen versammelt, welche kein Geld haben, etwas zu kaufen, und sich bloß davor hinstellen, um das neue Bild zu begaffen, oder sich wohl gar ungebildete Späße und politische Anspielungen darüber erlauben, woraus am Ende eine Emeute entstehen kann, welche nothwendig das Schließen der Boutique veranlaßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Oper. Drurylane.

Die Season ist vorüber. Die italienische Oper geschlossen. Laporte scheint gute Geschäfte gemacht zu haben, denn er sitzt zur Zeit nicht in King's-bench, und die Londoner behaupten, die Metropolis sey bereits ungeheuer leer, was man den Zeitungen nach kaum glauben sollte, indem täglich Menschen im Gewühle überfahren oder ihres Taschentuchs beraubt werden. Um indessen den verschiedenen Tausenden, die nicht zu den aristokratischen Schwalben gehören, sondern es sich auch für Herbst und Winter in London gefallen lassen, den Schluß der italienischen Oper minder schmerzlich zu machen, hält das sogenannte English Opera-House ihnen noch einige Zeit seine Arme geöffnet, und wer den Charakter der englischen Opern kennen zu lernen wünscht, muß sich nun in dieses Haus verfügen, welches sonderbar genug und als Andeutung, daß die Londoner keine gewaltigen Opernfreunde sind, das einzige hier ist, über dessen Bretter verzugsweise Opern gehen. Eine der beliebtesten, die vor Kurzem frisch und neu dort aufsprang, nennt sich no plot without danger, keine Intrigue ohne Gefahr. Sie ist nicht auf englischer Erde gewachsen, sondern aus Italien herüber verpflanzt worden, wo sie unter dem Namen Eliza e Claudio geht oder ging. Die Musik ist, wenn ich nicht sehr irre, von Mercadante; für das englische Haus hat, ohne Nennung des ursprünglichen Komponisten, ein gewisser Herr Ir Jenne sie „zurecht gemacht.“ — Da die Engländer im Theater keine Freunde von der deutschen Genügsamkeit sind, so kann selbst die längste dreiaktige Oper den Abend nicht ausfüllen. Man verlangt nach der Hauptmahlzeit noch ein Dessert. Ein solches ist jener Oper mehrere Male in einer Farce beigegeben worden, die in Deutschland spielt und den Titel führt: der Schulmeister in tausend Aengsten. Ich weiß nicht, ob der Unsinn ein Blümchen aus dem armseligen Garten deutscher Dramatik ist oder nicht. — Wie gewöhnlich eröffnete das Drurylanetheater seinen Wintersetzzug am ersten Oktober, und wie gewöhnlich waren die im Innern des Hauses vorgenommenen Veränderungen der erste Gegenstand für die Neugier des Publikums. Es fand dieselbe wenigstens einigermaßen befriedigt. Das Haus ist neu gemalt und die Dekorationen sind aufgefrischt, das Orchester ist erweitert und die Lampen vor der Bühne sind in einen Halbkreis gestellt, ein neuer Vorhang ist angeschaffe und das Proscenium ist übertüncht, ja, in der Vorhalle ist, Keans, von Carew gefertigter Statue gegenüber, eine recht gute Statue Garricks von Mazzoni in gleichen Verhältnissen aufgepflanzt, und damit nicht bloß der Eleganz der Halle, sondern auch gewiß jedem Anspruche Genüge geleistet worden, den man an die Kräfte eines, nur auf die Kasse des Publikums angewiesenen Theaterunternehmers machen kann. In richtiger Erkennung seiner nationalen Würde begann Deurylane mit Macbeth, und nach herkömmlicher, echt loyaler Sitte ging der Vorstellung das von der ganzen Truppe gesungene und von der Mehrheit der Versammlung begleitete God save the king voraus. Mir däuti immer, wenn ich das Lied so singen höre, als ob dieses freiwillige Einfallen eine der schönsten und sichersten Stützen des englischen Königthrons sey. Macbeth wurde von Macready gegeben. Er ist bereits früher so oft in dieser Rolle aufgetreten, daß ich die Art seiner Leistung als bekannt voraussetzen muß; sie weist ihm unstreitig einen der ersten Plätze unter den Schauspielern der neuern Zeit an, und er entwickelt darin so viel Umsicht, Energie, Gefühl und zur Natur gewordene Kunst, daß er mehrere, die ihm gleich stehen, neben seiner Seite drängen würde, wenn er nur seinen Hauptfehler, seine Manierirung, sich abgewöhnen wollte; aber er will nicht, und Künstlers eigensinn ist nicht zu dengen. Zum ersten Male zeigte sich in dem schwierigen Charakter der Lady Macbeth Miß Ellen Tree. Sie ist ein hübsches, liebenswürdiges Mädchen und eine angenehme Schauspielerin. Weil man aber Alles dies seyn kann und doch keine Lady Macbeth, so war das mit Fräulein Tree der Fall. Es ist wirklich wundersam, wie Zuschauer, die einen so richtigen Sinn für Shakespeare's Macbeth bekundeten, den geringsten Geschmack an einer Farce finden konnten, welche unter dem Titel: die Nachtpatrouille, den Abend beschloß. Das Ding ist nach einer Erzählung von Zschokke bearbeitet und spukt, wenn ich nicht irre, auch auf den deutschen Bühnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 91 und Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. November 1835.

— Um ihn zu halten,
Versuchet sie, umsonst, des Zaubers Walten.
Tasso.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

6.

Der Liebestrank.

Es waren die Beiden in mondheller Nacht
Auf des kräftigen Zaubers Bereitung bedacht
In der blühenden Laube des Gartens; es war
Gar seltsam anzuschauen das Paar:

Denn Selith war weiß wie der keimende Tag,
Auf der Stirne der Locken Sonnengold lag,
Ihr Auge so blau wie der Spiegel des Sees,
Und so fromm und so sanft wie das Aug' ihres Rehs.

Und Nummi war schwarz wie des Raben Gruft,
Wie ein brennender Mond ihr Auge voll Glut;
Um die Haare, kraus und verworren ganz,
Trägt sie von fahlem Gras einen Kranz.

Bald streckt sie die Arme, bald sinkt sie auf's Knie,
Bald schüret sie Feuer und ruhet nie;
Sie rühret und mischt und murmelnd sie spricht,
Es tropft ihr der Schweiß von dem Angesicht.

Doch Selith saß stumm in ergebener Ruh
Und schaute der Sklavin wie träumend zu;
Ein Seufzer, ein Wort ihrem Mund oft entfloh,
Sie hofft, doch macht sie die Hoffnung nicht froh.

Und Nummi bereitet den kräftigen Saft,
Aus saugt sie der Stoffe tief-innerste Kraft;
An schaut sie die Herrin oft, heischend ihr Lob,
Die das Haupt wehmüthig lächelnd nur hob.

Da flüstert sie Namen, sonst nie genannt,
Da preßt sie Kräuter, von ihr nur gekannt,
Da schüret sie Flammen von schwarzem Holz,
Darin sie manch' köstlichen Edelstein schmolz.

Der Trank ist bereitet, er schimmert wie Wein
In krystallnem Pokal an der Kerzen Schein;
Er duftet so süß wie Vanillen und Zimmt;
Ist's ein Antlitz, das lächelnd und rosig dein schwimmt?

Es locket der süße, berauschende Duft
Herbei die Nomaden der nächtlichen Luft:
Wie kann, wer ihn trinkt, seiner Macht widerstehn?
Wie sollte sein Herz nicht in Sehnsucht zergehn?

Und dreimal hat Selith hineingehaucht,
Und dreimal den Finger hineingetaucht,
Den sie an die rothe Lippe geführt,
Mit dem sie ihr schlagendes Herz berührt.

Digitized by Google

„Jezt seinen Namen noch!“ Nummi gebot,
Und Selith lispelt ihn — glühend roth
War der liebenden Jungfrau Antlitz vor Scham,
Wie der Himmel, wo eben das Morgenroth kam.

7.

Das starke Herz.

An der Pforte steht Selith und spähet hinaus;
Jezt kehret die treue Schwarze nach Haus,
Sie hat der Herrin von fern schon gewunken,
Nun ruft sie tief athmend: „Er hat getrunken!

O freue dich, Selith, er ist jezt dein!
Bald entbrennt ihm im Herzen die Sehnsuchtspein;
Bald muß er an deinen Busen sich stürzen,
Zu löschen den Durst von den Zaubergewürzen!“

Doch Selith verschleiert ihr liebliches Haupt,
Den Worten der Sklavin zweifelnd sie glaubt,
In ihr Hoffen mischt sich die Galle der Reue;
Ihre Freud' ist gedämpft von magdlicher Scheue.

Bald drängt sie's, nach ihm hinaus zu spähn,
Bald wünschet sie Alles ungeschehn,
Bald schilt sie die Sklavin, die sie betrogen,
Von des Trankes Wunderkraft prahlend gelogen.

Doch schuldlos ist Nummi. Ihr Trank war stark,
Er hätte durchglüht jedes Mannes Mark:
Aber Karis Geist ist schwer zu besiegen
Und kann nicht gewöhnlichem Zauber erliegen.

Seine herrliche Seele ist lauter und rein;
Nicht dringet ein irdischer Wunsch leicht ein.
Er, ganz in's Geheimniß des Himmels versunken,
Ward nicht vom gefährlichen Taumelkelch trunken.

Wohl rollte ihm schneller und heißer das Blut,
Wohl stieg in die Wangen röthere Glut,
Wohl fühlte sein Herz es von Ahnungen schwellen
Und sein sehnendes Auge sich kräftiger hellen:

Doch brünstiger ward jezt nur sein Gebet,
Nur andachtsvoller am Himmel er späht,
Und der Trank, der sein Herz soll irdisch bezwingen,
Spannt kräft'ger der göttlichen Seele die Schwingen.

Die Jungfraun sahen ihn wandeln von fern;
Ernst folgte der Löwe der Spur seines Herrn,
Dessen Antlitz ein leuchtender, silberner Spiegel.
Auf die Stirn hat die Reinheit geprägt ihr Siegel.

Frei bleibt er von Sehnsucht und Liebesbrunst,
Zu Schanden macht er die Zauberkunst,
Und Nummi glaubt sich herausgefordert:
Ob dieses Herz nie in Flammen lodert?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Man hat gegenwärtig im Allgemeinen auf die großen Aushängeschilder verzichtet. Seinen größten Ruhm sucht der Pariser Kaufmann heute in der glänzenden und zugleich sinnreichen Ausstattung seines Ladens; er bietet Alles auf, um durch die äußere Eleganz und prächtige innere Einrichtung seiner Boutike sich in der Gunst des Publikums festzusetzen. Der Luxus der Dekoration wächst von Jahr zu Jahr. Bei einer früheren Gelegenheit haben wir in diesen Blättern eines Bäckerladens in der Rue Feydeau erwähnt, dessen Wände in pompejanischer Weise verziert, und statt der sonst üblichen Tapeten und anderer Wandbekleidungen mit Freskogemälden ausgeschmückt sind, deren Inhalt sich auf den Mythus der Ceres bezieht. Als Gegenstück dazu tragen wir heute den neuen Modeladen der Madame Noguet in der Rue Richelieu Nr. 106 nach, welcher mit einer selbst hier noch nie gesehenen Eleganz eingerichtet worden ist. Zwei hohe Bogenfenster, mit reichen Vergoldungen eingefaßt, schöne Marmorbekleidungen und höchst geschmackvolle Persiennes fesseln schon von ferne den Blick, und jeder Vorübergehende bleibt unwillkührlich vor dem Laden stehen, dessen Inneres in Absicht sowohl auf Schönheit der Dekoration, als auf Heiterkeit und Pracht mit dem Boudoir einer Fürstin wetteifern kann. Einen überaus prächtigen und zugleich verlockenden Anblick gewährt der schöne Bijouterieladen am Börsenplatze, wo Edelsteine, goldene Armspangen und Geschmeide im reichsten, kostbarsten Vorrath hinter den großen, spiegelblanken Fenstern funkeln. Hunderte von Ringen und Vorsteknadeln mit Rubinen, Saphiren, Smaragden, Türkissen schimmern uns im blendendsten Glanze aus ihren Glaskasten entgegen; feine Perlenschnüre, Ohrgehänge, brillantene Zitternadeln und tausenderlei andere kleine Schmucksachen sind in gläsernen Cylindern ausgehängt, welche von jedem Luftzug hin und her bewegt werden, und besonders in prächtiger Abendbeleuchtung einen so wunderbaren Eindruck hervorbringen, daß es uns im eigentlichsten Sinne vor den Augen flimmert. Der Name des Juweliers steht in großen, mit falschen Diamanten aufgelegten Buchstaben über der Ladenthüre angeschrieben. Nicht weit davon, in der Rue de la

Digitized by Google

Bourse, zieht die äußere und innere Dekoration des Theedepots à la Porte chinoise unsere Aufmerksamkeit auf sich. Alles ist in chinesischer Weise angeordnet. An der Eingangsthüre stehen zwei Figuren in chinesischem Nationalkostüm, mit langen Schnurrbärten und kahlgeschorenen Häuptern, welche den Eintretenden mit freundlichem Nicken begrüßen; der Thee selbst wird in großen, wunderlich bemalten Kisten aufbewahrt, und vollständige Theegeräthschaften, Tassen, Maschinen, Vasen, Alles nach japanischem und chinesischem Muster, stehen zur Ansicht und Auswahl vor den Fenstern. In der Rue neuve Vivienne hat sich ein neuer marchand de comestibles etablirt, welcher seine Eßwaaren auf eine ebenso prosaisch reinliche, als poetisch reizende Weise ausgelegt hat. Duftende Ananas stehen zwischen den Schinken, Würsten, gespickten Reh- und Hammelskeulen verdeilt; Auge und Phantasie versöhnen sich gar leicht mit der schrecklichsten Alltagsprosa von Würsten und Schinken, wenn man dicht daneben das herrlichste, seltenste Obst und die prangendsten Südfrüchte in malerischen Pyramiden aufgestapelt erblickt. Neben einem mächtigen, brutalen Stück Hamburger Rindfleisch stehen kleine, bescheidene Körbchen mit Weintrauben und Erdbeeren; die pommerschen geräucherten Gänsebrüste liegen zwischen zuckersüßen Melonen, und in buntem, wunderlichem Gemisch trifft das Auge auf Jambons de Mayence und goldene Orangen, auf Teltower Rüben, grüne Erbsen, Truffes du Perigord, Salami, Nudeln, Makaroni, Birnen, Aepfel u. s. f. Frische Trauben, Pfirsiche und Melonen sind bei diesen Pariser Eßwaarenhändlern immer schon gegen Ausgang Mai's zu haben. Den See- und Flußfischen ist ein eigener Wasserbehälter angewiesen, dessen Seiten stets mit frischem Gras belegt sind und in dessen Mitte eine kleine Fontaine hervorsprudelt, welche die zerstreut umherliegenden gekochten und ungekochten Krebse, Hummern und Saime benezt. Schildkröten und anderes Gethier kriechen und spazieren hinter den hellen Fensterscheiben auf geäderten Marmorplatten herum und schmausen heerlichen Kopfsalat, Melonenschalen und andere Leckerbissen. Die innern Wände des Ladens sind höchst pittoresk mit Wein-, Rum- und Liqueurflaschen von den verschiedenartigsten Formen und Farben garnirt, und draußen über der Thüre liest man die Inschrift: Gastronomie cosmopolite in großen Buchstaben, welche auf höchst komische und sinnreiche Art aus Schnepfen, Fasanen, Lerchen, Hasen, Hirschgeweihen, Hummern, Fischen, Schmetterlingen, kurz aus den mannichfachsten lebenden Wesen zusammengesezt sind. Die Inschrift selbst ist unter Glas gefaßt und auf grünem Grunde gemalt. — Noch glauben wir unter den neu erstandenen Läden die Magasins de nouveautés nr. 9 auf dem Boulevard zwischen der Porte Saint-Martin und Porte Saint-Denis und Nr. 14 auf dem Boulevard Poissonnière besonders auszeichnen zu müssen, in denen die neuesten, kostbarsten Shawls äußerst geschmackvoll auf eigens dazu verfertigten Gestellen drapirt sind. Es gewährt einen eigenthümlich reizenden Anblick, wenn die belaubten Bäume der Boulevards sich in den großen Fensterscheiben spiegeln, hinter denen die reiche Pracht des Orients und Occidents so kunstvoll geordnet ist, daß einer nur einigermaßen dichterischen Phantasie unwillkührlich die Bilder eines Mährchens aufsteigen müssen. Ueberhaupt gibt es nicht leicht etwas Anziehenderes, als ein Spaziergang an einem schönen Herbstabend auf den Pariser Boulevards, wenn alle Läden und Boutiken in glänzender Beleuchtung strahlen, und mit ihren tausend und aber tausend Lichtern die zu beiden Seiten der Boulevards in ihrer ganzen Länge hinlaufenden Wege für Fußgänger erhellen, welche bei nur irgend erträglichem Wetter alle Abend diese öffentliche Promenade überschwemmen. Fast möchte man an einem solchen Abend in der großartigsten Umgebung, im Wogen der schöngepuzten Menschen nur eine angenehme Täuschung der Phantasie sehen; ja, man meint oft, man habe die Welt eines Dichters, die phantastischen Traumbilder eines schöpferischen Geistes, Feenpaläste, verzauberte Prinzessinnen, Kobolde, Gnomen, Zwerge, Nymphen und Sirenen in heiterer Wahrheit und Wirklichkeit vor dem Auge, und man weiß nicht, soll man den Blick mehr auf die reiche Pracht der Boutiken heften, welche wie in einem Feuermeere strahlen, oder sich im Anschauen jenes großartigen, lebendigen Gemäldes verlieren, welches unablässig an uns vorüberzieht. Alle Sinne sind hier gereizt, alle Leidenschaften aufgeregt; Einheimische und Fremde aus allen Ländern strömen auf dieser Promenade zusammen, welche das Rendezvous des denkenden Beobachters, des fleißigen Sittenmalers, des rüstigen Neugierigen, des Lüstlings, der Betrüger und Betrogenen geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Leipziger Eisenbahn und der englische Ingenieur.

Auf einem Weltmarkte, wie der an hiesiger Börse, wird von Allem Notiz genommen, was Handel und Gewerbe, Geld und Geldeswerth betrifft. Daher brauchen die Directoren des Dresden-Leipziger Eisenbahnkomité sich weder zu wundern, noch können sie stolz darauf seyn, daß ihre Entrepriſe im Laufe des jetzigen Jahres dort zweimal — besprochen, würde zu viel gesagt seyn, aber — erwähnt worden ist. Das erste Mal geschah es vor ungefähr sechs oder acht Monaten, als die Leipziger Zeitung, die weder wegen ihres

eleganten Aeußern, noch wegen ihrer politischen Wichtigkeit, sondern eigentlich nur, weil sie in Leipzig gedruckt wird. Leipzig ein geachteter Handelsplatz, und die dortige Zeitung in dem konstitutionellen Sachsen das einzige erlaubte politische Blatt ist, hier in zwei oder drei Abdrücken cirkulirt, den siebenten Bericht besagten Komité's und in ihm die Anzeige brachte, daß die Ausführung des Unternehmens nunmehr so weit gediehen sey, um angefangen werden zu können, sobald die erforderlichen anderthalb Millionen Reichsthaler zusammengeschossen seyn würden. Unbekannt mit dem sächsischen Geschäftsgange und nicht ahnend, daß das Vorschreiten des Jahrhunderts auch diesem Flügel unter die Sabien gebunden, indem wirklich vor wenigen Jahren die Brücke über die Mulde bei Wurzen vollendet worden ist, von deren unbedingter Nothwendigkeit die Behörden sich bereits Anno 1700 überzeugt hatten, lachten die Londoner Kaufherrn, daß, bevor ein Eisenbahnunternehmen zu solcher Reife gelangen könne, es achtzehnmonatlicher Berathung bedürfe, und daß zu Aufbringung von etwas über 200.000 Pfund Sterling ein Aufruf an das Publikum in einem siebenten Berichte erlassen werden müsse. Die Strafe folgte den Lachern auf dem Fuße. Zwei oder drei derselben entschlossen sich zum Spaß, den ganzen Aktienvorrath zu kaufen. Als aber der betreffende Auftrag in Leipzig anlangte, war keine Aktie mehr al pari zu bekommen, und die Londoner Kaufherrn erfuhren zu ihrem großen Nachtheil, daß sie einen Postag zu spät — a day after the fair — geschrieben hatten. So etwas vergißt sich indessen unter den Londoner Börsenspekulanten sehr bald, und man würde daher wahrscheinlich gar nicht wieder an den fehlgeschlagenen Spaß und das ganze Unternehmen gedacht haben, ohne eine Notiz in den Times vom 21sten Oktober. Es heißt daselbst köstlich in treuer Uebersetzung: „Leipzig, den 7ten Oktober. Nach langem Verzuge ist endlich der englische Ingenieur hier angekommen, welcher die Aufsicht über den Bau unserer Eisenbahn führen soll. Man glaubt allgemein, daß er sich der Arbeit angelegentlich unterziehen wird, um den durch seine verspätete Ankunft verursachten Zeitverlust auszugleichen.“ Jetzt lachten die englischen Kaufherrn wieder, einmal, daß man in Deutschland so einfältig sey, ohne Hülfe eines englischen Ingenieurs keine Eisenbahn bauen zu können, und zweitens, daß man zu Erlangung eines solchen Helfers sechs kostbare Sommermonate verschwendet habe. Die englischen Kaufherrn lachten, aber dem Deutschen that das Herz weh. Keine Nation in der Welt vermöchte sich mit der deutschen zu messen, wenn sie wäre, was sie seyn sollte, eine Nation. Das aber ist der Fluch, der Deutschland drückt, daß der Sachse sich nicht dem Preußen, der Preuße sich nicht dem Bayer und der Bayer sich nicht dem Schwaben unterordnen will, keiner jedoch Bedenken trägt, dem Franzosen oder Engländer zu weichen, daß nur für gut geachtet wird, was den Stempel des Auslands trägt, daß man reich ist für die Erzeugnisse des Auslandes, arm für die Leistungen des Inlandes, und daß der Deutsche, um in Deutschland Geltung zu finden, zuvörderst bei einem fremden Volke Anerkennung gefunden haben muß. Es war das Aufzucken des Selbstgefühls, was den Gedanken an jenes Unternehmen hervorrief, es war ein schönes Zeichen volksthümlicher Belebung, daß wenige Stunden hinreichten, den Geldbedarf überflüssig zu decken; alle Schwierigkeiten schienen gehoben, die Regierung hatte den Bau genehmigt, und bot sogar die Hand, ihn zu fördern, der muthmaßliche Verlust des Postregals war mit einer bedeutenden Summe abgekauft, der Tract war ausgemittelt, welchen die Bahn durchschneiden sollte, die Entschädigung der Grundeigenthümer war festgestellt, Alles schien beseitigt, da entstand zwischen den beiden, dem Rufe nach sehr tüchtigen, mit Ausführung des Baues beauftragten deutschen Architekten eine Verschiedenheit der Meinung, und während in solchem Falle englische oder französische Bauverständige die Entscheidung einem geschickten Landsmanne überlassen, und den etwa gebotenen Rath, einen Ausländer zum Schiedsrichter zu machen, mit Hohn zurückgewiesen haben würden, erklärten die deutschen Architekten, daß sie nur dem Ausspruche eines englischen Kunstgenossen weichen und seiner Oberleitung sich unterwerfen wollten. Die Direktion sah sich demgemäß nach einem drittischen Vermittler um, und ihre Wahl fiel auf einen gewissen James Walter, dessen Name in England allerdings gekannt, aber keineswegs berühmt ist. Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde die Direktion es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß er sofort nach Empfang der Aufforderung den Eilwagen bestiegen, den Weg nach Leipzig genommen, sich daselbst zuvörderst jedem einzelnen Direktor und dann dem versammelten Komité in Frack, Schuhen und seidenen Strümpfen bescheidentlich vorgestellt, und zu allerletzt nach dem Honorar gefragt hätte. Weil aber James Walter ein Engländer war und das Leipziger Komité in seinen Briefen dergestalt en bagatelle behandelte, daß mit ihm durchaus zu keinem Resultat zu gelangen war, so entsendete die Direktion eines ihrer Glieder mit Vollmacht und Kreditbriefen, um den starren Architekten aufzusuchen, alle seine Bedingungen zu bewilligen und ihn auf die artigste Weise von der Welt nach Leipzig zu komplimentiren. Der Beauftragte reiste nach den Niederlanden, denn Walter hatte gemeldet, daß zu der Zeit, wo der Abgeordnete Brüssel erreichen könnte, er wahrscheinlich dort seyn werde. Als aber der Gesandte dort ankam, war Walter inzwischen nach London zurückgekehrt. Wer A sagt, muß in der Regel B sagen, und sagt in der Regel das ganze Alphabet. Demnach flog der Geschäftsführer mit dem ersten Dampfboote nach London. James Walter hatte aber indessen London verlassen, und da das geängstigte Mitglied des Direktoriums mit Sicherheit nur erfahren konnte, daß er in England sey, so durcheilte selbiges die Insel von einem Ende zum andern, verfolgte jede Walterspur, und erreichte endlich den ersehnten Ingenieur in London. Wäre nun besagter Walter ein Deutscher gewesen, und hätte nächst Ersatz mäßiger Reisekosten vielleicht ein Tagshonorar von einem Friedrichsd'or begehrt, so würde ihm die deutsche Gesellschaft einen Dukaten geboten, und den Vertrag mit allen Schnurrpfeifereien der ängstlichsten Klausularjurisprudenz ausgestattet haben. Weil aber James Walter ein Engländer war, dessen nur ein exemplarischer Eifer hatte habhaft werden können, so gestaltete sich das Alles natürlich ganz anders. „Ich kann dieß versprechen,“ sagte Walter, „im Laufe des Monats September nach Leipzig zu kommen, und sollte es selbst einige Tage später seyn.“ — „Wir werden Sie von Mitte Septembers an erwarten,“ versetzte der Bevollmächtigte, und in diesem Geiste kam zwischen Beiden ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Walter die oberste Leitung des betreffenden Baues in allen seinen Theilen übernahm und die Leipziger Gesellschaft ihm dafür zusicherte: erstens, den Ersatz aller Reisekosten, und zweitens, ein Tagshonorar von fünfen Guineen oder neun gulden Friedrichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. November 1835.

— Carminibus quae versant atque venenis
Humanos animos.

Horat.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

8.

Die Reihe.

„Weit lobt man dich als kluge Gärtnerin;
Doch ist dies Lob dein einziger Gewinn,
Du bindest schöne Sträuße dir und Kränze
Aus Blumen, welche welken mit dem Lenze.

„Du kennest wohl der Pflanzen Zeit und Art,
Hast nichts an deinen Lieblingen gespart;
Erfahren bist du in gefäll'ger Mischung,
Aus Blumenkelchen tränkst du mit Erfrischung.

„Doch hast du nie den höchsten Dienst begehrt,
Den eine Blume Kundigen gewährt;
Hast von den Wunderkräften, den geheimen,
Nie mitgetheilt den Zwiebeln und den Keimen.

„Sieh diese Blume! in des Neumonds Licht
Ward sie gepflanzt, dergleichen sahst du nicht!
Die Erde, drein sie ihre Wurzeln breitet,
Hab' ich aus seltnen Stoffen zubereitet.

„Mit Thränen, von der Sehnsucht dir erpreßt,
Hab' ich den schwarzen, lockern Grund genäßt;
Verscharrt darin von deinem Haar, dem weichen,
Zwei Locken, und zwei Nachtigallenleichen.

„Und andres Wasser hab' ich noch gesprengt,
Und manches kräft'ge Wort dazu gemengt;
Sieh jetzt die Nelken, wie sie tiefroth glühen
Und ihre Düfte, sichtbar fast, versprühen.

„Sprich jetzt hinein in diesen Nelkenstrauch
Der Liebe Wunsch mit leisem Wort und Hauch;
Dann laß uns sehn, ob über seine Seele
Auch dieser Zauber seine Macht verfehle!“

So weist die Sklavin ihre Herrin an;
Was hätte nicht das blasse Kind gethan!
Mit leisen Worten, Seufzern, Stammeln, Thränen
Vertraut den dunkeln Nelken sie ihr Sehnen.

Sie fühlet wohl der starken Würze Kraft;
Ein süßer Rausch hält ihren Sinn in Haft,
Ihr ist, als ob der Wohlgerüche Wellen
Tief in die hingegebne Seele schwellen.

O wenn auch er tritt in der Düfte Kreis,
So muß erwarmen seines Busens Eis!
Dann sucht auch er, vom Sturm der Lust getrieben,
Den Pfad, den ihm die Liebe vorgeschrieben!

Digitized by Google

So hofft ihr Herz — doch Karls widerstand
Des Zaubers Macht, den er wohl süß empfand;
Der Sehnsucht Flamme ist in ihm entglommen,
Doch himmelwärts hat sie den Zug genommen.

Wenn er sich an dem Dufteshstrom berauscht,
Sein Ohr nach der Musik der Welten lauscht;
Er dürstet mit dem Ew'gen, Lichten, Reinen,
Nicht mit dem ird'schen Weib sich zu vereinen.

9.

Der Pfirsich.

„Es soll die lezte Probe gelten!
Mißlingt auch die — magst du mich schelten,
Der Mutter fluchen, die mich trug,
Und deren Künste Tand und Teug!“

So Nummi, und vom Pfirsichbaume
Die Frucht, bedeckt vom rothen Flaume,
Die Frucht, gleich fleischgewordnem Licht,
Mit leichter Hand sie sorgsam bricht.

Der Pfirsichbaum, der frühe blühet,
Deß Blüthenschmuck wie Rosen glühet,
Er beget Früchte, deren Mark
So süß und mild, wie rein und stark.

Mit eines goldnen Pfeiles Spitze
Grädt Nummi eine leichte Ritze
In's weiche Fleisch der schönen Frucht,
Drein Liebe sie zu impfen sucht.

Und in das Wundenmal des reifen,
Rothsammtnen Perserapfels träufen
Läßt sich von Selids warmem Blut
Ein Tröpfchen, weckend Liebeswuth.

Unsichtbar ist die kleine Narbe,
Er strahlt in röthlich lichter Farbe,
Das Auge saugt aus seinem Schein
Schon seines Markes Nektar ein.

„Mit dem ist meine Kunst zu Ende!“
Ruft Nummi, „aber ich verpfände
Dir, Herrin, meines Herzens Blut,
Daß dieser Pfirsich Wunder thut!“

Dem Priester bringt sie ihn am Abend;
Wie schmeckt die saft'ge Frucht so laben
Wie sog der Jüngling unbewußt
Ein gährend Gift in seine Brust!

Und Selith hat's entzückt vernommen:
Noch heut muß der Geliebte kommen!
Bricht nicht ihr Herz, wenn er besiegt
Noch heut an ihrem Busen liegt?

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsezung.)

Doch verlieren wir über all dieser Pracht und Herrlichkeit nicht unser ursprüngliches Thema aus dem Auge. Wir bemerkten zulezt, daß im Allgemeinen der Gebrauch, große Oelgemälde oder sonst kostbare Schilder vor den Läden aufzuhängen, hier gegenwärtig mehr und mehr in Abnahme gekommen ist. Der Kaufmann, welcher eine neue Boutike eröffnet, beschränkt sich gewöhnlich darauf, seinen Namen, den Namen seiner Waare und die unerläßlichen Wortet prix fixe über seiner Thür anschreiben zu lassen. Manche schreiben auch: vrai prix fixe, welches den vorsichtigen Käufer veranlaßt, überall zu handeln und zu dingen. Aus dem eben Gesagten darf man jedoch keineswegs schließen, daß der Untergang und Fall der Aushängeschilder hier allgemein geworden sey; der Pariser Spießbürger entsagt so leicht seinen alten Gewohnheiten nicht, und es gibt in einer großen Stadt, wie Paris, sehr viele Spießbürger, besonders seit der „großen Woche;“ aber in den fashionablen Stadttheilen würde ein Kaufmann, der einen neuen Laden mit einem großen Aushängeschild eröffnete, einen ungeheuren Schnitzer begehen, man würde ihn ebenso mitleidig belächeln, wie jenen Bürgermeister von Mecklenburgisch Friedland, welcher die Schallöcher am Thurme vermauern ließ, um dem Stadtgeläute einen desto helleren Klang zu geben. Uebrigens wird man bei alle dem begreiflich finden, daß ein Name, wenn er sehr berühmt geworden ist, lauter und eindringlichee zu der Menge spricht, als alle möglichen Aushängeschilder. Hat doch der bloße Name Robinson sogar den Namen seines Verfassers in Vergessenheit gebracht. Wenn man daher Chevet, Chevalier, oder die Namen anderer Koryphäen der Pariser Industrie über einer Boutike angeschrieben liest, so kann man getrost eintreten, und man ist sicher, dort eben so gut bedient zu werden, als wenn man ein Schild à la bonne Foi, à la Croix du Sauveur, oder gar au Père éternel über der Thüre aufgehängt sähe. Wenn es in Paris dahin kommen könnte, daß ein einziger Name in jedem Zweige des Handels diese Garantie darböte, so würde sogar die Bezeichnung prix fixe ganz wegfallen dürfen, und das wäre allerdings sehr wünschenswerth.

Aber indem ich das eben Niedergeschriebene noch einmal übermustere, bemerke ich, daß ich mir oft einen großen Fehler habe zu Schulden kommen lassen, den ich sofort berichtigen werde; ich habe mich nämlich zu wiederholten Malen des unsaubern Ausdrucks „Boutike“ bedient, welcher gegenwärtig außer Kues gekommen ist und gegen die Sitte und feine Lebensart anstößt. Es gibt nämlich keine Boutiken mehr in Paris, sondern bloß Magazine, Salons und Maisons. Das alte Diktionär der französischen Akademie definirt umsonst, daß Magazin ein Ort sey, wo man Waaren aufhäufe und aufbewahre, ehe sie in den Kleinhandel kommen; Magazin ist heutzutage nach dem allgemein gangbaren Sprachgebrauch ein Ort, wo die Waaren feilgeboten und verkauft werden. Es gibt gegenwärtig in Paris keinen noch so winzigen Schenkwirth, dessen ganzer Vorrath vielleicht in zwei Ohm Wein bestehr, welcher nicht über seiner Winkelkneipe Magasin de vins oder Commerce de vins anschreiben läßt. In seligeren Zeiten nannte man alle Läden in Paris schlechtweg Boutiques; seitdem aber der dritte Stand in Frankreich, und mit ihm die industrielle Bevölkerung durch zwei Revolutionen erstarkt ist, würde es der Pariser Kaufmann sehr übel aufnehmen und es als eine vornehme karlistische Neckerei auslegen, wenn man seinem Gewölbe und seinem Magazin noch die alte Benennung geben und ihn dadurch gleichsam an seine frühere Unbedeutendheit und Abhängigkeit erinnern wollte. Er verlangt heutzutage de par les glorieuses, daß man von seinem Magazin spreche; er selbst sagt nicht mehr: meine Kundschaft, sondern meine Clientèle; er hält keinen Garçon de boutique mehr, sondern einen Commis; er verkauft nicht mehr diese oder jene Waare, sondern hält diese oder jene Artikel; er schreibt nicht mehr über seine Ladenthür: marchand mercier oder gantier, sondern Commerçant en merceries, ganteries. Denen, die bei ihm Einkäufe machen, überreicht er kein Memoire mehr, sondern eine Fakture. In der alten kaufmännischen Redeweise hieß es: ich verrechne meine Einnahme und Ausgabe, ich schreibe den Debit des Tags auf u. s. f.; im modernen Kaufmannsstil sagt man: ich mache einen Ueberschlag über meine Kasse, ich ordne meine Bücher u. s. f. In ganz neuester Zeit fangt man auch konsequenter Weise an, den ersten Ladendiener Chef oder Intendant des Hauses, das Comptoir Bureau und das Magazin Salon zu benennen. Maison bleibt indessen immer der sublimste Ausdruck in dieser Art, und dessen bedient sich der Epicier in der Rue Saint-Denis am liebsten, wenn er mit der Feder hinterm Ohr vor seinem Comptoir sitzt und seinen Clienten die Ehre seines Hauses vordemonstrirt. L'honneurs de ma maison heißt in seinem Munde dann so viel als: mein Haus, mein Rang, mein Stand in der gesellschaftlichen Ordnung. Der Pariser Philister verabscheut nichts so sehr, als die Lumpen, und in Folge dessen die Oppositionsjournale.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Einzug des Kaisers.

Das große Festengemälde in vier Tableaux, wovon das erste und zweite in Fischbach und Kalisch, das dritte in Töplitz sich entfaltete, ist nun mit dem vierten — welches unsere Stadt mit Glanz erfüllte — in Prag beschlossen worden. Wie es vorher bestimmt war, langten II. MM. der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich am 4ten hier an. Die gedruckten Anschlagzettel verkündigten ihre Ankunft zwischen ein und zwei Uhr, und um diese Zeit waren auch die Zünfte, Behörden und die Kinder auf ihre angewiesenen Plätze bestellt. Sobald man aber erfuhr, daß der Kaiser und die Kaiserin, wie gewöhnlich, nach der Messe von Töplitz ausgefahren seyen, sah man wohl voraus, insbesondere, wenn man bedachte, daß sie zwischen der Bade- und der Hauptstadt wenigstens zehn Triumphpforten, Gedichte und Anreden zu überstehen hatten, daß man sich in Geduld fassen müsse, und so hatte es denn auch längst fünf geschlagen, bevor die allerhöchsten Herrschaften anlangten. Endlich, gegen halb sechs Uhr, verkündigte der Kanonendonner auf den Stadtwällen und das festliche Geläute aller Glocken die Ankunft des Herrscherpaares. Der Vivatruf des Volkes vermischte sich mit dem Schalle der musikalischen Instrumente und den Tönen der Volkshymne, die in zahlreichen Chören gesungen wurde, und nichts trübte die allgemeine Freude, als daß der Kaiser und die Kaiserin im geschlossenen Wagen einfuhren, und also alle die Herrlichkeiten gar nicht recht sehen konnten, welche die Unterthanen zur Feier ihrer Ankunft mit so großer Mühe und Sorgfalt bereitet hatten. Das Gedränge auf allen Straßen und Plätzen war so groß, daß die armen Kleinen in Lebensgefahr kamen, und der Magistrat, als der Bürgermeister an den Wagen treten wollte, total von dem kaiserlichen Reisewagen abgeschnitten wurde, und letzterer sich mit Gewalt zu demselben Bahn brechen mußte. Als II. MM. am Schlosse angekommen waren, wo sie von dem Erzherzog Franz Karl, den Fürsten Metternich und Kollorebo, den Grafen Kolowrat, Cholet, Mensdorf und Klam-Gallas, dem Fürst-Erzbischof von Prag und dem Hofstaate empfangen wurden, erdnete der Volksjubel so laut und stürmisch, daß der Kaiser und die Kaiserin zweimal auf dem Balkon erscheinen mußten, sich dem Volke zu zeigen. Man hatte sich diesmal nicht mit den Landgewinden, Blumenkränzen und Gehängen begnügt, in welchen sich jede kleine Stadt Böhmens, ja jeder Flecken und vielleicht manches Dorf erschöpft hatte, sondern rief Triumphbogen und Obelisken hervor, die mit dem Scheine der Solidität täuschten; man bedeckte die Häuser mit reichen Draperien in allen Farben, die freilich hie und da an das Wäschetrocknen erinnerten. An manchen Häusern wurde sogar Sammt und Damast zu dieser Zierde verwendet, und ein Haus der Schützengasse, hatte seine Fenster mit acht-und-zwanzig Kaffeetüchern aller Farben und

Digitized by Google

Größen behängt. Viele verließen sich auf den Umstand, daß bei der letzten Anwesenheit Kaiser Franz I. in Böhmen der jetzige Kaiser seinen Vater nicht begleitet habe, und brachten daher dieselbe Dekoration wie damals, entweder unverändert, oder mit geringen Variationen. Reich und glänzend war das Portal des Kolloredo'schen Pallastes mit Säulen mit goldenen Kapitälern, Laub und Blumen und Feüchten geschmückt. Der schönste und wichtigste der Ehrenbogen auf dem Altstädter-Platze, nächst dem Rathhause, war dem Brandenburger Thor nachgebildet, und wahrhaft imposant und geschmackvoll.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn nach Greenwich.

Ich wünsche dem Unternehmen den glücklichsten Fortgang und dem betreffenden Komité in Folge des mit Walter abgeschlossenen Vertrags keine Art von Unannehmlichkeit; sollte aber wider meinen Wunsch Letzteres der Fall, Walters Hülfe zu theuer erkauft und das Resultat ein allseitig unangenehmes seyn, sollte Deutschland aus diesem Beispiele nochmals lernen, daß es am besten thut, seiner eigenen Kraft und seinem eigenen Wissen zu vertrauen, so würde ich mich eben nicht sehr grämen. Schließlich jedoch und als gut gemeinten Wink für ähnliche deutsche Unternehmungen kann ich nicht unbemerkt lassen, daß einige englische Ingenieurs des ersten Ranges die Leipziger Gutmüthigkeit recht aufrichtig und gewiß unparteiisch geschätzt haben, und zwar im Hinblick auf die in Betreff des Baues der Greenwicher Eisenbahn mit dem Dirigenten, M'Intosh, kontraktlich festgestellten Bedingungen, und ich würde ein paar Worte mehr von diesen sagen, wenn Beschämung hier den geringsten Nutzen haben könnte. Indessen sollte Niemand, der Sinn für Großartiges hat, bei einem Besuche Englands jenen, vor mehreren Monaten von mir in diesen Blättern erwähnten Bau ungesehen lassen. Er ist seitdem rüstig, ich möchte sagen, riesenmäßig fortgeschritten, und das ungeheure Mauerwerk, welches eine seiner Haupteigenthümlichkeiten ist, nähert sich der Vollendung. An sechshundert Arbeiter sind unablässig dabei beschäftigt, und selbst der für alles Deutsche eingenommenste Deutsche wird nicht leugnen können, daß die englischen Handarbeiter aus dem einfachen Grunde, weil ihnen das Tabakrauchen nicht eigen ist, ein gutes Theil mehr thun, als die deutschen Schmauchen. Das Werk erstreckt sich bereits von Deptford bis zur Neckinger Heerstraße und von der Londonbrücke bis zur Bermondseystraße, so daß nur noch ungefähr viertausend Fuß zu überbauen sind, um die von Deptford und der Londonbrücke auslaufenden Striche mit einander zu verbinden. Die Entfernung zwischen Deptford und Greenwich beträgt nicht viel über eine englische Viertelmeile, und da auch auf dieser Strecke die nöthigen Vorarbeiten bereits so weit gediehen sind, daß die Maurerarbeit unverzüglich angefangen werden kann, so rechtfertigt sich die Erwartung, den Bau binnen wenigen Monaten vollendet und dann die Dampfomnibusse ihren Lauf, oder vielmehr ihren Flug beginnen zu sehen. Die Fahrt von Londonbridge bis nach Greenwich soll in fünf Minuten zurückgelegt werden, und das Passagiergeld für die Person nicht mehr als einen Sixpence betragen, bekanntlich die kleinste englische Silbermünze und das niedrigste Geldstück, welches ein Gentleman anständiger Weise in der Tasche haben kann; Kupfer — jeder wahre Gentleman würde bis über die Ohren erröthen, wenn man ihn einen kupfernen Penny in die Tasche stecken oder aus derselben nehmen sähe. Das erwähnte Mauerwerk besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Bogen, jeder achtzehn bis zwanzig Fuß hoch. Aus gleichfarbigem grauen Backstein errichtet, gewähren sie in der Entfernung und ganz besonders von der Greenwicher Heerstraße einen sonderbaren Anblick. Sie strecken sich in beinahe endloser Folge hin, und wer nie Gelegenheit gehabt hat, die Ueberreste römischer Wasserleitungen im südlichen Frankreich oder in Italien zu sehen, der kann sich hier eine Vorstellung davon bilden. Obgleich bei einem solchen Unternehmen Aufwand und Ertrag möglichst genau berechnet zu werden pflegen, so war doch bei dieser Eisenbahn Niemand eingefallen, daß jene Bogen einen pekuniären Nutzen abwerfen könnten. Jetzt findet es sich, daß dieser Nutzen gar nicht unbedeutend seyn wird. Ein Spekulant hat bereits einen der höchsten Bogen, ungefähr in der Mitte der Bahn, zu einer sehr geräumigen Trink- und Speiseanstalt eingerichtet; zwei andere gleich hohe Bogen werden gegenwärtig in der Nähe von Deptford zu Wohnhäusern ausgebaut, die keineswegs zu den kleinsten gehören, indem jedes sechs Zimmer zählt, und zwei oder drei Fenster breite und zwei Stock hohe Häuser in England vollkommen respektabel sind; es geht die Rede, daß alle übrigen Bogenräume gleichmäßig verwendet werden sollen, und da nachgerade in der Nähe von London der Grund und Boden zu Wohnungen, namentlich für die ärmere Klasse, zu mangeln anfängt, so darf die Ausführung des Plans und dadurch die neue Erscheinung einer meilenlang von einer Eisenbahn überdachten Häuserreihe mit ziemlicher Gewißheit erwartet werden.

W. S.

Auflösung der Räthselmaske in Nr. 267:

Laterne.

Räthsel.

Nach Catone d'Utica Lucchese.

Was mag mich doch so ungewöhnlich zieren,
Daß euren Augen ich so sehr gefalle,
Daß mir zu lieb, gleich unvernünft'gen Thieren,
Alsbald so dumm und stumm ihr werdet Alle?

Doch schließt ihr mir im Angesicht die Thüren
Und Fenster, mach' ich Miene nur zu kommen,
Ich bin, ihr wißtet Bessres nicht zu küren,
Je mehr ihr schließt, je sichrer aufgenommen.

Verliert mich einer, ist es gleich ein Jammer,
Er sucht mich Flüchtling wieder auf mit Schmerzen;
Meint ihr, er rührt sich? nein, seine Kammer
Verläßt er nicht, und möchte doch mich herzen.

In seine Leuchten weiß ich mich zu stehlen,
Und endlich lösch' ich ihnen aus das Licht;
Da liegt er platt, und wird sich nimmer quälen,
Sorgt ihm für Qual mein toller Bruder nicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. November 1835.

Was gibt's für Zeitvertreib auf diesen Abend?
Wie täuschen wir die träge Zeit, als durch
Belustigung?

Shakespeare.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

Von der Hauptstraße abbiegend, nach einer ziemlich langen Fahrt in drückender Hitze, langte ich auf dem Landgute an, wo eine befreundete Familie wohnte. Ich fand die nämliche Gesellschaft, wie sie sich schon seit mehreren Jahren im Sommer hier zu versammeln pflegte, gute, liebe Leute, die sich hätten trefflich mit einander unterhalten können, die sich jedoch herzlich langweilten. Obgleich die Gegend, der Park sehr schön waren, so fragte man doch wenig darnach. Wie ich kam, so wurde mir gesagt, es sey seit einigen Abenden Gesetz, daß Jeder etwas erzählen müsse, wenn man sich in der großen Stube versammle. Ich ließ mir dieses Gesetz gefallen und trug schnell im Gedächtniß einen kleinen Vorrath von Geschichten zusammen, den ich hoffen durfte mit Glück an den Mann zu bringen. Eine kleine Person, die in der Familie die Gouvernante hieß, sehr lebhaft war und viel erzählte, hatte gerade auf den Abend, wo ich erschien, eine Geschichte angekündigt, und natürlich machte ich ihr den Platz nicht streitig, besonders da ich während der langen Erzählung Zeit erhielt, mir die lieben, seltsamen müssigen Leute näher anzusehen, in deren Gemeinschaft ich nun auf ein paar Wochen getreten war.

Auf dem Lande wird man entweder thöricht oder weise, auf jeden Fall geht man seinen eigenen Weg. Das schadet nicht, weßhalb soll Alles auf ermüdende Weise nach gleichem Muster zugeschnitten seyn? — Mein alter Freund, der sich hier auf dem Lande „Hausvater“ nennen ließ, hatte zwei Söhne, zwei rasche, kräftige Bursche, ferner eine recht hübsche Tochter. In der Stadt hatte sich Alles friedlich und erfreulich zusammengehalten, auf dem Lande ging Jedes seinen Weg; die Jünglinge waren wild, zänkisch und unbändig, die Tochter zeigte sich auf überraschende Weise launisch, und der Hausvater selbst wurde Allen lästig, indem er bei jeder Gelegenheit merken ließ, wie arg ihn die Langeweile plagte. Bei diesem Stande der Dinge war eine Person von großer Wichtigkeit, ein Mann von mittlern Jahren, den man geradezu den Offizier nannte, obgleich er nicht gedient hatte, und auch nicht Willens war, jemals in Militärdienste zu treten. Er war trocken, weder zu gefällig, noch zu zurückhaltend, niemals störend; er ging mit den Söhnen auf die Jagd, musizirte mit der Tochter, und fehlte nie am Abend, wo er dann nicht selten auf ruhige Weise einen guten Einfall vordrachte, oder es geschehen ließ, daß man gutmüthig ihn neckte und mit der Gouvernante aufzog, mit der er in einem Liebesverhältniß stehen sollte. Der Scherz war herzlich abgedroschen und matt, aber für müssige Leute auf dem Lande

Digitized by Google

immer noch unterhaltend. War der Offizier abgethan, so stieg man gerne noch eine Stufe tiefer und suchte einen alten, abgedankten Diener hervor, der halb blödsinnig war und den man aus Muthwillen, und weil der Alte einst bei dem Dichter gedient hatte, Klopstock nannte. Auch dieser Scherz war nicht viel besser wie der frühere.

Allein wir müssen wohl dazuthun, um noch ein Stück von der langen Geschichte der Gouvernante zu erhaschen. Dieselbe spielte entweder in Ragusa oder Venedig; freilich zwei sehr verschiedene Orte, allein was thut das zur Sache? meinethalben mag sie im Monde gespielt haben; die Hauptangelegenheit war die, daß Donna Zephise den Don Rabutio liebt, daß er sie wieder liebt, daß jedoch, ehe sie heirathen können, ein Schiff untergeht, ein Thurm in die Luft sprengt, ein Pallast in Brand geräth, und zwei nichtswürdige Unterhändler mit Gift abgethan werden. Das Alles zu betreiben, fordert Zeit; so eilig die Gouvernante auch über manche wichtige Motive dahinglitt, so wenig es gründlich erörtert blieb, ob Rabutio Zephisen, oder Zephise Don Rabutio an Edelmuth übertraf, oder endlich, ob Don Xerxes, Zephisens Vater, einen weißen oder rothen Bart hatte, so wurden doch die Zuhörer schon ziemlich ungeduldig und auf den Schluß der Geschichte begierig. Kaum hatte also die Erzählerin ihre Liebenden irgendwo zusammengebracht, und ließ nun einen Boten kommen, der einen Brief abgab, als alle Zuhörer mit den Stühlen rückten, aufstanden, sich ruhig im Saale zerstreuten und weiter sich nicht um die Dame bekümmerten, die nun mitten in ihrem Vortrag stillschweigen mußte.

Als ich mich nach dem Grund dieser Sonderbarkeit erkundigte, erwiderte sie mit Lächeln: „Ich habe mir mein Publikum verdorben, und bin selbst Schuld daran, daß man mich so behandelt. Bei der großen Menge von Geschichten, die ich immer erzählen muß, verläßt mich nicht selten mein Gedächtniß; ich gerathe bei den zu häufigen Verwierungen, die ich geschehen lasse, selbst in Verwirrung, und lasse nun gemeiniglich, wenn mir die Sache zu dunt wird und gleichsam über den Kopf wächst, einen Boten mit einem Brief auftreten, der Alles schlichtet und in's Reine bringt. Daher werden Sie bemerken, so wie mein Bote mit dem Brief kommt, hält man die Geschichte für beendet und steht auf. Dieses Mal jedoch war es nicht so gemeint, und der Bote ist nicht meine Erfindung; er kommt in der Geschichte vor, ich konnte ihn unmöglich weglassen, obgleich ich voraus sah, daß man mich würde kein Wort weiter vorbringen lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Aus dem Mitgetheilten könnte nun mancher Leser den Schluß ziehen, es gebe in dem heutigen Paris gar keine Boutikiers mehr; denn Boutikier kommt offenbar von Boutike der, selbst das Wörterbuch der französischen Akademie erkläet den Boutikier als un homme tenant boutique; und wenn man einmal das Wort Boutike vermeidet und abschafft, so ist der Schluß, daß in Folge dessen auch der Boutikier verschwinden müsse, logisch ganz richtig; denn das abgeleitete Wort hängt wesentlich mit seinem Stammworte zusammen, und wenn Boutike aus dem neueren Sprachgebrauch gestrichen worden, muß auch Boutikier nach modernen Begriffen seine frühere Bedeutung verlieren, gleichwie Epicier, welches, wie Jedermann weiß, seit 1830 doch nicht mehr im Sinne der Akademie als un homme qui vend des épices gebraucht wird. Indeß kann ich meinen Landsleuten die sichere Zeitung bringen, daß das Substantivum Boutiquier doch noch nicht ganz Adjektivum geworden ist; die alte Boutike der Vorzeit ist noch nicht völlig von dem Magazin der Gegenwart verschlungen, oder deutlicher und richtiger zu reden, hat noch nicht für gut befunden, sich Magazin umzutaufen und auf gleiche Stufe mit dem Spätkömmling herabzusteigen. In den Faubourgs, in der Cité, in den Quartiers Saint-Denis und Saint-Marceau treffen wir noch die alten Boutikiers von echtem Schrot und Korn, die mit Stolz von ihren Boutiken sprechen und sich ihres Standes und Namens rühmen. Wer sich die Mühe nicht verdrießen lassen will, eine von den entlegenen, versteckten, engen und finstern Gassen der angeführten Stadtgegenden zu durchwandern, wird noch mehr als einen jener ehrenwerthen Comptoirspatriarchen sehen, welche weder an dem Innern noch an dem Aeußern ihrer Läden eine Neuerung vorgenommen, sondern die großväterlichen Ueberlieferungen treu bewahrt haben. Die Vorderseite der Boutike ist stets mit Schmutz besprenkelt und wird höchstens alle Monat einmal gereinigt; die Ladenthür ist von Holz und gerade so hoch, daß man sich mit den Ellenbogen darauf legen kann, um mit der gegenüberwohnenden Grisette zu sprechen, und was die Abenderleuchtung anlangt, so besteht dieselbe in einer qualmenden Oellampe oder in einem von einer Glaskapsel eingeschlossenen Talglicht, das alle Viertelstunde mit den Fingern oder mit der Scheere geputzt wird. Diese Boutikiers alten Schlags sind ehrwürdige Männer mit Zopf und Haarbeutel, welche sich noch regelmäßig pudern, manchesterne Kniehosen und große Schnallenschuhe tragen, jeden Abend ihre Partie Piket spielen, um zehn Uhr Nachts ihre Buden zumachen

und sie Sonntags um alle Schätze der Welt nicht öffnen. Von diesen Leuten wird das Wort boutique auch noch in der ungetrübten, echten, ursprünglichen Bedeutung gebraucht; sie sprechen von ihrer veste de boutique, casquette de boutique, nennen sich selbst locataires d'une boutique, und sagen faire un tour à la boutique, wenn sie als Nationalgardisten auf der Wache sind und ihren Offizier um Erlaubniß bitten, sich auf kurze Zeit vom Posten entfernen zu dürfen. Deßhalb thut man ihnen auch keinen Gefallen damit, wenn man von ihrem Magazin spricht; im Gegentheil, sie werden böse darüber und es beleidigt ihr Zartgefühl. Ueber die blanken Messingplatten, womit die Außenwände der neuen Magazine geziert sind, lächeln sie verächtlich, die Marmorbekleidung und andere äußern Dekorationen der modernen Kaufläden ekeln sie an, und die Einführung der Gasbeleuchtung ist ihnen ein Greuel; sie geben dafür denselben Grund an, wie die Gegner des Turnens in Deutschland, welche sich leicht darüber beruhigen, daß ganze Geschlechter langsam vergiftet werden, und laut aufschreien, wenn einmal von Tausenden Einer den Arm, oder von Hunderttausenden Einer den Hals bricht. So oft sie ein neues, prächtiges Kaufgewölbe erstehen sehen, rufen sie aus: das ist entsetzlich, das kann unmöglich bestehen, wo soll das hinaus? In der Rue Mouffetard ist neulich einer von diesen Käuzen gestorben, welcher fünfzig Jahre lang, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, keine zwei Stunden des Tags außerhalb seiner Boutike zugebracht hat. Er hinterläßt ein bedeutendes Vermögen und eine einzige unverheirathete Tochter, welche bei Lebzeiten ihres Vaters keinen Mann finden konnte, weil alle jungen Freier, die um ihre Hand warben, Magazinbesitzer waren, unter denen der Vater keinen Schwiegersohn haben wollte, und unter allen Boutikiers pur-sang in Paris keiner aufzufinden war, der jung und kräftig genug gewesen wäre; ein sprechender Beweis übrigens, daß das Geschlecht der Boutikiers auszusterben droht, so daß man vielleicht nach Verlauf eines Jahrzehends sich vergebens nach einem echten Typus dieser Race umsehen wird. Täglich bemerkt man den immer mehr und mehr überhand nehmenden Zuwachs an eleganten Magazinen; die Boutike wird nach und nach verdrängt, und verliert sich mehr und mehr zu ebener Erde, von der sie bald ganz verschwinden wird. Viele Leute hier halten sie schon für todt; vereinzelt, ungekannt, unbeachtet und eingenistet in einsame, düstere Schlupfwinkel, stirbt sie mit stillschweigender Ergebung ab, wie Alles, was von ihrem Alter ist, und was die Zeit bewahrt, so lange sie es brauchen kann, aber zerfallen läßt oder selbst zerstört, wenn es den Kreis seiner Wirksamkeit ausgelaufen hat und ihren Zwecken nicht mehr dient, wie die mächtige Weltbeherrscherin Roma untergegangen ist, an deren Erhaltung Helden und Weise fruchtlos ihr thätiges Leben verschwendet haben. Das undankbare Jahrhundert handelt gegen die altersschwache Boutike, wie es gegen einen alten, ehrwürdigen Ruf, gegen einen veralteten Grundsatz oder Glauben, und gegen eine aus der Mode gekommene Literatur handelt: es vergißt und belächelt sie. Wenn endlich die Boutike wirklich des Todes verblichen seyn mag, wird ihr Kind, das Magazin — ein undankbares, pflichtvergessenes Kind, welches seine Eltern verleugnet — sie auf den Kirchhof begleiten, und in der Leichenrede wird es von der Verstorbenen heißen: Sie war eine arme, ehrliche, rechtschaffene Kreatur; lange Zeit betrug sie sich einfach, brav und bieder; nur gegen das Ende ihres Lebens ist sie zänkisch, mürrisch, eigensinnig und perrückenhaft geworden. Friede ihrer Asche!

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendschwere.

Die Luft ist weiß und regungslos;
Der Rauch aus der Kamine Schoß
Hält über jedem Dorfe still,
Von dem er träg nicht lassen will.

O Erd' und Himmel, schließt ihr ein?
Sucht jedes für sich selbst zu seyn?
Verschmähst du ganz des Himmels Gunst,
Raubst, Erde, selbst ihm deinen Dunst?

O Wolkenluft, gewölbesfest,
Die keinen Hauch durchspielen läßt,
Hältst du den Duft zurückgebannt
Und ruhst zu schwer auf allem Land?

Ein Abend, todesstill und bang,
Schweigt meinem Herzen schon zu lang.
Das Irdische, zu unerdrückt,
Hat selbst den Geist zu Grund gedrückt.

Am Kloße klebt das Himmelskind;
Doch Heil ihm! was verlautet lind?
Ein Lerchenlied steigt dort hinan,
Knüpft mit dem Himmel wieder an.

Karl Mayer.

Digitized by Google

immer noch unterhaltend. War der Offizier abgethan, so stieg man gerne noch eine Stufe tiefer und suchte einen alten, abgedankten Diener hervor, der halb blödsinnig war und den man aus Muthwillen, [illegible] Alte einst bei dem Dichter gedient habe, nannte. Auch dieser Scherz [illegible]gengasse schien uns durch der [illegible]heer.

Allein wir [illegible] zweiter Kleinseitner Apotheker füllte Stück von [illegible]stube alle Fensterscheiben seines Hauses mit [illegible]alten und dem Namenszuge des Kaisers an. Das [illegible] war sehr sorgfältig gemacht, aber kleinlich. Reiche Armaturen schmückten sehr passend das Generalkommando-Gebäude, wie das Spitelthor, durch welches der Kaiser seinen Einzug hielt. Der Hoffederschmucker Barth hatte sein Haus recht zierlich mit zahllosen Federn, meist feinen weißen Schwungfedern, verziert, und vor dem Hause des Mannsschneiders Krach erhob sich vor einem purpurrothen Vorhang und zwischen zwei blumenbekränzten weißen Säulen die Büste des Kaisers. Eine der geschmackvollsten Zierden der Stadt waren die weißen Draperien mit rosenrothen Fransen am ersten Geschosse des Pinkasschen Hauses unter der Brücke. Aus allen Fenstern des zweiten Stocks, aus allen Dachlücken und selbst an den Schornsteinen flatterten weiß und roth Fahnen in die Luft hinaus, und gaben dem Hause ein wahrhaft festliches Ansehen. Am Josephsplatze waren zwei Obelisken durch den an ihrer Spitze schwebenden kaiserlichen Adler in einen Triumphbogen verbunden, an welchem schwankend ein: „Willkommen!“ aus Blumen hing. Die erste Ehrenpforte, durch welche JJ. MM. in das Karolinenthal einzogen, war sehr lustiger Natur; in den Säulen von weißem Musselin, durch welche ein Regenbogen von gleichem Stoffe sich durchschlang, fing sich der Wind so gewaltig, daß er sie schier in Luftballons verwandelte, und man jeden Augenblick besorgt war, die musselinene Pforte mit dem Friedensbogen von Musselin und den musselinenen Kapitälern werde sich in die Lüfte schwingen. Großartig und von guter Zeichnung war die zweite Triumphpforte am Garten des Fabrikanten Jerusalem, dessen Wände mit vierfachen, purpurroth und weißen Draperien geziert waren. Ein anderer Kattunfabrikant des Karolinenthals hatte seine beiden Häuser ganz mit seinen Erzeugnissen überzogen, das eine grell schottisch gnadrilliet, das andere geschmackvoller und sinniger mit gleichem Stoffe belegt. Schon am Tage nach dem Einzuge wurde die Beleuchtung der Stadt angesagt, welche hastige Eile freilich ihrem Gelingen störend entgegentrat; da man an den großen Häusern des Straßenzugs, welchen der Kaiser am 4ten durchschnitten, einen halben Tag mit dem Abräumen des Laubes zu thun hatte, bevor die Lampen befestigt werden konnten, überdies der Hof schon um halb acht Uhr ausfuhr, so waren viele Häuser und Gerüste, z. B. die kolossale Kolonade am Rathhause, die in schönen Konturen angedeutete Architektur des Mauthhauses und die wahrhaft geschmackvolle Dekoration des Roßthurms kaum zur Hälfte angezündet, als der Hof vorüberfuhr, so an den beiden Obelisken des Josephsplatzes brannten kaum fünfzig bis hundert Lampen. Wie aber der Kaiser vorüber war, wurde auch alles fernere Anzünden eingestellt, so daß die Erleuchtung der meisten Gebäude unvollendet blieb. Die schönsten Punkte waren die Gartenhäuser des Landgrafen von Fürstenberg und Grafen von Schönborn auf den nördlichen und südlichen Bergrücken zu beiden Seiten der Brücke, die gleich Feuerspeiern in die dunkle Nacht hineinstrahlten. Auch der Obelisk auf der Färberinsel, wie die Erleuchtungen der Waldsteinschen und Lobkowitzschen Pa-

läste zeichneten sich vortheilhaft aus. Die Dekoration des Grafen Clam-Gallasschen Pallastes war großartig und reich; doch glich sie mehr einem Katafalk, als einem Freudengerüste. Ein Théâtre paré hatte unter den Abonnenten und allen Theaterfreunden, Patrioten und Neugierigen schon im Voraus große Sensation gemacht, und ein paar Tage lang den Stoff zur Konversation in den verschiedenen Coterien geliefert. Um nämlich den Raum für die große Zahl der Gäste zu gewinnen, mußten die bürgerlichen Logenbonnenten ihre Logen auf diesen Tag abtreten, und erhielten dafür Sperrsitze; die übrigen der letztern, wie die Parterre-Eintrittskarten, wurden größtentheils beim Landespräsidium vertheilt. Das Haus war gedrängt voll, und bot einen recht bunten Anblick dar, mit den österreichischen, russischen und preußischen Uniformen aller Waffengattungen, dazwischen Malteser-, ständische und Civiluniformen, die Damen in full dress in den Logen vertheilt und von zahlreichen Kerzen und Lampen beleuchtet. Nach sieben Uhr traten, vom Jubel des Volkes empfangen, die beiden Kaiserpaare mit der Großfürstin Olga in die eigens dekorirte Hofloge. In der großen Mittelloge und den anstoßenden Logen des ersten Ranges, wie des Parterre, nahmen die kaiserlichen Prinzen, die Erzherzoge Johann und Karl mit den letzten beiden Söhnen und der liebenswürdigen Prinzessin Therese, die Erzherzogin Palatinus, die Großherzogin von Weimar, die preußischen und sächsischen Prinzen und Fürsten, der Herzog von Nassau und die übrigen hohen Gäste Platz, und man kann wohl sagen, daß die Prager Schaubühne an diesem Abend eine höchst interessante historische Galerie der Zeit darbot. Daß Aller Augen auf die Hofloge gerichtet waren und dem armen „Robert der Teufel“ durchaus keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist wohl natürlich; man war heute bloß hieher gegangen, sich im Glanze der Majestät zu sonnen, nicht den Robert zum zwölften oder dreizehnten Male anzuhören. Die Beleuchtung im Hintergrunde der Loge blendete jedoch so sehr, daß man insbesondere die Züge der Damen nicht deutlich unterscheiden konnte, daher sich nur ihr Wuchs vollkommen aussprach; deutlich aber sah man die hohe, schlanke Gestalt des Kaisers von Rußland und seine Haltung und Bewegung, den wahrhaft kaiserlichen Anstand, mit dem sich zugleich eine Art von ritterlicher Courtoisie vereinigt, die in ihm einen stattlichen Helden aus der schönsten Zeit der Chevalerie erscheinen läßt. Mit Ehrfurcht und Liebe schaute das Prager Publikum auf die erlauchten Züge des Kaiser Franz, den Vertheidiger Böhmens in dem Revolutionskriege, Karl Ludwig, und den hochherzigen Beschützer alles Guten und Schönen, Johann, und mit nicht minderm Interesse blickten wir auf den ersten Diplomaten der Zeit, den Fürsten Metternich, und auf den achtbaren Minister Kolowrat an seiner Seite. Der Kaiser von Oesterreich schien kein großes Behagen an dem gemischten Kunstgeschmack dieser Musik zu finden, welcher er eben nicht viel Aufmerksamkeit schenkte; nach dem ersten Akte sprach er leise mit der Kaiserin, worauf beide hohe Personen plötzlich verschwanden. Kaum hatten sie die Loge verlassen, als die fürstlichen Damen aus der Mittelloge herüberkamen und ihre Plätze einnahmen. Nach dem dritten Akte entfernte sich Alles; die Zuschauer brachten dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland ein Lebehoch, das Beide sehr gütig aufnahmen, und besonders holdselig dankte die graziöse Monarchin dem Publikum mit freundlichem Lächeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. November 1835.

Das Hauptverdienst der Inschriften, welche an den Wänden der Häuser den Witz des Eigenthümer repräsentiren, besteht für den Beobachter in ihrer Abgeschmacktheit.

Mercier.

Wie man in Paris bekannt macht.

(Fortsetzung.)

Kehren wir jezt zu unserem Gegenstande zurück. Dem Deutschen, welcher sich länger oder kürzer in Paris aufhält, empfehlen wir dringend, die ausgezeichneten Gemälde, wovon wir oben gesprochen haben, in Augenschein zu nehmen. Von älteren gemalten Schilden, die im Sturm der Zeit verloren gegangen sind, haben wir, meines Wissens, nur wenige zu bedauern. Die Pariser Sittenchronik erwähnt jedoch eines, welches nicht sowohl wegen der Ausführung, als wegen seiner charakteristischen Beschaffenheit merkwürdig gewesen seyn mag. Man findet das Epitaphium desselben noch heute in der zurücktretenden Ecke links, wenn man vom Boulevard Bonne Nouvelle zur Porte Saint-Denis hinabgeht. Man liest dort über der — halt! bald hätte ich wieder Boutike gesagt — über dem Salon eines Perrückiers (die Pariser Perrückenmacher haben jezt nur einen Salon pour la taille des cheveux avec ou sans frisure), man liest an der bezeichneten Stelle, sage ich, noch folgende Worte: A Absalom. Es war hier, glaubwürdigen Berichten zufolge, ein kleines, ziemlich richtig gezeichnetes und erträglich kolorirtes Bild, welches den rebellischen Sohn des Königs der Juden, an einem Eichenzweig mit seinen langen Haaren hängend, vorstellte, und worunter man folgende Verse las:

Passans, plaignez le triste sort
D'Absalom pendu par la nuque;
Il eût évité cette mort
S'il eût porté perruque.

Nachstehende Verse sind auch der Erwähnung werth; sie dienen dazu, um das Schild einer mechanischen Bäckerei zu erklären. Das Gemälde stellt zwei Bäckergesellen in ihrem Kostüm dar, denen der Bäckermeister eines seiner Brode zu prüfen gibt. Die Poesie lautet folgender Gestalt:

Plus léger et plus blanc, meilleur et d'avantage;
D'un système nouveau, voilà le résultat,
Qu'un ancien boulanger présente à votre usage.
Voyez la vérité, vous êtes de l'état.

Die Neugierigen, welche das lesen wollen, müssen sich nach der Rue Saint-Antoine, zwischen der Rue Saint-Paul und dem Collège Charlemagne begeben. Nicht gar weit davon werden sie zu gleicher Zeit einen Confiseur à la renommée de France bemerken. Ich mache mich anheischig, demjenigen eine Düte voll der feinsten Bonbons zu geben, welcher zuerst herausbringt, was das bedeuten soll und inwiefern der Zucker in Beziehung zum französischen Ruhme steht. Ein Kleinmezger, welcher bloß altes Ochsengekröse und Kalbskaldaunen verkaufe, und in der Rue Trainée gegen den Pont Saint-Eustache

zu wohnt, hat über seiner Hausthür oder über seinem Salon, wie man will, jenes nicht minder bemerkenswerthe Motto angeschrieben: au galant tripier. Nun sage man noch, daß die untern Volksklassen in Frankreich ungebildeter sind, als überm Rhein drüben! — Wenn man von der Galerie Valois im Palais-royal nach der Galerie Vivienne geht, kommt man durch eine kleine Passage, in der man über einem Tabakladen ein Gemälde hängen sieht, worauf ein halb Dutzend nackter Teufel abgebildet ist, welche allerlei ergötzliche Sprünge machen, einander bei den Schwänzen herumzerren und ihre Pfeifen anzünden. Dieses Bild soll wahrscheinlich veranschaulichen, daß das Rauchen eine Erfindung der Hölle ist; die Inscheift fehlt. Höchst naiv ist folgende Aufschrift: N... gendre et successeur de Mons. N... entrepreneur de vidanges. Interessante Familie, welche weder ihren Adel aufgibt noch Mißheirathen schließt!

Die Schilder, welche man ihres alten Rufs wegen beibehalten hat, findet man besonders in den Stadttheilen, die ihre Spezialitäten haben. In der Rue des Lombards, wo die meisten Zuckerbäcker wohnen, findet man immer noch den klassischen Fidèle berger, la Reine de France, les vieux amis, le marc d'or, la Sainte-Cathérine und le grand monarque; auf dem Quai des Lunettes, bei den Brillenverkäufern, begegnen wir dem Observatoire, dem Télescope, dem Croissant, der Chambre noire péricopique, der Balance de Nicholson u. s. f., was indessen keineswegs verhindert, daß die Namen Breguet, Chevalier und Leredours, ohne alle Zeichen oder Aushängeschilder, und ohne sich Maison Breguet, Maison Chevalier oder Maison Leredours zu betiteln, dennoch den größten Theil der öffentlichen Aufmerksamkeit absorbiren. — Auf dem Quai des Orfévres ist noch Alles von Gold: Chariot d'or, Crosse d'or, Lion d'or, Coupe d'or u. s. f. Auf den meisten Ladenthüren der Pariser Goldarbeiter liest man noch: Achat d'or et d'argent, aber der ehemals übliche Zusatz: Fonte de galons, wird fast allgemein weggelassen; der Treffenhandel gehört jezt ausschließlich in's Bereich der Marchands d'habits und Trödler. Das Geld, welches ehemals die Aushängeschilder kosteten, wird jezt vortheilhafter auf schöne, große Fensterscheiben, Wandspiegel, Marmorplatten und Acajoumeubel verwandt.

(Der Beschluß folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Wie ich mich von der Gouvernantin wegwendete, sagte mir der Hausvater, indem er auf jene wies: „Es ist nicht zu leugnen, daß sie langweilig erzählt, allein wie soll sie es anders machen? Wer moralisch erzählen will, muß so viele Dinge gänzlich auslassen oder nur oberflächlich andeuten, auf die es bei Erweckung des Interesses recht eigentlich ankommt. Die alten Novellisten haben sich hierin sehr wenig beengen lassen und frischweg in den Tag hinein gesprochen. Sie sind dabei so anmuthig, frisch, lebendig und unterhaltend, daß man sie nach einem halben Jahrtausend noch mit Vergnügen anhört, indeß unsere moralischen Erzähler kaum die Dauer eines Winterabends überleben. Wie soll dem Uebel abgeholfen werden? Nothwendig müßte man die Grenze bestimmen, auf der das wahrhaft Unmoralische und das nur durch unsere falsche Sittenstrenge dazu geprägte sich trennen. Und dies ist schwer, sehr schwer.“ Er brach schnell ab, entweder weil er nicht mehr zu sagen wußte, oder weil es ihm zu viel Anstrengung gekostet hätte, aus Obigem Folgerungen zu ziehen, durch welche vielleicht die langweilige Erzählermethode der Gouvernantin von Grund aus wäre verbessert worden. Es blieb also mir überlassen, über diesen Gegenstand zu philosophiren, ihn hin und wieder zu beleuchten und ihn so gründlich zu erörtern, als ich nur immer vermochte; doch mußte ich meine Gedanken für mich behalten, denn Keiner der müssigen Leute hatte Zeit, sie anzuhören. Ich dachte an das, was Goethe über den Charakter des Lüsternen sagt, und an die unnachahmlichen, lieblichen, frischen, kleinen Geschichten, die sich die deutschen Ausgewanderten erzählen; namentlich die heimlich-schauerliche kleine Novelle aus des Marschalls Bassompierre Memoiren, und dann die Erzählung, in der die Weise besprochen wird, wie eine hübsche, junge Frau sich mit ihrem raschen Blute und ihrem vernünftigen Liebhaber so abfindet, daß sowohl ihre Tugend, als auch das Amüsement des Lesers ihre Rechnung dabei finden. Man kann nicht leicht ein niedlicheres Geschichtchen und zugleich eines finden, dessen Tendenz so moralisch wäre, und dies in einer einfachen Sprache vorgetragen, die leicht von der Lebhaftigkeit, dem Organ, dem natürlichen Muthwillen und dem richtigen Geschmack des jedesmaligen Erzählers Farbe annimmt. Es ist ein hübsches Musikstück, das auch dann nicht seine Wirkung auf eine heitere Gesellschaft verfehlt, wenn ein völlig ungeübter Spieler es vorträgt. Es müßte eigene Erzählungen geben, die lediglich für den freien, mündlichen Vortrag geschrieben wären; dann würde man sogleich das Lahme, Schwächliche oder zu Gedehnte bei der Komposition herausfinden, so wie auf der andern Seite die Mienen der Zuhörer, trotz aller Verstellung, gewiß deutlich genug anzeigten, auf welchen Theil der Geschichte das wahrhaft Unterhaltende, Spannende oder geistvoll Anregende fiele. Die besten Erzähler alter Zeiten haben sicherlich erst mündlich zu einem großen Kreise gesprochen, und nach

Digitized by Google

der Wirkung, die sie beobachteten, schrieben sie die Erzählung nieder: Boccacio, Ariost, Le Sage, Cervantes, die Erzählungen der Tausend und einen Nacht. Wenigstens könnte man fordern, daß sich unsere neuern Erzähler ein bestimmtes Publikum dächten, vielleicht sogar einzelne Personen, die sie beschäftigen oder unterhalten wollen; dann würden sie schon gezwungen seyn, einen bestimmten Charakter anzunehmen, und es wäre nicht erlaubt, einem gewissen schwermüthigen Hange nach unendlich langen Betrachtungen zu folgen, die den Gang jeder Erzählung unleidlich hemmen und am Ende Niemanden als ihrem Verfasser Freude machen. — Allein gehören nicht wohl gar die, die ich eben anstelle, zu dieser verpönten Sorte? Es könnte seyn, ich will sie darum abbrechen und zu den müssigen Leuten zurückkehren.

Da ein Theil vom Abend noch übrig war, so wurde Ball gespielt, musizirt, und endlich trennte man sich sehr vergnügt, nachdem vorher ein sehr gutes Soupee war eingenommen worden. Am Abend darauf nahm der Offizier das Wort und sagte: „Obgleich man in diesem Kreise mich für sehr frivol hält und mir allerlei verfängliche Liebesgeschichten andichtet, so will ich keineswegs diesem Charakter gemäß meine Erzählung einrichten, im Gegentheil soll sie ernst, finster und sogar schauerlich, mit einem Wort, eine Gespenstergeschichte seyn. — Als ich zur Zeit des ersten Einzugs der französischen Armee in Italien mich aufhielt, langte ich nach einer beschwerlichen Reise in einem Städtchen an, in dessen einzigem, elendem Gasthause, überfüllt mit Soldaten und Reisenden, ich auch nicht das geringste nothdürftige Plätzchen zum Nachtlager erhalten konnte. Nach vielem Hin- und Herstreiten und vergeblichem Ueberlegen sah ich mich genöthigt, der Einladung eines Lohndieners zu folgen, der mir ein treffliches Nachtlager, ein Nachtlager eines Prinzen würdig, versprach, wenn ich es über mich gewänne, in einem Hause, das aus allerlei Gründen leer stehe, die Nacht zuzubringen. Ich dächte wohl, daß der dienstbare Helfer die Worte „aus allerlei Gründen“ mit einem besondern Ausdruck sagte, doch müde, wie ich war, von langem, fruchtlosen Zank betäubt, dachte ich nicht weiter darüber nach, und wir gingen mit einander unserem Ziele zu. Nachdem ein paar enge Gassen durchschnitten waren, stand das Haus vor uns. Es war ein alterthümlicher, hoher Bau, im innern Raum eines Hofplatzes errichtet. Ein Theil des Dachstuhls, so viel man in der Dämmerung sehen konnte, war abgetragen; das obere Stockwerk mit Gerüsten versehen; es sollte wohl ein Anbau hinzukommen, vielleicht dieses einzelne Haus mit einem Hauptgebäude verbunden werden, doch war alles Geräthe fortgeräumt, tiefe Stille umher; hatte der Baumeister die Mittel oder die Lust zur Vollendung seines Werks verloren? — Gleichviel; ich richtete mich bestmöglichst in dem mir angewiesenen Zimmer ein, der Hausknecht und eine Magd erschienen, mich mit dem Nöthigsten zu versehen, und die letztere bemerkte, als sie sich empfahl, auf ein erleuchtetes Fenster im Nebenhause zeigend: „Dort wohne ich, und wenn dem Herrn etwas zustoßen sollte, so braucht er nur zu rufen und ich werde bei der Hand seyn; über den stillen Hofplatz hinüber hört man ja den schwächsten Laut.“ Gute Nikolette! vor meinem Ruf bist Du sicher; was könnte mir Schlimmeres zustoßen, als wenn Du selbst wieder erschienest, so wie Du jetzt vor mir stehst, mit der triefenden Oellampe in Deiner kleinen, verschrumpften, nußbraunen Kralle, mit dem faltigen, weiten Leibchen von elendem Kattun! Geh' zu Bette, liebe Nikolette, geh' zu Bette! wie sicher kannst Du schlummern! Dich weckt weder der Ruf eines verliebten Thoren, noch eines eifersüchtigen Ehemanns, am wenigsten der meinige.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der Komet und sein Einfluß. Theater.

Mit dem Effekt des Kometen ist man durchaus unzufrieden. Er hat nicht im Entferntesten die Erwartungen erfüllt, und seine Durchreise war so schnell, daß man nur in seinem analogen Laufe mit den Weltbegebenheiten eine Entschuldigung findet. Unsere Vorväter sahen ihn als eine feurige Ruthe, die vom Himmel zur Erde reichte; zu uns kam er, ein langer, durchsichtiger Steif, und kluge Leute wollen durch seinen dünnen Kern andere Himmelskörper erblickt haben, obschon noch Klügere dies bestritten. Einige meinen, es habe uns nicht mehr der Mühe werth gehalten, besser für uns zu scheinen, Andere, die Aufklärung habe das Wunder der Vorzeit so winzig gemacht. Die Zeitungen, vollgepfropft mit seiner Zukunft, schwiegen ganz still bei seiner Gegenwart, und nur Einer warf darin die Frage auf, was sein Schweif bedeute? Er hat weder Krieg, noch guten Wein gebracht, weder Mißernte, noch eine Geißel Gottes. Die Zeloten und Propheten, die noch die Cholera aufgriffen, um den Zorn des Himmels zu versüßen, hielten ihn allerdings für eine bedenkliche Waffe, aber die Jungen auf der Gasse lachten über ihn. Nun suche ich umher, was er gebracht hat, finde aber, daß nie eine Periode so arm an Ereignissen war, als dieser Kometenherbst. Wenn er an der Cohäsion der spanischen Junten schuld ist, so erfuhren wir mittelbar seine Wirkung in einiger Börsenbedrängniß und Noth, die sich auch tragisch in einem abgeschnittenen Halse manifestirte. Ein Anderer, der aber nicht an spanischen, sondern gewöhnlichen Papierschulden litt, hat sich dieser Tage auf eine Weise um's Leben gebracht, die selbst in der Mährchenwelt unerhört ist. Man fand ihn an einem Orte, den man nicht nennen darf, stehend, das scharfe Messer noch krampfhaft in die todte Hand gepreßt, beide Ohren abgeschnitten und den ganzen Bauch aufgeschlitzt. Ohne Insturz des Kometen läßt sich kein Grund zu solcher Selbstqual denken. — An Blüchers Statue hing am Morgen des achtzehnten Oktobers ein Kranz. Wie er dahin gekommen, wenn ihn der Komet mit seinem langen Arme nicht aufgehängt, ist ebenfalls unerklärbar; denn erstens steht eine

Schildwache davor, und zweitens soll die Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig hier nicht mehr gefeiert werden. Der Vorfall hat Anlaß zu einer Betrachtung darüber in der Spenerschen Zeitung gegeben, die immer merkwürdig ist, weil solche Betrachtungen jezt ganz außer der Zeit und unsern Zeitungen liegen.

Weßhalb Graf Stanhope hier gewesen und längere Zeit unter uns verweilte, ist jezt bekannt. Er hat die Früchte seiner Erfahrung über Kospar Hauser dem hiesigen Polizeirath Merker mitgetheilt, der nunmehr in seinen Beiträgen zur Polizeipflege mit aktenmäßiger Genauigkeit nach diesen Eröffnungen ein Resumé seiner Ansicht aufgestellt hat. Da wird der Zweifel allerdings zum Verdacht; denn sprechende Thatsachen drängen sich übereinander zur Anklage gegen den Unglücklichen. Eine Jury dürfte darnach das Verdikt gegen ihn fällen, obgleich unsern Juristen die schlagenden Beweise noch zu fehlen scheinen. Doch nur der leztere Theil der Geschichte, der Mordanfall in Nürnberg und der im Anspacher Hofgarten, wird durch Stanhope's emsige Nachforschungen zu Hausers Ungunsten an's Licht gestellt, seine frühere Geschichte bleibt in demselben Dunkel verhüllt, und was Merker jezt mit Hülfe des Britten vorbringt, ist nicht mehr, als was er vorher allein ausgesprochen. Vermuthungen, die auch vor einem unbefangenen Geschwornengerichte Hausern noch nicht als Betrüger stempeln. Merkwürdig bleibt übrigens der Eifer des Lords, nicht der dumme frühere, für Hauser zu sorgen und eine ihm günstige Entdeckung zu befördern, sondern der, sich und aller Welt zu beweisen, daß er selbst die Rolle eines Getäuschten gespielt hat. Eine solche Selbstverleugnung liegt nicht im gewöhnlichen Lauf der Gestirne.

Auf das Theater hat der Komet den allerungünstigsten Einfluß geübt. Analog mit ihm ist Alles ein matt nachschlängelnder Schweif von gewesenem Glanze, gewesenem Eifer, gewesenen Kämpfen. Raupach hat einen dritten Theil aus Friedrich Barbarossa's Kaisergeschichte, den Streit mit Heinrich dem Löwen, einstudiren lassen, es sind aber nur schwache Nachklänge der frühern Stücke. Spurlos sind der Rothbart und der Löwe wieder von der Scene verschwunden. Die Singakademie hat versucht, die Prinz Radziwilsche Komposition des Goethe'schen Faust mit ihren reichen Mitteln zu exekutiren, und das ist zwar gelungen, es ist aber auch nur ein Werk, welches schon vor langen Jahren fertig war und diesen angehört. Auch bei gleicher Kraft, meint man, würde man heute den Faust anders komponiren, so genial auch Vieles darin aufgefaßt ist. In der Oper kastriren, oder sind engagirt, eine Mast und ein Herr Eichberger. Die Opposition fehlt, aber zum Glanz der erloschenen Gestirne will keines von beiden aufleuchten. Die Kruft ist sehr mild, und das höchste Verlangen geht nur nach erträglichen Remplaçans. In der großen Noth, doch für den Winter etwas zu haben, hat man sich gedrungen gesehen, die Tänzerinnen Elsler, einst Sterne erster Größe in der Geschichte des Enthusiasmus, wieder zu citiren. Sie sind da, aber es ist nichts Neues mit ihnen gekommen, nicht einmal ein Ballet. Die Theater füllen sich übrigens; denn Berlin ist eine große Stadt und wird täglich größer, und mit der Zahl der Arbeitenden wächst die der Müßigen. So kommt es denn, daß auch die klassischen Stücke, wenn sich eines dann und wann zwischen die Koulissen verirrt, gefüllt sind. Fast noch ärmer sieht es auf dem Königsstädtischen Theater aus. Hier ist man von Alters gewohnt, daß ein Ruf gemacht wird. Es gibt dazu verschiedene Mittel, und wenn die Komposition richtig ist, braucht es nur einen geringen Zusaz Talent. Seit Kurzem hat man hier aber auch das andere Mittel erfunden, einen gemachten Ruf, wenn er uns nicht mehr nüzt, plötzlich erlöschen zu lassen, wie eine strahlende Lampe, der man das Oel durch den Schraubendruck entzieht. Wenn die Lampe eigensinnig ist und nicht selbst brennen will, wie man es von ihr fordere, so hilft das zuweilen, sie zur Besinnung zu bringen; will sie durchaus nicht, so löscht man sie aus. So ging es jüngst mit der Sängerin Vial. Sie sollte nicht eine andere Sontag werden, nein, die Sontag überbieten; eine Weile ging es, plötzlich läßt man die Hand los, und verschwunden ist das Gestirn, das sich einbildete, ein Fixstern zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Oktober.

(Fortsetzung.)

Hofkonzert. Maskenball.

Der Kaiser von Oesterreich bot als freundlicher Wirth Alles auf, seine verehrten Gäste auf's Beste zu unterhalten; Spazierfahrten wechselten mit militärischen Manoevers, und am 8ten war ein Hofkonzert veranstaltet, welchem jedoch der Kaiser und die Kaiserin von Rußland nicht mehr beiwohnten. Die Kaiserin hatte an diesem Tage die Rückreise nach St. Petersburg angetreten, und Kaiser Nikolaus war nach Wien geeilt, um nicht allein die Kaiserin Mutter, sondern auch die Ueberreste seines verewigten Freundes und Bundesgenossen Franz I. in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern zu besuchen, und demselben ein frommes Gebet nachzusenden. Zu dem Hofkonzerte war das Konservatorium der Musik nach Hofe berufen worden, und excellirte in den Ensemblestücken, wie gewöhnlich, so sehr, daß der Kaiser und alle seine Gäste die lebhafteste Zufriedenheit, ja Ueberraschung zeigten, und der Monarch die Ouvertüre aus Figaro von Mozart — der seinem Geschmack mehr als Meyerbeer zuzusagen scheint — wiederholen ließ. Auch eine Ouvertüre von dem Institutszöglinge Sotoll fand gerechten Beifall.

An demselben Abend hatte Theaterdirektor Stöger einen maskirten Ball im Theater veranstaltet, welcher, trotz der verdoppelten Preise des Entrée's und der Logen und Galerien, sehr zahlreich besucht wurde. Nach zehn Uhr erschienen — worauf man gar nicht gerechnet hatte — der Kaiser und die Kaiserin mit ihren noch anwesenden Gästen in der Hofloge, und wurden laut und herzlich empfangen. Nach etwa anderthalb Stunden brachen die hohen Herrschaften wieder auf, und da mehrere der Gäste noch in der Nacht abreisten, so wurde hier Abschied genommen, und die herzlichen Umarmungen der erlauchten Damen boten ein reizendes Schauspiel dar. Vorzüglich bezeugte dieser Moment, daß die holde Erzherzogin Therese bereits alle Herzen gewonnen hatte. Der Abschiedsgruß des Publikums steigerte sich zu einem wahren Jubelsturm, als die hohen Gäste noch vor ihrer Abfahrt einen Gang durch den Saal machten, wo der Monarch seinen Unterthanen zuerst in der nächsten Nähe erschien. Die preußischen Prinzen theilten bis zum Schlusse der Redoute das Vergnügen des Publikums. Nach und nach zerstreuten sich die Gäste des Kaisers, der nun mehr seine ganze Aufmerksamkeit der Stadt zuwandte, die meisten öffentlichen Anstalten und Etablissements der Nationalindustrie, auch noch einmal das Theater besuchte, wo eine böhmische Posse ihm viel Spaß zu machen schien, und schon am 13ten Oktober seine Rückreise nach Wien antrat, nachdem der Kaiser von Rußland noch einmal von Wien hieher zurückgekommen war, um von seinem hohen Alliirten persönlich Abschied zu nehmen, ehe er die Heimreise in die südlichen Provinzen antrat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. November 1835.

Eine einzelne Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist.

Goethe.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Das gute Kind ging auch zu Bette, und ich war nun allein. Ich empfand mit Vergnügen, daß es so stille war; keine fluchenden Soldaten, kein zänkisches Gesinde, keine kreischenden Fremden — von alle dem nichts, dagegen Ruhe, ein hohes, kühles Zimmer, ein niedliches Kanape, ein Tisch vor demselben, helle Lichter und meine Stimmung, müde und schläfrig, gerade so, wie sie bei einem Reisenden nach Vollbringung seines mühseligen Tagewerks seyn muß.

Nachdem ich die Thüre nach dem Flur und eine andere zur Hintertreppe geschlossen hatte, mache ich mir mit den angenehmen und behaglichen Vorbereitungen zu thun, die einer zu hoffenden ungestörten, erquicklichen Nachtruhe voranzugehen pflegen; das heißt, ich knüpfe die Halsbinde los, lege den Rock ab, ziehe aus dessen Tasche einen alten französischen Roman und strecke mich auf das Kanape hin. Nach einer Weile sah ich auf, die Lichter waren tief herabgebrannt, das Buch ruhte in meiner Hand, doch die Schrift verkehrt, ich mußte also wohl in ein bewußtloses Sinnen, in einen Vorschlummer versunken gewesen seyn. Mit starrem Blicke schaue ich umher, es ist düster und still, ich wende mich der Wand zu, und das knarrende Geräusch, das das alte Meubel bei dieser Gelegenheit erhebt, dringt laut durch die Stille und hört nicht auf, obgleich ich ruhig liege. Ich schlummere ein, nach einer Weile ruft mich dasselbe Knarren meines Kanapes wach; jetzt ist es, als wälze sich Jemand unruhig darauf hin und her. Ich springe auf und trete an den Tisch, auf dem das Licht brennt. Es ist Alles ruhig — dann wieder dasselbe Geräusch, nur noch heftiger, zugleich dringt an mein Ohr ein dumpfes Stöhnen. Das Licht erfassend, eile ich nach einer der verschlossenen Thüren, wähnend, es komme der Laut von außen, doch in dem Moment ertönt er wieder in der Stube selbst, vom Kanape her. Jetzt ist es, als würde ein Anfall auf einen auf dem Kanape Schlummernden gemacht, ich höre ringen bei heftigem Knarren des Meubels, hie und da schlägt ein Bein auf dem Fußboden an, ein dumpfes Gemisch von Stöhnen und Flüchen, endlich ein entsetzlicher, aus der tiefsten Brust geholter Todesschrei, der sich an den Wänden des hohen Gemachs bricht und mein Blut erstarren macht. In der Angst meines Herzens fühle ich, wie meine Kräfte mich verlassen, der schreckliche Ton hat mein Inneres zerrissen, er hat mich auf einen Platz gebannt, von dem ich vergeblich fortzukommen strebe. Die Lichter brennen ruhig vor dem Kanape; von dem gräßlichen Kampfe darauf, von dem mein Ohr mir

Digitized by Google

Kenntniß gibt, sieht mein Auge keine Spur; das Buch, das ich auf die Polster hingeworfen habe, liegt unverrückt an derselben Stelle, die Kissen tragen noch den Eindug von meinem Körper, Alles ist wieder still und ruhig, wir es früher gewesen. Wage ich es, an den Tisch zu treten? — wird mir nicht plötzlich der Körper des eben Ermordeten von den Polstrrn entgegenstarren? — Hinaus, hinaus aus diesem Zimmer! — Mit dem Lichte in der Hand öffne ich die Thür nach der Haupttreppr. Indem ich noch auf der Schwelle stehe, rauscht es hinter mir: es ist, als würde etwas, in Tücher gewickelt, über den Boden geschleift, es geht dicht an mir vorbei, und gleich darauf höre ich es die Stufen der Treppe hinunterschleifen. Ich höre, wie der Kopf des Hinadgeschleiften an den einzelnen Absätzen dumpf anschlägt. — Draußen in der Nacht verschwindet Alles. — Ihr könnt euch denken, wir ich noch den übrigen Theil dieser Nacht zubrachte und daß ich diese Herberge mit ibeen unsichtbaren Bewohnern in's Künftigr ernstlich mied."

„Ist hier Ihre Geschichtr zu Ende?" fragte Sophir, die Tochter des Hauses. — „Sir ist es." — „So gänzlich ohne Auflösung des Räthsels? — Hatte man nicht Nachrichten von einem Unglücklichen, der in Ihrem Zimmer einst war ermordet worden?" — „Allerdings, es soll ein alter Jude gewesen seyn, der auf Pfänder lieh und den einer seiner Gläubiger umbrachte."

„O pfui, warum denn rin alter Jude?" rief die Gouvernante; „ich dachte mir einen reichen Prinzen, oder wenigstens rinen liebenswürdigen Reisenden, wie Sie, der so lebhafte Geschichten zu erzählen versteht."

„Allerliebst!" bemerkte Alfred, einer der Söhne, „dieser Wunsch im Munde einer Gelirdten klingt in der That sehr erbaulich." Der ganze Kreis lachte und die Gouvernante that, als wüßte sie nicht recht, was hier Lächerliches vorgefallen. „Gleichviel!" rief der Offizier, „jenes Ereigniß ist mir nun einmal zugestoßen, und ich versichere auf meine Ehrr, daß ich es nicht zum zweiten Mal erleben will, obgleich man, wie ich hoffe, mir Muth und Entschlossenheit zutrauen wird."

Nach einer Pause bemerkte der Hausvater: „Ich will es nur gesteden, daß ich, so wie ihr mich hier sitzen seht, an Gespenster glaube."

Sophie. Ach, lieber Vater, davon haben Sie uns ja früher nichts gesagt.

Hausvater. So habe ich meine eigenen Gründe gehabt; unterdessen bin ich aber unermüdlich gewesen, zu beobachten, zu vergleichen, zu —

Sophie. Und was wären ungefähr die Gründe, die Sie für ihren Glauben anführen könnten? —

Hausvater. Ach Gott, soll ich das auch noch sagen? Es ist heute ein so warmer Tag —

Gouvernante. Nun gut, sagen Sie sie nicht, wir wollen Ihrr Gründe zu errathen suchen. So zum Beispiel finde ich hier gleich einen offenen Widerspruch. Man lehrt uns an Gott, als einen Geist glauben, und verbietet uns zu gleicher Zeit, an Geister zu glauben. Das einr nennt man mit rhrendem Ausdruck Religion, das andere mit einem verdammenden Abergiaube. Man schärft von Kindheit auf unsere Fassungskraft, um auf die sichtbaren Spuren des ewigen, gütigen Geistes in seiner Schöpfung zu merken, und man unterdrückt diese Fassungskraft, wenn sie ahnet, daß sie zugleich mit diesem größten Geiste auch von andern Geistern umgeben sey. Dieses sind jedoch ganz oberflächliche Gedanken und Ansichten, die weder Philosopdie noch Metaphysik seyn wollen.

Hausvater. Und mit Recht, drnn wenn man scharfsinnig untersuchen wollte, so könnte man leicht finden, daß —

Gouvernante. Was denn? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie man in Paris bekannt macht.

(Beschluß.)

Ein Schild von Ruf wurde ehemals so gestohlen, wie man heute den Titel rines Buchs odrr rines Journals stielt; man ahmte nach und ließ sich in der Nachbarschaft nieder. Die Tabaksbude à la Civette in der Rue Saint-Honoré hatte vormals wie heute einen unermeßlichen Ruf, und in ihrer Nähe befanden sich Civettes rouges, noires, d'or, petites Civettes, vraies Civettes u. s. w. Ein Marchand in der Passage Delormr hatte sich unter den Schutz des beau Dunois gestellt und dabei großen Zulauf gefunden; rin anderer etablirte sich neben ihm, ließ einen schönen, weißen, gefleckten Hund malen, den er beau Dunois nannte, und hoffte so auf die Zerstreuung der Kunden seines Nachbars spekuliren zu können.

In den Straßen Saint-Denis und Saint-Martin trifft man noch viele Schilder, aber sie sind meistens veraltet und drohen auseinander zu fallen. Ein Kattunverkäufer in der Rue Saint-Denis hat neuerdings ein großes Bild über seinem Laden anbringen lassen, worauf Jovatiers Statue des Spartakus im Tuileriengarten kopirt ist. Als ich neulich mit einem Franzosen vor dem Hause dieses Ehrenmannes vorübergiug, war das Gemälde ganz mit großen Stücken Kattun umhangen, welche vom zweiten Stock bis auf das Pflaster berabreichten, so daß mein Begleiter bei diesem Anblick unwillkührlich ausrief: Tiens! voilà la république! où

Digitized by Google

diable va-t-elle se nicher? Ein Schild, welchem das Auge sehr häufig in diesen Stadttheilen begegnet, ist das der Hebammen, groß, gewöhnlich zwischen zwei Fenstern im zweiten oder dritten Stockwerk, selten in der ersten oder vierten Etage angebracht. Ein junger französischer Dandy versicherte mich neulich im Foyer der großen Oper, diese Gemälde seyen meistens Porträts; wenn es wahr ist, was ein fashionabler Mund sprach, den die glattesten, zierlichsten Phrasen umhegen, so kann das nur höchst schmeichelhaft für die Pariser Hebammen seyn; denn alle, die ich auf diesen Schildern abgebildet gesehen, sind hübsche Damen von gesetztem Alter mit Strohhüten, und alle Schüleeinnen von Herrn Dubois und Madame Lachapelle.

Am verbreitetsten von allen Anzeigen, welche die Mauern der französischen Hauptstadt bedecken, ist ohnstreitig die des Journal des Connaissances utiles à 4 Francs par an. Man las dieselbe auch unter dem Fenster des Hauses auf dem Boulevard du Temple, von wo aus Fieschi seine Höllenmaschine losbrannte. Gegenwärtig ist die Journalanzeige überschwärzt, und an ihrer Stelle hat sich ein Fabricant de Billards nebst seiner Adresse anschreiben lassen. Die Pariser Industrie benutzt das größte wie das kleinste, das schrecklichste wie das lächerlichste Ereigniß der Gegenwart. Erhabener Spekulationsgeist des Pariser Gewerb- und Handelsstandes, ich bewundere dich!

Die Umgebungen des Place Vendôme, der Rues de la Pair, Castiglione, Rivoli u. s. w. haben Schilder und Inschriften ganz eigenthümlicher Art. Es ist ein Stadttheil, wo die Reichen und Vornehmen, Diplomaten und Engländer, auch andere Fremde wohnen. Dort zeigen sich die Pariser Kaufleute nicht mehr in ihrer Muttersprache an; da heißt es: Room for cutting the hairs, Medical hall, surgeons etc. circulating library, english Pharmacy, hat warehouse, pastry-cook etc. Die Restaurans und Cafetiers haben keine cabinets de société mehr, sondern Rooms for private parties. Auf den Fensterscheiben aller Etablissements steht: English spoken here; französische Sprachlehrer bieten ihre Stunden in fremden Sprachen an: the french language taught on a new method; Natürliche Methode, um französisch zu lernen und dergl. mehr. Die Hotels hier haben alle englische Namen: hôtel de Brighton, de Londres, de Westminster, d'Edinbourg, de Portsmouth, während die Hôtels garnis in den übrigen Stadttheilen meistens den Namen einer Stadt oder Provinz in Frankreich tragen, weil gewöhnlich Studenten und Provinzialen darin logiren. Die Fabrikanten, welche auf der Industrieausstellung einen Preis oder eine Medaille bekommen haben, verfehlen nie, es auf ihren Schildern anzumerken. Andere schreiben dazu: fournisseur de S. M. l'Empereur d'Autriche, fournisseur de S. A. R. le prince d'Orléans, horloger du Roi, u. s. f. Zum Schluß empfehlen wir unsern Landsleuten noch den Herrn Sakosli, Schumacher in der Galerie d'Orleans des Palais-royal, welcher mehreren großen Potentaten, unter andern dem Kaiser von Rußland, die Stiefeln macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Buchhandel. Raumer. Charlotte Stieglitz.

Recht ernsthafte Betrachtungen über die Fortschritte des Mechanismus sollte uns das einstöhrn, wie wir denn hierin auch bei uns einer Vervollkommnung immer näher rücken. Die Gasbeleuchtung aus Spiritus gedeihen jetzt, und die Möglichkeit, eine Eisenbahn nach Potsdam zu erhalten, regt sich auf's Neue, besonders seit man die andere Möglichkeit bewiesen, auch bei Nacht und Nebel die Theatergänger nach Potsdam zurückzubringen. Die Expropriation macht die meisten Schwierigkeiten, indem unser Landrecht keine Gesetze darüber enthält, daher erst über ein Prinzip de lege ferenda verhandelt werden muß.

Auch der Buchhandel hat zum Winter nichts Wichtiges geliefert, und er wird, aus erklärlichen Ursachen, von Jahr zu Jahr unbedeutender werden, und von dem, was man in höherm Sinne Berliner Literatur nennen könnte, sich separiren; denn hier gedruckt möchte, seit Langbeins Tode, wenig mehr werden als Rechenbücher, Lehrbücher nach Hegelschem System und einige Predigten. Fürst Pückler, der uns zunächst angehört, läßt seine Reisememoiren längst schon in Stuttgart erscheinen. In seinem letzten Werke: „Semilassos Weltgang" liefert er übrigens ein vortreffliches Bild seiner Person. Niemand könnte den Verstorbenen besser schildern, als er es selbst gethan. Ob er je von Algier wieder in die Kieferwälder der Lausitz zurückkehren dürfte, ist noch ein Problem. Herr von Raumer, der aus England zurückgekehrt ist, läßt seine Briefe in Leipzig bei Brockhaus drucken, und sie werden in diesen Tagen erscheinen. So viel unter Freunden davon bekannt geworden, darf man sich die reichsten Mittheilungen über Englands Staatsverhältnisse, Gesetze und den Stand der Parteiungen versprechen, auch die und da irdenvolle Schilderungen einzelner interessanter Gegenstände. Dagegen wird, wer sich auf Personalitäten und charakteristische Anekdoten von lebenden Männern freut, wie sie wohl in den Pariser Briefen vorkommen, sich getäuscht finden. Durch ganz England herrscht unter allen Parteien, nach Herrn von Raumers Versicherung, ein solches Entsetzen, ja ein solcher Abscheu gegen die Art, wie Fürst Pückler in seinen Briefen die Familienpersonalien publik gemacht hat, daß ein Deutscher es nicht wagen darf, irgendwie schildernd in seine Fußstapfen zu treten, wenn er nicht sein Vaterland bei den Engländern in den ärgsten Verruf bringen will. Mittheilungen der ersten Staatsmänner Englands an den berühmten Historiker über einzelne Materien der englischen Verwaltung werden diesen Briefen übrigens eine Art von authentischem Charakter leihen. — Von Ludwig Rellstabs bekanntem Roman 1812 erscheint, auch in Leipzig, eine zweite Auflage. Der Verfasser hat sich jüngst, von einer Reise nach Holland her, sehr günstig in den hiesigen Zeitungen über die Dampfwagen vernehmen lassen, und den Beweis

aufführe, daß sie wohl das Produkt des Bedürfnisses sind, aber eben so das Bedürfniß, wo es noch nicht klar wurde, erwecken. Möchte es wirken! — Die Lebensgeschichte der unglücklichen Charlotte Stieglitz, Gattin des Dichters Ludwig Stieglitz, ist jetzt von seinen Freunden herausgegeben. Die Briefe der Dahingegangenen sind ein interessantes Vermächtniß, ein schöner Spiegel einer edeln Weiblichkeit, die nach ihrem Tode wie im Leben ein besseres Loos verdiene hätte, als hier einen gemüthskranken Gatten aufrecht zu erhalten, dort das Aushängeschild abgeben zu müssen für eine Schule und Partei. Vielleicht wäre das, wenn sie darum wissen könnte, die bitterste Strafe für die Unglückliche. Sie, die Anspruchlose im Leben, muß nun als die Dritte in einem Bunde berühmter Berliner Frauen rangiren, deren Herzensergüsse uns für neue Incarnationen des ewigen Geistes gelten sollen. Indem ein bekannter Gelehrter und Schulmann, Professor Jumpt, selbst kaum gewesen von dem in Athen grassirenden Fieber, aus dem Lande zurückkehrt, von wo die Schulweisheit ihre Abkunft herleitet, ohne daß Schulmänner bis jetzt sie dort zu suchen pflegten, werden wir an den Tod einer andern ausgezeichneten Frau gemahnt. Des berühmten Savigny Tochter, die Nichte Bettinas von Arnim, kürzlich vermählt mit dem Griechen Schinas, erlag in Athen der mörderischen Krankheit. Die Geschichte ihrer Liebe und Heirath gleicht einem schönen Roman. Alle, die sie kannten, versichern, daß in ihr ein weibliches Wesen untergegangen, welches seines Gleichen an Tüchtigkeit, Tiefe und heiligem Ernst der Bildung gesucht. Es ist darum auch nicht zu fürchten, daß ihre Briefe durch den Druck bekannt gemacht werden. An allerhand dummen Gerüchten über ihre Heirath fehlt es nicht, wie denn alles Außergewöhnliche dem trivialen Zweifel leider selbst dann ausgesetzt ist, wenn es auch keine Ansprüche machte, vor das Licht der Oeffentlichkeit zu treten.

Noch ist zu erwähnen, daß die französische Kolonie auch in diesem Jahre ihr Stiftungsfest feierlich beging. Es ist vergebens; je mehr man sich Mühe gibt, äußerlich die separirte Existenz darzuthun, um so mehr bekennt man damit, daß es mit dieser Separation aus ist. Das jüngere Geschlecht ist durchaus deutsch, und will selbst nichts mehr von der Exemtion wissen. Es sind nur noch die Alten, welche das Veraltete festhalten, und zu vergeben ist es ihnen, wenn sie die vielen schönen, wohlthätigen Institute betrachten, die der Kolonie ihr Daseyn, und denen sie wiederum ihr noch heutiges Bestehen verdankt.

Prag, Oktober.

(Beschluß.)

Poetische Feiertklänge.

Die poetischen Feiertklänge, die bei dieser Gelegenheit ertönten, waren eben nicht glänzend zu nennen. Daß die Quantität der Verse geringer war als gewöhnlich, wird wohl Niemand unerfreulich nennen; leider aber war auch die Qualität keineswegs lobenswerth. Selbst die bessern unserer Poeten: Gerle, Legis, Müller, Swoboda, Zimmermann u. s. w., waren diesmal nicht glücklich mit den Geburten ihres Geistes, und von den besten konnte man nur sagen, sie seyen nicht schlecht. Eine ganz eigene Monotonie herrschte übrigens unter diesen Gedichten durch den Umstand, daß fast alle keinen andern Eingang zu der Freude über die Gegenwart des Sohnes finden konnten, als den Tod des Vaters, so daß in allen dieselbe Wendung von diesem auf jenen wiederkehrte. Ebert, der sich übrigens in Gelegenheitsgedichten niemals sehr frei bewegt, soll einen Prolog geschrieben haben, der jedoch nicht an's Licht der Lampen trat, weil sich, dem Vernehmen nach, die allerhöchsten Heerschaften jedes Andeklamiren verbeten hatten. In Uebung kriegstüchtigem: „Böhmen und sein König," kommen in vierzehn vierzeiligen Strophen die Worte: Czechen, Böhmen und böhmisch sechzehnmal, König elfmal und das Vaterland ich weiß nicht wie vielmal vor. Dieses Gedicht wird besonders drollig durch den Umstand, daß ein verbessernder Setzer alle Etsionen wieder ergänzet. Wellesda reimt in seinem Gedicht: „Bohemia's Jubeldymne," dreimal Triumph auf Triumph, und das vierte Mal zur Abwechslung Hochtriumph. Preißner, der in seinem „Festgesang" ein paar Verse hat, die ich zu skandiren nicht fähig bin, erzählt uns, daß der Kaiser mit väterlicher „Emsigkeit" für uns sorgt, und der Dürftigkeit mit Gnade denkt, „wo Ueberfluß zu schauen." Ihm glauben, gleich den Sternen, die treuen Böhmenherzen, die für das Kaiserpaar zur Himmelsdecke stehen, und ein Vers sagt, nachdem er immer von den Böhmenherzen in der dritten Person gesprochen:

„Dies hohe Paar, sie das wir schlagen —"

Allein der schrecklichste der Schrecken unter diesen Gedichten ist Professor Mitaus Lied der Prager Studenten, welches nebst noch einigen andern bei dem Fackelzuge der Akademiker am Abend vor der Abreise des Kaisers unter seinen Fenstern gesungen wurde. So sagt z. B. die zweite Strophe:

„Wir lieben ihn (den Kaiser) sehr,
Wald sind wir und nützen wir mehr:
Es steigen — wer weiß? —
Aus unserm studirenden Kreis,
Hier Aerzte, Prälaten
Und dort Advokaten,
Wohl auch Präsidenten — wer weiß? —
Was Jeder auch sey,
Wir bleiben dem Kaiser getreu!"

Wenn ich Kaiser wäre, ich würde einen eigenen Censor für die Gelegenheitsgedichte aufstellen, oder noch besser alle verbieten. Gut, im höhern und edlen Sinne des Wortes, war von allen Gedichten, welche Kaiser Ferdinand und seine hiesige Anwesenheit feierten, nur Eines: „Das Kaiserwort," von Uffo Horn, mit dem Motto: „Vive l'Empereur! voix du peuple," welches jedoch erst nach der Abreise des Kaisers in der Bohemia erschien. Freilich hatte unser jugendlicher Gesangesaar auch einen Vorwurf, wie er wohl in Jahrhunderten kaum einmal gefunden wird. Zwanzig Hochverräther, Söhne der „giovine Italia," werden von dem Kriminalgericht, neunzehn zum Tode, der zwanzigste zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurtheilt; Kaiser Ferdinand aber begnügt sich nicht, das Todesurtheil Aller aufzuheben und in Kerkerstrafe zu verwandeln, sondern er bietet ihnen die Wahl zwischen dieser Hafe oder der Auswanderung nach Amerika an, die Regierung übernimmt ihre Ueberfahrt, er gewährt ihnen Bedenkzeit, erlaubt ihnen, mit ihren Angehörigen zu rathschlagen, die Wohlhabenden dürfen ihr Vermögen mitnehmen, ihren Frauen ist es erlaubt, sie zu begleiten, ihre Kinder dürfen ihnen folgen, wenn es die Vormünder gestatten — hat die Geschichte ein schöneres Beispiel von Fürstenmilde, Weisheit und Zuversicht aufzuweisen? Es ist natürlich, daß ein poetisches Gemüth davon begeistert werden mußte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. November 1835.

Da die Lieb' ich fand, um was
Könnt' ich hier noch werben?
Thu den Arm mir auf und laß
Mich im Kusse sterben!

Rückert.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

10.

Die Nacht der Erfüllung.

Hinaus! hinaus! wo schmelzend locken
Dir Nachtigallen!
Wo weiß und purpuen Blüthenflocken
In Lauben fallen!
Wo in der Dämmrung Schmetterlinge
Sich spielend jagen,
Und Balsamdüfte Wundedinge
Sich flüsternd sagen.

Hinaus, wo ihres Mantels Dunkel
Die Nacht entfaltet!
Wo heil'ger Sterne Goldgefunkel
Den Aether spaltet!
Wo, Liebeslenzes Feuerfahnen,
Sich Rosen blähen,
Und an des Lebens Eile mahnen,
Wenn sie verwehen!

O geh', den Liebling zu erwarten,
Den hohen Freier!
Hinaus, o Selith, in den Garten!
Laß weg den Schleier!
In Schatten läßt die Nacht vergehen
Verschämte Röthen;
Sie wird mild tröstend bei dir stehen
In deinen Nöthen! —

Sie geht hinaus mit hast'gem Schritte;
Matt sind die Glieder;
Sie lauscht dem Hall ersehnter Tritte,
Sie sinket nieder;
Kaum tragen sie die müden Füße,
Doch bald auf's Neue
Rafft sie sich auf, als ob sie müße
Entfliehn der Reue.

Bald will die Freude sich entzünden
In ihrem Herzen;
Bald will ihr Himmel, wie von Sünden,
Sich gräßlich schwärzen;
Sie fühlet schwerer, banger immer
Ihr Herz beklommen —
O — jetzt ist's Zeit zu fliehen nimmer,
Er ist gekommen!

Digitized by Google

11.

Zauberwirkung.

Hat er sie schmeichelnd schon umfangen?
Hat er auf ihre heiße Wangen
Den Erstlingsweihekuß gedrückt?
Hat er in jene lichte Fernen,
Wo er einheimisch, zu den Sternen,
Geflügelt sie und sich entrückt?

Der Pfirsich, der mit Blut getränkte,
Zu Sellth din den Priester lenkte;
Er kann nicht länger widerstehn,
Er kann den Wahnsinn nicht bekämpfen,
Des Geistes Aufruhr nicht mehr dämpfen,
Ihn zwingt ihr Blut — er muß sie sehn!

Er schmückt sich prächtig mit dem Kleide
Von heller, flammenrother Seide,
Drin er der Gottheit Opfer bringt;
Ein Gürtel mit der Sonne Zeichen
Von Gold, und dem des Monds, des bleichen,
Von Silber, seinen Leib umschlingt.

Was ist's, das seine Hand ergriffen
Was hellt die Nacht? ha! scharfgeschliffen
Ein Dolch, im Priesteramt gebraucht,
Den oft schon schäumend Blut umflossen,
Wenn in die Brust den Sonnenrossen,
Den schimmernden, er ihn getaucht.

So stürmt er hin, verwirrt, verblendet,
In ihre Brust, so zärtlich, sendet
Er bittern Tod mit kaltem Stahl.
Er sieht nicht ihres Auges Bitten —
Sie hat das Bittre schon erlitten —
Roth quillt das Blut im Mondesstrahl.

Sie sinkt, mit Lächeln ihm verzeihend,
Zum Opfer ihm sich willig weihend,
Und nur betrübt durch seinen Wahn;
Doch kaum begann ihr Blut zu fließen,
Als frei ihn die Dämonen ließen,
Und seine Augen wieder sahn.

Die Macht, die nicht durch Zauberworte
Sich einschleicht in der Seele Pforte,
Die, elternlos, sich selbst erzeugt:
Hat jetzt sich ihm in's Herz gegeben,
Daß er vor dem geknickten Leben
Sich wie vor seiner Gottheit beugt.

Es gilt, des Blutes Strom zu dämmen,
Des Lebens hast'ge Flucht zu hemmen,
Es gibt kein Gut mehr, als die Zeit!
Wenn er die Stunden bis zum Sonnen-
Aufgang vom Dränger Tod gewonnen,
Ist mitzusterben er bereit!

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Hausvater. Daß — doch lassen Sie uns abbrechen, der Abend ist wirklich schon sehr vorgerückt, und es fehlt uns daher Allen an Zeit, indem man sogleich das Souper melden wird.

Ich. Dennoch muß ich bitten, noch eine Bemerkung machen zu dürfen.

Alle. Und welche?

Ich. Es scheint fast, daß, um die Gegenwart von Geistern wahrzunehmen, uns Allen noch das rechte Organ mangelt. Es hat sich allerdings aus Galvanismus, Magnetismus, Traumleben und Ahnungsvermögen gleichsam ein solcher sechster Sinn erzeugen wollen, allein er ist wohl nicht recht zur Reife gekommen; wenigstens wollen die fünf andern Sinne noch nicht viel von ihm wissen und seine Untrügbarkeit eingestehen. Ich für meinen Theil will das Gewisse für's Ungewisse nehmen, und nehme daher gerne einen der fünf unbezweifelbaren Sinne zum Schiedsrichter über meinen Glauben. So zum Beispiel scheint mir hier das Gehör der tauglichste Sinn. Die Eindrücke, die er uns zuführt, sind so wenig körperlich, daß sie auf einen bloßen Hauch, auf ein Etwas, das jeder Messung und örtlichen Wahrnehmung entschlüpft, reducirt werden können. Wenn man den Ton zwingt, körperlich zu erscheinen, wie seltsam nimmt sich dann der geheimnißvolle Geisterbote aus: man sehe die Tonfiguren auf einer Glasscheibe. Vielleicht wird unsere Seele durch die Geisterwelt auf ähnliche Weise angesprochen, und diese Tonfiguren nennen wir Gespenster. — Weßhalb lassen die Propheten und heiligen Väter Gottes Gegenwart durch eine Stimme bemerkbar werden, die plötzlich erschütternd und überraschend vom Himmel herabspricht? Weßhalb, wenn nicht besonders durch's Ohr die geistigste Gegenwart sich ausdrücken ließe? — Daher die mystische, ungeheure Herrschaft der Musik auf unsere Seele, die Niemand bezweifeln wird und Niemand erklären kann. Schadenfrohe oder nicht zur Ruhe gekommene Geister schaffen ihrem Unbehagen durch Mißtöne Luft. Ich habe einen Mann gekannt, der sich bitter anklagte, Schuld an dem Tode einer armen

Waise zu seyn, die er als Pflegekind zu sich in's Haus genommen hatte und die er öfters übel genug behandelte, weil das Kind einige schlimme Gewohnheiten nicht lassen wollte. Zu diesen gehörte, daß es, wenn die Familie bei Tische saß, auf seinem Teller oder auf dem Tischtuch entweder mit dem Messer oder mit den Nägeln der Hand krazte oder scharete, welches Geräusch, wie es wohl wußte, seinem Pflegevater unleidlich und peinigend war. Nach dem Tode dieses Wesens wurde nun der Mann, als er eben mit einer fröhlichen Gesellschaft bei Tische saß, plötzlich durch den wohlbekannten widrigen Ton erschreckt, der dicht an seiner Seite, wo das Kind sonst zu sitzen pflegte, sich hören ließ. Die Gäste vernahmen nichts; man wechselte die Plätze, doch behielt das gespenstische Wesen den seinigen und fuhr in seiner Beschäftigung fort, bis die Tafel aufgehoben war. Von dem Augenblicke an ließ sich der Mann nicht ausreden, daß er durch zu harte Behandlung Schuld an dem Tode des Kindes sey, und daß dieses jezt vermöge seines böswilligen Charakters an ihm Rache nehme. Er versank in tiefe Melancholie, in deren Folge er auch starb. — Ich muß gestehen, daß ich mich entschließen könnte, ohne Weiteres eine solche Geschichte für wahr anzunehmen.

Hausvater. Ich wünsche Ihnen Glück; Sie würden auf jeden Fall mit Ihrem Glauben noch in den Schranken der Mäßigung bleiben gegen das, was neuerdings wieder an beelei Dingen uns zugemuthet wird.

Der Offizier. Wenn man mich fragte, welchen Sinn ich für das feinste, tauglichste Organ zur Wahrnehmung der Erscheinungen in der Geisterwelt halte, so würde ich statt des Ohrs unbedenklich die Nase nennen.

Allgemeines Gelächter. Alfred rief: „Jezt weiß ich, aus welchem Grunde Sie sich so gern mit Wohlgerüchen beschütten. Sie pflanzen die Geister Ihrer verstorbenen Lieben auf's Jabot, auf die Weste oder die Manschetten; einige weniger begünstigte Geister mögen wohl auf's Taschentuch versezt werden.“ — „Ohne Zweifel,“ entgegnete der Offizier, „würden Sie dortdin kommen, und noch manche Andere, deren Geister eben nicht die feinsten sind.“ — „Schon gut,“ rief der Jüngling mit einem boshaften Lächeln, indem er auf die Gouvernante blickte; „ich will den Leuten, die auf dem Jabot sitzen, auf keine Weise in den Weg treten.“

Sophie. Keinen Streit um die Plätze, da wir ja Alle noch zum Glücke leben, und unsere Geister noch nicht in die Riechfläschchen auf der Toilette des Offiziers haben abliefern müssen. Ihre Gründe, mein Herr, für Ihre Ansicht.

Der Offizier. Ich könnte ebenfalls eine Menge Geschichten erzählen, um meine Geistertheorie mit Beispielen zu belegen; doch ich will lieber nur gleich meine Schwachheit eingestehen und erklären, daß mir der Geruch der liebste Sinn ist und ich ihn für den edelsten halte. Ihm zu Liebe habe ich darum mein System ersonnen.

Die Gouvernante. Allerdings eine seltsame Behauptung.

Der Offizier. Man könnte sagen, ich sey durch meine ungebührlich große Nase zu alle dem verleitet worden. Gewiß ist es, daß ich ihr viele Genüsse zu danken habe, und obgleich es eben so wahr ist, daß sie mit glücklichen Talenten und Fähigkeiten schon geboren wurde, so ist doch meine Mühe, ihr die beste Erziehung zu geben, ihre schlummernden Anlagen zu wecken und zu befestigen, der erste Grund zu ihrer jetzigen Ausbildung. Abgesehen von der Geisterwelt, will ich hier nur einige Betrachtungen vorlegen. Wie sehr ist dieser edle Sinn bis jezt vernachlässigt worden, wie absichtlich verkrüppelt man ihn und sezt ihn zurück, bloß weil er nicht wie das Gesicht, Gefühl, Gehör dem gemeinen praktischen Lebensbedürfniß unmittelbar dient! Es ist himmelschreiend! Thoren glauben wohl gar ihn ohne Nachtheil ganz entbehren zu können. Die Elenden, wie sehr sind sie im Irrthum! Freilich, das Auge haben wir nöthig, um uns nicht zu stoßen, das Ohr, um von einem hinter uns kommenden Wagen nicht überfahren zu werden, der Tastsinn schüzt uns vor dem Verbrennen, und der Geschmack vor schädlichen, widrigen Substanzen, nur der Geruch hat keinen unmittelbaren Dienst, der da beweist, daß er in der Haushaltung unentbehrlich ist. Man hält ihn für einen Schmarotzer, eitlen Müßiggänger, und hat es gerne, wenn das Organ, das ihm angewiesen ist, recht klein, elend und verkrüppelt gestaltet ist. O Himmel, was sind die Nasen heutzutage für erbarmungswürdige Wesen! Sie sind es, die unter dem despotischen Joche der Civilisation am meisten leiden. Man sehe nur das Urbild einer Nase, wie sie seyn soll! Kühn und frei tritt sie aus dem Antlitz hervor, auf dem sie durch ihren Standpunkt schon gebietet und die übrigen Züge beherrscht; in göttlicher Ungebundenheit prüft sie und genießt alle Wohlgerüche, die, gleich einem stets belebten Meere in der Atmosphäre um sie her fluthen, die ein gütiger Schöpfer ihrer ungeschwächten, jugendlichen Kraft zum Labsal darbietet. Der edle, freie Sinn verschmäht alles Gekünstelte, Süßliche, Schwächliche; die Büchsen der Parfümeurs sind ihm ein Greuel, nur das frische Kind der ländlichen Flur vermag ihn zu locken; der Busen der jungen Rose, wenn er sich eben im Thaubade gekühlt, ist für seine Flamme der würdigste Gegenstand. O, über den freien, kühnen Naturessohn! an keinen Knechtesdienst gebunden, schwärmend nur für Schönheit und Liebreiz! Wie glücklich bist du, kühner Liebling! Doch nein, du könntest es seyn, du bist es aber nicht; sie wissen deinen Werth nicht zu würdigen, deine hohe Bestimmung

wird verfehlt. Man quält dich unablässig mit verweichlichten oder widrigen Gerüchen, und treibt mit dir und deiner Kraft ein albernes Spiel.

Hausvater. O, wo sind wir hingerathen! sehr weit ab von unserm ersten Gespräch. In der That, das heißt, Einen an der Nase herumführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Delavigne's Don Juan.

Die wichtigste Theaterneuigkeit im vorigen Monate war die erste Aufführung von Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche. Wenigstens zwanzig Theaterkritiker haben seitdem das Stück und die Darstellung beurtheilt, und gewiß wird es auch auf deutschen Bühnen erscheinen. Eine umständliche Erörterung des Inhalts und des Werthes dieses neuen Geistesproduktes des beliebten Dichters würde hier also überflüssig seyn. Bekanntlich ist der Held oder die Hauptperson des Schauspiels der natürliche Sohn Kaiser Karls des Fünften, den man zum Mönche machen wollte, dessen kriegerischer Sinn aber bald so scharf durchblickte, daß König Philipp den Muth verlor, aus diesem Halbdegen einen Klosterbruder zu machen. Der „Beruf" ist daher auch der zweite Titel des Stückes, und die Absicht des Dichters war keine andere, als auf anziehende Weise an Don Juans Beispiel zu zeigen, wie, alles Zwanges und aller Bemühungen der Umgebung ungeachtet, die angeborne Neigung (hier vielleicht etwas unrichtig Beruf genannt) durchbricht und sich einen Weg zur Berühmtheit bahnt; denn bekanntlich gewann Don Juan durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit eine wichtige Stellung, und war eine Zeitlang wo nicht die erste, doch die zweite Person im Staate. Auffallend ist es, daß der Dichter, ein Meister im Versifiziren, in diesem Stücke auf diesen großen Vortheil ganz Verzicht geleistet hat. Das Publicum weiß aber nicht, daß Cas. Delavigne dieses Stück kurz nach seiner Wiederherstellung von einer schweren Krankheit und als er noch schwach war, gleichsam zu seiner Zerstreuung, gedichtet hat, und sich das Dichten daher hat etwas bequem machen müssen. Die Schwächlichkeit des Dichters läßt sich auch in der etwas zu langen Ausführung seines Plans spüren; sonst war dies sein Fehler nicht. Man hat ihm in den Tageblättern gerathen, das Stück abzukürzen; ich zweifle aber, ob er den Muth und die Kraft dazu hat; denn er ist sehr kränklich und selten noch zu großen Arbeiten aufgelegt. Nichtsdestoweniger heißt es, vor Ende des Winters sollen noch zwei neue Lustspiele von ihm aufgeführt werden, mit deren Abfassung er eben beschäftigt sey. Es ist nichts Ungewöhnliches hier, daß man Aufführungen von neuen Stücken ankündigt, die noch nicht einmal geschrieben sind. Der sonderbare Alexander Dumas schickte neulich den Plan eines neuen Stückes an den Director des Porte St. Martintheaters, damit dieser das Stück bereits anzukündigen im Stande sey, obschon es noch nicht gedichtet ist. Wahrscheinlich hatte er sich verbindlich gemacht, ein neues Stück zu schreiben, und der eingesandte Plan sollte ein Unterpfand seiner Gewissenhaftigkeit seyn. Dieser Dumas reist jetzt im südlichen Italien, wahrscheinlich um von mehreren Seiten her das Meer zu besehen, das er mit Taylor umsegeln wollte; eine Reise, die, obgleich prunkend angekündigt, nicht vor sich geben wird. Cas. Delavigne's Don Juan ist in den meisten Zeitschriften und Tageblättern lobend beurtheilt worden; indessen hat dieser allgemein geachtete Dichter auch seine Feinde, die, so oft er auftritt, in irgend einem Journale laut werden und ihn sehr hart behandeln. Diesmal ließ sich ihre tadelnde Stimme in dem Cabinet de Lecture grell vernehmen. Cas. Delavigne's Don Juan, hieß es, sey noch mittelmäßiger, als seine Comédiens oder seine Vêpres siciliennes; er habe nicht das mindeste Anziehende, und sey im Gegentheil höchst langweilig. Eine solche ungerechte Kritik kann jedoch dem Dichter nicht viel schaden. In seinen letzten Stücken hat er sich augenscheinlich bemüht, die Grenzen der ältern französischen Dramatik zu erweitern und der romantischen Schule das Beste abzumerken, was sie an Neuerungen auf die Bühne gebracht. Er ist also in so weit romantisch, als er romantische Stoffe nimmt und sie geistreich behandelt. Dabei hat Cas. Delavigne zu viel Geschmack und ästhetisches Gefühl, als daß er in die Abgeschmacktheiten und die widerlichen Verzerrungen der jetzigen Schule verfallen sollte. Er versteht die große Kunst, dem geläuterten Geschmacke der französischen Kunstrichter zu gefallen, und dabei den regelrechten, aber höchst langweiligen Gang der ältern Schule zu vermeiden. Er nimmt von beiden Schulen oder Arten das Beste. Indessen ist doch sein letztes Stück ein wenig zu gedehnt, was aber, wie gesagt, vielmehr auf Rechnung seiner Entkräftung gesetzt werden muß, als daß man es einem Mangel an Geschmack beimessen könnte. Freilich sind nicht alle Stücke von ihm tadelfrei; seine ältern Stücke lassen viel zu wünschen übrig, sein Paria ist verfehlt, seine Vêpres siciliennes erregen nur ein mittelmäßiges Interesse; man sieht es ihnen an, daß der Dichter damals keine andern Muster kannte, als die überspannten Heroen der alten französischen Tragödie. Seitdem ein natürlicherer und besserer Geist die Bühne angehaucht, hat dieser geistreiche Dichter auch bald die Mängel des französischen Theaters eingesehen und sich nach andern Mustern gebildet, ohne jedoch das herrschende Gefühl des französischen Publikums zu beleidigen. Er ist bei weitem nicht so kühn, als Victor Hugo, aber dagegen weit geistreicher, kennt die Bühne besser und weiß seiner dramatischen Handlung ein größeres Interesse zu geben. Gleichsam zur Erholung dichtet Cas. Delavigne kleine Gedichte, die jedoch seit der Revolution von aller Politik weit entfernt sind. So hatte er im vorigen Frühjahr, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, ein Klagelied eines Hirten oder Bauern um eine verlorne Kuh gedichtet, welche den Namen Ballade bekam, und von dem Inhaber einer Zeitschrift auf sonderbare Weise, nämlich mit Vignetten zwischen den Strophen, abgedruckt wurde, wobei er sich auf das sogenannte Eigenthum dieses Stückes viel zu gute that, und den andern Zeitungen verbot, das Lied wieder abzudrucken, ja sogar den Tonkünstlern untersagte, es in Musik zu setzen, „weil er der einzige Eigenthümer des Liedes sey." Wie er es geworden, wurde nicht gesagt; denn Cas. Delavigne besitzt Verdienst genug, um der Unannehmlichkeit überhoben zu seyn, für Geld zu dichten, oder aus einem Liede eine Spekulation zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. November 1835.

— Augen,
Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte
Umarmung! und o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod!
Shakespeare.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

12.

Die Lösung.

Sahst, o Nachtwandler Mond, du je ein Paar,
Das so unselig und so selig war?

Vernahmst du, Nacht, in höchstem Wonnerausch
Je solcher Liebesreden Wechseltausch?

Und säumtest du, o Morgen, je so lang,
Vorm Anblick, der dein Aug' erwartet, bang?

O Selith, wenn dein Blut wie Sand verlauft,
Dünkt dich dies Glück zu theuer denn erkauft?

Du, der dein Aug' auf Sonnen sonst gelenkt,
Hat je so reine Lichtfluth dich getränkt?

Wär' nicht ein Mörder jeder Augenblick,
Ihr neidetet nicht eines Gatts Geschick!

Doch beut den süßen Kelch euch Eine Nacht,
Den siebzig Jahre Andern nicht gebracht.

Ihr habt, was Andern stets verschlossen ist,
Ein Paradies durcheilt in Stundenfrist.

Die Lieb' im Tod noch prächt'ge Funken sprüht,
Wie Phosphor, der in Lebensluft verglüht.

Sie ist so bleich; ihr Lebensquell strömt fort,
Doch Leben trinkt sie neu aus seinem Wort.

Sie lächelt sanft; ihr Lächeln bittet ab
Die Zaubermittel, welche sie ihm gab.

Sie mahnet ihn, wie sie den Strauß ihm gab,
Zu werfen ihn in's heiße Flammengrab.

Er glühte damals nicht, wie sie geglüht,
Ihn faßt die Flamme jetzt, da sie verblüht.

Verziehen, ohne Wort, ist Beider Schuld,
Wie ausgelöscht in einem Meer der Huld.

Sein Aug' bewältigt, seiner Stimme Ton
In ihrem Geist des Todesschlummers Mohn.

Sie staunt, wie friedlich sich der Sturm gelegt,
Und doch ihr Herz die vor'ge Treue hegt.

Er spart, weil sie noch athmet, seinen Schmerz;
Ein Eden, heut noch welkend, ist sein Herz.

Das Rosenöl der Liebe hält noch feucht
Den Lebensdocht, deß Flamme schon entfleucht.

Digitized by Google

Begeistert er von Sternen, Sonnen spricht,
Vom Lebensfeuer, vom urheil'gen Licht,

Und ahnet nicht, daß, wenn ihr Auge bricht,
Die Finsterniß verschlingen wird das Licht.

Der Wonne und des Jammers Kelch er tauscht,
So maßlos schlürfend, bis sein Geist berauscht,

Bis Zukunft und Vergangnes sich vermengt,
Zeitloser Traum die Gegenwart verdrängt;

Daß er nicht mehr mit ihr im Leibe lebt,
Bald durch des Aethers blaue Hallen schwebt,

Bald sich versezt in einen Rosenhain,
Wo er den Tod nicht lassen will hinein.

Er spricht: „Du bist der Mittelpunkt der Welt!
Das Dunkel wird durch dich erlöst, erhellt.

„Den ich umsonst gesucht — des Lichtes Thron —
Wird sichtbar bald! Die Fürstin nahet schon!

„Geklammert wie die Schlange an den Aar,
Flieg' ich mit dir empor in's Sonnenklar!“

Sie lauscht dem Redenden und fragt sich kaum:
Ob hohe Weisheit dies, ob Wahnsinns Traum?

Und wer frug dies, wenn der Besinnung Maß
Die Lippe des Geliebtesten vergaß?

Wenn eines Engels Hauch geweiht ein Buch,
Wird jedes dunkle Wort zum Götterspruch.

Zu winket sie ihm, wenn er schweigen will,
Als stände dann des Lebens Puls ihr still.

Vorüber führt der blasse Mond die Nacht,
Die lezte, die die Liebenden durchwacht.

Der Morgenwind verläßt des Ostens Pfühl;
Er haucht das Blut in Seliths Wangen kühl.

Die weiche Hand, das süße Aug' erstarrt,
Zum Eisberg wird die warme Gegenwart.

Umsonst umfaßt sie inniger sein Arm;
Die Kälte steckt ihn an, sie wird nicht warm.

Kein Wort ihr mehr die Zärtlichkeit entlockt;
Der Geist ist flüchtig schon, die Zunge stockt.

Warum, o Karis, hältst du das noch fest,
Was spottend in der Hand der Tod dir läßt?

Meinst du, du lockst zu dem verlornen Glück
Der Liebe so die Flüchtige zurück?

O wähnet nicht, daß er noch hier verweilt,
Wenn seines Herzens Herz davon geeilt!

Er sieht nicht mehr die Hülle, die zerbrach;
Schon zieht er ihrem Licht als Schatten nach.

Der Jüngling, hingelehnt an seine Braut,
Ist eine Gruppe, die der Tod erbaut.

Doch folgt nicht Aug', nicht Ahnung und nicht Lied
Dem Seelenpaar, das aus den Hüllen zieht.

Ob sie im Garten weilten und zurück
Noch schaun, hin, wo sie kosteten das Glück?

Abschüttelnd jeden Wunsch und Trieb, der Raub
Wär' an dem abgestreiften Leib von Staub?

Ob sie gefaßt den dunkeln Saum der Nacht?
Sich schwangen in des Sternenhimmels Pracht?

Ob sie empfing der Morgenröthe Bad?
Ob sie zum Paradies erspäht den Pfad?

Es anzusagen weiß kein ird'scher Mund,
Doch einst wird Allen das Geheimniß kund.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Offizier. Ich bin noch nicht fertig. Beschämen uns die wilden Völkerschaften, ja, selbst die Thiere nicht im Gebrauch dieses Sinnes? — Er leistet seine Dienste, wo Auge und Ohr nicht mehr wirken können, zum Beispiel in Verfolgung der Spur eines Feindes. Doch wenn wir es auch aufgeben, auf diese Weise unsere Feinde auszuforschen und kennen zu lernen, ein Unternehmen, das sich bei unserem komplicirten Stadtleben oft komisch genug ausnehmen würde, so findet man doch tausend andere Weisen, sich scherzend oder ernstlich mit diesem Sinne zu beschäftigen. Weßhalb gibt es nicht Schulen der Gerüche, wie es Malerschulen gibt? warum ladet man nicht auf Duftkonzerte ein? Eben dieselben mystisch unbestimmten Eindrücke wie die Töne äußern die Düfte auf unsere Seele. Goethe phantasirt von einer Urpflanze, kann man nicht auch von einem Urdufte träumen? Vielleicht ist der Geruch des Meerwassers, ein so eigenthümlich wirkender mysteriöser Duft, ein Duft, bei dem sich so viel träumen und phantasiren läßt, und der fast prophetisch zu unsern Nerven spricht, ein solcher Urduft, der schon den ersten Schöpfungselementen beiwohnte? — Allein es fehlt wohl überall an einer Geruchästhetik, und diese müßte erst in

fester Form aufgestellt werden, ehe man weiter geht. Ich schlage vor, das Studium müßte anfangen mit dem ernsten Styl, dem Kirchenstyl: hierin begriffen sind nun alle dir düstern, schwärmerischen Düfte der katholischen Weihgefäße, die die Seele mit den schaurigen Ahnungen und Entzückungen der höchsten Andacht füllen. Wer hat dieses nicht empfunden, der mit geschlossenen Augen und ehe die Musik begonnen, in eine katholische Kirche trat? — Dann der historisch-romantische Styl: der Waldesduft zum Beispiel, dieser echt zauberische Romanzenton im Duftkonzerte, die Gerüche der verschiedenen Blüthenbäume, der Meeresduft u. s. w. Endlich das Genre, der frivole Styl, wohin die tausend und aber tausend natürlichen und künstlichen Blumengerüche in den Gärten und auf den Putztischen, die Räucherblättchen, die Riechfläschchen und scharfduftenden Salze gehören mögen. Dir Akademiker, die ohne Begeisterung und Aufschwung schaffen, zeigten sich dann in den Apothekerdüften, die erst durch den Destillirkolben, durch die nüchternsten Regeln der Kunst hervorgerufen werden. Man könnte diesen Styl auch den kritischen nennen.

Gouvernante. Ach, wie viel Albernheiten in Einem Zuge!

Hausvater. Was gibt man mir, wenn ich noch einen Styl angebe? — Ich will ihn den niederländischen nennen; nämlich der Duft, den ein tüchtiger Plumpudding, schwimmend in seiner brennenden Sauce von gewürztem Arrac verbreitet, oder den der Hautgout einer Wildpastete, gemischt mit dem Bouquet einer Flasche Johannisberger, aushaucht.

Der Offizier. Sie haben Recht, dieser niederländische Styl möchte wohl die meisten Liebhaber und Kenner zählen.

Hausvater. Das können wir ja sogleich entscheiden; der Diener hat schon zum zweiten Male gemeldet, daß angerichtet sey. Wirklich, es ist sehr spät geworden.

Während man aufbrach, wurde die Bemerkung gemacht, wie ernsthaft man mit einer Geistergeschichte angefangen, dann auf die Form und Bestimmung einer Nase übergegangen war und endlich mit einem Plumpudding geschlossen hatte.

Man muß nicht glauben, daß die müssigen Leute auf dem Lande in ihre Unterhaltungen eine Folge und Ordnung brächten, oder daß sie vollends nach einem gewissen System plauderten. Wie wenig denkt man auf dem Lande an dergleichen! Man langweilte sich also öfters auch ohne Beihülfe der Systeme, oder man trieb Dinge, die auf ein Haar wie schlechte Späße aussahen. Es war von Gesellschaftsspielen, den sonst so beliebten Tadleaux und dergleichen die Rede gewesen, und Franz, der jüngere der beiden Wildfänge, hatte ziemlich voreilig und zuversichtlich etwas der Art angekündigt. Als sich der kleine Abendkreis versammelte, wurde er vor eine Thüre gelockt, die verschlossen war und vor welcher sich eine Anzahl Stühle befanden. Bei Besitznahme dieser öffneten sich die Thürflügel. Im Zimmer erblickten die Zuschauer einen alten, in tiefe Trauer gekleideten Mann, der sich vor Schmerz nicht zu fassen wußte, und auf das Heftigste schluchzte und stöhnte. Ein jüngerer trat hinzu und ließ sich mit dem Alten in ein Gespräch ein, indem er ihn zu trösten suchte, und sich deßhalb nach der Ursache seiner Trauer erkundigte. „Ach!“ rief der Alte, „wie soll ich nicht weinen? meine Frau ist gestorben!“ — „Ihre Frau? O, das beklage ich von Herzen!“ — „Die liebenswürdigste, Schönste, Geistvollste ihres Geschlechts! Ach! ach! ach!“ (Er weint laut.) — „Sagen Sie mir nichts weiter von ihr, ich habe sie ja auch gekannt. Ach, welch ein himmlisches Wesen!“ (Er weint ebenfalls.) — „Den Schmerz überlebe ich nicht!“ (Er weint.) — „Wer hätte nur ahnen können, daß ein solcher Schlag uns treffen würde! Hieß sie nicht Elisabeth?“ — „Nein, Dorothee.“ — „Ja wohl, Dorothee! (Sie weinen Beide heftig.) Ach, wie tugendhaft war sie, wie sanft! wie schön musizirte sie! ach, und ihr Tanz!“ — „Göttlich!“ (Er schluchzt laut.) — „Armer Mann! Besinnen Sie sich noch, wie sie die Contredanse tanzte?“ — „Die Soiotour? O Gott, ich sehe sie ja noch vor mir!“ — „Etwa diese Wendung?“ (Er tanzt.) — „Viel, viel graziöser!“ — „Ja, Sie haben Recht, viel graziöser! O Dorothee!“ (Sie weinen Beide.) — „Gewöhnlich schloß sie mit einem kleinen Entrechat.“ — „Freilich, etwa so.“ — „Wie, mein Herr, so schwerfällig sollte sie getanzt haben? Nein so — mit dem rechten Fuß ausgefahren — so, nun die Wendung! — Geben Sie mir die Hand!“ — „Es wird nöthig seyn, daß ich etwas dazu singe.“ — „Raschern Takt! — So! — ach! Immer rascher — nun der kleine Entrechat!“ — „Allerliebst! — aber den Entrechat machte sie doch etwas höher; etwa so.“

Beide hatten sich bei der Hand gefaßt und sprangen, trotz ihrer Trauer, auf die ergötzlichste Weise herum; die Gesellschaft lachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Haag, November.

Kunstausstellung.

Ihrer Einladung zufolge, werde ich das Vergnügen haben, von Zeit zu Zeit über die interessantesten Erscheinungen, Kunst und Literatur und die damit zusammenhängenden Anstalten ꝛc. in unserm Lande berührend, gedrängte Berichte zu erstatten. Mit großer Zufriedenheit hat man hier wahrgenommen, wie seit einigen Jahren in dieser Beziehung mehr poetische Gerechtigkeit als früher gegen uns

geübt wird, und die Aufmerksamkeit unserer deutschen Nachbarn und Stammverwandten nach und nach, so mancher engherzigen Vorurtheile sich entschüttend, demjenigen sich zuwendet, was bei einer an Hülfsmitteln und Anstrengungen jeder Art nicht armen Nation auch in dieser Sphäre vorgeht. Die einzelnen oberflächlichen Versuche von rasch durchreisenden Belletristen, sowohl Deutschen als Franzosen, das öffentliche Urtheil des Auslandes über unsere Zustände zu verwirren, machen uns in dem Vertrauen nicht irre, daß die Wahrheit siegreich auch da durchdringen werde, wo vielleicht mehr persönlicher Geschmack als innere Ueberzeugung seither feindselig uns gegenüber gestanden ist. Die trefflichen Briefe Schnaase's, ein neuer Beweis deutscher Gründlichkeit und Tiefe, legen einen schlagenden Beweis dafür ab, und es ist zu wünschen, daß diesem Beispiele nachgefolgt, und auch über andere Partien in unserm geistigen Leben Holland dargestellt werde, wie es wirklich ist, und nicht, wie es bloß in der Phantasie meist unreifer und unkundiger Schriftsteller sich gestaltet, welche mit dem Dampfschiffe ankommen, und nach ein paar Tagen Durchflugs im Eilwagen durch unsere Städte, Schilderungen des Ganzen mit einer ernsthaften Miene entwerfen, als enthielten sie das Ergebniß jahrelanger Studien und Forschungen.

Ich werde Sie heute von unserer letzten öffentlichen Kunstausstellung unterhalten, worüber noch kein öffentliches Blatt in Deutschland berichtet hat. Sollen wir unser innerstes Gefühl ausdrücken, welches sich bei dem ersten Besuche des Saales der Ausstellung unserer bemeistert, so können wir nicht anders als zu der glücklichen Idee und dem guten Geschmacke Glück wünschen, durch welche die Kommission sich auszeichnete, besonders aber dafür, daß sie die Gemälde in einer so abwechselnden Ordnung aufgestellt hat, daß der Geist des Betrachters, ohne die gewöhnlich bei solchen Fällen stattfindende Ermüdung, von einem Gegenstande zum andern schweifen und, bei großer Verschiedenheit des Charakters, gleichwohl für jedes seinen Tribut an Bewunderung darbringen kann. Das fatale Systematisiren, wobei eine gewisse Monotonie unvermeidlich bleibt, schadet dem Interesse des Künstlers, dessen Produkte oft mit absichtlich parteiischer Launenhaftigkeit aufgehängt zu werden pflegen, nicht minder, als dem Interesse des denkenden Theils der in die Säle sich drängenden Zuschauer. — Um ein Urtheil im Allgemeinen zu fällen, und vorbehaltlich unserer Ansichten über das Einzelne, sind wir genöthigt, zu gestehen, daß, wenn die Ausstellung von 1835 auch nicht ganz besonders hervorstechend durch die Zahl der Gegenstände genannt werden kann, sie desto mehr durch die Auswahl derselben sich empfohlen hat. Deutlich bemerkt man die Fortschritte, welche unsere Künstler, angespornt von edlem Ehrgeize und einer großen Veranlagtheit, in dieser Hinsicht gewonnen, und ohne Besorgniß des Vorwurfs von Nationaleitelkeit, durften wir beim Anblick des hier Vorhandenen ausrufen: „Ja, es gibt noch Maler in Holland!“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Delavigne. Alfred de Vigny.

Es hat nicht an einem Tonkünstler gefehlt, der trotz dem Verbot des Eigenthümers das Klagelied Delavigne's in Musik setzte, und in der That ladet der singende Text ganz zur Musik ein, wie man aus den Anfangsstrophen sehen kann:

Ah! ah! de la montagne
Reviens, Néra, reviens!
Réponds moi, ma compagne,
Ma vache, mon seul bien.
La voix d'un ci bon maître,
Néra.
Peux-tu la méconnaître?
Ah! ah!
Néra!

Reviens, reviens: c'est l'heure
Où le loup sort des bois.
Ma chienne, qui te pleure,
Répond seule à ma voix.
Hors l'ami qui t'appelle,
Néra,
Qui t'aimera comme elle?
Ah! ah!
Néra!

Dis-moi ci dans la crèche
Où tu léchais ma main,
Tu manquas d'herbe fraiche,
Quand je manquais de pain?
Nous n'en avions qu'à peine,
Néra;
Et ta crèche était pleine,
Ah! ah!
Néra!

In diesem schönen, aber etwas zu witzigen Liede fehlt es jedoch nicht an Uebertreibungen, z. B. wenn der Hirte seine Kuh daran erinnert, daß er sie am Palmsonntage mit Blumen zu bekränzen pflegte, und daß sie nun, statt eine gute Christin zu seyn, eine Heidin werde; oder wenn er klagend daran denkt, daß am künftigen Dreikönigstage keine Bohne für sie aus dem Kuchen gezogen, und sie also nicht als Königin getrönt werden könne. Ich glaube nicht, daß selbst in der Schweiz die Liebe zu einer Kuh bei einem Hirten so weit gehen kann. — Des Beifalls ungeachtet, dessen Alfred de Vigny's Chatterton auf der Bühne des Théâtre français sich hat zu erfreuen gehabt, scheint dieser Dichter nicht fortfahren zu wollen, im dramatischen Fache sein ungemeines Talent zu zeigen; er hat sich lieber wiederum zu romantischen Darstellungen gewendet, und so eben eine Schilderung mittelalterischer Zustände versucht. Wie er dazu gekommen, darüber gibt uns Saint-Beuve, sein Freund, in einem biographisch-literarischen Aufsatze einer hiesigen Zeitschrift Aufschluß; dieser Aufsatz, obschon mit Lobsprüchen gewaltig überladen, wie denn überhaupt die neue Schule mit den Superlativen sehr freigebig um sich wirft, erscheint zur rechten Zeit; denn obschon Alfred de Vigny allgemein bekannt ist, so wußte man doch wenig von seinem frühern Leben. Hier erfahren wir nun, daß er um's Jahr 1798 zu Loches geboren ist, während der Napoleonschen Regierung in einem Kollegium studirte und nach Rückkehr der Bourbonen in die königliche Garde trat, zuletzt als Offizier in einem Infanterieregimente diente, und obschon er den Bourbonen eifrig ergeben war, doch von denselben wenig beachtet und gar nicht befördert wurde. Zur Zeit der Julirevolution, als die königliche Garde aufgelöst worden, habe er sich ganz vom Dienste zurückgezogen und in Paris als privatisirender Gelehrter niedergelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. November 1835.

— Dahin, dahin!
Wie Segel, die vom Sturm getrieben,
Zurück der Menschen Häuser blieben,
Wie Meteore durch den Himmel
Hinziehn in stürmendem Gewimmel.
Byron.

Mecheln und die Eisenbahn.

Es war ein Sonntag Nachmittag. Vom Brüsseler Park herkommend, wo ein Freund mir die Stellung der Truppen des Prinzen Friedrich und die Geschichte der wüsten Oktobertage des Jahrs 1830 in loco erläutert hatte, ging ich eben an dem glänzenden Hotel de Bellevue vorüber, welches die Spuren der Zerstörung, die es beinahe zu einer Ruine umschufen, glücklich ausgemerzt hat, als ich auf der Place-royale ein Paar nicht uneleganter, mit vier Pferden bespannter Wagen halten sah, auf deren über Gebühr langen Seiten man in großen schwarzen und rothen Buchstaben auf gelblackirtem Grunde die Worte las: Omnibus en correspondance avec le chemin de fer. Es wäre doch Unrecht, sagte ich zu mir selbst, die Gelegenheit nicht zu benutzen, eine Dampffahrt auf ebenem Boden zu machen, nachdem ich so oft auf dem Wasserspiegel ein Element duech das andere besiegen sah. Ich zahlte dreißig Centimes, schlüpfte durch die am hintern Ende des Fuhrwerks angebrachte Thüre in dessen geräumiges Innere, und sezte mich auf eine der beiden langen Seitenbänke nieder, wo schon Mehrere Platz genommen. Einen Augenblick darauf knallte der jokepartig gekleidete Kutscher, und wir rollten dahin. Bald fuhren wir über die schöne Place de la Monnaye, wo das berühmte Café des mille colonnes liegt, und das 1817 erbaute Theater mit seiner etwas schwerfälligen Masse und den gedrückten Bogengängen, die es umgeben, keinen besonders gefälligen Eindruck macht, kamen durch einen Theil der stattlichen Rue neuve, lenkten dann in die Rue de Laeken ein und befanden uns an der Porte d'Anvers. Ein Seitenweg brachte uns bald darauf zu der Stelle, wo die Eisenbahn ihren Anfang nimmt. Es war ein entsetzliches Gedränge, bevor man, einer langen Reihe von Reise- oder Fahrlustigen folgend, bis zum Fenster der hölzernen Barrake zu gelangen vermochte, wo die Billets verkauft wurden. Für einen Frank löste ich eines für einen Charabancplatz, und stand bald auf der Abfahrtstelle, wo Hunderte von Neugierigen sich drängten. Da es gerade Sonntag war, wollten die Brüsseler, namentlich der Mezzo-ceto, das schöne Wetter benutzen, einen Ausflug nach Vilvorde zu machen, um dort in einem vielbesuchten Garten einem jener Instrumentalkonzerte beizuwohnen, welche in Belgien wie in einem großen Theile Deutschlands an öffentlichen Vergnügungsorten nie fehlen dürfen.

Ein langer Zug verschiedenartiger Fuhrwerke stand auf der Bahn. Hier war für Geschmack, Bequemlichkeitsliebe, Anforderungen und Beutel eines Jeden gesorgt: die elegante Berline neben der bequemen Diligence, der Charabanc neben dem ganz unbedeckten, mit einfachen hölzernen Sitzen versehenen Wagen, alle in langgedehnter Reihe

Digitized by Google

mit starken Eisenbaken aneinander befestigt. Eine große Menschenmenge füllte bereits die meisten, namentlich die leztern, auf denen man für 35 Centimes nach Vilvoede fährt; Andere waren im Einsteigen begriffen, noch Andere rannten hin und her, um sich gute Plätze zu suchen. Die locomotive Maschine, la Flèche, welche diesen gewaltigen Zug mit sich schleppen sollte, stand schon à la tête in Bereitschaft, und spie eine Dampfsäule aus wie ein Vulkan; ohne zu säumen, begab ich mich also auf meinen Platz, wo mir bald das Billet abgefordert wurde. Eine Glocke ertönte — ein Ruck — und wir fuhren. Anfangs ging's langsam, allmählich nahm die Schnelligkeit der Bewegung immer zu. Auf unserer Linken sahen wir noch einen Theil von Brüssel und die nach Laeken führende, mit Wohnungen besezte Straße; der Vilvordekanal durchschnitt die üppigen, grünen Wiesen, auf denen wohlgenährte Heerden sich das herrliche Gras gut schmecken zu lassen schienen, und wo einzelne Thiere, die sich gerade an der Straße befanden, erschreckt auf die Seite sprangen, wenn das Ungethüm des Wagenzugs rasselnd an ihnen vorbeischoß. Die näheren Gegenstände flogen vor unsern Blicken vorüber. Dicht am Wege liegen einzelne Häuser, Barraken für die Arbeiter, welche die Straße in gutem Stande erhalten sollen, und ein paar dretterner Galerien für Zuschauer; diese Gegenstände vermochte man kaum zu fixiren; sie nahten, sie waren da, sie waren hinter uns; der Moment, in welchem sie vorüberflogen, schien in der Zeit nicht einmal vorhanden gewesen zu seyn. Man schwindelte, wenn man versuchte, sein Auge auf irgend etwas in der Nähe Befindliche fest zu heften. So muß der nächtliche Ritt gewesen seyn, auf welchem der gespenstische Wilhelm die an Gott und Vorsehung verzweifelnde Lenore mit sich fortführte.

Die Empfindung, welche das rasche Fortbewegen erregt, kann man eben keine unangenehme nennen, wenn auch der Luftzug etwas scharf ist. Man spürt ein in unmerklichen Zwischenräumen auf einander folgendes oder vielmehr andaltendes leichtes Stoßen, das ist Alles. Ehe man Vilvoede erreicht, welches 1¾ Lieues von Brüssel entfernt liegt, wird Anstalt zum Halten gemacht und die Schnelligkeit dadurch allmählig vermindert. Der größte Theil der Mitgefahrenen, namentlich zahlreiche Frauen, blieben hier, die meisten wohl mehr in der Absicht, bei einem der Restaurans sich etwas zu Gute zu thun, was den Hauptcharakter eines Sonn- oder Festtags konstituirt, als philanthropisch-philosophische Betrachtungen über das große Zuchthaus anzustellen, welches die Kaiserin Maria Thereſia, unter deren Regierung die von Karl von Lothringen verwalteten belgischen Provinzen so ruhig und glücklich waren, auf den Trümmern des alten Schlosses der Herzoge von Brabant erbauen ließ, wo die bekannte Dichterin, Madame Deshoulières, eine Zeitlang gefangen saß. Das erwähnte Korrektionshaus, welches übrigens ebenso wie das zu Gent vortrefflich verwaltet wird und musterhaft eingerichtet ist, und aus dem eine Menge nüzlicher Handarbeiten hervorgeht, verleiht dem ganzen Vilvorde einen eben nicht freundlichen oder ansprechenden Charakter, und es ist, als wäre die Luft drückend und das Athmen beengt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Während die Thüren geschlossen waren und man im Dunkeln saß, ließ sich plözlich unter den Bekannten eine fremde Stimme hören, die einige Worte sprach. Alle erschracken heftig, Sophie schrie laut auf und die Gouvernante flüchtete sich in der Angst und Zerwirrung auf den Schoß des Offiziers, der ihr zunächst saß. Es war wieder still, man glaubte sich getäuscht zu haben, dann sprach wieder die fremde Stimme und die Gesellschaft fuhr von Neuem auseinander. Die Thür ward aufgerissen, um Licht zu haben, und jezt zeigte sich die gespenstische Stimme als einem wohlbekannten Gaste zugehörend, der eben angelangt war und sich, die Stille und Dunkelheit benutzend, mitten in den Kreis eingeschlichen hatte. Diese freudige Störung verursachte, daß man nicht weiter an die Bilder dachte. Der Ankömmling war ein ältlicher Mann, doch lebhaft und beweglich, dem man es an den Augen ansah, daß er nicht gerne einen guten Spaß verdarb. Der Hausvater, dessen Jugendfreund er war, hatte ihn schon lange erwartet. Man nannte ihn den Kammerherrn. Er war es auch wirklich, doch das thut nur wenig zur Sache.

Nachdem man die erste Freude des Wiedersehens ausgekostet hatte, entstand die Frage, welcher Platz dem neuen Mitgliede der müssigen Leute angewiesen werden sollte. Es schien grausam, die Gouvernante und den Offizier trennen zu wollen, und dennoch mischte sich so boshafte Intrigue in's Spiel, es wurde so stark und von allen Seiten dahin gearbeitet, daß endlich, trotz seines heftigen Widerstands, der Offizier das Feld räumen mußte und der Kammerherr seinen Platz einnahm. Als dieser Triumph errungen war, sah man sich untereinander mit einem stillen, aber boshaften Lächeln an, das immer stiller und boshafter wurde, je näher es an den Offizier oder die Gouvernante kam. Der Kammerherr suchte sich, gleich einem Minister, der durch eine elende Kabale seine Stelle erhalten hat, so gut es gehen wollte, beliebt zu machen. Er bat daher, daß man nur da

Digitized by Google

fortfahren möchte, wo man bei seinem Erscheinen geblieben sey. „Wenn ich mich nicht täusche," sagte er, „so wollte man Tableaux darstellen?" — „O nein," entgegnete Franz pikirt, „etwas bei weitem Geistreicheres. Ich kann jene Tableaux nicht leiden, wo man gezwungen ist, halbe Stunden lang vor der geschlossenen Thür zu sitzen und endlich nach zahllosen Versuchen, nach Ausleerung von einem Dutzend Kleiderschränken und den mühseligsten Anstrengungen etwas zu Stande kommt, was mir jeder elende Kupferstich besser zeigt. Höchstens gewähren sie mir den Vortheil, daß ich ein hübsches Gesicht ungestört minutenlang anschauen kann, ohne daß es sich mir entziehen oder es als Unbescheidenheit auslegen darf. Von dieser Freiheit habe ich denn auch allemal Gebrauch gemacht und mich um das Uebrige herzlich wenig bekümmert."

Hausvater. O ich muß lachen, wenn ich an die Spiele, die in meiner Jünglingszeit Mode waren, zurückdenke. Küsse und immer nichts als Küsse; es war durchaus nichts Auffallendes, ein junges Mädchen zu sehen, das sich auf die Knie eines Herrn aufschwang und ihn auf die naivste Weise um eine Anzahl Küsse bat, die er ihr sehr dereitwillig gab, indeß der ganze Kreis herum zuschaute und sich nicht wenig ergötzte. Bei Austheilung der Pfänder und dem Haschen nach Plätzen flogen einem oft drei bis vier Schönen mit dem reizendsten Ungestüm in die Arme. Heutzutage würde man dergleichen sehr unpassend finden.

Sophie. Und mit Recht; die gesellschaftlichen Formen haben sich sehr veredelt.

Der Kammerherr. Es herrschte damals die durch Lafontaine eingeführte falsch verstandene Natürlichkeit. Alles war Einfalt, Liebe, Natur. Man konnte den holden Naturkindern unmöglich etwas übel nehmen, so wie man ihnen auch nichts versagen konnte. Doch, junger Freund, führen Sie uns nun zu den Ergötzlichkeiten Ihrer Zeit.

Franz. Das wird wohl kaum mehr möglich seyn, mein Famulus ist entsprungen.

Hausvater. Nun, so wollen wir nach dieser Ausschweifung wieder zu unsern Geschichten zurückkehren. Du, mein Freund, bist so weit herumgereist, Deine Dienstzeit hast Du immer anderswo als an Deinem Platze bei Hofe zugebracht, Du mußt nach dem alten Sprichworte auch viel zu erzählen haben.

Kammerherr. Wer kennt nicht die Vorgänge auf Reisen? sie sind zerstückelt und ungenügend. Der Reisende ist selbst eine fahrende Geschichte, die nie zu Ende kommt und an der sich gleichsam an den Rädern des Wagens hundertausend kleine Geschichten, Episoden anhängen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Alfred de Vigny. Scribe. Mad. Damoreau.

Alfred de Vigny's historischer Roman Cinq-Mars schreibt sich aus der Zeit der, als er noch im Dienste war. Dieser Roman war es eigentlich, der seinen Namen der Welt bekannt machte. Die Damen besonders waren entzückt, und baten ihn, doch noch mehr Cinq-Mars zu schreiben, eine Aufforderung, welcher der Dichter nicht entsprach; denn kein zweiter ähnlicher Roman erschien von ihm, dagegen Novellen verschiedener Art, und dies nebst Gedichten scheint sein Lieblingsfach; jedoch schreibt er bei weitem nicht so viel, als andere Modeschriftsteller, und sein Name findet sich nicht in einem Dutzend verschiedener Zeitschriften, wie der Name eines seiner Freunde, Emile Deschamps, welcher für die pittoresken Magazine, die Damenjournale, die Jugendschriften, die Almanache und für noch manche andere Sammlungen stets ein Gedicht oder einen Aufsatz fertig hat. — Scribe bleibt dem Theater getreu, dem er seinen Ruf und seinen großen Wohlstand verdankt, und wiewohl er jetzt gemächlich auf seinen Lorbeern, oder auf den Früchten derselben, das heißt, auf seinem schönen Landgute und in seiner Pariser Wohnung ausruhen könnte, so arbeitet er dennoch, als ob sein Ruf noch nicht gemacht wäre. So wird jetzt auf der Bühne ein Vaudeville von ihm, l'Octogénaire, der sojährige Greis, und außerdem ein großes Lustspiel für das Théâtre français angekündigt, in welchem Dlle. Mars, noch immer die erste Schauspielerin dieses Theaters, und man kann sagen, der gesammten französischen Bühne, eine Rolle übernehmen will. Vielleicht wird das Stück für sie eigentlich geschrieben, wie denn überhaupt die Dichter hier stets auf die vorhandenen Talente Rücksicht nehmen, und ihretwegen Charaktere und Personen schildern. In einer Zeitschrift wurde es neulich als Scribe's besonderes Verdienst herausgehoben, daß er die Schauspieler des Gymnase dramatique so genau studirt und ihren Fähigkeiten und Talenten, ja sogar ihren Charakteren und Eigenheiten Rollen angepaßt habe. Rücksicht hat er gewiß auf die vorzüglichen Schauspieler dieses Theaters genommen, wenn er neue Stücke dichtete; aber schwerlich hat er dies so weit getrieben, wie es in besagter Zeitschrift behauptet wird. Er würde alsdann wohl nur schlechte Stücke gedichtet haben, und sie würden an andern Orten kaum gespielt werden können. Ich möchte im Gegentheil behaupten, die meisten Scribe'schen Vaudevilles seyen von der Art, daß jede Truppe wenn sie nur nicht zu den schlechten gehört, dieselben leicht spielen kann; denn sie erfordern nur Verstand und ungezwungenes Spiel, und deßhalb werden sie auch überall, wo sich eine französische Bühne findet, mit Beifall gegeben. Man hat ferner in den Zeitungen angekündigt, Scribe bereite mit Auber eine Operette vor für das Auftreten der Mad. Damoreau auf der Bühne der komischen Oper. Diese Sängerin hat der neue Operndirector Duponchel auf der Bühne seines großen Theaters, dessen Primadonna sie war, diesmal nicht festgehalten, entweder weil sie ihre Forderungen zu hoch spannte, oder weil sie ihm nicht unentbehrlich dünkte, und sie hat, wie die Zeitungen melden, mit der Direction der komischen Oper einen Kontrakt geschlossen. Wahrscheinlich aber ist die ganze Ankündigung nur ein Kunstgriff ihrer Freunde, um den mächtigen Duponchel zur Reue

zu stimmen, und ihn zu bewegen, die von Mad. Damoreau gestellten Bedingungen einzugehen; denn eigentlich paßt die Damoreau auf keine Bühne besser, als auf die der großen Oper, und Duponchel würde Mühe haben, sie zu ersetzen, wenn sie forginge. Nur sie besitzt die Gunst des Publikums und versteht die Kunst, den neuen Operngesang vollkommen auszuführen. Die Gunst ihres Mannes scheint ihr nicht so sicher, wie jene; denn vor einiger Zeit erschien sie vor Gericht und führte Klage wegen der von ihm erlittenen Mißhandlungen. Der Mann war, wie es scheint, unzufrieden mit ihrem Betragen in der Ehe; allein sie deßhalb zu mißhandeln, ihr das Leben zu verbittern und ihre theatralische Laufbahn zu stören, das erlaubt die öffentliche Meinung und auch ein galantes Gericht keineswegs in Frankreich; dem Manne wurde daher sein Betragen verwiesen, seine Klage wegen der Aufführung seiner Frau abgelehnt und er zu den Kosten verurtheilt. Wahrscheinlich leben sie seitdem getrennt. Ich führe diese Thatsache nur deßwegen an, weil sie in den Zeitungen, wie alles vor Gericht Vorkommende, weitläufig erzählt worden ist; denn sonst ist es die Sache eines Berichterstatters nicht, das Privatleben der Schauspieler und ihre häuslichen Fata aufzudecken; er hätte allzuviel zu thun, und im Grunde würde es herauskommen, daß in dieser Hinsicht Paris nicht besser oder schlimmer ist, als diese oder jene andere große Stadt. Dg.

Haag, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Unter den Gemälden und Porträts unterschied man mehrere, der Aufmerksamkeit von Kennern ganz besonders würdige; zu diesen müssen gezählt werden die von W. Bing von Amsterdam, welche die Abtei Dryburgh, wo Walter Scotts sterbliche Reste beigesetzt liegen, Katisch, Amsterdam und Peter den Großen beim Maler L. Backhuysen vorstellen; von P. E. Christ, einem jungen Menschen von dreizehn Jahren aus Nymwegen: das Kloster bei dieser Stadt; von A. J. Conwenberg aus Arnhem: ein Landhaus mit einem kleinen Gehölze in der Gegend von Löwen, mit den Schützen van Damms, welche in Verfolgung des Feindes begriffen sind; von J. A. Beckhout aus dem Haag: Wilhelm der Schweigende, ermordet von Balth. Gerhard, und das Porträt des verstorbenen Oberbibliothekars C. Flament; von J. W. Gerstenbauer-Zimmermann aus Amsterdam: ein Ecce Homo nach Gaspard de Crayer; von van der Groen (Haag): ein Porträt in Basrelief von Michel Angelo; von F. L. Huygens (Haag): die Ankunft eines Flivootes von Scheveningen; von P. Jolly (Hoorn): eine Zeichnung von Simeon im Tempel, nach Rembrandt; von C. Kruysemann (Haag): das Bildniß einer jungen Dame mit ihrem Kinde, ein zweites und drittes weibliches Bildniß, das des Contreadmirals Meloille de Carnbet, eines Staatsraths und eines Dragonereoffiziers; von J. H. H. Lamers (Amsterdam): das Porträt des Königs nach dem Gemälde des Ritters Kruisemann; von G. J. Michaelis (Harlem): eine Ansicht vom Walde bei Harlem; von J. Mock: das Grabmal des Admirals Wassenaar van Obdam in der großen Kirche im Haag; von W. H. Pauly (Haag): Oldenbarnevelt im Gefängnisse, beschäftigt, seinen letzten Brief zu schreiben; N. Pieneman (Amsterdam): die Episode der Verwundung des Admirals Michael Adriaenszoon de Ruyter, ein männliches Porträt, sodann dasjenige einer jungen Vrouwfrau mit dem Sohne des Schließers; ferner Magdalene Moons, wie sie den Spanier Valdez durch ihre Bitten bestimmt, den Hauptsturm auf Leyden um drei Tage aufzuschieben; endlich die Fiskale der Generalstaaten, van Leenwen und Sylla, mit der Todesbotschaft von Oldenbarneveldt; H. Rochussen d. J. (Haag): Maria v. Reigersbergen in dem Momente, wo sie ihren Gatten, Hugo Grotius, beschwört, in einer Kiste sich seiner Haft zu Löwenstein und dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen; Radih Salet aus Java, dermal im Haag: ein Greis, im Mondscheine lesend, und ein männliches Bild; H. N. Siedurgh (Amsterdam): Herzog Albert von Bayern und Adelaide von Poolgeest, vom Grafen von Oostervant ausgekundschaftet, sodann die Enthauptung der Lady Jane Gray; D. J. Slayter (Amsterdam): die Versuchung des heil. Antonius, mit chinesischer Dinte gezeichnet; B. Taurel (Amsterdam): das Porträt Sr. Majestät des Königs, nach Pieneman; Gemälde; J. Texeira de Mottes (Amsterdam): ein Schneider, welcher nach dem zehntägigen Feldzug von 1831 seine Geliebte besucht; W. Verschuur (Amsterdam): eine Ränderscene aus Gildas; S. de Vletter (ebendas.): ein Soldat, welcher den Seinigen die bestandenen Abenteuer erzählt, und die Rückkehr eines Matrosen; J. J. van West (Amsterdam): eine griechische Familie, welche ihre Vaterstadt Parga verläßt; J. J. Enckhout (Haag): Abschied von Beyling; C. F. Krugee (Amsterdam): Jan Steen mit dem Bildnisse von Marie Herculens, welches K. de Moor angefangen, und welches jener seiner Gattin mit den Worten zeigt: „dies hier hat gefehlt!“ Endlich J. W. Pieneman (Amsterdam): die Kapitulation von Hasselt im Jahr 1831 und ein Porträt des Königs.

Mein folgender Brief wird eine Uebersicht des neuesten Zustandes der Literatur in Holland liefern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 275:
Der Schlaf.

Räthsel.

Es ist ein Jüngling, reich an Schöne,
Todt ist für ihn das Reich der Töne,
Die Farben sind ihm wohl bekannt;
Oft wird er in der Klosterclause,
Doch auch in manchem statt'gen Hause,
In Feld und Garten oft genannt.

Er weiß sich ritterlich zu wehren,
Will ihn ein plumper Feind versehren,
Dem Mädchen ist er zugethan;
Gern beut er ihnen seine hohen
Geschenke, weiß und roth und golden,
Wenn sie ihm zart und sittig nah'n.

Wie niedrig wird den Jüngling stellen,
Wer nach den spitzigen Gesellen,
Wer nach der Frucht den Werth ermißt!
Wie Dichtern dient es ihm zum Rahme,
Daß über Duft und Glanz der Blume
Man ihn sammt seiner Feuchte vergißt!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. November 1835.

Wenn ihr was vorzubringen habt,
Heraus damit! laßt euch nicht lange bitten.
Wieland.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Gut, zuletzt muß'es also einen wahren Knäuel von Abenteuerlichkeit geben, und in der That, ich kann einen bestaubten, weitherkommenden, mächtigen Reisewagen nicht ohne Entzücken ansehen, wenn ich ihn mir als eine fahrende Chronik denke, an deren Einband Tag- und Nachtgedanken, fremder, wunderlicher Baumschatten, Mondenglanz und farbiger Schimmer aus Pallastfenstern, kurz, der ganze Spuk einer weiten Lebensreise hängen. Und schaut dann der immer schaffende, ordnende Geist hervor, und ich sehe ein liebes, kluges, Antlitz mit frommen, bedeutsamen Augen, dann kommt der Wunsch, daß ich wohl gerne bei ihm säße, und wir fühen durch die Nacht, und die alten Sagen und summenden Mährchen spännen sich immer dichtee und fester um uns.

„Es geschieht auch wohl," sagte der Kammerhere, „daß einem solchen erfahrenen Reisenden des Platzes zu viel wird und er eine poetische Spaziergängerin vom Wege zu sich hereinladet, wo dann das Gewede um Vieles abenthenerlichee sich zu gestalten pflegt, als wenn er allein den Faden gesponnen hätte.

Hausvater (drohend). Alter Freund, du magst wohl manchmal seltsame Fahrten gemacht haben.

Kammerherr. Nicht so seltsam, als es den Anschein haben mag. In dem steten Wechsel liegt die größte Einförmigkeit. Ich weiß, daß mir oft die Anekdote beigefallen ist, wo ein ausgelassener Schwärmer, überdrüssig seines Treibens, sich entschließt, einmal etwas ganz Neues, Unerhörtes vorzunehmen, und dieses ist — einen Tag zu Hause zu bleiben! — Wirklich ist dieser Wunsch oft das Resultat der angenehmsten, begünstigtsten Reise.

Sophie. Bis dahin würde ich es jedoch nie kommen lassen.

Kammerherr. Und dennoch geschieht es, ohne daß wir es ändern können. Der Dämon des umschweifenden, ruhelosen Lebens bemächtigt sich unser, unablässig treibt er die Pferde des Wagens an, Städte und Länder fliegen an uns vorüber, und fern, ganz fern leuchtet ein stilles Asyl, ein friedliches Plätzchen, nach dem wir sehnsüchtig blicken, das wir aber nie erreichen.

Hausvater. Nun, Deine Geschichte, Freund — Deine Geschichte! —

Die ganze Gesellschaft bat darum. „Jetzt gleich?" rief der Kammerherr erschreckt; „unmöglich! Ich muß mich nothwendig erst sammeln, meine Erinnerungen ordnen."

Digitized by Google

Hausvater. O was für Umstände! Wir wollen ja keine Entdeckungsreise zu den Nilquellen, noch nach dem Nordpol; irgend ein einfaches, kleines Abenteuer, wie es sich allenfalls auf jeder noch so unbedeutenden Reise erleben läßt. Mache mich nicht ernstlich böse, Freund, mit Deinem Zaudern.

Kammerherr. Auch das kleinste Ereigniß will in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt seyn.

Sophie. So, mein Herr, Sie wollen also nichts erzählen, aber anhören wollen Sie, was man Ihnen in einer gewissen Folge und in bestimmter Anordnung erzählt? — O ja, aber Sie sollen sich verrechnet haben, wir wollen kein Wort weiter vorbeingen.

Hausvater. Was ist das? — völlige Anarchie und Empörung!

Sophie. Ei, lieber Vater, wir können ja den Rest des heutigen Abends mit einer Whistpartie hindringen.

Hausvater. Schönen Dank, und wo bliebe ich dann? Nein, ich will, daß man erzähle. Bin ich nicht der Hausvater und kann fordern? Wenn ich im Kreise herumblicke, so scheint mir in den Mienen unseres Gastes etwas zu liegen, das —

Ich. Das wie Gehorsam für Ihre Wünsche aussieht? — Allerdings. Wenn ich keinem Würdigern den Platz benehme, so will ich eine Erzählung vortragen, die mir eben beifällt. Man liebt heutzutage das Phantastische, Entsetzliche, aber man haßt zugleich die langen Vorreden; darum will ich mich sogleich an's Erste machen und das Zweite bei Seite lassen, oder vielmehr es an der kleinen Andeutung genügen lassen, daß man in der Geschichte finden wird, was man sucht.

In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts studirte auf der Universität zu Salamanka ein Jüngling, der Don Zerillo hieß und von einer angesehenen Familie aus Kastilien abstammte. Dieser junge Mann schien wenig Gefallen am Leben zu haben, er vermied die Zusammenkünfte und frohen Gesellschaften, verließ sein Haus nur zu den nothwendigsten Gängen und beachte die Tage, selbst einen Theil der Nächte, mit eifrigem Studiren zu. Nichts desto weniger hätte er Ansprüche an die Welt machen können, denn seine Gestalt war groß, sein Antlitz schön, obgleich ziemlich bleich, seine Stimme wohllautend; er sang zur Zither, trug mit Würde und Anstand Stellen aus den besten Dichtern vor, im Gespräch mit Männern hielt er sich weise, und Frauen wußte er zu begeistern durch die feinen Künste einer edlen Erziehung und eines gebildeten Geschmacks. Wenn Don Zerillo wollte, konnte er also liebenswürdig seyn, allein er wollte nicht, und so blieb er denn, in den finstern Mauern seines Pallastes eingesperrt, wie eine Eule sitzen, verspottet von seinen Mitgenossen, und kaum gekannt von den nächsten Nachbarn der Straße, in der er wohnte.

Eines Abends, als der Student sich auf einem einsamen Spaziergange befand, gerieth er in ein enges Thal, das durch hohe Felsen gebildet wurde, über welche herüber der Mond nur ein spärliches Licht gleiten ließ. Auf einem Rasenplatze blieb der Wanderer stehen und richtete seinen träumerischen, düsteen Blick vor sich hin; plötzlich stieß er einen Laut des Schreckens aus, denn dicht vor seinen Füßen lag das verzerrte Antlitz eines, wie es schien, todt dahingestreckten Menschen. Der Leichnam war in eine braune Kutte geschlagen, doch niegends war eine Spur von Verwundung oder Blut zu sehen, so daß man hätte annehmen können, der Arme sey in dieser schauerlichen Oede von Räubern überfallen und getödtet woeden. Während der Student noch diese Betrachtungen anstellte, kroch aus dem Gebüsche eine mächtige dickleibige Spinne heroor; sie hatte die Größe eines Hühnereis und lange, behaarte Beine, mit denen sie mit großer Geschicklichkeit über die Grashalme herüber voltigirte und einem geoßen smaragdgrünen Käfer zu Leibe ging, der eben aus dem Kelch einer Glockenblume schweefällig zur Erde niedergefallen war. Der Kampf, der sich zwischen diesen beiden widerwärtigen Kreaturen jezt entspann, wurde mit so geoßer Lebitterung und mit so vielen kleinen Kunstgriffen geführt, daß der Student darüber ganz den Leichnam vergaß, der daneben lag. Endlich gab der Käfer mit einem seiner grünen Flügelklappen der Spinne einen so starken Backenschlag, daß sie taumelte und einen kleinen Abhang hinabkugelte. In dem Augenblicke regten sich die wachsgelben, monddeglänzten Züge des Todten, er schlug die Augen auf und stieß einen tiefen, weitschallenden Seufzer aus. Der Käfer flog durch die Lüfte fort, indem seine kostdaren Flügel im Mondglanz wie zwei geüne Sterne schimmerten. — Zerillo sprang herbei, um den Mann aufzurichten. Es gelang ihm erst nach einiger Anstrengung, ihn auf die Beine zu bringen; er schien sehr schwach, seine Gestalt war vom Alter zusammengezogen, ein langer, greiser Bart floß zum Güetel nieder. Ehe er ein Wort sprach, stieß er noch zweimal jenen tiefen Seufzer aus und sah sich dann zweifelnd und forschend in der Gegend um. Sein Bewußtseyn schien nur langsam wiederzukehren. Endlich fragte er: „Freund, ich danke Dir, aber sprich, ist die garstige Spinne wirklich besiegt?“ — „Sie ist's,“ entgegnete der Student, „nach einem hartnäckigen Kampfe überwand sie der grüne Käfer.“ — „Gottlob,“ seufzte der Alte, „so habe ich ein hundert Jährchen weiter zu leben. Das Geschenk kann man schon annehmen; ich fürchtete in der That, es sollte nun für immer zu Ende seyn.“ Don Zerillo fragte nach der Erklärung dieser Worte und der ganzen Erscheinung; der Alte wollte Anfangs nichts

Digitized by Google

erzählen, dann aber schien die Erinnerung an den glücklichen Ausgang des Kampfes zwischen dem grünen Käfer und der Spinne ihn so freudig und zutraulich zu stimmen, daß er mehr sagte, als man Anfangs wissen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mecheln und die Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Bald darauf ging's weiter: im Nu waren wir der Provinz Brabant entrückt und befanden uns in der von Antwerpen. Das Land ist fast völlig eben, und kam dadurch der Anlegung der Eisenbahn von selbst entgegen. An einigen Stellen hat indeß der Weg erhöht werden müssen, an andern schneidet er in den sandigen oder lehmigen Boden ein, der sich zu beiden Seiten erhebt. So gelangt man, ohne daß irgend eine neue Physiognomie sich darbietet, nach dem Landungsplatze (wenn der Ausdruck gestattet ist) vor Mecheln. Die Flèche hatte 36 Minuten gebraucht; die vierstündige Entfernung soll aber gewöhnlich in 30 und noch weniger zurückgelegt werden. Die überaus vielen Menschen und der längere Aufenthalt zu Vilvorde hatten diesmal den Zeitverlust verursacht.

Eine Industrie führt die andern mit sich. Eine Art hölzerner Vorstadt hat sich schon an der Stelle gebildet, wo die Bahn beginnt. Ich zählte über ein Dutzend Cafés und Restaurans; ein Excuisinier du Roi hatte ein nicht unbedeutendes Etablissement eröffnet, wo nach der Karte servirt wurde; das Aushängeschild einer Baracke mit puppenmäßigem Balkon verkündete pomphaft Salons et cabinets de société für solche, die sich in ihren Vergnügungen nicht durch Unberufene stören lassen und ihr Glas Faro in Ruhe trinken wollen. Mehrere Eilwagen hielten auf dem Platze, um die zur Weiterreise Gesonnenen nach dem noch vier Stunden entlegenen Antwerpen zu führen; solchen Passagieren muß dann freilich auch auf der schnellsten Diligence das Fahren schneckenartig vorkommen. Doch Geduld, schon arbeitet man rüstig an der Fortsetzung der Bahn, und bald wird man in weniger denn einer Stunde den schönen Weg zwischen den bedeutendsten Städten des Landes zurücklegen können, während auch zwischen Lüttich und Brüssel, bei Tirlemont und Saint Trond, dies großartige Werk Fortschritte macht. Schon jetzt berechnet mancher eilfertige Tourist und überlegende Kaufmann die künftige Stundenzahl einer solchen Reise von Brüssel nach Paris.

Mecheln macht mit seinen geräumigen Straßen, seinen ansehnlichen und wohlerhaltenen öffentlichen Gebäuden, seinen von Wohlstand zeugenden reinlichen Wohnungen, seinen guten Mauern und Thürmen und der fruchtbaren, gartenähnlichen Umgebung einen angenehmen Eindruck, und rechtfertigt die Benennung Malines la propre, welche es gegen die frühere Malines l'heureuse eintauschte, die es dem im Jahr 1452 hier gehaltenen Kirchenjubiläum verdankt haben soll. Während in manchen Gegenden die Städte an Feiertagen einen ziemlich trübseligen Anblick darbieten, Häuser und Laden geschlossen, der fromme Theil der Bewohner in den Kirchen, die Uebrigen größtentheils an wenigen öffentlichen Orten zusammengedrängt, standen hier die meisten Thüren offen, und einer allmählich immer mehr sich verlierenden alten Sitte getreu, saß die Familie im Korridor oder selbst vor dem Hause und sah sich die Vorüberziehenden an. Die Straßen waren nicht leer, aber Einem, der plötzlich aus dem geräuschvollen Brüssel sich hieher versetzt fand, mußte es sehr ruhig vorkommen, wodurch indeß im Allgemeinen, so wie durch die größere Reinlichkeit, die Städte der nördlichen und westlichen Provinzen sich von den südlichen und namentlich den Wallonischen so sehr unterscheiden. Die breite, gerade Straße entlang, welche auf das altertümliche Brüsseler Thor zuführt, ging ich über die Brücke, unter welcher die Dyle strömt, nach dem Domplatz.

Die Kathedrale, dem heiligen Rumold gewidmet, ist eine der berühmtesten Belgiens, reich und großartig, wenn auch im Ganzen von minder schönem Verhältnisse als andere, namentlich was den Thurm betrifft, an dessen Bauart das Auge sich nicht sogleich gewöhnt, wenn man auch seine gegenwärtige Nichtvollendung in Anschlag bringen muß. Er erinnert an eines der wichtigsten Ereignisse der letzten Periode des Mittelalters, denn er verdankt seine Entstehung den bedeutenden Geldsummen, welche während des schon erwähnten Jubiläums einkamen, wodurch der Papst die Hauptstadt des zusammenstürzenden griechischen Kaiserreichs zu retten hoffte, die indeß schon im Jahre darauf in die Gewalt Mohameds des Eroberers fiel. Dicht unter seinem stumpfen Ende, das von einer Galerie umgeben und 350 Fuß über dem Boden ist, sieht man die gigantische Uhr, auf der man auch ohne Approchedrille entdecken kann, welche Stunde es ist. — Imposant ist die Façade mit dem prächtigen, tiefen Hauptthor und den sie schmückenden Statuen; von besonderer Schönheit sind die vielen reichverzierten Fenster im Spitzbogenstyl, welche das gewaltige Gebäude auf allen Seiten erhellen, und dem Ganzen kommt die günstige Lage auf einem geräumigen, an einer Stelle mit Bäumen bepflanzten Platze zu gut, welchen ansehnliche Gebäude und Wohnungen umgeben, zum Theil in altertümlichem Geschmack, mit Giebeldächern und Erkern, mit in Stein ausgehauenen Verzierungen, Rosetten und Thürmchen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 29ten November.

Eisenbahn. Theater. Institute.

Wir stehen am Vorabend eines großen Ereignisses. Die Eisenbahn ist fertig, der Dampfwagen zusammengesezt, und nächstens (es heißt, am 24sten November) wird man in acht bis zehn Minuten nach Fürth fliegen, während man bisher im schnellsten Fluge vierundzwanzig bis dreißig Minuten brauchte. Näheres will ich Ihnen erst mittheilen, wenn die Fahrt in geordnetem Gange ist und sich bewährt hat. Zwar wird von Vielen schon jezt vieles Vortheilhafte oder das Gegentheil gemuthmaßt und selbst geweissagt; allein ich bin durchaus kein Mann der Zukunft, so wenig als einer der Vergangenheit, vielmehr gehöre ich der Gegenwart an, welche triviale Versicherung jezt, wo Alle aus derselben hinausfahren möchten, nothwendig geworden ist. Vorläufig will ich daher nur aussprechen, daß ich die Errichtung einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth zwar nicht als die conditio sine qua non der Wohlfahrt beider Städte, auch nicht als das notwendig nicht Nichtzugeschehende betrachte — lezteres schon darum nicht, weil ich kein Neuschellingianer bin — aber ich halte dieselbe doch für etwas recht Nüzliches und selbst Rühmliches, was immerhin Anerkennung verdient, wenn sich auch Manches mit Recht gegen manche damit verbundenen Einzelnheiten sagen lassen sollte. Wird doch jedenfalls Fürth dadurch zur Vorstadt Nürnbergs herangezogen, und dadurch der Verkehr zwischen 15.000 und 40.000 Menschen ein unmittelbarerer und sohin erfolgreicherer. Wie manches Geschäft mehr wird nicht z. B. gemacht werden, das besser persönlich abgemacht und bei größerem Zeitverlust unterlassen wird? Und sollten solche Geschäfte auch nicht eben die großen seyn, so sind viele kleine Geschäfte eben so viel, ja für die allgemeine Wohlfahrt mehr werth, als wenige große. Ueberhaupt betrachte man unser Stückchen Eisenbahn nur als einen Anfang, der mit der Zeit nach Osten und Westen fortzusezen ist; dann wird sich seine Nüzlichkeit erst in vollem Maße zeigen. Wie? wäre das nichts, wenn unser Anfang sich einerseits nach Prag, anderseits nach Straßburg über Stuttgart und Karlsruhe fortsezte? Ich denke nur daran, wie man dann etwa die Weihnachtsfeiertage in Prag, die Osterfeiertage in Stuttgart zubringen und sich die Genüsse verschaffen könnte, welche z. B. die dortigen Theater darbieten; denn das unsrige wird und kann sich nie über die Mittelmäßigkeit erheben, was nur Theater vermögen, die eine besondere und beträchtliche Unterstüzung genießen. Unser Theater wird so zu sagen nur von fremden, ausgezeichneten Schauspielern und Sängern in Regsamkeit erhalten, die es nicht, wie Seydelmann, verschmähen, das hiesige Publikum, welches ausgezeichnete Künstler wohl zu schäzen weiß, mit ihren Darstellungen zu erfreuen. So wurden verwichenen Sommer Pellegrini, die Heinefetter, die Schröder-Devrient Breitting ꝛc. mit Entzücken und rauschendem Beifall gehört. Von ausgezeichneten Schauspielern wurden wir weniger besucht, schon darum, weil es deren wenigere gibt. Kunst, der es über sich gewinnen kann, an Einem Abend Karl und Franz Moor in Einer Person zu geben, möchte ich für keinen echten Künstler halten, was auch sein Hamlet beweist, den ich einmal von ihm gesehen habe, und den er vor lauter Effektmacherei gänzlich verfehlte. Möchte Seydelmann, wenn er wieder einmal reist, Nürnberg wenigstens als Station nach Prag nicht übergehen, und denjenigen, nicht unbedeutenden Theil des Publikums, dessen Beifall ihm nicht ganz gleichgültig seyn kann, durch seine Darstellungen an die Leistungen seiner ausgezeichnetesten Vorgänger auf der deutschen Bühne erinnern. Seit einigen Tagen gastirt hier Dem. Blal. Sänacrin bei der k. Oper zu Turin. Ich hörte sie als Sextus in der Clemenza di Tito, und obgleich ich diese Partie mehrere Male von der Schechner gehört, so befriedigte sie mich doch sehr. Die Stimme ist eine der reinsten und kräftigsten Altstimmen und, was bei dem übrehaud nehmenden Schreisingen nicht genug gelobt werden kann, wohlgeschult, gemäßigt und gehalten. Der deklamatorische Vortrag und die Aktion waren richtig und nicht auf Kosten der Musik — wie bei der Schröder-Devrient — vorherrschend. Gleichwohl bemerkte ich auch hie und da zu grelle Accentuation des forte und des piano. Auch sollte sich die junge, vielversprechende Künstlerin vor einer Neigung zum Kokettiren mit den untern Mitteltönen hüten, die, an sich stark und voll, wenn sie zu sehr markirt werden, etwas Hohles annehmen. — Herr Wilhelm Cramer, welcher uns schon im vorigen Winter mit einem Cyklus von Konzerten erfreute, hat auch in diesem Winter einen ähnlichen begonnen. Möge er fernerhin, wie bisher, jedes Konzert durch Produktion älterer, klassischer Kompositionen schmücken; er erwirbt sich dadurch ein Verdienst um Erhaltung eines bessern Geschmacks, der immer noch vorhanden ist, aber Nahrung haben will, wenn er nicht von der neuesten Galoppaden-, Walzer-, Spektakel- und Miraculmusik, in der oft eine widerliche Mischung von Uebersüßigkeit und affektirter Ueberkraft anzutreffen ist, übermannt werden soll.

Vor einiger Zeit, am 15ten und 29sten Oktober, fanden hier ein paar Grundsteinlegungen statt, nachdem beide Male die Gebäude selbst schon ein gutes Stück in Luft und Licht gewachsen waren; Der eine Grundstein galt einem neuen Gebäude für die hiesige polytechnische Schule, der andere einem Hause für eine landwirthschaftliche Armenschule. Die hiesige polytechnische Schule besizt zwar schon seit Jahren ein stattliches Gebäude; allein es fehlte bisher an Raum für Laboratorien und Musterwerkstätten. Unstreitig kommt auf Thätigkeit in diesen sehr Vieles, ja Alles an, wenn es sich um Verallgemeinerung höherer technischer Verfahrungsweisen handelt. Darum legt der Director der Anstalt, Herr Joh. Scharrer, mit Recht ein großes Gewicht auf diese Musterwerkstätten; nur müssen sie den wissenschaftlichen Unterricht nicht entbehrlich machen wollen. — Die eben gewähnte Landwirthschaftsschule ist ein Glied der hiesigen Kreis-Gewerbschule; doch steht sie unter der besondern Leitung des Herrn Dr. Weidenkeller, der viel Eifer für Hebung landwirthschaftlicher Kultur an den Tag gelegt hat. Er soll sich die berühmte Wehrlianstalt zu Hofwyl in der Schweiz zum Muster genommen haben, und das ist sehr lobenswerth. Möchte er nur auch zur Leitung der Armenknaben einen Wehrli finden! Dies wird Jeder, der den vortrefflichen Wehrli unter seinen Zöglingen einst wirken gesehen hat, für keine Kleinigkeit halten; denn ein Bauer von schlichten und einfachen Sitten und Bedürfnissen, ein kenntnißreicher, gemüthlich und vernünftig, nicht fein, aber vollständig ausgebildeter Mann, ein weiser, umsichtiger Lehrer und Erzieher in Einer Person seyn, das ist keine Kleinigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. November 1835.

Da freut' ich mich an Reflexionen,
Am stürmigen Hin- und Widerrutschen.

Goethe.

Mecheln und die Eisenbahn.

(Beschluß.)

Das Innere der, wie es heißt, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts begonnenen, erst im sechzehnten vollendeten Kirche, scheint mir dem Aeußern nachzusteden. Nicht daß es diesen Räumen und Wölbungen an Großartigkeit fehlte, aber der Styl des Baues ist minder edel, die Bildsäulen sind von keinem bedeutenden Kunstwerth, und es fehlt an interessanten Denkmalen und klassischen Gemälden. Nur vor einem derselben wird der Beschauer stehen bleiben: es ist eine Kreuzigung von Anton van Dyck in einer Kapelle zur Linken. Die Gestalt der trauernden Magdalena ist das Vorzüglichste in diesem Bilde und von großer Anmuth und Schönheit. — Besser bedacht mit Kunstwerken sind die Kirchen zu Sanct Johann und Notre-Dame, wo man u. a. Rubens wunderbaren Fischzug bewundert, eine der herrlichsten Kompositionen dieses großen Meisters, welcher die Gotteshäuser seines blühenden Vaterlands mit einem Schatze von Gemälden geschmückt hat, der noch jezt, nachdem in stürmischen und unglücklichen Zeiten manches weggenommen, manches verloren gegangen ist, unberechenbar genannt werden kann. Antwerpen, Gent, Brüssel, Alost, Lille, Löwen bewahren die kostbarsten Werke von der Hand dieses vielseitigen und unerschöpflichen Künstlers.

Für Mecheln wie für Brügge und Gent ist längst die glänzende Epoche vorübergegangen, wo unter halbrepublikanischen, Gemeingeist und Vaterlandsliebe fördernden Verfassungen, und dann unter der Vieles anregenden burgundischen Herrschaft, Gewerbe und Handel in ihrer höchsten Blüthe standen, und der reiche flandrische Bürger es mit Adel und Fürsten aufnehmen zu können glaubte. Hier wiederholte sich die Erscheinung der ewig denkwürdigen italienischen Freistaaten. Aber noch immer herrschen Thätigkeit, Industrie und Wohlstand in der hübschen Stadt, deren Manufakturen eine Menge geschäzter und vielgesuchter Artikel zu liefern fortfahren. Man kann sie überdies als den Hauptsiz oder Brennpunkt der kirchlichen Macht in Belgien betrachten: hier residiet der Erzbischof und Primas des Königreichs, hier ist die von einem Seminar unterstüzte sogenannte katholische Universität, welche unter der Regierung König Wilhelms nur mit dem größten Widerwillen das philosophische Kollegium zu Löwen duldete, und von der, so wie vom vielvermögenden Clerus überhaupt, großentheils die bekannte heftige, öffentliche und geheime Opposition gegen das von der niederländischen Regierung in Bezug auf das Unterrichtswesen befolgte System ausging, bei dessen Bekämpfung die katholische Partei, welche Gründe zu

Digitized by Google

Beschwerden sie auch sonst gegen die Regierung haben mochte, sich in den Augen der Unpaeteiischen so gewaltige Blößen gab.

Ich hatte mich ein paar Stunden lang in Mecheln umgesehen und dachte nun wieder an die Rückkehr. Vor den Thoren der Stadt war es lebhaft: längs dem Kanale, auf den mit Baumreihen besezten Wegen, unter den mit Früchten schwer beladenen Obstbäumen sah man eine Menge von Lustwandelnden aus allen Klassen, darunter viele Soldaten von verschiedenen Waffengattungen. Das belgische Militär ist glänzend uniformirt, am geschmackvollsten vielleicht die Artillerie, und der Einzelne macht sich recht gut; dem Ensemble aber mangelt die Haltung und die bisweilen vielleicht etwas peinliche Akkuratesse, woran man sich in einigen Ländern, namentlich in Preußen und Rußland, gewöhnt hat. — Die Cafés vor der Stadt waren mit Menschen gefüllt, die vor den Thüren stehenden Bänke und Stühle mit einer bunten Menge besezt, und Bier die dem Anschein nach beliebteste Labung. Kaum war ich auf dem Platze angelangt, wo die Eisenbahn für jezt ihr Ende erreicht hat und sich krümmt, um das Umspannen des Dampfwagens zu bewerkstelligen, so sah ich in der Ferne den dunkeln Zug herankommen, während neben mir eine Glocke das Signal gab. Die Erscheinung wuchs und wuchs, langgestreckt zog sich die schwarze Rauchsäule hin, in wenigen Augenblicken war das Ziel erreicht, Viele stiegen aus, Gepäck wurde abgeladen, Billette genommen, und bald war Alles wieder in Bereitschaft zur Rückfahrt. So geht es jezt sechsmal des Tags hin und her, wobei zwei Dampfmaschinen abwechselnd den Dienst versehen. Den großen Vortheil der Einrichtung wird man erst dann recht einsehen und berechnen können, wenn die Bahn bis Antwerpen geführt und der ununterbrochene Waarentransport, worauf so viel ankommt, möglich gemacht seyn wird.

In Vilvoede wurden die Wagen besezter. Die schöne, reiche Landschaft, an manche Rubenssche Bilder erinnernd, deren überraschende Naturwahrheit man nur dann in ihrem ganzen Umfange und Werthe erkennen und bewundern lernt, wenn man Brabant und Flandern gesehen hat, lag uns zur Seite, mit ihren angehend herbstlichen Tinten, welche dem ganzen Gemälde namentlich dann, wenn die Sonne sich senkt, so viel Wärme und Mannichfaltigkeit verleihen. Ein Theil der Stadt Brüssel dehnte sich vor uns aus, und nachdem der Zug gehalten und ich mich durch die Menschenmenge, welche dem Schauspiel zusah, durchgearbeitet, langte ich bald nach fünf Uhr zu Hause an und hatte zwischen Gouter und Diner zu Brüssel St. Gudula und den Pael besucht, eine Strecke von mehr denn vier deutschen Meilen zurückgelegt und dabei die Merkwürdigkeiten der guten Stadt Mecheln mit gehöriger Muße und Ruhe in Augenschein genommen. Alfr. Reumont.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

„Ich bin der berüchtigte Magier Cocumbo," sprach der Alte, „von dessen Weisheit und übernatürlichen Kräften Du wohl gehört haben wirst, Fremdling. Man erzählt nicht zu viel. Ich war nur ein gewöhnlicher Araber in der Wüste, als ich schon den Lauf der Gestirne beobachtete und aus ihren Konjunkturen Schlüsse zog; später auf einer Wanderung nach Egypten gelangte ich zu dem Glücke, der Schüler eines weisen Priesters zu werden, der in einer der drei großen mittäglichen Pyramiden saß und über unendlichen Schätze geheimen Wissens brütete. So wachsam und eifersüchtig er sonst die Verbreitung seiner Lehre zu verhindern suchte, so gnädig und herablassend zeigte er sich gegen mich, dergestalt, daß ich in kurzer Zeit, da ich mich auf das Eifrigste anstrengte, dahin gelangte, so viel und vielleicht noch mehr als mein Lehrer zu wissen. Mein Ruf verbreitete sich jezt und kam auch zu dem Ohr eures Königs Sancho, der damals eine Pilgerschaft in's heilige Land unternommen hatte; er forderte mich auf, in seine Dienste zu treten, und ich willigte ein, weil mich ein Durst trieb, fremde Länder zu sehen, unbekannte Völkerschaften zu beobachten und die Früchte meines Wissens zum Besten meiner Nebenmenschen auszutheilen."

„Weiser Cocumbo," bemerkte hier der Student, „sollte Dein Gedächtniß Dich hier nicht trügen? König Sancho, den Du willst gekannt haben, ist schon seit dreihundert Jahren todt." — „Was sind drei elende Jahrhundrete?" rief der Magier spöttisch, „hältst Du Dein Vaterland für so unbedeutend, daß Du glaubst, man könne sich auf so kurze Zeit darin nicht gefallen? Ich habe nie das schnelle Reisen geliebt und pflege mich immer an den Orten, die mir zusagen, einige Zeit aufzuhalten. Ob ich aber die hundert Jahre, die mir jezt eben zugeschieet werden, auch noch in diesem Lande zubringen werde, kann ich Dir so gewiß nicht versprechen, es gibt noch so Mancherlei zu sehen. Vor Allem will ich nach Padua gehen, um den berühmten Pietro d'Abano zu besuchen und mir von ihm das Wunderelixir zeigen zu lassen, welches Maximus Olybius in die Erde vergrub; von dort wandere ich gen Norden, um mir das Grabmal des Riesen Xenophus anzusehen, in welchem einige Steintafeln mit merkwürdigen Prophezeiungen sind gefunden worden; habe ich die gehörig geprüft, so besuche ich England, wo in einem alten Kloster die adeptischen Berechnungen des Hermes Teismegistus, des großen Meisters, sich befinden sollen. Du siehst, Freund, Beschäftigung genug für die armseligen hundert Jahre, die mir der grüne Käfer von der habsüchtigen, neidischen

Digitized by Google

Spinne erobert hat. — O junger Mann, beklage mich! trotz meines tiefen Wissens, meiner Macht über das Geisterreich und die Gesetze der Natur, unterliege ich immer wieder der despotischen Gewalt eines tückischen Dämons, der mir nach dem Leben trachtet. Er ist es, den Du in der Gestalt der dickbäuchigen, ekelhaften Spinne gesehen hast. Nach Verlauf von hundert Jahren erscheint er jedesmal, um sein Opfer zu holen; doch noch ist's ihm nicht gelungen, immerdar stellt sich ein guter Genius ihm im Kampf gegenüber und überwindet den Elenden, in welcher Gestalt er auch erscheinen mag. Obgleich ich immer vorher bestimmen kann, wann dieser Kampf stattfindet, so hat mich doch heute das plötzliche Erscheinen meines Todfeindes hier in der Wüste so überrascht, daß ich ohnmächtig niedersank und wie todt liegen blieb, also von dem ganzen entsetzlichen Kampfe, der dicht neben mir vorgefallen seyn muß, nichts wahrgenommen habe. Ich danke Dir nochmals für Deine Hülfleistung, junger Mann; kann ich Dir irgendwo in Deinen Geschäften von Nutzen seyn, so rechne auf meine Dienste."

Zerillo dankte für dieses großmüthige Anerbieten, indem er es zugleich mit Bescheidenheit ablehnte. „Ich wüßte nicht," sagte er, „zu welchem Zweck ich Eurer Hülfe bedürfte; mein Leben geht in Stille und Abgeschiedenheit ruhig dahin, ich kenne weder Wünsche noch Hoffnungen. Wollt Ihr mir die Ehre erweisen, in meiner Wohnung einzusprechen, und gestattet Ihr, daß ich hie und da von dem Schatze Eures Wissens etwas koste, so werdet Ihr mich dadurch überschwenglich belohnen." — „Wir wollen erwarten, was die Zukunft bringt," entgegnete der Magier. „Denkt für's Erste daran, daß ich Euch meinen Schutz zugesichert habe; wollt Ihr mich sprechen, so findet Ihr mich im nächsten Vollmond an dieser Stelle." Mit diesen Worten grüßte er den Jüngling und verschwand um die Ecke der Felsenwand.

Aus dem Gedächtniß des Studenten in Salamanka war der Magier Coeumbo, so wie der Kampf der Spinne und des Käfers bald schon verschwunden, so eifrig hatte er sich wieder in seine Studien versenkt, als ein neues Ereigniß ihn wieder aufschreckte und diesmal einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er ward nämlich verliebt — ja verliebt, und da begreift sich's wohl, daß die Bücher auf eine Weile bei Seite geschoben wurden. Es ist schon bemerkt worden, daß Don Zerillo eine schöne Stimme hatte; jezt, da er verliebt war, hatte er eine noch viel schönere; er rezitirte schon früher Gedichte mit Ausdruck und Geschmack, aber jezt rezitirte er sie mit Feuer und Begeisterung; ja er tanzte sogar den Bolero, was man nimmer hätte für möglich halten sollen. Und warum that er dies Alles? — um einem kleinen Geschöpfe zu gefallen, das allerliebste braune Augen hatte, einen lebhaften Gang, einen zierlichen Wuchs, sanfte, aber ziemlich bäurische Manieren, was durchaus kein Wunder war, da ihr Vater aus den Einöden der Batnecas herstammte, einer Gegend, die eine Gattung dürrer, lebhafter, braungrauer Esel lieferte, welche von den Bewohnern von Leon sehr geschäzt wurden, und unter dem Namen „dee guten Leute vom Gebirge" kursirten. Man kann nicht immer geistreiche Eltern haben, das hängt nur wenig von uns ab; aber was wir haben können, wenn wir es nur wollen, sind Tugend und gute Sitten, und die hatte sich die schöne Ines zu erwerben gewußt. Es war im Grunde wenig daran gelegen, daß ihr Vater mit jenen „guten Leuten vom Gebirge" handelte, und oft ganze Heerden von ihnen auf den Markt zu Salamanka trieb; die Liebe sezt sich über dergleichen Vorurtheile hinweg, und unser Student, wie gesagt, war verliebt; aber es ließ sich voraussehen, daß die alte kastilianische Familie, aus der er stammte, andere Gesinnungen aufstellen würde. Doch wer denkt immer an die Grillen alter Leute? Unsere Liebenden genossen jezt das Leben; Don Zerillo besuchte öfters wieder fröhliche Gesellschaften, die schöne Ines lernte in seinem Umgange gefühlvoll und zärtlich seyn, und Beiden kam es zulezt vor, als seyen sie für einander geschaffen. Man dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Kunstpreise. Ingres in Rom.

Im Oktober fand, wie in den vorigen Jahren, eine Ausstellung der gekrönten Preisstücke aus der Kunstschule statt. Die Académie des beaux arts, welche das Urtheil über diese Stücke zu fällen hat, war diesmal strenge gewesen; denn in der Malerei und Bildhauerkunst wurde kein erster Preis zuerkannt, sondern nur ein zweiter, welcher wiederum in einen ersten und zweiten zerfiel. Durch den Tod des berühmten Gros ist eine bedeutende Kunstschule eingegangen, denn er bildete ziemlich viele Schüler für die Geschichtmalerei; diejenigen, welche diesmal sich ausgezeichnet hatten, waren Schüler von Ingres und Soigniet, einem Künstler, der außerhalb Frankreich nur wenig bekannt ist. Jezt, da Ingres Direktor der akademischen französischen Kunstschule zu Rom ist, fehlt auch sein Unterricht und sein Beispiel hier. Aber wahrscheinlich werden Laroche, Scheffer und die andern Meister im neuern Style Schüler bilden und, den alten Akademiern zum Trotz, eine eigene Schule emporbringen, gegen welche sich der Kunstgeschmack der klassischen Herrn vergebens sträubt. Die Aufgabe der Maler war, einen Zug aus der biblischen Geschichte darzustellen, nämlich das Auflegen der Fischgalle auf die Augen des blinden Tobias. Es waren da mehrere niedliche Gemälde aufgestellt, jedes mit drei oder vier Figuren, nämlich dem alten, sizenden Tobias, dem das Heilmittel auflegenden Jüngling und dem Engel zur Seite; Einige hatten noch eine oder zwei helfende Personen beigefügt. Man sah diesmal keine so

häßliche Gestalten, wie in den vorigen Jahren. Das Meiste mochte den Schülern der Engel zu schaffen gemacht haben, da ihnen hier das Muster aus der Natur fehlte. Auch hatten sie ganz materielle Jünglinge abgebildet und ihnen Flügel angemalt. Es ist sonderbar, daß die Aufgaben der Kunstschule stets aus der biblischen und profanen alten Geschichte, nie aber aus der neuern gewählt werden. Von diesem Gebrauche wird man zuletzt doch abkommen, wie von so manchem andern Verjährten. Uebrigens wird man in Frankreich allmählich bekannter mit den morgenländischen Gestalten und Naturen, besonders seit der Eroberung Algiers, und ist daher auch besser im Stande, die Patriarchen und die altteſtamentariſche Welt darzustellen. Ich glaube, Ingres bedauert es, daß er sich hat nach Rom schicken lassen; es wird ihn dort die Langeweile überfallen; aber wahrscheinlich war er des vielen Geredes müde, das seine Malereien in Paris verursachten, Lob und Tadel durcheinander, und zwar beides gleich heftig. Für den großen Künstler ist es eine gefährliche Probe, zu solch widersprechendem Gerede Anlaß zu geben. Der Baron Gros hat die Schwachheit gehabt, das Ende seines Lebens einer solchen Lage vorzuziehen, und Ingres hat sich lieber nach Rom verbannt, um Ruhe zu haben. Das Lob erträgt man wohl, auch wenn es übertrieben ist; aber den übertriebenen Tadel, wer vermag den zu ertragen, wenn er so oft erneuert wird, daß das Lob beinahe darüber verstummt! Indessen hat auch die Lage eines Direktors der Kunstakademie zu Rom ihr Unangenehmes; Horace Vernet, der sich doch so bequem einrichtete als möglich, und bald nach Antwerpen, bald nach Algier reiste, hat die Erfahrung gemacht, daß auch zu Rom bei der Direktorstelle Unangenehmes mit der Herrschaft verbunden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnberg, den 19ten November.

(Beschluß.)

Literarische Fehde.

Die Fehde Menzels mit dem jungen Deutschland hat auch hier unter demjenigen Theil des Publikums, der sich für dergleichen interessirt, einige Sensation erregt und ein Ferment in die gesellschaftliche Unterhaltung geworfen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Ansichten zu vernehmen, die darüber hier, wie überall, laut geworden seyn möchten. Ein großer Theil hielt sich, wie das gewöhnlich ist, an die Schale, und sah darin weiter nichts, als einen persönlichen literarischen Streit. Diese gaben, da sie ohnehin das corpus delicti noch gar nicht kannten und aus Menzels Angriff nur wenig kennen lernten, diesem wegen der Identifikation der Personalität und ihrer literarischen Produkte Unrecht. Besonders mag sich in einigen, dem jungen Deutschland Sinnverwandten ein um so größerer Unwille über die Porträtirung Gutzkows geregt haben, als sie vielleicht fürchteten, der Steckbrief könne auf sie zu passen scheinen. Wenigstens geht es bei solchen Gelegenheiten Menschen, die ein ganz gutes Gewissen haben, in ähnlicher Weise, wie jenen Türken, von denen es in Uhlands schwäbischer Kunde heißt, da sie ihren Kameraden von einem schwäbischen Ritter in zwei Stücke gehauen sehen:

Und Jedem war's, als wird' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Andere dagegen von ernsterer Gesinnung erklärten sich sogleich für Menzels Sache gegen das junge Deutschland, und bedauerten nur, daß dieselbe nicht rein von Persönlichkeiten geblieben wäre, nicht bedenkend, daß bei solchen Dingen, wo es sich um sittliche und religiöse Interessen handelt, Person und Sache wenn nicht identisch, doch congruent sind. Später wurden von solchen, die mit eigenen Augen sehen wollten, die Wally und die Schriften gegen Menzel gelesen. Und obgleich sich bei der Lesung ergab, daß dieser sogenannte Roman Gutzkows viel zu barock gedacht und viel zu unanmuthig geschrieben sey, um irgend einen Menschen, der nicht schon nahe daran sey, an Geist und Gemüth Bankerott zu machen, gewinnen zu können, so leuchtete doch einerseits die Intention, das Christenthum, ja jede Religion und Sitte zu verhöhnen, fast Jedem ein, und anderseits, daß die liederliche Gesinnung eines großen Theils der Jugend in den wiegenden und sophistischen Raisonnements desselben eine quasi prinzipielle Befestigung finden werde. Denn daß irgend etwas Haltbares gegen Christenthum und Ehe, wie sie seyn sollen und seyn können, und auch öfter im Leben anzutreffen sind, als die Sceptis einer liederlichen Denkungsart zu finden vermag, in dem ganzen Buche gesagt worden sey, wird auch der nicht zugeben, der wohl weiß, wie oft Christenthum und Ehe nicht sind, was sie seyn können und seyn sollen. Vielmehr geht aus dem Buche hervor, daß der Verfasser, dem es an esprit nicht fehlt, doch nicht Gemüth genug besitzt, um das Wesen des Christenthums und die Heiligkeit der Ehe sich nahe bringen zu können. Ueberdies verräth er — man könnte zweifeln, ob absichtlich oder unabsichtlich — eine Unkenntniß der ewigen Grundsätze des Christenthums und eine allerdings bedenkliche Gedankenverwirrung, die ihn Wahrheit und Irrthum durch einander mischen, Widersprüche auf Widersprüche häufen läßt. Das mag nun freilich das Loos vieler ruhmanstrebenden Jünglinge des jungen Deutschlands seyn, daß sie von dem, worüber sie reden, nichts Rechtes wissen, und noch weniger darüber gehörig nachgedacht haben. Sie sind wohl meist noch in der Periode ihres Lebens, wo sie sich zu emanzipiren trachten, wo es in ihnen gährt und noch ungewiß ist, ob aus der Gährung ein süßer und feuriger Wein, oder eine saure Brühe werden wird. Und so könnte man sie ihrem Schicksale überlassen; allein man kann sie auch als die überretten Vorposten einer größern und respektablern Armee ansehen, die in Frankreich ihr Hauptquartier und in Deutschland mehrere detaschirte Korps zu haben scheint, und mit denen gewisse, noch immer sich spreizende philosophische Lehren in geheimer Wahlverwandtschaft stehen. Dann darf man auch nicht vergessen, daß viele retrograde Bewegungen in Kirchen- und Glaubenssachen auch den frivolsten Angriffen auf Sitte und Religion insofern Vorschub leisten, als diese in den Augen der Masse dadurch gerechtfertigt erscheinen. Wenn Ammons Idee der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion nicht beherzigt wird, wenn man bei dem Buchstaben kirchlicher Dogmen und selbst einiger Bibelstellen stehen bleibt, wenn man die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit und das Gebot der Liebe nicht so hervorhebt, daß im Lichte jener Lehre und dieses Gebotes alle übrigen erhellt und gesehen werden, dann steht zu befürchten, daß die frivolsten Lehren und Ansichten je länger je mehr Anklang finden dürften. — Das nächste Mal mehr Thatsächliches; doch sind Ansichten gegenwärtig auch Thatsachen, mindestens ihre Grundlage. — So eben vernehme ich noch, daß ein erster Versuch mit dem Dampfwagen gestern glücklich von Statten gegangen sey.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. November 1835.

Licht verschießt die heil'gen Pfeile
Weiter immer, lichter immer,
Ahriman sogar, der dunkle,
Wird zuletzt vergehn im Lichte.
Platen.

Magie und Liebe.

Von Gustav Pfizer.

13.

Die Thiere.

Den Löwen spoent ein Sehnen,
Zu suchen seinen Herrn;
Er sträubt die gelben Mähnen,
Es blizt sein Augenstern.

Er kommt daher gespeungen,
Er witteet Blut und Mord;
Er sieht das Paar verschlungen
Am blutgetränkten Ort.

Er leckt des Meisters Hände,
Die kalt und weiß wie Schnee;
Jezt kommt daher behende
Gelaufen Seiths Reh.

Es fürchtet nicht den Leuen,
Der an den Leichen ruht;
Es halten lang die Treuen
Bei ihren Todten Hut.

Dem Thier mit goldnen Mähnen
Schwillt drauf der Grimm zur Wuth;
Das Reh vergießt nur Thränen,
Der Leu will opfern Blut.

Das Reh, das zarte, schlanke,
Packt er in blindem Schmerz;
Er drückt die ehrne Pranke
Tief in des Thierchens Herz,

Fühllos, wie Männerliebe
Ein Herz zerreißen darf,
Das sich mit frommem Triebe
Ihm gläubig unterwarf.

Dann sinkt auch ihm die Mähne,
Dann schmerzlich laut er brüllt,
Und eine blut'ge Thräne
Sein großes Auge füllt.

Ist es dein Schatten, Reue,
Der nächtlich ihn bedeckt?
Ist es dein Stachel, Treue,
Der todt ihn niederstreckt?

Im thierischen Gemüthe
Wogt schwere, dumpfe Nacht,
Bis die gebundne Blüthe
Des innern Lichts erwacht,

Digitized by Google

Wenn wechselnd, Hüll' um Hülle,
Wie Schlangenhaut sich streift,
Und Weedelust zur Fülle
Der Geisteeklarheit reift.

Sein Innerstes entfaltet
In Wandlungen der Keim,
Und kehet dann vollgestaltet
Zu seinem Urquell heim.

14.

Der Sieg des Lichts.

Nummi, schmerzbetäubt, durchirrt die Nacht,
Unsichtbar ein Auge sie bewacht;
Eine Stimme, die sich nie verlor,
Flüstert mahnend, warnend ihr in's Ohr:

„Sieh, o Tochter, auf die schwarze Kunst,
Wecke nicht die unrein sieb'sche Brunst!
Deine Haut ist schwarz — o wehre nicht
Auch dein Herz dem reinen, weißen Licht!

Mit des holden Lichtes ew'ger Macht
Unterliegt im Kampfe doch die Nacht.
Zauberei, verderb'nd der Welt Gesetz,
Steckt sich selber nur das Todesnetz.

Gehe forthin gift'ge Wurzeln nicht,
Nimm nicht mehr bei Schlangen Unterricht,
Pflücke nicht die Frucht vom Upasbaum,
Reize nicht den Geist zum Sehertraum!

Deine Kunst bleibt fern doch ihrem Ziel,
Bittrer Ernst entkeimt dem feelen Spiel;
Weh der Ruie, die nur sieht bei Nacht,
Wenn einst ganz das Licht gewinnt die Macht!“

Namenloses Leid quält Nummi's Herz,
Unverstandnen Heimwehs Doppelschmerz;
Sehnet sie sich nach dem Mohrenstrand?
Nach der Geister lichtem Vaterland?

Schöner wiegt, mit Farben glänzend bunt,
Eine Blume sich auf dunklem Grund;
Freyer fliegt vom rauchgeschwärzten Haus,
Wenn der Frühling lockt, die Taube aus.

Aus des dunkeln Steins, der Schlacken Hast
Bahnt dem Gold den Weg des Feuers Kraft;
Tief im Abgrund nie ein Strahl versank,
Den zurücke nicht die Sonne trank.

Nimmer hört die heil'ge Wandrung auf;
Aufwärts, aufwärts geht der Geister Lauf!
Wenn erlöst der letzte Tropfen Lichts,
Sinkt verkohlt der Stoff zurück in's Nichts.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Eines Abends verirrten sich die Liebenden auf einem Spaziergange und gelangten in das einsame Thal. Die Einöde war diesmal weniger auffallend und schauerlich, der Mond hatte ein sanftes, mildes Licht und der Athem der Lüfte wehte kühlend und erquickend. Sie hatten über ihr bevorstehendes Schicksal gesprochen, und die schöne Ines sagte jetzt mit einem wehmüthigen Lächeln: „Sind es nicht Träume, die wir uns da ausmalen? werden denn Deine Eltern jemals in Deine Verbindung willigen mit einem armen Landmädchen? und wenn sie einwilligten, wirst Du selbst nicht einst bereuen, eine so unedene Wahl getroffen zu haben? Ach, in beiden Fällen wäre mein Tod gewiß!“ Den Studenten rührte so viel Liebe, und er erwiderte: „Nie, nie wird geschehen, was Du fürchtest, keine Menschenhand wird Dich mir entreißen, und selbst wenn der Tod es thäte, würde ich — ich schwöre es bei dem Licht des Mondes! Dich dem kalten Schoß des Grabes wieder entreißen.“ Er drückte sie heftig an seine Brust und schloß ihre bebenden Lippen mit einem Kusse. „Schwöre nicht so vermessen!“ rief Ines, „Du schwörst Unglück herab auf unsere Liebe! Wo gab wohl jemals das Grab ein schon erfaßtes Opfer wieder her?“ — „Der wahren Liebe,“ entgegnete Zerillo, „verschließen sich die dunkeln Pforten nicht. Stieg Orpheus nicht hinab in die Welt der Schatten, um seine Eurydice zu finden? wie, und was damals wohlthätige Götter zuließen, sollten sie heute verweigern?“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Ines bekümmert, „was die Götter damals zuließen, und wer die Personen sind, von denen Du sprichst; das aber weiß ich, daß der fromme Pater Bruno vor allen Werken der Zauberei warnte, und durch welche andere als durch diese kann geschehen, was Du begehrst?“ Zerillos Stirne verwölkte sich: „Du verstehst dergleichen nicht, Ines, nur wir Gelehrte sind im Stande, über Dinge von solcher Wichtigkeit zu urtheilen. Aber weßhalb an Tod und Elend denken? sind wir nicht frei, glücklich, und lieben wir uns nicht zärtlich?“ — „Gewiß!“ rief sie und schmiegte sich an die Brust des Geliebten; „laß uns diesen finstern, einsamen Ort verlassen, nur er gibt uns so unselige Gefühle und Ahnungen ein.“ — Man sieht, die schöne Ines zeigte nicht den leisesten Anflug von bäuerischen Sitten mehr, und sie war gewiß sehr liebenswürdig.

Kaum hatten sie den Ausgang des Thals erreicht, als schon das Unglück, von dem sie träumten, sie ereilte; um die Felsenecke sprangen vier bewaffnete und vermummte Männer hervor; zwei bemächtigten sich des Mädchens,

Digitized by Google

indeſſen die zwei andern Zerillos Widerſtand vereitelten und ihn gebunden mit ſich fortſchleppten. Der unglückliche mußte ſehen, wie die ſchändlichen Entführer mit ſeiner Geliebten davoneilten, ihn ſelbſt brachte man in die Stadt und in ſein Zimmer. Einer der Verhüllten trat mit ihm hinein und gab ſich ihm als ſeinen Verwandten zu erkennen. „Nichtswürdiger!“ ſchrie er dem armen Jünglinge zu, „Du warſt auf dem Wege, unſere Familie und Dein ganzes Haus zu beſchimpfen. Erkenne mit Dank, daß ich Deinen Schritten aufpaßte und Dich rettete, ehe Du vollends in die Fallſtricke eines Eſelhändlers aus Barkneca und einer luſtigen Dirne, ſeiner Tochter, fielſt. Beim heiligen Jakob von Compoſtella, wie arg kann doch das verwünſchte Studiren einem geſunden Kopfe mitſpielen!“ — Don Antonios, des Vetters, Rede war noch voll ähnlicher Bitterkeiten. Man mußte ſie ihm verzeihen, er war ein tapferer Soldat ſeines Königs, bei Belagerungen und Ausfällen zeigte er ſich ſtets als der Erſte, der Ruhm und der Stolz der Familie lag auf ſeiner breiten Bruſt, die mit unzähligen Orden bedeckt war; aber von den ſüßen Gefühlen eines ſchwärmenden Herzens wußte er nichts, nicht nach ſeinem Bilde hatte Cervantes den verliebten Schäfer Chriſoſtomus geſchaffen; mit einem Worte, es war ein Mann, gegen deſſen Gründe nichts einzuwenden war, und dem, da er als Familienabgeſandter handelte, der arme Zerillo ſich fügen mußte.

Die Folge von ſo vielen Widerwärtigkeiten war endlich, daß die arme Ines, wie ſie Anfangs gefürchtet hatte, nun wirklich ſtarb, und daß Don Zerillo gezwungen wurde, eine reiche Erbin zu heirathen, die zwar auch recht ſchön, aber lange nicht ſo ſchön wie die kleine Ines war. O, welche Nichtswürdigkeiten ſich das Schickſal oft erlaubt! Da haben wir nun ein ſchönes Mädchen, einen zärtlichen Jüngling, aber wir können ſie nicht verbinden, ſondern müſſen Unglück auf Unglück häufen und zuletzt mit einer Greuelſcene endigen. Nur Muth! die widerwärtigen, ſtolzen Verwandten ſollen auch ihren Theil bekommen! —

Während die Vermählungsfeierlichkeiten mit großer Pracht begangen wurden, ſchlich ſich der unglückliche Zerillo aus dem Palaſte in die ſtille Nacht hinaus. Ohne es zu wollen, betrat ſein Fuß den Eingang zum geheimnißvollen Thalgrunde, der ihm ſo ſchmerzlich ſüße Erinnerungen bot. Er wandelte den bekannten Plätzen vorbei, ließ ſich endlich erſchöpft unter einem dunkeln Cypreſſenbuſch nieder und erleichterte ſeine Bruſt durch Klagen und Thränen. Die Worte, die er noch vor wenig Wochen zu der Geliebten geſprochen, kamen ihm vermeſſen und thöricht vor, er fühlte, daß er mit Kräften geprahlt hatte, die er nicht beſaß. Jezt war dem Grabe ſeine Beute verfallen, und wie hätte man ſie ihm wieder entreißen mögen?

Noch in dieſe Betrachtungen vertieft, bemerkte er eine Spinne, die ſich langſam von einem Zweige über ihm herabließ. Der Anblick dieſes Thiers rief ihm plötzlich den Kampf wieder in's Gedächtniß, den er an dieſem Orte mit angeſchaut, und zugleich mit dieſem Bilde trat auch die Geſtalt des ehrwürdigen Cocumbo vor ſeine Seele. Er beſann ſich auf das Verſprechen, das Jener ihm gegeben, und daß er auf ſeine Hülfleiſtung dauen könne. Wenn es dem Alten Ernſt war um ſeine Bereitwilligkeit, ſo mußte er nothwendig jezt erſcheinen. Zerillo rief ihm mit lauter Stimme, ſo daß der hohle Klang des Echo's ſich an den einſamen Felſenwänden tauſendfältig brach. Endlich nach einer langen Stille rauſchte es im nahen Gebüſche, und aus der Niederung hervor trat eine dunkle Geſtalt, an der nichts ſich unterſchied, als ein langer, ſilberweißer Bart. Es war Cocumbo. Der Jüngling erſchrak über die Erſcheinung, obgleich er ſie ſelbſt herbeigerufen hatte; er faßte ſich jedoch ſchnell und rief: „Wir haben uns lange nicht geſehen, weiſer Cocumbo; warum biſt Du nicht zu mir gekommen, wie ich Dich bat, mir Unterweiſung und lehrreichen Unterricht zu ertheilen?“ — „Weil,“ entgegnete der Alte verſtimmt, „die Thorheit Dir Unterricht ertheilte, und Niemand zwei Lehrer hält, die ſich einander in ihren Grundſätzen geradezu widerſprechen. Ich wartete, bis Du aus Deinem Liebesrauſche erwachteſt, dann wollte ich mich bei Dir einfinden.“ — „So haſt Du den Zeitpunkt jezt gefunden,“ ſeufzte Zerillo; „ich bin erwacht, oder vielmehr, man hat mich auf das Grauſamſte erweckt.“ — Der Magier lächelte. „Du irrſt, mein Freund; Dein Rauſch iſt gerade jezt am hartnäckigſten, gleichwie die Kranken, die ſich ſelbſt für geſund erklären, am Schlimmſten im Fieber liegen. Du willſt Dir die Geliebte aus dem Grabe wieder heraushohlen, und das iſt das Zeichen, daß Dein Fieberrauſch die höchſte Spitze erreicht hat.“ — Der Jüngling wollte ihn mit einem verwundernden Ausruf unterbrechen, allein der Alte machte ein abwehrendes Zeichen mit der Hand. „Ich weiß Alles,“ rief er, „ich weiß auch, daß bei einer Sinnesart, wie die Deinige, vernünftiger Rath und Abmahnung nichts nützen; gib Dir alſo keine Mühe, mich zu belehren. Du willſt Deine Ines wiedererwecken? gut; aber haſt Du auch bedacht, daß die Bruſt, durch welche ſchon die großen Gefühle der Ewigkeit zogen, keinen Raum mehr hat für die kleinen Schwärmereien irdiſcher Leidenſchaft? Wirſt Du dem Auge, das ſchon den Vorglanz des Himmels ſah, mit dem Liebesblick gemeiner Zärtlichkeit genügen?“ — „Grauſamer Cocumbo!“ rief Zerillo. — „Still!“ nahm der Alte wieder das Wort; „ganz gegen meinen Willen habe ich ſchon Dir Vernunft gepredigt. Du willſt meinen Dienſt; ich habe ihn Dir verſprochen, und will ihn Dir

Digitized by Google

leisten. Hier, nimm dieses Täfelchen, es enthält eine kräftige Formel, die selbst hundertjährige Schläfer aus ihrem Bette zu rütteln vermag; lies sie langsam und mit gehörigem Ausdruck ab, daß kein Wort vom Nachtwinde verweht oder vom Mondlicht aufgesogen, oder in nordische Felsenspalten eingeklemmt wird, stelle Dich zu Füßen des Grabes, das Du suchest, und fange gerade mit dem ersten Glockenschlage der Mitternacht an und endige mit dem lezten. Während der Rede räuspere Dich nicht, sieh nicht um Dich, stottere und zische nicht, und lies nicht falsch. Beobachtest Du diese Gesetze auf's Strengste, so wird ein glänzender Erfolg Dich überraschen, verabsäumst Du jedoch nur eines derselben, so kann ich selbst mit all meiner Macht Dich vor dem Verderben nicht schützen, denn das Reich, mit dem Du es jezt zu thun hast, ist das alte, launische, tückische Reich, gegen das schon König Salomo oft vergeblich Krieg führte."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Die neue Kunstschule. Musikpreis.

Eigentlich sollte ein Direktor der Kunstakademie zu Rom die Schüler leiten und ihr Lehrer seyn; dies ist er aber nicht, sie arbeiten, wie es ihnen gut dünkt; höchstens sorgt er dafür, daß sie ihre pflichtmäßige Arbeit vollenden und nach Paris schicken. Er ist vielmehr ein Verwalter der Anstalt, als ein Lehrer der Schüler; freilich würde das Lehren nicht ohne Nachtheil seyn, da man zuweilen mittelmäßige Künstler als Direktoren nach Rom sendet, und ihnen diese Stelle bloß deßhalb gibt, weil sie einem solchen Institute vorzustehen wissen. Horace Vernet hatte große Noth mit den jungen Künstlern der Anstalt; weil sie heirathen wollten, dem Gebrauche nach aber nur Unverheirathete auf Staatskosten nach Rom geschickt werden, damit sie sich ganz der Kunst ergeben können. Er hatte daher ein neues Reglement vorgeschlagen, die Akademie zu Paris aber, deren Gutachten von der Regierung über diesen Plan gefordert worden war, und welcher vor aller Neuerung bange ist, hatte dasselbe verworfen, worüber Horace Vernet so böse wurde, daß er gegen die Akademie, wozu er doch selbst gehört, in einem Schreiben seinem Unmuth Luft machte. Die Sachen sind beim Alten geblieben, und man erfährt nicht, ob auch Ingres von der Heirathslust der Zöglinge der Anstalt so sehr geplagt wird, wie H. Vernet; vielleicht war es unter Vernets Direktorium nur eine Neckerei der jungen Künstler, um dem stets reisefertigen Vernet etwas in Rom zu thun zu geben. Bei der diesjährigen Ausstellung der Schülerarbeiten konnte man die Fortschritte des Baues der neuen Kunstschule bemerken, in welcher dieselbe statt fand. Seit vorigem Jahre ist dieser Bau schon bedeutend vorgerückt, und man hat jezt die Gewißheit, daß das Gebäude seinem Zwecke völlig entsprechen wird. Schwerlich wird das Ganze vor zwei Jahren vollendet werden, obschon beinahe hundert Arbeiter unaufhörlich daran beschäftigt sind. Der Styl der architektonischen Anlage und die ganze Einrichtung wird etwas Besonderes haben, was der junge Künstler Dübon wahrscheinlich den italienischen Gebäuden abgemerkt hat. Dazu kommt, daß man die vormalige Kirche des Augustinerklosters, auf dessen Boden die Schule errichtet wird, wie auch eine vom Schlosse Anet hieher gebrachte und während der Revolution aufgerichtete Façade mit in den Bereich der Anlagen gezogen hat. Die Kirche steht zur rechten Seite im ersten und größten Hofe und die Façade des Anetschen Schlosses in der Mitte. Zuvor diente sie als Eingang in den Garten; dieser Garten ist aber nicht mehr da, sondern auf dem Grunde ein großes Viereck mit einem innern Raume erbaut worden, und die Façade steht nun ganz vereinzelt wie ein Triumphbogen da; auf der Hinterseite hat man mehrere Statuen und andere Bildwerke aus dem Mittelalter und aus der Zeit der Wiedererneuerung der Kunst in Frankreich angebracht. Die Kirche soll, wie zur Zeit des unter den lezten Bourbonen aufgehobenen Musée des monumens français, welches sich in dem ehemaligen Kloster befand, wieder zur Aufbewahrung von Kunstwerken dienen. In dieser Kunstschule wird nämlich, wie ich bereits zuvor erwähnt habe, Manches zu sehen seyn, z. B. die seit vielen Jahren von der Akademie gekrönten Preismalereien und Bildhauerstücke, Abgüsse von in Frankreich nicht vorhandenen Statuen, architektonische Modelle in großer Anzahl und manche Ueberbleibsel des vormaligen Musée des monumens français. Die Anstalt wird große Summen kosten; allein nicht immer wird das von den Kammern bewilligte Geld so gut verwendet. — Mit den Preisstücken der bildenden Kunst pflegt in der öffentlichen Sizung der Académie des beaux arts auch die beste musikalische Komposition gekrönt zu werden. Diesmal ward diese Ehre dem Sohn einer sonst auf der Vaudeville-Bühne sehr gefeierten Sängerin, Madame Boulanger. Für diese, so wie für's Vaudeville-Theater sind die guten Tage längst verschwunden. Sie ist kränklich und lebt von einer Theaterpension. Mit der Komposition der zur Preisaufgabe gestellten Kantate ihres Sohnes, welche das Orchester und die Sänger jenes Theaters bestmöglich aufführten, war man allgemein zufrieden; wenigstens berechtigte sie zu Hoffnungen, ob der junge Mann diese erfüllen und dereinst ein guter Opernsezer werden, oder sich in Paris als ein Liedersezer umhertreiben und nicht höher kommen wird als so manche seiner Schulgefährten, wird sich in der Folge ausweisen. Alljährlich wird eine Kantate gekrönt; allein das ihr gezollte Lob verstimmt zuweilen, ohne daß der geringste Nachhall erfolgt. Schon deßhalb ist die Trauer um den zu früh verstorbenen Bellini so allgemein in Paris; ein Theaterkritiker im Journal de Paris macht es sich selbst zum Vorwurf, daß er früher den jungen Tonkünstler zu hart behandelt habe; wie schön, wie original erscheinen ihm jezt dieselben Kompositionen, gegen welche er sonst, da er das musikalische Genie des Tonkünstlers noch nicht faßte, so Manches einzuwenden hatte! O, wenn Bellini noch lebte, wie wollte er ihn loben und aufmuntern! Glücklicherweise hat es Bellini nicht an Aufmunterung gefehlt, und er ist sicher mit dem Bewußtseyn gestorben, daß die Mitwelt ihn schäzte und ehrte. Die reichen Besucher und Besucherinnen der italienischen Oper tragen jezt zu den Kosten eines Denkmals auf seinem Grabe bei, und ihr Schmerz wird durch die meisterhafte Darstellung seiner besten Stücke noch oft erneuert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. November 1835.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen;
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße.

Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Mailand, den 8ten September.

So schön Abends von unserem Balkon aus der Himmel in seinem ernsten Blau mit den freundlichen Sternen anzusehen war, so erquickend blieb es, in der Kühle an gleicher Stelle die Morgenluft einzuathmen. Nach dieser Stärkung war am nächsten Tage unser erstes Ziel wieder der Dom, den wir zu besteigen Anstalt machten. Der mühsame Gang ward auf's Beste belohnt, denn ein ähnliches Dach ist nicht leicht wieder zu finden. In je drei Absätzen, des Mittelschiffs und der beiden Seitengänge, hebt und senkt es sich allmählig und besteht aus weißen Marmorplatten, auf denen man wie auf breiten, niedrigen Stufen vergnüglich auf und ab spazieren kann. Hier steht man nun zwischen regelmäßig hingepflanzten Alleen von Thurmspitzen, die von dem Schiff und den Seitengängen schneeweiß (da die meisten seit Kurzem erst vollendet sind) mit ihren Märtyrern, Aposteln und Heiligen aufsteigen. Von dem Mittelthurme aus sieht man über die Stadt in eine reiche, wasserlose, immer grüne, unermeßliche Ebene, welche nur von der einen Seite durch die Berge, die den Comersee einfassen, begrenzt wird. Am Ende wurden wir's müde und stiegen hinab. Das Innere verwunderte und erfreute mich von Neuem, der Eindruck blieb immer derselbe, groß und freundlich, ja in seinem Ernst so lieblich, daß selbst ein modernes Walzer-agnus-dei, das der Organist zum Hochamt auf dem Flötenregister spielte, statt zu stören, mich erst vollständig in die rechte Stimmung brachte. Von hier aus ging ich in die Bildergalerie, um mir die Lieblingsgemälde dauernder einzuprägen. Am längsten stand ich wieder vor dem Sposalizio, und bewunderte heute vornämlich, wie Raphael in dieser Jugend schon, innerhalb ein und derselben Grundempfindung, dennoch durch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, Charakters der Individuen eine erschöpfende Totalität, wie sie in der vorgefühlten Situation liegt, mit der absichtslosesten Naivetät herauszustellen gewußt habe. Die ganze Auffassungs- und Ausdrucksweise erschien mir durchweg lyrisch, jede Gestalt mit sich und ihrem Innern sinnend beschäftigt; und ich nahm die Gelegenheit wahr, über den Unterschied des Lyrischen, Epischen und Dramatischen in der Malerei, worauf man bisher noch zu wenig die Aufmerksamkeit zu richten gewohnt ist, von Neuem nachzudenken. Auf dem Heimwege führte mich der Lohndiener zum Sign. Rocca, der angeblich einen berühmten Raphael besitze und zu verkaufen gedenke. Das Bild war eine heilige Familie und sollte von Spanien ganz übermalt hieher gekommen

seyn. Erst die Restauration hatte den darunter ziemlich wohlerhaltenen Raphael kundgegeben. Ein gutes Bild, doch jedenfalls ein Schulbild oder eine Kopie von einem Niederländer, wie ihrer viele vorkommen. Maria hebt den Schleier von dem schlafenden Christus weg, dessen Gestalt und Ausdruck im Ganzen unbedeutend ist, Johannes, herzugeeilt, betet kniend an, ähnlich dem Johannes in der vierge au linge im Louvre, nur mit süßlichem Ausdruck in den Augen. Besonders die Füße des Kindes und die Hand des Johannes ließen die Restauration erkennen, Marias Gesicht schien wenig berührt.

Nach einem so angestrengten Morgen fuhren wir Nachmittags, um die Stadt und nächste Umgebung kennen zu lernen, als es kühler zu werden begann, spazieren. Eine eigenthümliche Physiognomie hat Mailand nicht, außer dem Dom und den älteren und ältesten Kirchen wenig charakteristische Gebäude; an ausgezeichneten Palästen fehlt es im Ganzen; einige Straßen sind schön, viele aber eng; die älteren Häuser, hoch und schmal, haben meist nur zwei Fenster in jeder Etage, weit von einander abstehend, viel Balkone, bunt ausgziert, von lustigem Ansehen, die Dächer sind niedrig und ziemlich flach. Städtisches Gewühl entbehrt man nicht, doch ist es ohne Lebendigkeit, woran jetzt die Sommerhitze Schuld seyn mag, die Läden zeigen wenig Pracht, und so gibt das Ganze den Eindruck einer großen Provinzialstadt, die gefällt, ohne eine dauernde Erinnerung zu hinterlassen. Für Erhaltung der äußeren Ordnung und Reinlichkeit haben die Oesterreicher das Ihrige redlich gethan; auch sieht man noch jetzt viel Militär auf den Straßen, meist Kroaten mit ein und demselben breiten, gelben, backenknochigen Gesicht und kleinen Augen. Die schönste Straße ist der Korso. Dort wimmelt es von Fußgängern, Reitern und reichen Equipagen, nur die schönen Weiber vermißten wir. Die neue Passage ist höchst elegant, das Gefrorne vortrefflich; nirgend aber ging es lebendig zu. Ein faules Schlendern scheint besonders den Vornehmen zuzusagen. — Da heute die Riccische Oper wiederholt wurde, geriethen wir in eine schlechte Uebersetzung eines Vaudevilles von Scribe, das, mittelmäßig gespielt, uns über alle Gebühr langweilte. Ein Deutscher produzirte sich darauf als Affe mit den ekelhaft geschicktesten Verrenkungen der Arme und Beine. Recht mißgestimmt müde kamen wir nach Hause, und nur der blaue Himmel und die großen, stillen Sterne stellten mich wieder zu einem ruhigen Schlafe her.

Den 9ten Sept.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts sollte noch recht beschwerlich werden. Die Hitze war unerträglich, und wir hatten noch das berühmte Leonardosche Abendmahl nebst einigen alten Kirchen zu besichtigen, welche am Ende der Welt lagen. Raritäten zu sehen, war ich heute am wenigsten aufgelegt, da man sie genau betrachten und studiren muß, wozu die Zeit gänzlich fehlte; für die Kirchen hatte ich keine Augen, denn Schulter und Hals waren mir durch Nachterkältung so steif, daß ich den Kopf und Nacken nicht beben und wenden konnte. Das machte mich verdrießlich im kleinen Stil, nicht einmal großartig ärgerlich. So gab auch das Leonardosche Wandgemälde keine Ausbeute; nur Reste der Umrisse bemerkenswerth, das Meiste übermalt, besonders der Christuskopf, den Leonardo, wie die Sage geht, zu vollenden immer nicht hatte wagen wollen, was neuerdings keck überschmiert. Fast schien mir, als habe Niemand diese Ruine mehr sehen wollen, und so sey sie des Trinkgeldes wegen restaurirt. Nun folgten die Packgeschäfte, das Rechnen und Zahlen, und ich war froh, als ich endlich um fünf Uhr mit K. auf der Schnellpost saß, um nach dem Abschiede von den bisherigen Gefährten durch die Lombardei nach Venedig hinzurollen.

Im Wagen war die Gesellschaft wechselnd schlecht, dafür der Sonnenuntergang herrlich, das Farbenspiel durch's Rothe, Gelbe, Grüne in's Blaue unnachahmlich, die Nachtluft kühl und die Fahrt, wenn auch langsam, doch bei untermischtem Schlaf nicht allzu abspannend. Die Lombardei aber ist die langweilig fruchtbarste Ebene. Nichts als Mais, Weinstöcke mit dazwischen gestreuten Oel- und Nußbäumen, am Wege entlang kurzes Gesträuch, und nun immer dasselbe stets in der gleichen Weise fortdauernd, zum Ueberdruß wiederholt. Nachts fuhren wir durch das lebhafte, freundliche Bergamo, Morgens früh durch Brescia, wo ich während des Umspannens die ausgegrabenen Reste des Tempels des Mars in Augenschein nahm, ohne etwas anderes als zerbröckelnde Säulenschäfte zu sehen. Desgleichen gestaltlose Stümpfe und Strünke haben, flüchtig nach einer schlechtzugebrachten Nacht betrachtet, fast gar kein Interesse für mich. Mit ganz andren Augen begrüßte ich den schönen, blauen Gardasee, mit seinen gleichgeformten, milden Bergen, an denen wir auf dem Wege nach Verona vorüberfuhren. Hier hatte ich eine neue Kunstprüfung zu bestehen. Die Mittagshitze war übermäßig, in anderthalb Stunden fuhr die Post weiter, und doch durfte ich die Arena nicht unbesucht lassen. Im Geschwindmarsch mit einem Lohnbedienten und zwei kurzen Individuen, von denen ich in der Eil nicht herausbringen konnte, ob es Engländer, Oesterreicher, Schweizer oder Ferienstudenten aus München waren, ging es durch Straßen, Quergassen über sonnige Plätze vorwärts. Lies nach, was Goethe von der zweckmäßigen Anlage dieser Arena und des wohlerhaltenen Amphitheaters sagt; beschreiben kann ich sie nicht, obschon sie mir lebhaft vor Augen steht. Nun sollte es zu Gradmäßern gehen. Ich glaubte, es

seyen die berühmten der Scaliger, und schloß mich an, da der eine der Scaliger eine ziemlich mittelmäßige Poetik geschrieben hat. Wieder über viele heiße Plätze ging es im Trabe fort. Endlich standen wir vor einem ausgehöhlten Stein nach Art einer alten Badewanne, das sollte der Sarg seyn. Dann wurden wir in einen Gemüsegarten geführt zu einem gleichgültigen Baum; das sollte der Ort des Grabes seyn, und hier erst erfuhr ich, der Sarg sey Julias und Romeos, und drüber auch noch die Mauer, über die er in jener süßen Sommernacht kletterte, und ganz dieselbe wie im Shakespeare. Ich verwünschte im Ernste jede lezte Spur, die von Besichtigungsmarotte in mir war und mir das Mittagessen diesmal ungebührlichst schmälerte. Denn kaum angelangt, mußten wir wieder in den Wagen und fuhren fort und fort, immer zwischen Hecken und Maisfeldern, von schlanken und knorrigen alten Oelbäumen ringefaßt.

(Die Fortsezung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsezung.)

Bei diesen Worten empfing Zerillo eine kleine, schwarze Marmortafel, auf der deutlich und sicher ein lateinischer Spruch mit weißen Lettern geschrieben war, dessen Sinn er vergebens zu erforschen strebte. Der Magier, der das bemerkte, rief: „Begnüge Dich mit dem bloßen Ablesen der geheimnißvollen Worte; sie stammen vom berühmten Alfarabius her, der Arzt und Geheimschreiber bei einem der lezten maurischen Könige war. Der ehrwürdige Weise wollte durch sie seinen Freund und König, den ein plözlicher Tod dahingerafft hatte, wiederum zum Leben erwecken. Unglücklicherweise jedoch mußte es sich fügen, daß ihn, während er halb die Formel schon ausgesprochen, ein tückischer Husten befiel und dadurch der Leichnam des Königs, der schon mit dem Haupte aus dem Grabe empor sah, wieder starr zurücksank. Welch ein Verlust für unsere Kunst, daß die kostbaren Schriften jenes großen Alfarabius und des noch größern Avicenna sämmtlich verloren gegangen! Wie nichtswürdig handelt der Zufall, indem er solche Schätze verschleudert und dagegen die Werke eines Petrarka, die Gesänge einer hinverbrannten Zärtlichkeit, den faselnden Blödsinn eines Thoren aufbewahrt, die der Welt nur schaden, nie nüzen können.“

Der Student ließ den Magier über die Ungerechtigkeit des Zufalls schwärmen, und dachte nur daran, sich mit seinem kostbaren Geschenke schnell auf die Wanderung zum nahen Kirchhof zu begeben; denn es war zur Mitternachtstunde nicht viel Zeit mehr zu verlieren. Er nahm Abschied auf lange Zeit; denn der weise Cocumbo erklärte, daß er jezt nothwendig seine Reise zu dem nordischen Riesengrabe antreten müsse. Mit von Liebe und Sehnsucht beflügelten Schritten eilte er, den Kirchhof zu erreichen, auf dem man der schönen Ines eine Ruhestätte bereitet hatte.

Der Vollmond glänzte durch die bewegten Gipfel der schlanken Cypressen auf den stillen Raum nieder, den eine Anzahl Leichensteine und Grabhügel füllte. Ein Schauer durchbebte die Glieder des kecken Jünglings, als er sich jezt, mit der magischen Tafel im Busen, den zahllosen Schlummerstätten nahte. Er stand noch eine Weile an der Pforte des Eingangs still, als bedenke er, ob es nicht verwegen und strafbar sey, die aufzuwecken, die ein gütiger Gott in Schlummer gesenkt. Die Stille und Ruhe schien seine leidenschaftlichen Gefühle fast mit Gewalt zurückzudrängen. Ueberschreite nicht unsere Schwelle! schienen ihm Geisterstimmen zuzurufen, führe uns nicht zurück in ein Leben, das uns beleidigte und das wir verachten! — Umsonst ist die rührende Bitte, schon steht der Ruhestörer mitten unter den Gräbern, er sucht dasjenige heraus, welches den theuern Schatz birgt. Vor einem einfachen, hellglänzenden Steine bleibt er stehen; die Glocke des nahen Klosterthums schlägt an und läßt den ersten, dumpfen, feierlichen Ton über die Gräber dahinschallen. Dem Unglücklichen schwanken die Knie, doch faßt er allen Muth zusammen und beginnt seine Beschwörung. Er sieht sich nicht um, er räuspert nicht, er überspringt kein Wort; doch da die Glocke sehr langsam schlägt, so bleibt ihm Zeit, schnell einen verstohlenen Blick über die Tafel hinüber auf das Grab zu richten, ob sich der schwere Stein nicht schon lüfte. Da sieht er, o Schrecken! daß er sich in der Stelle geirrt habe, daß nicht seine Ines unter diesem Steine schlummere, daß er vor einem fremden Grabe stehe. Wie vom Blitz getroffen, wankt er, sein Gehirn droht aus den Fugen zu kommen, zu spät ist es jezt, den Platz zu ändern, mechanisch lallt er die lezten, noch fehlenden Worte der Beschwörung, und mit dem verhallenden Glockenschlage öffnet sich der Grund und — nicht ein schönes, bleiches Mädchen, nein, eine hagere, bärtige Mannsgestalt steht, in ihre Grabtücher gehüllt, vor ihm und schaut ihn mit dunkeln, gespenstisch funkelnden Augen an.

„Ich danke Dir, Freund, für diesen Dienst,“ hob eine raube Stimme zu sprechen an, „allein ich kenne Dich nicht; solltest Du vielleicht dennoch einer meiner Schüler seyn?“ — Der arme Zerillo vermochte nicht zu antworten; die Zaubertafel war ihm entfallen, und er lehnte ohnmächtig am nahen Baume. Die Gestalt fuhr nach einer Pause zu sprechen fort, indem sie mit den

Digitized by Google

dürren Fingern das verwirrte Haar an Stirn und Bart ordnete: „Sprich, junger Mann, sey nicht befangen; ich bin keineswegs so genügsam und übermüthig, als meine Feinde mir nachsagen, und wäre ich es auch, gegen Dich könnte ich's nicht seyn. Ach! wie feei, wie lustig es hier oben ist! welche schaefe Helligkeit! und doch ist's nur der Mond, der am Himmel steht, wie wird erst die Sonne leuchten und wärmen! Ich freue mich, wieder zu leben; komm, laß uns sogleich in die Stadt gehen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Musikalische Klatschereien.

Wer wird jezt den großen Meister Rossini fortsetzen, von dem nur noch einige Cavatinen und italienische Duette angekündigt werden? Donizetti, Marliani stehen weit hinter ihm und auch hinter Bellini zurück. Wie wäre es, wenn man sich in Deutschland nach einem Manne umsähe, der für die französische und die italienische Oper zugleich Musik setzen könnte? Aber vielleicht ist er in Deutschland eben so schwer zu finden, als in Frankreich. Und wie sollte man nun vollends einen so eleganten Jüngling wie Bellini ersetzen, welcher in den Salons bei den glänzenden Soirées gegen die Damen so gefällig, ja fast süßlich war, und auf allgemeines Verlangen die ganze Gesellschaft mit seinen Arien oder seinen Phantasiestücken ergözte und entzückte? Den deutschen Liederdichtern aber fängt man an, große Aufmerksamkeit zu schenken. Im vorigen Winter erhielten Schubarts Kompositionen lebhaften Beifall in den musikalischen Soirées; jezt macht Henri Blaze, der Sohn des Musikkritikers Castil Blaze, in einem hochtrabenden Aufsaze einer Zeitschrift auf die Dessauersche Musik der Uhlandschen Lieder aufmerksam, die er, wie er erzählt, irgendwo in einem Landhause gleichsam entdeckte, und die ihn entzückten, rührten und wehmüthig machten, wie der Abschied einer deutschen Geliebten, oder so etwas, oder noch viel mehr; denn Henri Blaze ist überaus fruchtbar an Vergleichungen, Bildern und Parabeln. Sonst habe er nur von Dessauer Ein Stück gekannt, le gouffre de pierre, das man vorigen Winter überall gehört habe, so daß man diesem nicht sehr bezaubernden Strudel nur mit großer Mühe habe ausweichen können. Dies habe ihm keine hohe Meinung von dem deutschen Komponisten beigebracht; aber jezt, da er dessen Melodien der Uhlandschen Lieder kenne, sey es ganz etwas anders; das sey echte lyrische Musik, das seyen vortreffliche Melodien zu vortrefflichen Liedern, das seyen... so geht es mehrere Seiten lang in einem fort, um den Leuten die Vortrefflichkeit der Dessauerischen Melodien vorzudemonstriren. Eine musikalische Zeitung macht sich dagegen einen Spaß daraus, die Eigenheiten berühmter Tonkünstler zum Besten zu geben und sie mit amüsanten Anekdoten zu belegen, deren Echtheit aber vielleicht nicht größer ist, als die so mancher andern in den Biographien und in der Welt umher laufenden Anekdoten. So z. B. könne Meyerbeer keine Kazen leiden, worin er also das Gegentheil von Chateaubriand sey, dem es außerordentliche Freude mache, Kätzchen springen und spielen zu sehen. Neulich sey Meyerbeer nach Scribe's Landhaus in seinem Kabriolet gefahren, um einige Tage in der Familie des berühmten Theaterdichters zuzubringen; allein kaum sey er abgestiegen und habe angefangen, mit Mad. Bayard, einer Nichte Scribe's, einen Spaziergang im Park zu machen, so sey er erblaßt und habe seinem Bedienten Befehl gegeben, wieder anzuspannen, um nach Paris zurückzufahren; man sey um seine Gesundheit besorgt gewesen, und habe ihn mit Fragen bestürmt, um zu erfahren, was ihm Unerwartetes zugestoßen. Da sey es herausgekommen, daß Meyerbeer Kazen auf dem Landgute entdeckt habe. Sofort seyen alle Individuen dieses Geschlechts bei Seite geschafft worden, worauf er dann wieder der heitere und gefällige Meyerbeer geworden sey, wie zuvor. Ferner erzählt die musikalische Zeitung, der Tonkünstler thue sehr geheim mit seinen Kompositionen, und noch jezt können die Sänger und Sängerinnen, welche in der „Bartholomäusnacht" zu spielen haben, ihre Rollen nicht ganz, weil der Meister einen Theil derselben noch verborgen halte. Zulezt erzählt dieselbe Zeitung, Jedermann wisse (ich muß aber gestehen, daß ich wenigstens nichts davon wußte), daß, als Meyerbeer kurz vor der ersten Darstellung der Oper Robert le diable erfahren habe, wie Herold, der Verfasser Zampas, eine Orgel in der Partitur dieser Oper anbringen wolle, er, um dies zu verhindern, sogleich in sein Kabriolet gestiegen und bei allen Orgelmachern in Paris vorgefahren sey, und ihnen nicht allein die bereits fertigen Orgeln, sondern auch noch alle angefangenen abgekauft, und sie dadurch außer Stand gesezt habe, vor sechs Monaten eine Orgel zu liefern. Nachdem der Tonkünstler auf diese Art 40 bis 50,000 Franken aufgegeben, sey er recht zufrieden wieder nach Hause gefahren. Obschon die musikalische Zeitung dieses mit der größten Zuversicht erzählt, so bin ich doch geneigt zu vermuthen, daß sie es selbst nicht glaubt; aber solch ein Anekdötchen nimmt sich spaßhaft aus und läßt sich angenehm wieder erzählen. Mit der Wahrheit oder auch mit der Wahrscheinlichkeit wird es dabei nicht so genau genommen. Von Auber, dem Verfasser der „Stummen von Portici," hat jene Zeitung keine so lustigen Züge aufzutischen. Sie weiß bloß von ihm, daß er sehr einfach bei seiner Mutter, der Wittwe eines Bilderhändlers, lebe, aber die schönsten und theuersten Pferde in seinem Stalle habe; der Stall sey das einzige Kostbare, was sich in seiner Haushaltung vorfinde. Vielleicht gibt man bald auch Anekdoten über die musikalische Bauerfamilie Grassi zum Besten, die sich hier noch in den kleinen Theatern umhertreibt, und nun wenigstens zwei Dritteln der Pariser Bevölkerung zur Schau gestellt worden ist. Dem fleißig Umherwandelnden und alle Schauspiele Besuchenden mag sie wohl ein Dutzendmal an verschiedenen Orten aufgestoßen seyn. Sie gefällt trotz ihres bayrischen und bäurischen Ansehens; denn sonst würde sie schon längst von allen Schauspielunternehmern verlassen worden seyn. Es ist schon etwas Auffallendes, daß sich diese Familie seit drei oder vier Monaten auf den verschiedenen Bühnen hält; während dieser Zeit sind manche neue Theaterstücke gefallen, um nie wieder aufzustehen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. November 1835.

Als die Erzählung nun zu Ende war,
Da gab sie mir zum Lohn ein Herr von Seufzern
Und schwur: „fürwahr, höchst seltsam, wunderseltsam!
Und rührend war's, unendlich rührend war's!"

Shakespeare.

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Der Auferweckte hob hiemit einen dürren Arm aus den Tüchern hervor, und diese Berührung schreckte den Jüngling aus seiner Ohnmacht auf und füllte ihn mit schauderndem Entsetzen. Er schleuderte die Gestalt von sich, indem er schrie: „Zurück in Deine Grube, Elender! nicht Dich habe ich wecken wollen! — Zurück, zurück, Gespenst, in den Schoß der Nacht, wo Du hingehörst!" — „Ah so!" rief die Gestalt, „ist's so gemeint? — Nein, nun ich einmal oben bin, steige ich nicht wieder hinab. Sieh hier, alberner Tollkopf, auf meinem Leichensteine steht mein Name, meine Titel, die bis ganz herunter reichen, weßhalb hast Du sie nicht gelesen? Ich bin der berühmte Doktor aus Bologna, der in einem geleherten Werke bewiesen hat, daß im Blute die Seele steckt, daß das Blut allein uns belebt und ernährt — ah, Blut, Blut! — Mich freut es, daß ich meine unsterblichen Untersuchungen, in denen mich der Tod unterbrach, jetzt ungestört wieder fortsetzen kann; noch drei Kapitel, und zwar die wichtigsten, blieben mir zu schreiben übrig. Komm, komm, auf meinem Schreibtische wird noch eine Schale mit Lämmerblut stehen; ich will sie trinken, ich bin durstig. — Ja, im Blute steckt die Seele! — Blut, Blut!" —

Zerillo sprang im Wahnsinn auf und packte die dürre Gestalt. „Zurück in Dein Grab!" schrie er, „zurück in Dein Grab!" — Sie kämpften jetzt Beide auf dem einsamen Kirchhofe, und der flatternde Leichenmantel des Doktors flog im Sprunge um die bleichen Monumente. Zerillo wollte ihn in die Grube zurückdrängen, doch mit all seiner jugendlichen Kraft vermochte er nicht über die schnellen, gewandten Wendungen seines Gegners zu siegen. Im dröhnenden Gestampfe flog der Kampf über die Steine und Hügel hinüber, endlich unterlag der Student, indem er ausglitt und stürzte. Der Fall und die Wuth seines Gegners kosteten ihm das Leben. Er war jetzt mit seiner schönen Ines vereint. Der Blutdoktor aus Bologna betrachtete noch eine Weile ruhig seinen erlegten Feind, dann fand er, daß es nöthig sey, um keine Zeit weiter zu verlieren, eiligst in die Stadt und in sein Studierzimmer zurückzukehren. Als er diesen Entschluß noch bedachte, fiel sein Blick auf die unheimlichen Gewänder, die seinen dürren Körper umflatterten. Unmöglich konnte er sich in diesem Aufzuge in die Straßen wagen. Er sann noch eine Weile, dann stürzte er sich plötzlich auf den todten Jüngling, entriß ihm Mantel, Kragen, Hut und Wamms, und nachdem er sie sich eilig angelegt, schritt er nun mit

stolzen Schritten über die Gräber hinweg und aus der Kirchhofspforte hinaus.

Man erinnert sich, daß im Schlosse von Zerillos Verwandten die Vermählung gefeiert wurde; es war also sehr natürlich, daß Boten ausgesendet wurden, um den Bräutigam aufzusuchen, dessen langen Spaziergang an einem solchen Abende man höchst unpassend und unhöflich fand. Ein Paar dieser Boten treffen vor dem Thore auf den gespenstischen Doktor, der gegen die kühle Nachtluft in seinen Mantel gehüllt haherwandelt. Sie lassen sich durch die Kleider täuschen, erkennen ihn für ihren Herrn und führen ihn in's Schloß, in's Brautgemach der harrenden jungen Gräfin. Sie ist schon in Schlummer gesunken, und das Ungethüm bedenkt sich nicht lange, die Stelle des Todten einzunehmen. Am Morgen darauf findet man die schöne Vermählte todt im Bette, am Herzen eine Wunde, die höchst wahrscheinlich der Doktoe aus Bologna verursacht hatte, um seine Beobachtungen über den Blutumlauf, gelegentlich auch seinen Durst nach Blut zu stillen. Man hat nicht weiter von ihm gehört; es läßt sich denken, daß er der Juquisition in die Hände gefallen ist, die ihn verbrannt hat.

Ich hatte meine Erzählung geendet, und die Stille, die während des Vortrags und eine Weile nachher herrschte, gab mir die Versicherung, daß man mir mit Aufmerksamkeit zugehört. Der Schluß brachte den größten Effekt hervor, der sich besonders auf dem Antlitz Sophiens und der Gouvernante abbildete. Die Letztere holte tief Athem, als sey jezt eine peinliche, ängstliche Katastrophe überstanden. „Ach, was für Gräßlichkeiten!“ rief sie, „aber das wirkt, das begeistert! Ich sehe das Scheusal leibhaftig vor mir, wie es sich aus dem Grabe aufwindet, mit glühendem Auge um sich starrend; dazu der einsame Kirchhof, der helle Mondschein auf den Grabmonumenten, und zulezt der wahrhaft teuflische Kampf, die mit grausiger Phantasie gemalte Gruppe des jungen, blühenden Jünglings mit dem entsezlichen Revenant! Aber gestatten Sie wohl, daß man Ihnen eine Bemerkung macht?“ — „Ich bitte darum.“ — „Wozu diese Scherze, diese Lächerlichkeiten, die durchaus nicht zum Gegenstande passen wollen? warum muß Ines die Tochter eines Eseltreibers seyn? was sollen ihre bäurischen Sitten, von denen doch wiederum nichts an ihr zu spüren ist? — Kann sie nicht ein durchaus edles Geschöpf seyn, meinetwegen arm, von dunkler Herkunft, aber edel? Auf diese Weise würde die Liebe des Schwärmers Zerillo auch besser motivirt seyn. Der alte Magier Cocumbo sagt ebenfalls Manches, was seinem Charakter und seiner geheimnißvollen Würde ziemlich entgegen ist; ich würde einige seiner Reden abgekürzt und dagegen die gräßlichen und fürchterlichen Partien in der Novelle mehr hervorgehoben haben. So müßte es einen großartigen Eindruck machen, wenn man das Kadaveröse an der Grabgestalt des Doktors schilderte, wie sich bei Lüftung des Grabes Moderduft über den ganzen Kirchhof verbreitet, oder Aehnliches. Er spricht von seinem Blutdurst, wie passend wäre es, wenn man ihn sich über den Körper des Studenten hinstürzen ließe, um seine ekle Lust sogleich zu befriedigen. O, ich fühle wahrhafte Leichenkälte bei diesen Vorstellungen, und alle meine Nerven beben!“

Sophie. Ich werde das abscheuliche Bild die ganze Nacht nicht los werden.

Ich. Wenn ich gefehlt habe, so ist's wenigstens nicht aus Mangel an Ueberlegung geschehen. Mit Absicht habe ich die zu grausen Schilderungen vermieden.

Gouvernante. Und weßhalb? Liegt nicht darin gerade der Genuß und der wahre Werth solcher Erzeugnisse, daß man sich durch sie von Grund aus die Seele aufregen läßt, das Liebliche, Edle, Rührende mit dem Teuflischen, herzzerreißend Gräßlichen und toll Phantastischen gepaart anschaut? — Denken Sie an Janin's todten Esel und an die Tänzerin Sara von Balzac.

(Die Fortsezung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Die Berge, welche Verona bald umschließen, verzogen sich bald, die weite Ebene ward immer gleichförmiger, die feinen Blättchen der Olivenbäume immer graugrüner, der Weg immer langweiliger, und leider dunkelte es bereits, als wir Vicenza erreichten. Doch blieb uns noch Zeit genug, auf den Markt zu eilen, der durch das große Rathhaus und mehrere Façaden Pallabios seinen Ruhm wohl verdiene. Das Lampenlicht aber ließ wenig sehen, und ich stellte mich nur durch die Betrachtung zufrieden, daß ich mir diesen Durchflug nicht als wirklichen Aufenthalt in Italien anrechnete. In Padua schliefen wir ein paar Stunden, da die Post nach Venedig erst um fünf Uhr Morgens weiter fährt. Diese Ruhe that Noth, denn solch ein staubheißer italienischer Reisetag streugt an. Längs der schmalen, kanalartigen Brenta ging es am nächsten Morgen in der gewohnten Weise vorwärts; nur die Landhäuser und kleinen Flecken, welche sich bis zu den Lagunen hinziehen, gewährten einige Abwechslung, und da Markt in Padua seyn sollte, gab die Landstraße durch Bauern, Ochsen, Kälber, Esel, Karren,

Digitized by Google

Wagen und doppelten Staub einen ganz belebten Anblick. Die Villen sind jedoch großentheils verfallen, von meist geschmackloser Bauart, die Gärten klein, und gewähren als Ruinen einer bessern Zeit nichts als einen traurigen Blick in die Armuth der Gegenwart.

Venedig, den 10ten Sept.

Nach einer gänzlich schlaflosen Nacht sitze ich hier als ein von Flöhen, Wanzen, Fliegen dergestalt Zerbissener, daß, wäre ich noch Kind und zu Hause, die Eltern schnurstracks zum Arzte schicken würden, der Masern oder des Scharlachfiebers wegen. Es ist schmachvoll und dennoch ist's. Damit Du aber wissest, wo mich dies Unheil betroffen hat, muß ich erzählen. Aus einem engen Gäßchen, in welchem etwa drei spannenbreite Wesen von meiner Statur anstoßend neben einander stehen können, geht eine niedrige, schmale Thür in die „Königin von England." Das ist unser nicht unberühmtes Hotel. Im Hofe arbeiten in offenen Werkstätten des untersten Stockwerks Schuhmacher, Schneider und ein emsiger Handschuhmacher. Der enge Hof führt zur offenen Haupttreppe, mit breiten Gypsfiguren mehr in Absicht auf Pracht, als auf Kunst geschmückt. Wir bewohnen im zweiten Stock ein mäßiges Zimmer, dessen eine Hälfte die Betten, die andere wir Beide mit Tisch und Sopha ausfüllen. Das Fenster hinter mir gibt die Aussicht auf die Rückseite eines im sechzehnten Jahrhundert gewiß nicht verächtlichen Pallasthauses. Wenigstens deuten die Pfeiler und Spitzbogen auf diese Zeit der Erbauung. Jezt ist es wie ein verwünschtes Schloß. In einem zerstörten Gärtchen steht ein einzelner Baum, die Fenster sind mit alten Brettern vernagelt, und doch scheint es bewohnt. Wenigstens sah ich so eben ein wohlangezogenes Individuum an die Thür klopfen. Es wartete lange, Niemand öffnete, verdrießlich ging es endlich weiter. Und dennoch ist Venedig ein namenlos herrlicher Winkel der Erde.

Sonnabend gegen zehn Uhr erreichten wir von Fusina her die Lagunen. Nun mußten wir den Wagen mit einem großen Boot vertauschen, um nach Venedig überzufahren. Noch war es nicht zu sehen; kaum aber bogen wir um die nächste Uferecke, so lag am äußersten Saume diese aus dem Meere heraus in's Meer wieder hineingewachsene Stadt in der Morgensonne mit Spitzen und Kuppeln langgestreckt da, Schwesterinseln und Städte um sich her, wohin der Blick nur irgend schweifte. Ein frischer Ostwind kühlte die Glut der Sonne, und ich trat auf's Verdeck. Jede andere Stadt unter diesem Himmel würde in solcher Entfernung als blauer Nebelstreif erschienen seyn; hier aber zum ersten Mal ging ich, was Nebel sey. Von dieser Klarheit der Luft und Schärfe der Umrisse bei allem Duft und Glanz des Lichts ist keine Vorstellung zu geben, das müssen die eigenen Augen sehen. Dabei sind die Farben hier nicht etwa an sich selbst lebhafter, als sonst wo, das Meer nicht grüner, der Himmel nicht blauer, die Wolken nicht silberweißer; wo aber in dieser ungeheuren Meeresebene, ihrem durchsichtigsten Wasserdust und widerglänzenden Spiegel nur ein Strahl dieser Wundersonne hinscheint, glüht Alles zu warmer Farbe auf und glänzt mit so intensiver Kraft, ohne zu blenden, so mild und tief, mit solchem Schmelz, daß hier, von früh an, so lange gemalt wurde, die größten Koloristen entstehen mußten. Das ward mir bald klar, als ich die ersten Böte, dann die ersten Gondeln gleich schlanken Wasserenten vorübergleiten sah, am Rande schwebend die Schiffer, halbnackt, mit weißen Hemden, sonnenverbrannt, aber in einer braunrothen Glut des Fleisches, von der ich Aehnliches selbst in Gemälden nichts gesehen hatte.

Von dem nächsten Eindruck, als wir durch viele Nebenkanäle in den Hauptkanal einfuhren, weiß ich nichts mehr. Man ist zu sehr in einer eigenthümlichst fremden Welt. Endlich waren wir, mitten in dieser „Biberstadt," schmutzig und bestaubt, im Wirthshause. An Wasser fehlte es nicht, und nach einer Stunde bereits befanden wir uns auf dem Markusplatze. Ein mäßig breites Oblongum, rechts, links die Prokuratie-Gebäude, im Hintergrunde die fünfgekuppelte, rundbogige, säulenschwere Markuskirche in ihrer orientalisch christlichen, malerisch bunten Goldpracht, breit, klar und verwirrt, wunderlich schön, zum Lächeln, wie zum Erstaunen reizend. Mit ihr in gleicher Flucht, gegen das Meer hin, als wir um die rechte Ecke des Platzes bogen, stand der Dogenpallast da, von einer Festigkeit und schwebenden Leichtigkeit, farbig, zierlich, einfach, und doch von so anmuthiger Seltsamkeit, als habe der geniereichste Dekorationsmaler zu einer mittelalterlichen Feenheidenoper ein orientalisch ritterliches, ehrwürdiges und reizendes Gebäude erfinden wollen. Der Blick auf den anspülenden, grünen Wasserspiegel, mit Schiffen und Gondeln bedeckt, S. Giorgio Maggiore und die Giudecca, in der Nähe der große Kanal, der sich durch die Stadt windet, links in der Ferne die grünen Laubgewölbe der Giardini publici — dieser Blick, diese Aussicht in ihrer ausgeprägten Eigenthümlichkeit versetzten mich plötzlich aus Allem heraus, was ich bisher noch erschaut. Und so lebten wir an dem heutigen Tage auch nur diesen Gebäuden und Fernen, dem Platz, den Kanälen, Straßen, dem Sternenhimmel und Gewühl, um durch die nöthige Gewohnheit so bald als möglich in dem Fremdesten heimisch zu werden. Es war der genußreichste Tag der Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Eisenbahn. Der Komet. Wintervergnügungen.

Die Ausführung der eingeleiteten Eisenbahn von Dresden nach Leipzig stieß sich, zu großem Mißvergnügen der eifrigen Betheiligten, früher noch immer an die Wahl der zu nehmenden Tour, hauptsächlich daran, ob der Weg auf dem rechten oder dem linken Elbufer der passendere seyn möchte. Bei der ungemeinen Wichtigkeit einer recht zweckmäßigen Wahl und den so mancherlei Vorzügen und Nachtheilen, welche beide, das rechte, wie das linke, Ufer für die Sache darbieten, würde eine vorzeitige, vielleicht später zu bereuende Entscheidung noch weit schlimmer als die längste Erörterung gewesen seyn. Nachdem nun der erwartete, in solchen Angelegenheiten vielerfahrene Engländer Walker endlich hier eingetroffen, so wurden sogleich mit ihm neue Ortsbesichtigungen vorgenommen. Das Ergebniß ist dahin ausgefallen, daß die Eisenbahn auf dem rechten Elbufer beginnen soll. Je länger die Erwägung dauerte, um so schneller soll nun auch der Angriff an vielen Stellen zugleich erfolgen. Zwei Hauptpunkten, eine Elbbrücke und ein Tunnel durch einen Berg, sind allerdings schwierige Punkte. Eine wichtige Erfahrung bietet ein erst vor wenig Tagen zu Nürnberg angestellter Versuch dar, weil er beweist, wie vortheilhaft auch Pferde auf den Eisenbahnen zu benutzen sind. Am 31sten Oktober legte ein mit dreiundzwanzig Menschen belasteter Wagen, von einem einzigen Pferde gezogen, den Weg auf der Eisenbahn von Nürnberg bis Fürth in sechsundzwanzig Minuten zurück, und brauchte sodann zur Heimfahrt nach Nürnberg, weil auf ihr mehrere, auf dem Hinwege mit dem besten Erfolge unternommene Versuche, dem Laufe des Wagens auf der Stelle Einhalt zu thun, wegfielen, nur vier-und-zwanzig Minuten. Die Möglichkeit, auf den Eisenbahnen neben der auch noch der Kräfte des Pferdes sich zu bedienen, würde besonders auf kurzen Touren und bei geringen Lasten von gutem Nutzen seyn. Nur müßte die Menschlichkeit das Amt einer Sachwalterin für die armen Pferde übernehmen.

Halleys Komet machte auch uns hier viel zu schaffen. Wir sahen seiner Ankunft bereits im Jahre 1834 entgegen, als er auf Einmal wieder abgesagt wurde, wie eine große Zauberoper mit Feuerregen und anderm Spektakel, wenn bei der Primadonna eine Unpäßlichkeit eingetreten ist. Desto gewisser aber sollte der große, uns Jetztlebenden allen noch von Person Unbekannte in diesem Jahre eintreffen. Das geschah nun auch allerdings und vermuthlich zur wahren Freude aller Sternkundigen. Aber, wie dergleichen zu geben pflegt, weil der Komet, vielleicht durch Alter und Erfahrung gewitzigt, seinen gewaltigen Schweif von vornaus eingezogen und seinen Glanz ungemein ermäßigt hatte, bezeigte ein Theil des großen Publikums Abends in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen ihm seine Unzufriedenheit ganz unverholen. Der Komet erschien diesen Zuschauern ungefähr wie die Werke manches großen Mannes: in öffentlichen Anzeigen und Kritiken geben sie oft einen ganz übernatürlichen Glanz von sich, der, wenn man die Werke selbst zur Hand nimmt, sich nirgends darin vorfinden will. Eines Abends jedoch wurde auf einem hiesigen Platze der Zuschauerhaufe immer größer, und dessen Satisfaktion über das diesmalige klare Licht des Kometen immer vollständiger. So meinte man, lasse man sich den Kometen allerdings gefallen, wenn auch freilich sein Schweif durch Zeit und Umstände gewaltig gelitten haben müsse, weil er ja kaum wahrzunehmen sey. Es wäre denn, bemerkte jetzt einer, daß das Baugerüst, hinter welchem der Komet hervorschielte, daran Schuld habe. Man fing bereits an, darüber ärgerlich zu werden, daß gerade hier ein neues Haus hingebaut worden, als es dem Sterne plötzlich einfiel, eine neue Bahn einzuschlagen. Wenig Augenblicke nachher löste sich das Räthsel dieser ganz ungewöhnlichen Naturerscheinung dadurch, daß es gar kein Stern, sondern das Licht einer Laterne gewesen war, die auf einem Balken im Innern des Baugerüstes gestanden hatte und eben weggenommen wurde. — Aus dem Jahre 1811 stammt ein Kometenwein her. Wenn auch der diesmalige Komet eine gleiche Auszeichnung nicht verdienen möchte, da, den neuesten Nachrichten nach, der Wein in gar mancher Gegend, sogar in dem damit so reichlich gesegneten Frankreich, wenig hat gedeihen wollen, so ist doch dem hiesigen durch den jetzigen Kometen wenigstens kein Abbruch geschehen. Vielmehr hat sich der Meißner Wein, nachdem er vor der Blüthe die reichsten Aussichten dargeboten, spätterhin aber fast gar keine Hoffnung auf Reifwerden übrig gelassen hatte, in den letzten acht Wochen so außerordentlich erholt, daß die Besitzer hiesiger wohlgelegener Weinberge alle Ursache haben, mit der Qualität, wie mit der Quantität des gewonnenen Mostes zufrieden zu seyn.

Die Wintervergnügungen fangen an, in dem hiesigen Tagblatte ihre herkömmlichen Rechte mit einer Art von Ungestüm zu reklamiren. Konzerte über Konzerte auswärtiger und heimischer Virtuosen; unter andern auch eines von dem hiesigen ausgezeichneten Flötenspieler Fürstenau, dessen an sich schon großes Interesse für alle Musikfreunde dadurch noch ungemein erhöht ward, daß der Künstler zu seinem Lokal einen so eben erst fertig werdenden Saal im Hotel de Saxe wählte. Dieser soll, seiner durch drei Stockwerke gehenden Höhe und Eigenthümlichkeit der Bauart und Verzierung wegen, ganz besonderer Aufmerksamkeit werth seyn, so daß der Wißbegier des eleganten Theils des Publikums dadurch ein neuer Reiz geboten wird. — Für unsere Bühne ist wacker gesorgt. Fräulein Bauer bewährt sich als ein in mannichfachem Lichte strahlender Stern. Dem durch Natur und Kunst gleich begünstigten, mit größtem Recht eine allgemeine Voeliebe genießenden Emil Devrient ist in dem nennaagirten Schauspieler Weimar ein sehr schätzenswerthes Talent an die Seite gesetzt, und überhaupt für zweckmäßige Besetzung der verschiedenen Rollenfächer Sorge getragen worden. In der Oper bemüht man sich, Alles zu thun, um die Abwesenheit der Schröder-Devrient minder fühlbar zu machen. Die Sängerinnen Heinefetter und Pixis, sehr willkommene Gäste, theilen sich in die Rollen der Vermißten, und finden in der Regel, sogar bei den für Letztere besonders Eingenommenen, vollständige Anerkennung ihrer Talente. Wie man vernimmt, ist die Sängerin Schröder-Devrient, nachdem sie in Pesth eine ungemein reiche Lorbeerernte gehalten, jetzt in Wien und noch unentschlossen, welcher von den Einladungen nach München und Venedig sie zunächst folgen soll. — Immer lauter werden die Wünsche für endliche Verwirklichung der nun schon so lange genährten Hoffnung auf ein neues Schauspielhaus. Von Zeit zu Zeit flackerten seither immer neue Hoffnungslichter dieser Art bald in dieser, bald in jener Form hervor, die später sich leider als Irrlichter erwiesen. Zum Frühjahre gewiß! tröstet man sich nun wieder. Dabei wird gewöhnlich der Wunsch nicht unterdrückt, daß im künftigen neuen Theater der Oekonomie in Rücksicht auf die fast unglaubliche Enge der Zuschauerplätze keine solche Tyrannei verstattet werden möchte, wie jetzt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. November 1835.

St. Marci ehrne Rosse noch erglüh'n,
Ihr Kleidgeschirr erglänzt noch in der Sonnen.

Byron.
Childe Harold.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 12ten Sept.

Gott sey Lob und Dank! die lezten Nächte sind besser vorübergegangen. Der erste Blick in den Spiegel zeigte zwar wieder neue rothe Punkte auf Stirn, Augen, Nase und Ohren, aber es war doch kein solches Brummen, Summen, Stechen, Brennen, Jucken ohne Ende gewesen. Auch sind wir getrösteter, seit wir erfahren haben, das sey im Monat September hier so des Landes Brauch, und besonders würden die Deutschen geplagt. Außerdem hatten wir uns auf's Kunstreichste geschüzt. Die Hauptnoth bereitet eine Art schrillend pfeifender Mücken, deren Gesang schon allen Schlummer verscheucht, ehe noch der Stich der geflügelten Schlangen verwundet. Gegen diese nun wehren wir uns folgendermaßen: hoch über unserem Haupte senkt sich eine Art Thronhimmel von Gaze bis zur Erde in dreiten Falten hernieder; vom obersten Kranze bis auf meine Ruhestätte hin steckte ich diese schmuzige Hülle so fest zusammen, daß selbst für keinen Mückenkopf Platz zum durchkriechen blieb. Das Ganze sah aus, wie ein österreichisches Schilderhaus. Das Schwierige besteht nur darin, von der Seite hereinzuschlüpfen. Denn zu dem hohen Bette hinauf gelangt man nur, wenn man den Stuhl besteigt, und gelüstet durfte das Heiligthum auch nicht werden; die Passage wollte geschickt benuzt seyn. Nach einiger Uebung wird es immer leichter gehen, und betrachtet man die ganze Veranstaltung zugleich als einen Transpirirkasten, so läßt sich für heiße Sommernächte Zweckmäßigeres nicht ersinnen. Das aber habe ich nachgerade gemerkt, wer die Behaglichkeit und Anmuth des Lebens genießen will, muß sich nicht eben die Lombardei zum Reiseschauplatz erwählen, und besonders Venedig scheint wenig in dieser Beziehung zu bieten; Wasser, Wein und Brod sind schlecht, die Luft im Innern der schmuzigen Stadt dumpfig, und nur Abends auf dem Wasser im Weiten und Freien erquicklich, die Cafés weder glänzend noch an Erfrischungen reich, und an öffentlichen Vergnügungen ist auch kein Ueberfluß. Am liebsten schlendert und sizt das träge, vegetirende Volk der Vornehmeren, während die Armen noch fleißig und angestrengt arbeiten, auf dem Markusplatze und gafft sich ohne zu reden an. Außer Gebäuden und Bildern wird mir wohl nichts als das immer neue Spiel der Farben und der goldigste Sonnenglanz übrig bleiben. Doch ich werde regelrechter erzählen müssen, wenn ich zu Rande kommen will.

Leider brachte ich nach dem Entzücken des ersten Eindrucks den Sonntag und Montag nicht auf's Beste zu.

Digitized by Google

Schon von Mailand her fühlte ich mich unwohl, so daß nur der stete Wechsel der Gegenstände, das Wunderbarste und Schönste, mich immer wieder anregen und aufrecht erhalten konnte. Am Sonntag früh wurde es schlimmer; die klare, intensive Hitze spannt bis zur Geistlosigkeit ab. Dabei konnte ich an keinem Flecke zu ruhigem Genusse haften bleiben; die Galeeien waren verschlossen, K., den eine genaue Bekanntschaft mit Venedig zum besten Führer hätte machen können, wußte nicht wohin, woher, womit beginnen und enden, brachte tausend Dinge in Vorschlag und nichts zur Ausführung, so daß eigentlich nur ein stetes Hin- und Wiederlaufen in der Mittagshitze übrig blieb, welches nur den Nutzen hatte, daß ich mich gerade durch dies träge Umherdrehen in einem engen Kreise von Plätzen, Straßen, Gebäuden unbewußt in ihren Charakter einlebte. Zum Mittelpunkte wählte ich die Markuskirche. Erholung und Erheiterung gewährte sie mir nicht; ihre jetzt verdüsterte Goldpracht beengte, die massigten Mauern, die bunten, dreiten Rundbogen drückten mich nieder. Wie in Byzanz sich das Christenthum in weltlicher Hofpracht über das verdumpfte Heidenthum hinwölbt, ohne zu reiner, freier Himmelsluft hinaufzuheben, so ist auch die Markuskirche das abendländische Gebäude solcher Mischung, als wäre der himmelhohe Heregott, zu dessen Dienst sie gebaut ist, eine Art griechisch-römischer christlicher Kaiser. Stelle Dir ein griechisches Kreuz als Grundform vor, im Mittelpunkte und in den vier Flügeln auf dreiten, viereckigen, unverzierten, säulenlosen Eckpfosten mäßig hohe Kuppeln, darunter auf allen vier Seiten dreite Rundbogen massigt hingeschlagen, das Ganze vergoldet, durch die Zeit und den Opferrauch der Spezereien gebräunt; in den Kuppeln, an den Bogen, überall Riesenmosaiken, farbig, doch eine versteinte Malerei, oft finster mehr als erhaben, die ältesten ohne Farbenpracht mit hagern, etwas gräulich blassen, aber ernstewigen Gesichtern; außer Christus und Heiligen häufig Scenen aus der Passionsgeschichte, hin und wieder wohl mit dem Bestreben eines menschlich individuellen Ausdrucks, doch ohne das Erstrebte zu erreichen. Die späteren nehmen mehr den jedesmaligen Charakter der Malerei ihrer Zeit an, und lassen sich in dieser Höhe von sonstigen Deckengemälden kaum unterscheiden, wie denn auch Tintoretto und Titian zu vielen die Kartons geliefert haben. Das ganze Gebäude, den hochaufstrebend hingestreckten Schiffen, dem erhabenen Chor, den hohen Kreuzflügeln gegenüber, wie sie das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert immer leichter emporwölbte, ist eng und dumpf, ohne eigentliche aufathmende Sehnsucht zum Himmelreich, das hier mit orientalischem Pomp umdängt, götzenartig, allem Bunten zum Trotz, doch ohne Heiterkeit diesseits dasteht, schmeichelt und droht, und doch die Sehnsucht nach den lichten Säulenhallen und klaren menschlichen Göttern des Alterthums nicht beschwichtigt. Stelle Dir diese Bogen und Kuppeln, und dazu eine schwüle Luft, einen gedrückten Sinn recht lebendig vor, und Du wirst ohngefähr ein Bild des Eindrucks haben, den ich mit hinwegnahm, als ich heraustrat. Von Außen der läßt sich's schon heiterer an: Thür neben Thür, Rundbogen darüber, Mosaiken, Gold, Farben, Säulenreihen und Bogen über Säulen und Bogen, schwer verziert, gedrückt gleichfalls, aber doch bequem hingestellt, und nicht ohne Thürmchen, Säulchen und Heilige, welche noch im sechzehnten Jahrhundert scheinen in Gold geschimmert zu haben, bis dann endlich die Kuppeln das Ganze schließen; Alles zum Theil von schönster Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die müssigen Leute auf dem Lande.

(Fortsetzung.)

Sophie. Ach ja, die Tänzerin Sara, die von ihrem Vater, einem alten Juden, während eines Ballets von der Bühne herunter dem Teufel überantwortet wird.

Alfred. Das Stück Elennshaut ist auch eine niedliche Erfindung, das immer kleiner wird, je mehr der Besitzer alberne und unmögliche Wünsche thut.

Ich. Diese Erfindung ist doch vielleicht nicht ganz ohne Ironie. Mit der Elennshaut könnte die neue französische poetische Schule gemeint seyn. Das wunderbare Fell scheint unverwüstlich, aber dennoch schwindet es unmerklich bei jedem neuen, tollen Gelüste der Poeten, bei jeder neuen, hohlen Erbärmlichkeit zusammen, und wird plötzlich unter den Händen verloren seyn, während die Thoren es noch für die Ewigkeit haltbar glauben. Es lassen sich nun doch mehr und immer mehr Stimmen gegen die Herrschaft dieses verzerrten Geschmacks vernehmen.

Gouvernante. Verzerrt? — dem widerstreite ich, eine Verzerrung kann nie wahrhaft erfreuen.

Hausvater. O ja doch, ich liebe leidenschaftlich die Karrikatur.

Ich. Als Zerrbild, gut, allein wenn Jemand sich angelegen seyn läßt, Ihnen immer wieder solche unglückliche Mißgestalten vorzuführen, wenn er Ihnen zum Ueberdruß wiederholt, daß diese Wackelbäuche, diese spitzigen, langen Nasen, diese dreiten, zerplatzenden oder spindeldürren Figuren die einzigen wahren, echten Menschen seyen, daß es neben diesen keine oder nur sehr wenige Ausnahmen gebe, was würden Sie zu einem solchen Menschenkenner sagen, und wie lange würden Sie ohne Abscheu diesen Thorheiten zuschauen?

Digitized by Google

Hausvater. Schon gut, ich machte den Einwand bloß, um nicht ganz still zu schweigen. Es ist mir nicht im Mindesten um einen Disput zu thun.

Sophie. Man dürfte also, nach jener Ansicht, nie das Reich des Phantastischen, Gräßlichen zu betreten wagen?

Ich. Doch wohl, wenn man fühlt, daß man über dieses Reich herrscht, nicht aber von ihm beherrscht wird. Die Herrschaft jedoch geben wir kund, indem wir künstlerisch ordnen und mäßigen, das rein Fratzenhafte und Gräßliche, wenn es sich nicht ganz umgehen läßt, mit einem mildernden Lichte beleuchten, die Ironie, den Scherz zu Hülfe rufen, damit wir und unser erhöhtes Gefühl nicht den rohen Geistern der bloß sinnlichen Affekte anheimfallen, die mit uns ohne Schonung auf die Schlachtbank eilen würden.

Hausvater. Ach Gott, das schmeckt nun schon wieder nach einer Abhandlung.

Der Offizier. Was ich an der Erzählung zu tadeln habe, bezieht sich nur auf die Gestalt des Don Antonio, von dem behauptet wird, daß er die ganze Brust mit Orden besetzt gehabt habe. Schwerlich waren diese Ehrenzeichen, wie man sie heutzutage trägt, damals schon Mode. Wie wir auf alten Bildern sehen, trug man große goldene Ketten, etwa mit Schaumünzen versehen.

Sophie. Nun gut, so hatte Don Antonio keine Orden. Er verdient sie auch allerdings nicht, da er sich so abgeneigt allem Hochsinne und aller edlen Gesinnung zeigt. Was den Doktor von Bologna betrifft, so soll diese fürchterliche Figur wohl einen Vampyr vorstellen?

Ich. Ich will es nur angedeutet haben.

Sophie. Ach, Sie haben Recht; es wäre auch zu grausam für unser Gefühl gewesen, derlei Geschöpfe noch genauer zu porträtiren. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, dem unglückseligen Doktor eine gewisse Individualität zuzuschreiben. Dunkles, krauses Haar, eine hohe Stirne muß er gehabt haben, eben so blitzende Augen; die bleiche Gesichtsfarbe versteht sich von selbst, eben so sind hochrothe Lippen unerläßlich, dann schöne Hände, auf einem Finger ein Ring mit einem Rubin, die Kleidung schwarz. O, liebste Gouvernante, erinnern Sie sich jenes Engländers, der uns eines Abends in einer der einsamen Alleen zu Baden-Baden begegnete?

Gouvernante. Nur dunkel; ich glaube, er fragte uns, wo der Kirchhof gelegen sey.

Sophie. Schon diese Frage war auffallend; doch sein Auge, sein Auge — ich werde es nie vergessen. Ich meine, Alfred, Du hast ihn auch gesehen?

Alfred. Allerdings, am Tage darauf, Mittags an der Table d'Hote, wo er mit vielem Appetit ein Gericht von den schönen Bergforellen verzehrte.

Sophie. So wird's wohl nicht derselbe gewesen seyn, unmöglich konnte dieser seltsame Mann Forellen essen, wenigstens gewiß nicht mit großem Appetit. Das ist durchaus ganz gegen alles Kostüm.

Der Offizier. Da haben wir's. Wenn wir nun vollends erführen, wie der Mann heiße, wie alt er sey, welche Gewohnheiten er habe, welches Amt er bekleide, wer seine Verwandte seyen, so wäre aller Zauber dahin. Das Element des Mystischen liegt in der Unbekanntschaft mit allen Dingen, die im Stande sind, ein festes, bestimmtes Bild zu geben. Der eigentliche Typus solcher Geschichten bleibt daher immer die bekannte eiserne Maske.

Gouvernante. O, aber wie verbraucht ist schon dieser Spaß!

Der Offizier. Es kommt nun darauf an, ihn von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen, um inne zu werden, wie er, als Ernst behandelt, nie seine Wirkung verliert. Ein neuer Versuch der Art ist uns mit dem berüchtigten Findling geboten worden.

Der Kammerheer. Die Ueberzeugung ist ziemlich demüthigend, daß wir, um unsern Nebenmenschen Interesse einzuflößen, nur nöthig haben, uns zu verhüllen, oder zu entstellen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Balzac, Girardin und die Pfennigliteratur.

In einer so vielfach bewegten Stadt, wie Paris, nehmen sich die literarischen Fehden kleinlich aus, wenn sie nicht einen wichtigen Gegenstand betreffen; auch fordert das Publikum, daß sie mit Anstand geführt werden; die Hauptwaffe, die den Streitenden verstattet wird, ist der Witz; nur wenn dieser mit Geschicklichkeit gehandhabt wird, bildet sich ein Kreis von Zuschauern um die Streitenden. Aber von einer Fehde, wie die, welche gegenwärtig im südlichen Deutschland gefochten wird, hat man hier keinen Begriff; sie würde hier Niemand herbeilocken. Eine nicht unwichtige Fehde ist hier von dem Herausgeber und Redakteur der Revue de Paris, dem bekannten Romandichter Balzac, und dem Unternehmer des Journal des connaissances utiles, des Almanac des connaissances utiles, des Musée des familles und vermuthlich noch mehrerer andern Unternehmen ähnlicher Art, dem ebenfalls bekannten Emile Girardin, geführt worden. Der Streit betraf eine von Balzac geäußerte und bereits in diesen Berichten von mir erwähnte Klage über den vorgeblichen Verfall des französischen Buchhandels. Balzac behauptete nämlich das Nachdrucken französischer Bücher in Belgien und die Gleichgültigkeit der Leser in Frankreich, dann aber vorzüglich die wohlfeilen Heftchen aller Art, worin jetzt Wissenschaft und Unterhaltung feilgeboten werden, richten den Buchhandel ganz zu Grunde; Emile Girardin aber, welcher zur Aufnahme und Verbreitung wohlfeiler Heftchen

das Seinige beigetragen hat, und für einen guten Spekulanten auf heftweise erscheinende Zeitschriften und Bücher angesehen werden kann, hat sich dieses Verfahrens gegen Balzac angenommen und behauptet, gerade durch diese in kleinen Partieen verbreiteten Drucksachen sey der Buchhandel von seinem Untergange gerettet worden. Die Balzacs und die andern Modeschriftsteller hätten es nämlich zu arg getrieben mit ihren Büchern, in welchen mehr weißes, als bedrucktes Papier sey, und die zuweilen nur aus einem Journalartikel bestehen, den man zu einem Bande aufgeschwellt habe. Die Charlatanerie der Verfasser und Verleger richte den Buchhandel zu Grunde, nicht die sogenannte populäre Literatur; im Gegentheil habe diese ihm wieder aufgeholfen. Nach der Julirevolution nämlich sey eine schlimme Epoche für den Buchhandel eingetreten. Die Verlagswerke seyen bei der Regierung verpfändet gewesen, und die Buchhändler haben nicht gewußt, wo hinaus. Damals habe man den klugen Einfall gehabt, sich nach den Vermögensumständen der Mehrzahl im Volke zu richten, die Bücher wohlfeil und gut und nicht mit überflüssigem, verschwenderischem Luxus zu drucken, und dem Volke für wenig Geld viel Gedrucktes zu liefern. So seyen denn so manche pittoreske Magazine, so viele eng, aber doch schön gedruckte Ausgaben entstanden, gegen welche freilich die verschwenderischen Ausgaben mancher Modeschriftsteller nicht Stich halten können. So z. B. könnte man dem Volke in neun Heftchen, jedes zu zwei Sous, den ganzen Balzacschen Roman le médecin de campagne geben, welchen die Käufer jetzt mit fünfzehn Franken erstehen müssen. Welch wichtigen Einfluß die populäre Literatur auf den Buchhandel ausübe, könne man daraus ersehen, daß die Société nationale (ein von Emile de Girardin gestifteter und hauptsächlich aus ihm selbst bestehender Verein) im Jahr 1832 über 18.000 Ries Papier verbraucht habe, und daß der Druck des Journal des connaissances utiles (wiederum ein Unternehmen E. de Girardins), das zwei Jahre lang zu 150.000 Exemplaren aufgelegt worden sey, dem Drucke von 240 bis 250 Octavbänden gleich komme. Die gesammten wohlfeilen Magazine, wovon einige zu 40 — 50.000 Exemplaren abgedruckt werden, könne man jährlich 5000 Bänden gleich schätzen; sie verbrauchen 75.000 Ries Papier, und ihren Gesammtwerth könne man zu drei Millionen Franken anschlagen. Anstatt also über den Verfall des Buchhandels zu klagen, sollen die Schriftsteller sich ferner nicht mehr dazu hergeben, das Publikum zu täuschen, und ihre Verleger verhindern, den Lesern bald bedrucktes Papier für schweres Geld zu verkaufen. Es kommen dabei saubere Sachen zum Vorschein; die Verleger von Werken der Modeschriftsteller bringen nämlich allerlei Ausgaben mit in Anschlag, z. B. die Zinsen des Honorars, welches sie den Schriftstellern vorstrecken, ehe diese noch Hand an's Werk gelegt haben, die Kosten des Kabriolets, womit sie bei den Journalisten umherfahren, um ihre Verlagswerke zu empfehlen, oder bei den Verfassern, um sie zur Arbeit anzutreiben. Darin stimmt übrigens E. de Girardin mit Balzac überein, daß manche Leser sich lieber an Lesekabinette wenden, als daß sie die Novitäten selbst kaufen, und daß dadurch der Absatz der neuen Schriften beträchtlich vermindert wird. E. de Girardin drückt diese Thatsache in folgender Berechnung aus. Es gibt in Frankreich 200 Personen, welche die guten literarischen Novitäten selbst sich anzuschaffen pflegen, und 800 Lesekabinette, Cirkel und Gesellschaften, was also eine Summe von 1000 Käufern ausmacht. Zu diesen verhält sich nun aber die Anzahl der Leser, wie 1 zu 40, wie 1000 zu 40.000. Letztere zahlen monatlich 2 — 6 Franken, um Novitäten, die oft freilich keine mehr sind, bloß zu lesen; anstatt für den Ankauf von hundert Bänden 750 Franken auszugeben, zahlen sie lieber 72 Franken jährlich für das bloße Lesen derselben. Dieses gibt nun dem spekulativen E. de Girardin Anlaß zu folgendem Vorschlag, welchem wieder das Projekt zu einem neuen Vereine zum Grunde zu liegen scheint. Er meint nämlich, wenn der Band der neuern Schriften, statt achthalb, nur anderthalb Franken kostete, so würde jeder Leser gern 72 Franken jährlich ausgeben, um 50 Bände guter, oder interessanter Schriften selbst zu bekommen, was doch ungleich besser sey, als 100 beschmutzte, schmierige Bände aus der Leihbibliothek auf einige Tage zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 279:
Der Rosenstock.

Logogriph.

5. 2. 5. 4. 1.
Ein Mädchen ist's, die preist ihr Glück;
1. 5. 4. 5. 6.
Und ich ein Vögelein pick pick pick.
1. 4. 2. 5. 5. 7.
Ich ziere jeden Muselmann;
5. 5. 2. 1.
Mich tragen Schlüssel, Bock und Mann.
5. 5. 2. 1. 6.
Darfst mich nicht zum Propheten machen,
Obgleich ich sat in Wallfisches Rachen;
2. 3. 5. 6.
Doch ich bin Vogel und Prophet;
2. 5. 4. 5.
„Bist auch ein Schelm, der mir nachgeht."
1. 3. 5. 5.
Ich komme weiter als der Schritt;
5. 2. 4. 1.
Mich nimmt die Henne glucksend mit.
5. 2. 3. 1. 6. 7.
Das Eisen, das mich wendet, bringt
Den Ton hervor, der besser klingt
Für Manchen, als wenn die Soulas singt.
5. 5. 1.
Ich hab' als Vorstand in St. Gallen
In meinem Nothstand wohl euch Allen,
Mein Haus doch besser noch gefallen.
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Nun nehmt die Zeichen all zusammen,
Aus welchen all die Dinge stammen,
So setzt euch unser Geist in Flammen;
Wir sind dem Preßzwang unterlegen,
Doch das hat unsers Geistes Regen
Nicht hemmen, sondern fördern mögen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. November 1835.

— O rose of May!
Dear maid, kind sister, sweet Ophelia!
Shakespeare.

Ophelia.

Es ist nicht meine Absicht, die schöne Ophelia gegen den Vorwurf zu vertheidigen, der ihr von Goethe und Tieck gemacht worden, daß ihr Verhältniß zu Hamlet kein reines, unschuldiges gewesen sey. Einer solchen Vertheidigung bedarf das liebenswürdige Kind nicht, da jener Vorwurf seinen Ursprung einzig und allein in einer ästhetischen Genießlichkeit hat, welcher ein gefallener Engel pikanter erscheint, als das Bild himmlischer Unschuld auf Erden. — Vielmehr will ich dieses Mal Ophelia nur als ein Glied des großen dramatischen Ganzen betrachten, in welchem sie erscheint, und zusehen, welche Stelle sie in demselben einnimmt.

Es wird gegenwärtig ziemlich allgemein erkannt, daß Hamlets Tod an und für sich kein tragischer ist, daß er dieses vielmehr erst durch die Schlußscene wird, welche von geistvollen Regisseurs oft noch, als überflüssig, gestrichen wird. Denn in dieser Schlußscene wird erst ganz klar, wie Hamlet als Werkzeug in der Hand eines allgerechten Schicksals sich und seine ganze Familie vernichtet, da sie durch Frevel den Besitz des dänischen Thrones erlangt hat. — Dieser tragische Ausgang des Ganzen versöhnt mit dem Untergang der Einzelnen, auch des unschuldigen Opfers, welches eben Ophelia ist. Aber wir dürfen uns durch den Anblick der allgemeinen, weltgerichtlichen Katastrophe wiederum nicht verleiten lassen, Ophelias Geschick nur als ein untergeordnetes Beiwerk, vielleicht gar nur als ein Motiv zu nehmen, womit der Dichter dem allgemeinen Bedürfniß subjektiver Rührung habe entgegen kommen wollen. Denn abgesehen davon, daß solch modernes Haschen nach diesem oder jenem Effekt dem Genius Shakespeares unangemessen wäre, so zeigt eine, nur einigermaßen genauere Beachtung Ophelias und ihres Geschicks, daß ohne sie das ganze Drama nicht allein höchst interessante Scenen eingebüßt, sondern die belebende Seele verloren hätte. Hamlets Wahnsinn, wo er kein erkünstelter ist, hat nur Wahrheit in Beziehung auf Ophelien; und wie alle Figuren des Stücks in zwei entgegengesetzte Parteien sich gruppiren, so würden wir eine Lücke spüren, wenn Ophelia nicht als Gegenbild der Königin da wäre; ja, sie ist für Alle die Unentbehrliche, die Hülfreiche, die Heilsame, die Erwünschte, wie sich schon aus dem griechischen Namen herausdeuten läßt; sie ist es, welche die Uebrigen entsühnt, indem sie als unschuldiges Opfer der ihr fremden Leidenschaften fällt. Und wer mir auch in dieser Ansicht nicht beizutreten geneigt wäre, der würde doch zugeben, daß Ophelia und ihr Geschick ein wesentlicher, unentbehrlicher Moment, einer der beiden Brennpunkte sey, um welche sich die Ellipse des ganzen Dramas bewegt. Dieses ist so sehr der Fall, daß jedes schärfer blickende Auge noch

Digitized by Google

die zwischen beiden Brennpunkten, zwischen Hamlet und Ophelia, sich kreuzenden Kreise wahrnimmt, die sich um jeden derselben, als um ihr eigenthümliches Centrum, herumschwingen. Und so wäre es ein Leichtes, die um Ophelia sich reihenden Personen und Begebenheiten zu einem eigenen Trauerspiel zu vereinigen, das seinem Dichter, wenn er es selbst erfunden hätte, alle Ehre machen würde.

Da ich kein dramatischer Dichter bin, so begnüge ich mich, statt aller weitläufigen Erörterungen, meine Behauptung zu bestätigen, indem ich aus den im Hamlet gegebenen Andeutungen die Grundzüge zu einer allgemeinen Geschichtsfabel zusammenstelle, welche einem eigenen Trauerspiel: „Ophelia," zur Unterlage dienen könnte.

Ein geistvoller und edler junger Mann wurde von Liebe zu einem schönen Kinde ergriffen und von ihr mit der ganzen Kraft und Unschuld erster Jugendliebe wieder geliebt. Aber die glühende, wenn gleich reine Neigung hatte Beide vergessen lassen, daß Verhältnisse eintreten könnten, ja müßten, welche den jungen Mann nöthigen würden, das Band der Liebe, mit welchem er sie an sich gefesselt, wieder zu zerreißen. Nur zu bald traten diese Verhältnisse zwischen Beide, und zwar in so gebieterischer Art, wie die glücklich Liebenden sich nicht hätten träumen lassen. Innerlich wie äußerlich sieht sich der junge Mann durch die Pflichten, die der Sohn dem Vater, der Mann seiner Ehre und dem Wohle des Staats schuldig ist, unabweislich aufgefordert, in eine Laufbahn einzutreten und auf dieser ein Ziel zu verfolgen, die ihn zwingen, sich nicht allein von der Geliebten zu entfernen, sondern sie, da sie ihm in den Weg tritt, von sich zu stoßen, ja auf das Tiefste zu kränken und selbst wider seinen Willen ihr Herz zu brechen. Denn es kommt so weit, daß er dem theuren Kinde die einzige Stütze und Zuflucht raubt, indem er ihren Vater tödtet. — Ein Bruder der Armen, die durch den Verlust des Geliebten und des Vaters in Wahnsinn gestürzt wird und bald darauf den Tod findet, kommt herbei und glaubt keine heiligere Pflicht zu haben, als Vater und Schwester an ihrem Mörder zu rächen. Da er aber diesen Vorsatz auf eine höchst frevelhafte Weise ausführt, so büßt er seine Rachlust selbst mit dem Tode, nachdem er sich vorher von der Unschuld des gemordeten Geliebten seiner Schwester überzeugt und mit demselben versöhnt hat.

Daß dieser Stoff, wie ich ihn hier skizzirt habe, sich vortrefflich zu einem Trauerspiel, namentlich zu einem sogenannten bürgerlichen Trauerspiele der besten Art eigne, kann ich mir durch einen Kenner verbürgen lassen, dessen Kompetenz nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Ich meine Goethe. Wie? Goethe hätte dies behauptet? im Wilhelm Meister etwa? daß ich nicht wüßte, überhaupt mit keinem Worte, sondern, wie er liebte, thatsächlich — im Clavigo. Freilich ist das äußerliche Material ein ganz anderes, ja die Hauptcharaktere und die Bedingungen ihres Lebens sehr verschieden; es fehlen handelnde Personen im Clavigo, die in dem Trauerspiel Ophelia seyn müßten, und sie sind durch Goethe ganz eigenthümlich angehörende Figuren, durch den bösen Geist Kaios und durch den treuen, aber verschmähten Buenko ersetzt; überhaupt ist Clavigo durch und durch eine echt Goethesche Schöpfung: nichts desto weniger ist das Thema beider, des wirklichen und des problematischen Trauerspiels, in den wesentlichsten Hauptmomenten nahe verwandt. Verläßt nicht Clavigo Marien, weil er höheren Zielen nachstrebt, an deren Erreichung er durch sie gehindert zu werden fürchtet, und bricht ihr nicht das eben das Herz? und ist es nicht Mariens Bruder, der die Schwester rächt, zur Rache herbeieilt? Und wie verschieden auch beide Stücke in den Einzelnheiten der Begebenheiten, ihres Verlaufs und ihrer Motivirung seyn mögen, so erinnert selbst eine einzelne Scene, das Zusammentreffen bei der Leiche, an die innere Verwandtschaft der äußerlich verschiedenen Stoffe. Was mit dem allerdings, dem Hamlet gegenüber, unedlen Charakter Clavigos einigermaßen versöhnt, daß ihm Marie Beaumarchais im Grunde stets theuer geblieben ist, diese versöhnende Zug zeigt sich auch im Hamlet, wenn er bei Opheliens Grab ruft:

> Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
> Mit ihrer ganzen Quantität von Liebe
> Hätten nicht meine Summ' erreicht!

Doch es bedarf keiner durchgeführten Vergleichung. Ich stellte sie überhaupt nur auf zur Bestätigung meiner Ansicht: Ophelia und ihr Geschick bildeten ein, leicht zu einem Trauerspiel zusammenzustellendes, reiches, eigenthümliches Ganzes in dem größern Drama Shakespeare's, das, so oft wir es einer neuen Betrachtung unterwerfen, immer wieder Seiten, Züge, Schönheiten zeigt, von denen man früher nichts geahnt hatte.

Dr. W. B. Männich.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nächst der Markuskirche machte mir der Dogenpallast am meisten zu schaffen. Er gibt, je mehr man sich in diese festgezauberte Lustgestalt hineinsieht, einen immer wohlthuendern Eindruck, und wie phantastisch er auch wider alle Regel aufgeführt ist, dennoch steht er da,

Digitized by Google

als hätte er nie anders erfunden werden können; man möchte die Ausnahme zur Regel machen, so schmeichelt sie sich, so unabweisbar prägt sie sich ein. Als erstes Grundgesetz für alle Gebäude, welche in festen, schweren Mauern aufsteigen, ist mir immer erschienen, unten auch für's Auge einen tüchtigen Fuß zu zeigen, auf welchem die übrige Masse sicher lasten und ruhen könne. Auch die mittelalterliche deutsche Baukunst befolgt dieses Gesetz, und durchbricht und lichtet nur erst mehr und mehr, je höher und höher die Mauern emporsteigen. Hier ist's umgekehrt. Zwei Pfeiler und Spitzbogenreihen, die untere massigter, die zweite leichter, bilden den untern Theil, der aus zwei übereinanderlaufenden Bogengängen besteht; diese lustigen Räume nun tragen die ganzen hohen, schweren Mauern, die nur durch eine Reihe nicht eben hoher und breiter Fenster durchbrochen sind. Das Versöhnende des Eindrucks bei diesem Widerspruch konnte ich mir dadurch erklären, daß hier in Venedig, mitten in diesem Licht und diesen Farben, in diesem Malerwetteifer der Natur auch die architektonische mittelalterliche Phantasie dem gleichen malerischen Zweck und seiner Wirkung habe huldigen müssen. In anderer Umgebung, ohne das grüne Meer, den blauen Himmel, die daneben hingelagerte Markuskirche, ohne dies farbenbunte Treiben auf dem ganzen Platz, ohne die Schiffe, Segel, Wimpel, Flaggen, die Böte und Gondeln, die hohen zwei Säulen am Ufer, ohne die blitzenden Wellen, und in den Vorstädten gegenüber die weißen Kirchen, Thürme, Häuser, ohne die mannichfaltigsten Gemälde rings umher möchte auch dieser malerische Pallast so vollständig nicht befriedigen. Der Malerei ist eine Freiheit gestattet, welche der Architektur verboten bleibt. Und was außerdem jenem lieblichsten Bauwerk zu Gute kommt, die Masse, die es bildet, erscheint in ihrer Festigkeit so leicht, durch die fast rosenrothen und weißen Steine, die hingehauchten feinen, weißen Spitzen, welche die Schlußverzierung bilden, so zart und lustig, daß von Lasten und Drücken jede Vorstellung entfernt ist. Genug, es ist ein Wundergebäude, in dessen Anschauen und Wiederschauen man sich traumend stundenlang verlieren kann.

Nach einem zweckmäßigen Nachmittagsschlummer ließen wir uns den öffentlichen Gärten zusteuern, welche an diesem Tage besonders gefüllt seyn sollten. Wir fanden im Freien ein Theater errichtet; eine jener Buden, in denen aus den armseligsten Geschöpfen, die hier die Brodarbeit ihres Handwerks treiben, nichts als Mangel und Noth und der schmutzigste Flitterstaat einer selbst nicht geglaubten Lüge hohl herausblickt. Sie schrien wie die Zahnbrecher ihre ausgedroschenen Phrasen her, ohngefähr wie wir Knaben, als wir Tragödie zu spielen anfingen; das Stück war entsetzlich moralisch, aber nur die Kinder hörten mit großen glühenden Augen und lebendigster Aufmerksamkeit zu. Bald genug suchten wir die Alleen und die Aussicht auf's Meer und die Inseln. Denn wie sparsam hier auch das Erdreich, Baumwerk, Gras und Blumen aus dem Wasser emporsteigen, immer sehnt man sich nach dem eigentlichen Element dieser seltsamen Stadt, nach dem Spiegel des Meers, wieder zurück. Volks genug drängte sich in den Gängen umher und lag auf dem Rasen, originelle Physiognomien jedoch fand ich nur in den untersten Klassen, bei den Schiffern, Fischern und besonders den Wasserträgerinnen, welche aus der Nachbarschaft herstammen. Die obern und mittlern Stände, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, sind wie überall. Da blieb es nun schon in den vorigen Tagen eine unausgesetzte Lust, auf den Gassen, den Plätzen, den Gondeln die individuell energischen Gesichter, die alten wie die jungen, hauptsächlich die männlichen, in ihrer eigenthümlichen Tracht und Haltung zu studiren. Heute wurde ich von einem Bilde vollständig überrascht; wahrer und schöner wäre es nicht zu erfinden gewesen. Im Grase gelagert lag nachlässig und bequem ein Schifferknecht in seiner dunkelvioletten Sonntagsjacke und Hose da, die rothe Kappe übermüthig halb auf dem Kopf. Listig, verlangend und doch liebegewiß sah er zu einer Wasserträgerin auf, die vor ihm auf einem Baumstamm saß, gedrungen, den schwarzen Mannshut keck auf einem Ohr, die goldenen Bommeln lang vom Ohr herabhängend; muthwillig spröde kuackte sie, als wolle sie nichts von ihm wissen und hören, ihre Nüsse, so mädchenhaft, derb, ursprünglich, wie es Keiner mehr, auch wenn er es vor sich sähe, malen könnte. Ueber die ganze Gruppe war solch eine Gluth der Farbe ergossen, in jedem Zuge solch ein Leben innerer Wahrheit, das Ganze durch zwei ältere, betrachtend plaudernde Verwandte so voll, in sich geschlossen, daß kein Kunstwerk sich vollständiger abrunden ließe.

Als die Sonne sank, gingen wir zur Stadt zurück. Nun erst in der Abendkühle wogte uns die Menge entgegen, still, ohne Gespräch fast, die Kinder allein sprangen, jubelten und schrien. Dagegen gaben uns Prügelscenen eines Marionettentheaters viel zu lachen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Buchhandel. Der literarische Bazar.

E. de Girardins Vorschlag wäre, die neuen Schriften auf ökonomische Art zu drucken, damit man den Band zu anderthalb Franken ablassen könne; dann könnte man auf einen bedeutenden Absatz rechnen, und daher Auflagen von

6 bis 10,000 Exemplaren veranstalten. Es müßten sich ja wohl in ganz Frankreich 10 bis 20,000 Personen finden, welche jährlich 72 Franken auf den Ankauf von Büchern verwenden können. Gesezt nun aber, sie finden sich nicht, so gibt E. de Girardin deßhalb sein Projekt nicht auf, sondern schlägt folgenden Ausweg vor. Man bilde in den Städten oder auf dem Lande kleine Vereine von vier Personen; jede trage jährlich 19½ Franken, oder 1 Fr. 55 Cent. monatlich bei. Dafür bekäme dann jede das Recht, 52 Bände zu lesen und 15 selbst zu behalten. Solcher Subscribenten, meint E. de Girardin, fänden sich in Frankreich sicher 10,000. Noch muß ich einer von ihm angestellten Berechnung erwähnen, deren Richtigkeit ich aber dahin gestellt lasse, indem ich nicht glaube, daß sich so etwas genau berechnen läßt. Er meint, man könne die Schriftsteller zu Paris in fünf Klassen theilen: erstens diejenigen, deren Schriften zu 2500 Exemplaren abgesezt und per Band mit 3 — 4000 Franken honorirt werden; deren gibt es nur zwei, Victor Hugo und Paul de Kock. Zweitens diejenigen, deren Werke einen Absaz von 1500 Exemplaren haben und die 1500 — 1700 Franken Honorar beziehen; deren gibt es keine vier. Drittens diejenigen, die einen Absaz von 1000 — 1200 Exemplaren haben und mit 1000 — 1500 Fr. honorirt werden; es soll deren keine sechs geben. Viertens die zu 6 — 900 Exemplaren abgezogenen und mit 5 — 800 Fr. honorirten; es gibt solcher Schriftsteller ein Dugend. Fünftens diejenigen Schriftsteller, deren Werke nicht einmal zu 500 Exemplaren abgedruckt und mit 100 — 500 Fr. per Band honorirt werden; ihre Zahl ist Legion. Wahrscheinlich spricht E. de Girardin nur von der belletristischen Literatur; denn die wissenschaftliche wird wohl ganz anders berechnet werden müssen. Aber eben weil die Romane der Hauptgegenstand der Girardinschen Berechnungen sind, wird sein Plan, der an sich gar nicht unausführbar ist, wohl keinen Eingang finden; denn für die oberflächliche Romanenlektüre dünken den meisten Lesern die Leihbibliotheken völlig hinreichend, und sie sind schon zufrieden, wenn sie die neue Schrift mit den Augen verschlungen haben und sagen können: „ich habe sie gelesen.“ So gar nüzlich, wie sie der unternehmende E. de Girardin schildert, sind die vielen pittoresken Magazine auch nicht; sie geben viel schlechte Holzschnitte und Kupfer; indessen haben sie doch zur Vervollkommnung der Holzschneidekunst wesentlich beigetragen. Durch viele Bestellungen und den regen Wetteifer aufgemuntert, haben sich die Künstler bestrebt, die Vollkommenheit der englischen Formschneidekunst zu erreichen, und einigen ist es geglückt. Man behauptet, vor zehn Jahren sey nur ein einziger Vignettenstecher in Paris gewesen; jezt gibt es deren sieben zig. Außerdem läßt man noch Vieles in England stechen; so z. B. wird eine Prachtausgabe von Victor Hugo's Roman Notre-Dame de Paris angekündigt, die zu 11,000 Exemplaren abgedruckt werden soll, und wozu der Londoner Künstler Finden die Vignetten sticht. Nach den pittoresken Magazinen kommt nun die Reihe an die pittoreske Darstellung der Länder und Städte; so haben wir ein pittoreskes Frankreich, England, Italien, eine pittoreske Schweiz; ein pittoreskes Paris wird angekündigt und eine pittoreske Reise um die Welt ist schon längst fertig. Indessen bleibt der Spekulation noch ein weites Feld zum Ausbeuten übrig, und der Beutel der Subscribenten wird sich leeren, bevor die Unternehmer mit der pittoresken Erde fertig werden. Um doch etwas Neues aufzubringen, hat ein Buchhändler den Einfall gehabt, eine vorgebliche Lotterie mit seinem Buchhandel zu verbinden. Alle diejenigen nämlich, welche für eine mäßige Geldsumme Bücher bei ihm kaufen oder auf Zeitschriften abonniren, bekommen ein Loos, und somit Anspruch auf große Prämien, welche jährlich gezogen werden sollen, wahrscheinlich aus dem Gewinnste, welchen der Buchhandel erst noch abzuwerfen hat. Ich fürchte, diese Ziehung wird nicht so bald vor sich gehen. Es ist zu bemerken, daß diese Lotterien gerade zu der Zeit emporkommen, da die Staatslotterien auf dem Punkte stehen, nach dem Beschlusse der Kammern aufgehoben zu werden. Zum Ersaze dafür füllen die Frankfurter Kollekteurs die Pariser Blätter mit Ankündigungen von der Ausspielung böhmischer Dörfer, von denen kein Pariser jemals das Geringste gehört hat. Sogar die Tageblätter in den Departementsstädten enthalten solche Ankündigungen, die doch wohl etwas einbringen müssen; denn warum sollten sonst die Kollekteurs in Frankfurt so einfältig seyn, die ungeheuern Kosten so vieler Anzeigen aufzuwenden? Unter die verunglückten Unternehmungen im Buchhandel gehört der Bazar oder das Bücherdepot auf dem Börsenplaze, dessen Eingehen auch für den deutschen Buchhandel zu bedauern ist; denn die Absicht der Unternehmer war, hier eine Niederlage nicht allein für französische, sondern auch für fremde, besonders deutsche Literatur zu errichten, weßhalb auch ein deutscher Buchhändler hier angestellt und eine Einladung an die Buchhändler Deutschlands ergangen war, Exemplare ihrer Verlagswerke zu senden und in Kommission hier niederzulegen. Später sollte auch ein deutscher Lesecirkel mit der Anstalt verbunden werden. Der Anfang wurde gemacht; man fand aber bald, daß der Ertrag die Kosten nicht decke; auch hatte man, um Aufsehen zu erregen, diesen Bazar sehr schön ausgeschmückt, eine bedeutende Sammlung von kostbaren Einbänden im neuesten Geschmacke zur Schau gestellt, auch in einem besondern Saale seltene alte Werke, wie auch Urkunden und Handschriften niedergelegt. Dies erforderte große Aufsicht, folglich eine Menge von Comptoirdienern und Buchführern; die Kapitalien der Aktionäre gingen darauf, ohne daß der Gewinnst einkam; sie verloren den Muth und stellten das Unternehmen ein. Paris verliert dadurch eine nüzliche Anstalt, die in der Folge, als Hauptniederlage der fremden und einheimischen Literaturprodukte, wichtige Dienste hätte leisten können. Es wird viel von Deutschland gesprochen, Zeitschriften und Bücher beschäftigen sich häufig mit den Deutschen; aber deßhalb ist die deutsche Literatur doch bei weitem nicht so bekannt, daß man auf einen bestimmten Absaz deutscher Bücher rechnen könnte. Allmählich wird dies kommen; ich glaube aber nicht eher, als bis die deutsche Preßfreiheit der französischen gleich ist. Was der englischen Literatur in den Augen der Franzosen so großes Uebergewicht über die deutsche gibt, und der Revue britannique so starken Absaz verschafft hat, wenigstens zehn Jahre lang, ist, meinem Bedünken nach, die Freimüthigkeit, womit die Engländer über Zeitverhältnisse und Zustände sich aussprechen, wogegen die Revue germanique sich stets nur unbeachtet fortgeschlichen hat, weil sie wenig von dem lieferen konnte, was das große Publikum interessirt. Urtheile und Aufschlüsse über lebende Personen und gegenwärtige Zeitverhältnisse. Dz.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 285:

1 2 5 4 5 6 7

Tranben.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 121 und Monatsregister November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

1835.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt.
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1835.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strengee Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde alſo kosten . . . . . 15 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Weltgericht, von H. Kurz. 287.
Die Mutter im Grab, von J. Kerner. 289.
Abendgang, von Hebbel. 292.
Das Kind, von Hebbel. 295.
Der Alexandriner, von Freiligrath. 296.
Gedichte von L. Seeger. 298.
Alfabilder. 300.
Gedichte von R. Hagenbach. 303.
Der Christbaum, von Vogt. 308.
Eine Genfenwacht, von Freiligrath. 312.

Räthsel.

Leben. 291. — Die Zeit. 297. — Der Raum. 305. — Die Traubenbeere. 309.

Erzählung.

Madelon. 304—313.

Reisen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes. 288. 289. 290. 291. — 295. 296. 297.

Naturgeschichtliches.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter, von Prof. Fischer. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. — 298. 299.
Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden. 299—304.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nägelberger. 305—311.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Chalidseröffnung in Kahira. 292. 293. 294.
Kleine und niedere Industrie zu Paris. 294—297.
Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. 301. 302.
Calvins Waterhaus zu Cambrai. 313.

Korrespondenz.

Stuttgart. 287. 288. 289. 290. 291. 292. — 302. 303. 304. — Paris. 290. 291. 292. 293. — 300. 301. 302. 306. 307. 309. — 311. 312. — Karlsruhe. 293. 294. 295. 296. — London. 297. — 298. 299. 300. 301. — Berlin. 304. 305. 306. — Wien. 307. 308. — Nürnberg. 310. — Dresden. 313.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Das jüngste Gericht von Cornelius. — Tizian und seine Schule in Venedig. (Schluß.) — Denkmäler.

Nro. 97.

Das jüngste Gericht von Cornelius. (Forts.) — Literatur.

Nro. 98.

Das jüngste Gericht von Cornelius. (Forts.) — Bauwerke. Denkmäler. — Skulpturen. — Freskomalerei. — Ehrenbezeigungen.

Nro. 99.

Kunstausstellung in München. — Das jüngste Gericht von Cornelius. (Schluß.) — Denkmäler. — Literatur.

Nro. 100.

Kunstausstellung in München. (Forts.) — Alterthümer. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 101.

Kunstliteratur. 1) Kunstreise durch England und Belgien, von Passavant. — 2) Niederländische Briefe von Schnaase. — 3) Briefe über Landschaftmalerei, von Carus. — Architektur. — Literatur.

Nro. 102.

Kunstliteratur. (Forts. — Sammlungen. — Akademien. — Literatur.

Nro. 103.

Kunstliteratur. (Schluß.) — Neue Lithographien. 1) Die Tyrolerin, von G. Bodmer. — 2) Paulus und Elymas, nach Raphael auf Stein gezeichnet von Maier. — 3) Se. Durchl. der Fürst von Fürstenberg und seine Gemahlin, mit Gefolge, gem. von Adam, lithogr. von Maier. — Ausgrabungen. — Bauwerke. — Denkmäler.

Nro. 104.

Nekrolog. — Gießen. — Neue Lithographien. 1) Die Gebrüder W. Grimm und J. Grimm, nach der Natur gez. von L. Grimm, auf Stein gez. von Hanfstängl. — 2) Le célèbre carton de Léonard de Vinci. — 3) Ludwig I., König von Bayern, im Familienkreise bei Betrachtung eines Gemäldes, welches den Einzug des Königs Otto in Nauplia vorstellt. Componirt von D. Monten, lithogr. und die Porträte nach dem Leben gez. von Bodmer. — Kunstverein. — Alterthümer. — Gemälde. — Handzeichnungen.

Nro. 105.

Kunstgeschichte. Michel Angelo Buonarotti als Künstler. Eine Skizze von Dr. Nagler. — Neue Lithographien. 1) Johannes predigt in der Wüste, gez. von Overbeck, auf Stein gez. von Winterhalder. — 2) Mosaïque de Costumes ou Alphabet étranger par Grévedon. — 2) Der kranke Esel, gem. von Pistorius, lithogr. von Fischer. — Zur Geschichte der Oelmalerei. — Museen. — Alterthümer. — Verschönerungen. — Denkmäler. — Skulptur. — Medaillen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Kinderschriften. 1) Quellen nützlicher Beschäftigungen zum Vergnügen der Jugend, von Döring. — 2) Der Jugendfreund, von Dr. Hock. — 3) Deutsches Lesebuch für Schulen, von Oltrogge. — 2) Bilderwerke. Bildermagazin für allgemeine Weltkunde, von Malven. — 2) Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte, von Müller. — Originalansichten der vornehmsten Städte in Deutschland, von Lange. — 4) Malerische Reise um die Welt. In's Deutsche übertragen von Dr. Diezmann. — 5) Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben. — Taschenbücher auf 1836. Hertha. — Bijoux-Almanach.

Nro. 123.

Taschenbücher auf 1836. Musen-Almanach.

Nro. 124.

Taschenbücher auf 1836. Urania. — Rheinisches Taschenbuch. — Huldigung den Frauen. — Biographie. Ein Jahr aus meinem Leben,' von Dr. Roos. — Moralische Literatur. 1) Dr. Gregorys Vermächtniß an seine Töchter. — 2) Melania. — 3) Lehren der Lebensklugheit.

Nro. 125.

Geographie. 1) Handbuch der Geographie für Töchterschulen ꝛc., von Rösselt. — 2) Handbuch der politischen Erdbeschreibung, von Dr. Andree. — 4) Geographie für Schulen nach den neuesten Bestimmungen, von M. Kies. — 5) Anleitung zur Länder- und Völkerkunde ꝛc., von Dr. Volger. — Dr. Chr. G. D. Steins Handbuch der Geographie und Statistik. — 7) Vorschule der Erdkunde und Weltgeschichte. — 8) Handbuch der alten Geographie für Gymnasien und zum Selbstunterricht, von Dr. Sickler.

Nro. 126.

Geographie. 9) Mittheilungen aus dem Gebiete der theoretischen Erdkunde, herausg. von Fröbel und Heer. — 10) Vollständige Geschichte der Erdkunde ꝛc., von Wimmer. — 11) Die Erde und ihre Bewohner, von Hoffmann. 12) Europa und seine Bewohner, von Dems. — 13) Deutschland und seine Bewohner, von Dems. — 14) Lehrbuch der allgemeinen Geographie, von K. v. Raumer. — 15) Spaziergänge zu den verschiedenen Völkern der Erde. — 16) Kleine Reise um die Erde, von Weidmann. — 17) Die Elementargeographie ꝛc., von Heusinger. — 18) Hausbuch des geographischen Wissens.

Nro. 127.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Nro. 128.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. (Schluß.) — Deutsche Sprache. 1) Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, von Dr. Heyse. — 2) Grundriß der Sprachwissenschaft, von Kaltschmidt. — 3) Praktische Anweisung zur deutschen Sprache, von Sternhagen. — 4) Moritz, allgemeiner deutscher Briefsteller. — 5) Stylistisches Elementarbuch ꝛc., von Falkmann. — 6) Praktische Rhetorik ꝛc, 7) Allgemeiner deutscher Musterbriefsteller, von G. v. Gaal.

Nro. 129.

Pädagogik. 1) Pädagogische Blätter, von Dr. Münnich. 2) Commentatio de historia educationis, scripsit Kappius. — 3) Schulreden von M. Lehmann. — 4) Rheinische Blätter ꝛc., von Diesterweg. — Literargeschichte. 1) Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur, von Dr. Wachler. — 2) Das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrhundert ꝛc. — 3) F. v. Matthissons Leben, von Dr. Döring. — 4) A. Lafontaines Leben und Wirken, von Gruber. — 5) H. Pestalozzis bis dahin unedirte Briefe und letzte Schicksale. — 6) Was that der Jesuitenorden für die Wissenschaft? von Dr. W. Smets. — Taschenbücher auf 1836. Vergißmeinnicht. — Rosen.

Nro. 130.

Reisehandbücher und Topographien. 1) Der Kanton Zürich, von Meyer von Knonau. — 2) Vollständiges Handbuch für Reisende durch die gesammte Schweiz, von A. v. Schaden. — 3) Der Wanderer in der Schweiz. — 4) Beschreibung der St. Moritzer Brunnen- und Badanstalt, von De. Wettstein. — 5) Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend, von K. C. v. Leonhard. — 6) Rundgemälde von Baden-Baden ꝛc., von W. v. Chezy. — 7) Balneographisches Hand- und Wörterbuch ꝛc., von L. Frhr. von Zedlitz. — Taschenbücher auf 1836. Nordteutsches Taschenbuch.

Nro. 131.

Werke aus und über Italien. 1) B. Pacca's Werke. — 2) Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur, herausg. von Dr. Genthe. — 3) Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz von Carus. — Reisehandbücher und Topographien. 8) Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaat, von Tschischka. — 9) Neueste Landeskunde von Oesterreich unter der Ens, von Blumenbach. — 10) Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften ꝛc., von Reil. — 11) Reisetaschenbuch ꝛc., von L. Frhr. von Zedlitz. — 12) Die Weisserin-Thäler und ihre Umgebung ꝛc. — 13) Vollständiges Reisetaschenbuch ꝛc., von L. Frhr. von Zedlitz.

Nro. 132.

Werke aus und über Italien. 14—17) Silvio Pellico's von Saluzzo sämmtliche Werke. — 18) L'Italie et l'Europe, par Beltrami. — 19) Geschichte von Italien, herausg. von Haindorf. — 20) Italienische Grammatik. von Dr. Kannegießer. — 21) Grammaire théorique et pratique de la langue Italienne, par L. de Tailles. — Volkssagen. Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes, herausgegeben von L. Bechstein.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. December 1835.

GESELLSCHAFT

— Das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Goethe.

Weltgericht.

1.

Zum Wald zieht eine ernste Heeresschaar,
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen:
Viel Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt, daß sie den Boden streifen.

Und zwischen ihnen fesselklirrend gehn
Erbleichten Angesichts muß ein Verbrecher;
Gezwungen ist sein mattes Aug', zu sehn
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht,
Umsonst nach Rettung seine Blicke suchen,
Da tritt ein Priester vor in dunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

Du Kind verruchter Geister! geh' dahin,
Wo sich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterschien,
Die frostdurchschau'rten Glieder dran zu wärmen.

Im finstern Reich, bei Hela's grauser Kost
Sollst ewig über deinem Frevel brüten,
Wenn ihre Ungeheuer, Elend, Frost
Und Hunger wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name sterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Bösewichts,
Dein düstres Erdtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht sey, wen hieher sein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an diesem Orte!
Verflucht sey, wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt zu flüstern Segensworte! —

Mit wüstem Jubel stimmt ihm bei das Heer,
Die Henker den Unglücklichen ergreifen,
In schandervoller Qual verblutet er
Beim wilden Klang der Pauken und der Pfeifen.

Digitized by Google

Verächtlich zugeworfen wird sein Grab,
Mit Salz bestreut, nach altem Brauch der Rache.
Nun ist's vorbei: die Rächer ziehen ab,
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.

Doch kühlend über der verlassnen Gruft
Streicht hin die Zeit mit ihren leisen Schwingen,
Allmählig auch mit köstlich mildem Duft
Einsame Blumen aus dem Grunde dringen.

2.

Der Ruf geht in der Stadt herum:
Gefunden ist ein Alterthum!
Im Walde hat man, tief versteckt,
Ein altes Riesengrab entdeckt. —
Neugierig ziehn hinaus die Leute,
Zu sehn, was dieser Fund bedeute.
Da kommen Kenner weit und breit,
Altklassischer und deutscher Zeit.
Arbeitet schaufeln mehr denn dreißig
Und wühlen in die Tiefe fleißig.
Was find't doch einer für ein Ding?
Schau, es ist ein zerbrochner Ring,
Und dann noch einer, auch zerbrochen,
Noch tiefer eine Handvoll Knochen,
Dabei ein Stück von rost'gem Eisen,
Doch weiter will sich nichts mehr weisen.
Weß Volkes ist wohl dieser Todte?
Ein Römer, Hunne oder Gothe?
Die Kenner stimmen überein,
Der Hügel müsse altdeutsch seyn.
Zwar gab nicht viel hervor sein Grund —
Doch immer ein merkwürd'ger Fund,
Vielleicht ein eisenfester Held,
Im Frieden groß und stark im Feld,
Versenkt in wüd'ger Einsamkeit,
Ein Denkmal einfach-großer Zeit.
Sein Rest sey ehrenvoll bewahret
Bei andern Resten alter Art.

Das Salz ward nicht mehr aufgefunden,
Es war im Lauf der Zeit verschwunden.

H. Kurz.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Von Professor Fr. Fischer in Basel.

Erster Artikel.

Eine naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter dürfte Leser aller Stände interessiren, da es ihre eigene, innerste Geschichte ist und zur Klarheit über die so oft verkannten und darum durch schiefe Erziehung verkrüppelten Aufgaben der verschiedenen Alter führen kann.

Zwar fällt es schwer, die Lebensalter auf feste Begriffe zu bringen und die ihnen zu Grunde liegenden Entwicklungsgesetze der menschlichen Natur zu enthüllen, da die Erscheinungen des Lebens überhaupt, namentlich aber des menschlichen, einen ebenso flüchtigen und wandelbaren, als mannichfaltigen Charakter haben, und da namentlich die Naturgesetze der menschlichen Lebensentwicklung theils durch eigene Freiheit, theils durch fremde Einwirkung außerordentlich modifizirt werden. Darin steht überhaupt die Wissenschaft der lebendigen und geistigen Natur hinter der von der todten und körperlichen zurück, daß sie es nicht mit so festen, scharf abgegrenzten Gestalten und nothwendigen Gesetzen zu thun hat. Indessen fehlt auch auf dem Gebiete des Lebens und Geistes die feste Gestalt nicht, sie liegt nur tiefer auf dem Grunde; auch zieht sich ein entschiedener, naturnothwendiger Gang durch das Menschenleben hindurch, so sehr auch derselbe auf seiner Oberfläche durch eigene Willkühr und fremde Einwirkung verändert werden mag. Vermöge dieser auf seinem Grunde waltenden Naturnothwendigkeit unterliegt denn auch das menschliche Leben einer Naturbetrachtung, deren Schwierigkeit sich durch um so höheres Interesse belohnt. Denn es gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz, jene, den wandelbaren Erscheinungen des Lebens und der Freiheit zu Grunde liegende feste Gestalt und Naturgesetzmäßigkeit hervorzuheben und nachzuweisen, wie sie in den mannichfaltigsten und wandelbarsten Erscheinungen wiederscheint.

Die gewöhnlich unterschiedenen vier Lebensalter: die Kindheit, die Jugend, das reife Alter und das Greisenalter, sind allerdings die vier Hauptepochen des Menschenlebens. Allein es sind dies nicht, wie sie dargestellt zu werden pflegen, vier in Einer aufsteigenden Reihe fortschreitende Entwicklungsstufen; es nimmt vielmehr die fortschreitende Entwicklung mit dem Alter der Reife ein Ende, und das Greisenalter bildet einen rückschreitenden Gegensatz. Wie die drei ersten Lebensalter Stufen der Entwicklung, des Wachsthums, der Zunahme sind, so ist das Greisenalter umgekehrt die Zeit des Zurücksinkens, der Abnahme, des Absterbens. So bildet es eine eigene, den drei ersten Lebensaltern entgegengesetzte Reihe, worin das, was sich in jenen entwickelt, nach und nach wieder abstirbt.

Um die verschiedenen Lebensalter nach ihrer naturnothwendigen Verschiedenheit zu charakterisiren, wird es darauf ankommen, auszumitteln, welche Aufgabe und welche Seite der menschlichen Natur sich in jedem der drei ersten Lebensalter entwickelt. Die Aufgaben dieser drei-

Digitized by Google

aufsteigenden Entwicklungsstufen stellen sich nun etwas verschieden dar, je nachdem wir mehr die physische, oder mehr die geistige Seite des menschlichen Lebens in's Auge fassen, und so werden wir demnach eine dreifache, sich nach und nach entwickelnde physische, und eine dreifache geistige Aufgabe des Menschenlebens unterscheiden können. Die Verwandtschaft des Physischen und Geistigen im Menschen wird sich jedoch auch hier nicht verleugnen, sondern bei näherer Betrachtung sich ein durchgängiger Parallelismus zwischen den Aufgaben der physischen und denen der geistigen Lebensentwicklung herausstellen, oder beide werden vielmehr so sehr ineinander spielen, daß sie nur als Eine Entwicklungsreihe, von zwei verschiedenen Seiten betrachtet, erscheinen.

Die dreifache Aufgabe des physischen Lebens ist die Entwicklung des Gattungs-, des Geschlechts- und des Individualcharakters. In der Kindheit sind wir blos Mensch, in der Jugend Jüngling oder Jungfrau, erst im reifen Alter, und namentlich erst im Hausvater und der Hausmutter, tritt der Individualcharakter, welcher unter der kindlichen Unschuld, wie unter den geschlechtlichen Reizen versteckt gelegen, ausgebildet hervor.

Die Aufgabe des geistigen Lebens ist die Umwandlung der auf dem Grunde des Geistes herrschenden blinden Naturnothwendigkeit in intelligente und moralische Nothwendigkeit, namentlich also die Verwandlung der blinden Gesetzmäßigkeit oder des Instinkts in Intelligenz, so wie die Erhebung der naturnothwendigen Unschuld zum frei angenommenen Charakter; denn die Bestimmung des Menschen ist die: die ursprüngliche Güte seiner Natur durch freie That zu seinem Eigenthume zu machen und aus der blindnothwendigen in die intelligente und moralische Form zu erheben. * Die Entwicklung des geistigen Lebens wird somit von dem naturnothwendigen Seelenvermögen ausgehen; es werden zum Anfange nur die unfreiesten und blindesten Seelenkräfte auftreten, namentlich die Empfindung und das Gefühl, sodann von intellektueller Seite die Sinne, die Fassungskraft und das Gedächtniß, von praktischer Seite endlich das Naturell, nämlich die Triebe mit ihren Bedürfnissen, Neigungen, Begierden und Leidenschaften. Die naturnothwendigen Anfänge werden sich einerseits durch das freie Spiel der Phantasie in Intelligenz, andererseits durch die freie Wahl der Willkühr in Charakter (in Tugenden oder Laster) verwandeln. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, werden sich uns die Aufgaben der Kindheit, Jugend und Reife von einer neuen Seite darstellen. Die Aufgabe der Kindheit läßt sich in geistiger Beziehung ausdrücken als Entwicklungsprozeß der naturnothwendigen Seelenvermögen, also der Empfindung und des gesammten Gefühls, der Sinne, der Fassungskraft und des Gedächtnisses, und endlich des Naturells. Die Aufgabe der Jugend stellt sich dar als Entwicklungsprozeß der Phantasie und der Wahlfreiheit, die Aufgabe des reifen Alters endlich als Entwicklungsprozeß der Intelligenz: des Scharfsinns, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Klugheit, und des Charakters, oder der Tugenden und Laster.

Dieser geistige Entwicklungsprozeß entspricht in seinen drei Stufen ganz genau den Entwicklungsstufen des physischen Lebens; denn die naturnothwendigen Seelenvermögen bilden, als solche, gleichsam den Gattungscharakter des Menschengeistes; die Phantasie und die Freiheit sind die zeugenden, die Intelligenz und der Charakter die persönlichen Seelenvermögen. Uebrigens bildet diese Verwandlung der blinden Naturgesetzmäßigkeit durch Freiheit in intelligente Nothwendigkeit nicht blos die drei Hauptepochen der geistigen Lebensentwicklung, sondern sie kehrt in jedem Lebensalter und in den jedesmal herrschenden Seelenvermögen, nur unter der Form der letztern, wieder, und theilt so jedes Lebensalter wiederum in drei kleinere Perioden, welche meist auch schon allgemein bekannt und benannt sind. Es treten nämlich die in jedem Lebensalter an der Entwicklungsreihe befindlichen Seelenvermögen immer zuerst mehr mit Naturnothwendigkeit, sodann mit Freiheit und endlich mit intelligenter Nothwendigkeit auf. So erscheinen die in der Kindheit sich entwickelnden naturnothwendigen Seelenvermögen zuerst in ihrer reinen Naturnothwendigkeit, nach und nach aber nehmen sie gleichsam den Geist der Phantasie und der Willkühr, und endlich den Geist der Intelligenz und des Charakters an, ohne daß jedoch diese, den spätern Lebensaltern vorbehaltenen Seelenvermögen schon in ihrer eigenen Form und selbstständigen Wirklichkeit vorhanden wären, indem sie nur gleichsam als Vorahnungen sich unter der Hülle und Form der an der Entwicklung stehenden Seelenvermögen regen. So tragen in der Jugend die nun zu ihrer selbstständigen Form und Wirklichkeit erwachenden Vermögen der Phantasie und Freiheit zuerst noch mehr oder weniger den Charakter der frühern Periode, wie sie andernseits nach und nach in Intelligenz und Charakter übergehen, und nur in dem mittleren Stadium der Jugend in voller und reiner Entwicklung stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man vergl. des Verfassers Naturlehre der Seele für Gebildete. Basel, Schweighauser, 1835.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.*)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Erster Brief.

Es trägt sich nicht alle Tage bei uns zu, daß ein Gast im ernsten Drama auf dem Hoftheater erscheint, und noch dazu ein Gast in einem Rollenfache, das hier von einem Künstler par excellence ausgefüllt wird. Ich war neugierig, welch ein Resultat die Vergleiche haben würden, die das Publikum nothwendig hier anstellen mußte, zu denen es hier hingezogen wurde; denn alles Versichern, sich der Vergleiche entschlagen zu wollen, konnte in diesem Falle nichts fruchten, sie drängten sich wider Willen auf; Marr und Seydelmann in denselben Rollen, wer konnte diesen vergessen, während er jenen sah? Was Herrn Marr betrifft, so glaube ich nicht, daß er hieher gekommen wäre, wenn ihn die Nachricht nicht geräuscht hätte, daß Seydelmann Stuttgart verlassen wolle. In diesem Falle durfte er auf einen andern Empfang, auf größere Theilnahme rechnen. Dem Abgehenden, Ungetreuen ist man nicht sehr geneigt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Vor seiner Ankunft schon widerlegte sich aber das Gerücht von Seydelmanns Entfernung, und nun erschien Herr Marr als Gast, der nach sechs gegebenen Rollen wieder zu seinen Laren zurückkehrte, ohne einen sehr bedeutenden Eindruck zu erregen, noch zurücklassen. Es wäre möglich, daß zu den spätern Rollen sich ein größeres Publikum eingestellt haben würde, als zu den frühern, wenn es dem Gast gefallen hätte, einige Konversationsstücke in den Cyclus seines Gastspiels aufzunehmen. Wer ihn nur hier auf dem Theater gesehen, kann sich unmöglich einen richtigen Begriff von seiner Persönlichkeit machen, da er, mit Ausnahme des Königs in Don Karlos, nur als Jude, Türke und Teufel sich sehen ließ, also stets in nicht einnehmender Gestalt. Herr Marr ist aber ein noch junger Mann von angenehmer Bildung und feinem Benehmen. Warum er das in keiner Rolle geltend machte, warum er in keiner seiner eigenen Bearbeitungen auftrat, ist uns eben so räthselhaft, wie sein ganzes Gastspiel.

Während der große Zollverein alle Schlagbäume in Deutschland wegzuräumen bemüht ist, existirt doch noch immer, seltsam genug, eine Absperrungslinie zwischen Nord- und Süddeutschland in Sachen der Literatur und Kunst. So kannte denn auch in Stuttgart Niemand Herrn Marr, obgleich er seit Jahren Regisseur in Braunschweig ist, auf fast allen Bühnen von Bedeutung bereits gespielt hat und als dramatischer Schriftsteller mit Glück aufgetreten ist. Fragt man nun nicht mit Recht, was die vielen Korrespondenzartikel über Schauspieler in deutschen Blättern nützen, wenn sie nicht einmal einen Namen von Braunschweig nach Stuttgart zu tragen im Stande sind? Und zeugt es nicht für die Beschränktheit gewisser Köpfe, daß sie sich noch immer einbilden, die Welt lege Werth auf so etwas, und die Feder eines solchen Korrespondenten könne Ehre und Ruf dem Künstler zu Wege bringen?

Die ersten drei Rollen, worin Herr Marr, nach eigener Wahl oder von den obwaltenden Verhältnissen genöthigt, sich uns zeigte, waren: Shylock, Soliman im Zriny und Jude Baruch in Dienstpflicht, drei Stücke, die mit dem jetzigen Theaterpublikum aufgewachsen sind; drei Rollen, von denen nur Eine auf poetischen Werth Anspruch machen kann, alle drei in der Gunst des Publikums im Allgemeinen nicht hoch angeschrieben. An dem Abend, wo Shylock gegeben wurde, wollte es ein neidischer Zufall, daß Strauß seinen Subscriptionsball gab. Der Streit der Gefühle konnte nicht lange unentschieden bleiben; unsere schöne und elegante Welt flog zu dem ihnen längst bekannten und geliebten Freudenspender, und liebete Venedig und dem dürftigen Prozeß den Rücken.

Herr Marr, als Shylock, war bei seinem ersten Auftreten befangen; erst später fand er sich in den Charakter, wie er ihn zu nehmen gewohnt ist; aber dadurch entstand eine für den unbefangenen Zuschauer befremdliche Ungleichheit der Darstellung, wodurch das sogenannte „aus einem Guß“ verloren ging. Wir müßten daher eigentlich diese Rolle noch einmal von dem Künstler, ohne jene störende Beimischung, sehen, um ein ihm und uns genügendes Urtheil darüber abzugeben. Für jetzt können wir daher nur von dem Eindruck berichten, den Herr Marr in dieser Erscheinung auf uns hervorbrachte. In seiner ersten Scene sahen wir in Shylock einen kleinen Juden, wie er dem Handel in den Straßen Venedigs nachgeht. Nichts verräth uns noch den tiefen Abgrund, der sich in diesem Charakter später enthüllt. Bassanio will Geld von ihm leihen, und er überlegt und berechnet dies Geschäft, wie es jeder Wucherer zu thun pflegt, der gern einen guten Profit schneidet. Stellt man die Forderung nicht höher, so ist die Darstellung von seltener Treue und Wahrheit, das Mienenspiel, in so weit es nichts als dies bezeichnen will, charakteristisch in hohem Grade; die hinaufgezogenen Augenbrauen, der vor sich murmelnde Mund, die singende Betonung, die bewegliche Fingersprache, jeder Zoll ein Schacherjude. Herr Marr hat das Leben studirt, und besitzt die Gabe, es wahr und treu zu zeichnen. Die ganze, im entehrenden Drucke lebende, unter fremdem Himmel, von fremden Sitten umgebene, in tiefer Verachtung schmachtende, zu elender Verworfenheit herabgesunkene Nation spiegelt sich aber in diesem Individuum nicht ab; dies ist allerdings eine schwierigere Aufgabe. Ein Abweg wäre es jedoch, wollte der Künstler gleich anfänglich durch bloße äußerliche Zuthaten dem Shylock eine Bedeutung anheften, die sich Niemand zu erklären wüßte. In der nächsten Scene, wo Shylock uns durch die beredte Schilderung seiner ausgestandenen Kränkungen für sich einnehmen sollte, ließ Herr Marr sich zu einem hohen Grade von überschäumender Galle hinreißen. Der längst unterdrückte Zorn macht sich Bahn und stiebt in reichlicher Fülle über Lippen und Bart des Hebräers. Dies konnte wahr im Allgemeinen genannt werden, wenn es gleich, zur ersten Scene gehalten, nicht folgerecht war. Das Feuer, das hier losbrach, war überdies nicht mit sich fortreißend, und ließ daher die Zuschauer kalt. Hier machte man zum ersten Male die Bemerkung, daß der ganzen Schöpfung der gleichmäßige Guß mangelte. Wir nehmen an, daß der Künstler die Befangenheit seiner ersten Scene wohl gefühlt hatte und nun, sich gewaltsam emporraffend und steigernd, zu einem solchen Extreme gelangte. Dieses Emporschrauben hatte aber den Vortheil, daß er sich von nun an auf einer Höhe befand, die dem Charakter des Stückes anpassender erschien.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir sind gewohnt, von Zeit zu Zeit einen Bericht über den Stand der hiesigen Bühne zu geben, und verflechten diesmal damit eine Beurtheilung des Marrschen Gastspiels. D. Red.

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. December 1835.

Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurchzugehn mir je gelingen?
Wie wert' ich je dies große Räthsel lösen?

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 15ten Sept.

Montag den 8ten September war Mariä Geburt, und als an einem Festtage fanden wir die Kirchen zwar geöffnet, für mich aber, der nur Bilder und Architektur darin suchte, war wenig zu sehen; die Akademie außerdem wie Abends das Theater geschlossen, die Hitze noch heißer, mein Unwohlseyn wenig gedeiseet, der Gefährte unentschlossener als je im Gehen, Stehen, Kommen, Bleiben, Forteilen, Wiederkehren, und im Ganzen daher für die zwölf Tagesstunden eine vielfältige Aussicht auf Langeweile. Langeweile in Venedig klingt für einen Kunstfreund seltsam, und doch war's so. Die nächste Zeit nahm wieder die Markuskirche weg. Vor der Hauptfaçade stehen auf beonzenen, zierlichen Füßen die schlanksten rothen Mastbäume, auf der Spitze mit vergoldeten Markuslöwen, die in der Sonne sonnengleich blitzten. An jedem Baume wehte heute eine ungeheure roth und weiß gestreifte seidene Flagge mit dem venetianischen Wappen, als Verkündigung der einstigen Meerherrschaft. Doch spielte heute der Ostwind wie in ironischem Spotte mit diesem Zeichen einstiger Pracht. Diese Mastbäume, welche gleich den feinsten, thurmhohen Säulen emporsteigen, haben den breiten, dahinterliegenden Kuppeln der Kirche gegenüber etwas Minarettenartiges, und vermehren den orientalischen Charakter des Ganzen. Das Innere der Markuskirche kam mir heute in seinem feiertäglichen Schmuck, von der Morgensonne hell beschienen, weniger düster vor, weiter und majestätischer, wenn auch von irdischer Pracht und sinnlicher Majestät.

Gegen Mittag in höchster Sonnenglut ließ ich mich in einer der zierlichsten schwarzen Gondeln den großen Kanal hinabschaukeln. Alles war still, nur selten gleitete ein Boot vorüber; mein Gondolier, jung, wohlgebaut, ein interessant melancholisches Gesicht, anständig, wie aus vornehmer Familie, verarmt und fleißig, beschränkte sich ganz auf sein taktmäßig gleiches Geschäft; kurz antwortete er, wie abwehrend, auf jede Frage nichts anderes, als: si signor, und gab mir in dieser stummen Resignation ein lebendiges Bild der ganzen, still von ihrer Höhe herabgesunkenen Stadt. Meergrün zieht sich der breite Kanal als Hauptstraße in sanften Windungen durch die ganze Stadt. Hier liegen die meisten und schönsten Paläste in fast ununterbrochener Folge, in Höhe, Breite durchaus verschieden, stets nach dem jedesmaligen Bedürfniß, die älteren ohne feste Regelmäßigkeit, jetzt größtentheils verfallen, grau und düster, wenn nicht die immer glänzende Sonne hier Alles färbte und mit einer Klarheit erheiterte, die bis in die weiteste Ferne und die dunkelsten Schatten durchsichtig hinreicht. Diese

Digitized by Google

Fahrt gehört zu den angenehmsten, wenn auch die Themse, London hindurch beschifft, einen lebendigern, weltstädtischeren Anblick von Schiffen, unendlichen Brückenbogen, Handelsgewühl und Fabrikthätigkeit gewährt. Doch sieht man doet nue auf die Hinterhäuser, Höfe und Ausgänge der Steaßen, die an den seenen Ufern daliegen; hiee in Venedig hat man Alles näher: unmittelbae aus dem Wasser steigen die schönsten Paläste und Kiechen auf, man schwebt stets zwischen dem fünfzehnten und siebenzehnten Jahehnndeet auf und ab. Besondees eigenthümlich sind die eensten und zugleich zieelich wohnlichen Häuser, die aus dem Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahehnndeets sich herscheeiben mögen. In dee Mitte der Fronte haben sie vier odee fünf und noch meheeee dicht zusammengedrängte hohe, schmale Fenster mit Pfeilern und Spitzbogen, die sich hin und wieder ineinandee schlingen; wahrscheinlich die Fenster des Hauptsaals der Familie; dann folgt ein dreiter Mauertheil, dann wieder je zwei oder drei Fenstee, in oft uneegelmäßigen Abständen; dieselbe Eintheilung wiedeeholt sich durch zwei, drei Stockweeke, unten sind dogige Thüeen, selten in der Mitte des Gebäudes, sondern wo der Gebeauch am meisten iheer dedurfte; die Dächer sind wenig sichtbar, die Schoensteine hoch und nach oben hin dreit und schwer. Die einzige Beücke, dee Rialto, wölbt sich, jener Schlange im Mähechen gleich, in einem weiten, beelten Bogen üdee das Strommeer hin und trägt auf iheem Rücken zwei Reihen Bauten mit Läden und das vollste Menschengewimmel. Denn hiee koneentrirt sich dee Hauptverkehr dee Stadt.

Ich fuhr foet und foet, von Steaße zu Straße, Kanal zu Kanal. Ehe ich Venedig gesehen hatte, und nur immee von Gondeln und Wasseefahrten hörte, glaubte ich, die Kanäle seyen das einzige Veebindungsmittel. Das ist der Fall nicht. Sie zeeschneiden zwae und veeeinen, nach allen Richtungen sich durchkeeuzend, die ganze Stadt, bald enger, bald dreiter, grün wie das Wasser der Lagunen, doch ohne Wellen und sichtdaee Strömung, nicht selten schmutzig, und an heißen Tagen durch einen unangenehmen Seewassee- und Fischgeeuch beschweelich; außer diesen Kanalveebindungen gibt es jedoch noch weit mehe Steaßen in unserem Sinne des Woets. Mit einee venetianischen Straße abee ist es ein eigen Ding. Wenige ausgenommen, sind die meisten der schönern etwa fünf bis acht Fuß beeit, ja sie deingen es selbst auf zehn Schuh Beelte, glatt duech das ebene Geanitpflastee, jezt bei der Hitze ziemlich eein, bei Regenwettee gewiß eine schmutzige Passage. Die Häuser, meist schmal, erheben sich vier bis fünf Stockwerke hoch, großentheils düsteen, oerödeten Ansehens. Doch ist in allen diesen Gassen, die theils gerade auslaufen, theils sich winden, überall kreuzen und zu speiunkenartigen Nebengäßchen führen, die in dee Dämmerung und im Dunkel der Nacht oft wie Mördergruben aussehen, ein stetes Gehen, Teagen, Rennen, Stillstehen und Rufen; desonders der Mittelstand, im unmittelbaesten Lebensbedürfniß, bewegt sich rasch, emsig, ununteebrochen den Tag übee burcheinandee. Lebendigee noch werden die Steaßen duech die Läden, Werkstätten, Kaffeehäuser, welche sich, alle geöffnet, dicht am Boden hinziehen, doch außer den Fruchtläden mit wenig Geschmack und Pracht, selbst in den eigentlichen Hauptstraßen füe die voenehme Welt. Denn auch der Markusplatz, dessen Kolonaden Laden neben Laden sehen lassen, ist mit dem zierlichen Geschmack und Prunk des Palais-royal oder mit dem soliden Reichthum und Beleuchtungsglanz der englischen Kaufläden nicht in Veegleich zu stellen. Tag und Nacht adee bleibt das Gewühl, desondees um den Rialto her und nach dem Markusplatz hin, gleicher Art, obschon Pferde, die viee antiken Rosse auf der Markuskirche ausgenommen, und ebenso Wagen mythische Dinge, und seidst Hunde und Katzen wenig zu sehen sind. An Plätzen, größern und kleinern, von aller Foem, meist unregelmäßig, fehlt es in keinee Weise, denn die sorgsamste Benutzung auch des kleinsten Raumes ist weitee als in Venedig wohl niegend geteieben. — Auch im Inneen und Innersten dee Stadt, immee untee Beücken foet, hin und wiedee, dir Keeuz und Quee auf den Kanälen umherzufahren, ist eine gute, wenn jezt auch traueige Unterhaltung; Paläste sind übeeall zwischen bürgeelichen Wohnhäuseen zu sehen, die größten jezt im Besitz dee Regieeung, die übrigen Häuser dieser unermeßlichen Stadt in Verfall, die Thüeen veeschlossen, als beauche hier Niemand Eingang und Ausgang, an den Fenstern weder Vorhänge noch Blumen, auf den Balkons auch nicht eine einzige Häßliche, noch weniger eine Schöne. Von dee Häuslichkeit dee Familien, von ihrem Leben und Treiben eebiickt man nichts, aber man kann keine hundert Scheitte gehen oder fahren, ohne eine Kirche zu seden aus allen Zeiten christlichee Architektue, wenige vollendet schön, in allen fast fortwährend Gottesdienst. Das Volk hat eecht, sich jezt an Gott zu halten; die Eebe, scheint es, hat die armen Ueberlebten oeelassen, und das Wassee nüzt nichts mehr. Zu anbeen Jahreszeiten jedoch mag es reicher bergeben; jezt sind die Nobili aus ihren oerfallenen Stadtpalästen in die verfallenden Villen längs dee Brenta, nach Padua odee weiterhin gegen Teeviso und Conegliano gezogen.

Nachmittags fuheen wie nach dem Lido, einer Insel, welche den Eingang in die Lagunen von bee östlichen Seite hee veetheidigt. Hier wae wieder ein großes Getümmel, bundeete von Gondeln und Böten plätscheten herübee; mit Feeude sahen wie endlich einmal Wiesen und weidendes Rindoied, hübsche Räume, und vom andern Gestade aus das unendliche Meee. Heute war das Volk

Digitized by Google

lustiger, Musik überall, viel Tanzende, doch meist junge Schäferdursche, ohne Mädchen und Frauen, aber ausgelassen genug. Die Weiber sind im Ganzen nicht schön, kurz und dick, besonders die Füße, Nacken und Kopf noch eher erträglich. — Die Rückfahrt war wundervoll. Im fernen Hintergrunde Venedig mit seinen tausend Kuppeln und wenigen Spitzen nebelios klar hingestreckt; glutroth sank die Sonne nieder und spiegelte die Feuerglut in den grünen Wellen, die nun in allen Regenbogenfarben theils schillerten, theils zu Farbenstreifen sich sonderten und sie wieder verschmolzen; schon blinkte die Venus empor, der blasse Mond stieg auf, bis der Westen endlich nur noch goldgelb schimmerte und zum Grünen in's Blaue zerfloß, während um uns her im Osten Wasser und Inseln in dunkle, schwarze Nachtschatten versanken, und nur vor uns die Wasserfläche noch gelb und grün hinspielte. Fern flimmerten die ersten Lichter der Stadt; herannahend sahen wir die belebten Ufer, und das Abendgewühl im hellen Mondschein nahm uns schon auf, als wir den Marksplatz wieder betraten, um den Dogenpallast neu in dieser neuen Beleuchtung zu bewundern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Das erste Lebensalter, die Kindheit.

Das Kind ist oder soll wenigstens hauptsächlich nur Mensch seyn, in ihm soll sich der Gattungscharakter umfassend entwickeln; seine Interessen, seine Bedürfnisse, seine Liebe sollen allgemein menschlicher Art seyn, seine Beschäftigungen und Fertigkeiten sich bloß auf reinmenschliche Gegenstände beziehen. Das Kind soll essen, gehen, sprechen, spielen, allgemeine mechanische Fertigkeiten sich erwerben, Sprachen, Geographie, Rechnen, und was der allgemein menschlichen Kenntnisse mehr sind, lernen u. s. w. Der Geschlechtsunterschied wird sich zwar in allem diesem nicht verleugnen, so daß z. B. der Knabe selten mit der Puppe, das Mädchen nie mit Peitsche und Säbel spielt; allein er wird seiner selbst unbewußt und mehr nur vegetativ sich entwickeln. Kommt er bereits in der Kindheit zum Bewußtseyn oder gar zur Empfindung, so ist dies eine unregelmäßige Naturentwicklung oder Folge einer Verdorbenheit. Auch der Individualcharakter ist angedeutet, aber in schlummernden, unfreien Anfängen. Die Kindheit erstreckt sich in unserm Klima und Volksstamme bei den Knaben bis in's dreizehnte, fünfzehnte Jahr, bei den Mädchen bis in's zwölfte, vierzehnte.

Von den Seelenvermögen entwickeln sich in der Kindheit hauptsächlich die sogenannten thierischen und sinnlichen: die Sinne, die körperliche Empfindung, die sinnliche Begierde und die Bewegung der Glieder, nebst der Sprache; von den geistigen Vermögen, auf intellektueller Seite bloß die Fassungskraft und das Gedächtniß, von praktischer Seite bloß das Naturell.

Daß hingegen das Gefühl sich in seinem ganzen Umfange schon in der Kindheit entwickelt, wird man nicht leugnen können, wenn man bedenkt, welch einen feinen Takt die Kinder haben, Wahrheit und Falschheit zu ahnen und zu unterscheiden, wie viel Gemüth in der Eltern- und Geschwisterliebe, in der Kameradschaft sich entwickelt, aber auch wie viel Haß und Feindschaft schon in diesen kleinen Seelen Raum findet. Die egoistischen Gefühle bleiben auch nicht zurück; der Freiheitssinn ist beim Knaben oft ganz unbändig, der Rechtssinn außerordentlich fein und scharf, so daß ein Kind eine ungerechte Züchtigung tief und bitter empfindet, eine gerechte dagegen hinnimmt, wie sich's gebührt. Wie viel Streit und Hader ist schon in dem kleinen Besitzthum um Mein und Dein! Der Schönheitssinn spielt mit Puppen und Bildern; auch die Andacht fehlt so wenig, als das Gewissen. Jene strahlt vielleicht aus keinem Auge schöner, reiner und wärmer, als aus dem eines betenden Kindes, und das Gewissen schlägt die Kinder, wenn sie Unrecht thun oder lügen. Diese umfassende Entwicklung des Gefühls in dem Kinde ist aber auch sehr wohl begreiflich; denn das Gefühl ist mit der Empfindung die dunkelste und naturnothwendigste Region des ganzen Seelenlebens, mit welcher daher alle Entwicklung desselben beginnt.

Die Kindheit selbst zerfällt wiederum in die Säuglingsperiode, die Spielzeit und die Lernzeit.

Erste Periode der Kindheit: die Säuglingsperiode.

Diese Periode, die kürzeste von allen, umfaßt das erste Jahr und erstreckt sich über den größten Theil des zweiten. Die geistigen Verrichtungen des Säuglings entwickeln sich nach und nach aus der dunkelsten und nothwendigsten von allen Seelenverrichtungen, der körperlichen Empfindung, die somit am Anfang des menschlichen Seelenlebens steht, wie am Anfang des thierischen Lebens überhaupt auf der niedrigsten Thierstufe, den Polypen, den Korallenthieren, den Quallen. Der Säugling schmeckt Anfangs noch nicht, sondern empfindet höchstens das Angenehme oder Unangenehme, er empfindet mit dem Auge bloß den Glanz, mit dem Ohre die Stärke und den Wohlklang der Töne. Seine Geistesverrichtungen tragen auch die ganze Periode hindurch den Charakter der naturnothwendigsten Seelenverrichtung, eben der Empfindung; sie erweckt den Säugling, sie lenkt seine Aufmerksamkeit, sie leitet seine Bewegungen und seine anfangende Erziehung.

Digitized by Google

Was die physische Entwicklung des Säuglings anbelangt, so sind die körperlichen Funktionen, welche weder eine geschlechtliche Beziehung, noch einen persönlichen Ursprung haben, also die Funktionen der Gattung, das Ernährungsgeschäft, das Wachsthum, die unwillkührliche Muskeldewegung, vom ersten Momente an vollendet vorhanden, und werden noch besonders begünstigt durch den Schlaf, der den größten Theil des Säuglingslebens einnimmt. Besonders sprechend tritt der bloße Gattungscharakter des Kindes in der Physiognomie entgegen. Das Gesicht, wie überhaupt die ganze Physiognomie des Körpers hat Anfangs bloß den Gattungsausdruck der menschlichen Kindheit, so daß für den Fremden ein Kind so ungefähr dem andern gleich sieht, und nur Frauen und Mütter Familienzüge entdecken können. Die Familienähnlichkeit ist unmittelbar nach der Geburt noch so wenig vorhanden, daß sogar der Racencharakter sich erst nach mehreren Tagen einstellt, indem bekanntlich die Negerkinder weiß oder vielmehr braun geboren werden, wie die andern. Nach wenigen Tagen entwickelt sich der Racencharakter, die Haut erhält nach und nach ihre bestimmte Farbe, doch ist sie auch bei weißen Kindern in dem ersten Jahre immer noch röther, als später. Nach dem Racencharaktee stellt sich nach und nach der Familiencharakter heraus; doch dauert es mit der Entwicklung desselben noch das ganze Lebensalter der Kindheit hindurch. Die Individualphysiognomie ist nur im Keime und ganz verhüllt vorhanden, denn ihre Entwicklung beginnt erst in der Jugend und vollendet sich erst mit dem Eintritt der Reife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Die Scene mit Tubal ist stets eine mißliche, was den Effekt betrifft. Dieser müßte größer auf der Bühne seyn, nach dem Eindrucke gemessen, den die Scene schon beim Lesen hervorbringt. Hier ist aber eben die Nebenfigur des Tubal in der Darstellung störend. Man kann unserm Tubal durchaus keinen persönlichen Vorwurf machen, er hatte gelernt und that sein Bestes, aber dennoch greift die Scene nicht so ineinander, wie sie sollte; Tubal müßte von einem Virtuosen gegeben werden, wenn Shylock hier ungetrübt seine ganze Kunst entfalten und den ungetheilten Dank der Zuschauer dafür hinnehmen sollte. Tubal soll Shylock, wie ein Instrument das andere, obligat begleiten, nirgends sich hervordrängen, weder durch Dialekt, noch Gesten die Aufmerksamkeit auf sich hinlenken, und doch bedeutsam seine Meldungen bringen, mit ausgebildeter Kunstfertigkeit, die nur den bessern Schauspielern eigen ist, in die Rede fallen, damit Lücken, selbst die kleinsten, vermieden werden, und doch auch nicht dem Andern das Wort vom Munde wegschnappen, damit das Publikum den Gefühlen Shylocks bequem folgen und sie gehörig in sich aufnehmen könne. Tubal ist hier der Träger des Ganzen, er kann Alles verderben, und da bei fast allen Theatern diese Rolle als eine bloße Nebenrolle betrachtet wird, so hat auf keiner der vielen Bühnen, wo ich sie darstellen sah, diese Scene ganz so gewirkt, wie es mit gehöriger Berücksichtigung der Fall seyn müßte. Bei dem großen Personal, das die Besetzung erfordert, könnte dem Uebel nur dadurch abgeholfen werden, daß man einem guten Schauspieler zwei Rollen ertheilte; eine Usance, die weit mehr Berücksichtigung verdiente, da es eine dumme Peüdeele ist, dies als eine Herabwürdigung der Bühne zu betrachten. Die Gerichtsscene gab Herr Marr fast in nichts abweichend von der Art und Weise, wie sie gewöhnlich, auf die Autorität Devrients hin, gegeben wird. Wir sagen hiemit nicht, daß er Devrient nachahmen wollte, sondern nur, daß er dessen Ansicht beipflichtete. Nachdem Rachlust und Blutgier ihren Kulminationspunkt erreicht hatten, und von dem abscheulichen Juden alle Herzen sich in Haß abgewendet haben, verschwindet er von der Bühne, ohne eine andere, mildere Regung in uns heraufkommern zu lassen. Die verschiedenen Gemüthszustände in dieser großen Scene, der Trotz, der auf seinem Recht beharrt, der teuflische Blutdurst, der in Wahnsinn ausartet, alle diese Steigerungen zeugten von dem gewandten Bühnenkenner, der Mittel und Geist in sich vereinige, wirksam zu gestalten, ohne die Linie zu überschreiten, hinter welcher sich nicht mehr das befindet, was Antheil in den Zuschauern erregt. Und dieses ist schon ein bedeutender Grad ausgebildeter Kunst, und verdient Anerkennung von Seite der Kritik. Einzelne Stellungen waren veredt und materisch zugleich; tadeln müssen wir jedoch das zu lange Verharren in der Gruppe mit dem Antonio auf die Brust gesetzten Messer. Dies artete aus; die Bühne soll nur bewegliche Gruppen dem Auge vorführen, hier war es ein sogenanntes Tableau vivant, eine Wachsfigurengruppe. Sie war übrigens schön und fügte sich natürlich, und hätte, kürzer, lauten Beifall verdient und gewiß auch herausgefordert. Der etwas später gespendete, der nie bei dieser Stelle ausbleibt, galt dem weisen Ausspruche Portia's, wie Jedermann weiß.

Im Soliman sahen wir Herrn Marr als einen bleichen, zusammengeknickten, kleinen Greis, mit übermäßig langem Leonardobarte, in eine bunte Tracht gehüllt, oft von Fieberschauern durchrieselt, zusammenzuckend, mit den Fingern krampfhaft spielend, aus erloschenen Augen gespenstisch blickend, eine unangenehme Erscheinung. Da Soliman erst Siebziger ist, so wäre es in der That nicht nöthig, die Hinfälligkeit des Alters so grell in seiner äußern Erscheinung zu geben, wenn es nicht geschähe, einestheils, um den allerdings poetischen Kontrast zu versinnlichen: die Herrschaft des starken Geistes über die Schwäche des alten Leibes, andernntheils aber, um die Wahrheit anzudeuten, daß die Leidenschaften eines solchen orientalischen Despoten seinen Körper eher aufzehren und ihn zur wandelnden Mumie machen. Dies wären allein die Gründe für eine solche Auffassung. Das heisere Organ, welches der Darsteller annahm, wird im heftigen Affekte, der ihn im Verlaufe dieser Rolle nie verläßt, kreischend, und trägt dazu bei, dies Bild in hohem Grade unschön zu machen. Nach dieser Auffassung ward jedoch Soliman konsequenter durchgeführt, als Shylock. Der Künstler beherrschte hier alle seine Mittel und die Aufgabe die er sich gestellt hatte, vollkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. December 1835.

Lady Macduff. — Poor prattler! how thou talk'st!

Shakespeare.

Die Mutter im Grab.

Auf der Mutter Gradeshügel
Steht der Vater mit den Kleinen,
Rosen und Vergißmeinnichte
Blüh'n schon über den Gebeinen.

Und das Jüngste nimmt ein Hölzlein,
Bohret es in des Grabes Erde.
„Laß die Pflänzlein! speicht der Vater,
Keins mir ausgegraben werde!"

Spricht das Kind: „will keine Pflänzlein,
Bohr' ein Löchlein mit dem Stecken,
Daß nur eine, eine Hand kann
Mutter aus dem Grabe strecken."

Justinus Kerner.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Die physischen und geistigen Verrichtungen des Säuglings sind bei Weitem zum größten Theile naturnothwendige Entwicklungen angeborener Fertigkeiten, somit des angebornen Gattungscharakters. Denn überdenken wir Alles, was sich in dem Säuglinge während der zwei ersten Lebensjahre entwickelt, so werden wir gestehen müssen: es wäre, wenn er das Alles wirklich erst lernen müßte und nicht angeborene Fertigkeiten mitbrächte, die sich bloß entwickeln, mehr als der Mensch in jeder andern gleich kurzen Periode des Lebens lernt. Der Säugling lernt in den zwei ersten Jahren essen und trinken, die Arme und Hände bewegen, greifen, stoßen, ziehen u. s. f., stehen und gehen; er lallt die ersten Worte, er lernt oder entwickelt vielmehr Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken; es entwickeln sich die verschiedenartigsten Empfindungen und Gefühle, er weint und schreit, lacht und ist freundlich u. s. w. Selbst Züge des Naturells treten schon hervor, Zorn, Eigensinn, Selbstsucht, Gutherzigkeit, Rechtssinn, Eigenthumssinn u. s. f. von der unzweifelhaft angeborenen Gesetzmäßigkeit der vegetativen Funktionen,

Digitized by Google

des Ernährungsprozesses, der unwillkührlichen Muskelbewegung u. s. f. gar nicht zu reden. Da glauben denn doch manche sogenannte Psychologen, die Seele werde als tabula rasa geboren, als leeres Behältniß oder als pure, nackte Kraft. In der That, es müßte wunderbar zugehen, wenn die Seele des Kindes alle jene Verrichtungen erst lernen müßte, besonders da sie durch einen erst zu formenden und Konsistenz gewinnenden Körper gehindert und in einen größtentheils schlummerähnlichen Zustand versetzt ist. Wir werden natürlich nicht leugnen wollen, daß der Säugling nicht wirklich mancherlei lerne; nur zum größeren Theile behaupten wir eine Angeborenheit und naturnothwendige Entwicklung jener sinnlichen und geistigen Verrichtungen und ihrer kunstreichen Gesetzmäßigkeit. An den Empfindungen und Gefühlen wird nichts gelernt, sondern bloß entwickelt; an der Sinnenwahrnehmung wird nur sehr wenig gelernt, z. B. beim Auge die Direktion und das Maß der Entfernung. Das Meiste, was der Säugling eigentlich lernt und nicht bloß entwickelt, ist die Bewegung der Glieder und die Sprache. Die Bewegung der Glieder geschieht ursprünglich bloß massenweise, was der Säugling lernt, ist Greifen und Gehen; übrigens reducirt sich, was er hievon lernt, auf das bloße Resultat; der Mechanismus der Gliederbewegung beruht auf einer angebornen Fertigkeit, die sich bloß entwickelt und entwickelt würde, ohne alle Anweisung und Erziehung. Mehr Unterweisung bedarf die Stimme zu Erlernung der Sprache, denn ohne solche bliebe sie beim Schreien. Beim Erlernen der Sprache wirkt übrigens wieder ungemein viel angeborne Fertigkeit mit, namentlich in dem Mechanismus der Behandlung der Stimmorgane; selbst eine angeborne Anlage zur Muttersprache und zum speziellen Dialekte wird kaum zu leugnen seyn.

Fassungskraft und Gedächtniß treten in dem Säugling in keimenden Anfängen auf. Die Fassungskraft entwickelt sich, so wie der Säugling nicht mehr bloß hört und sieht, sondern horcht und blickt; sie hat schon einen ziemlichen Ansatz gewonnen, so wie er versteht oder gar Worte nachlallt. Das Gedächtniß wirkt in der Reproduktion der kleinen Kunststückchen, der Erkennung von Personen und Sachen, dem Fordern gewohnter Bedürfnisse. Das Naturell der Säuglinge rührt sich ebenso deutlich: die Knaben schreien, stampfen, schlagen; die Mädchen wimmern und sind freundlicher. Das eine Kind ist sanft, freundlich, liebevoll; das andere heftig, mürrisch, kalt und unempfindlich, aber neidisch.

Zweite Periode der Kindheit: die Spielzeit.

Kinder nennt man die Kleinen in dieser vom zweiten bis sechsten Jahre dauernden Zeit, ehe noch ein Unterschied des Geschlechts sich für die Empfindung zu rühren oder für das Bewußtseyn zu erwachen beginnt. Die Kinder spielen harmlos zusammen; der Knabe trägt noch Mädchenkleider und umgekehrt.

Was sich in dieser Periode entwickelt, sind einmal die thierischen Verrichtungen, welche sich vollkommen entfalten. Die Kinder lernen alle Sinne vollkommen gebrauchen, nur die technische Uebung des Augenmaßes ausgenommen; sie gehen, laufen, springen, sie greifen nicht bloß, sondern vollziehen sämmtliche mechanische Handgeschicklichkeiten des täglichen Lebens. Die sinnliche Empfindung ist am lebhaftesten und frischesten, und entwickelt ihr spezielles Temperament klar und entschieden. Auch das geistige Gefühl ist vollkommen entfaltet. Besonders zart und innig fühlt das Gemüth in der Anhänglichkeit und Liebe gegen Eltern, Geschwister und Gespielen. Kinder haben feines Gefühl für Wahrheit und Lüge, für Recht und Unrecht; es regt sich bei Knaben schon ein wenig Selbstständigkeit, mannichmal Trotz, Selbstgefühl, mitunter wohl auch Stolz, bei Mädchen ein wenig Eitelkeit und Gefallsucht: sie putzen, wenn auch nicht sich selbst, doch ihre Puppen. Ueber Besitz und Eigenthum wird viel gestritten, viel geschlagen und geklagt. Es tritt das künftige geistige Temperament und Naturell mit entschiedenen Vorbedeutungen hervor, doch so, daß es immer noch eines schärferen Auges bedarf, es zu entdecken.

Von den intellektuellen Anlagen ist es im Grunde immer noch höchstens die Fassungskraft und das Gedächtniß, was an der Reihe der Entwicklung und Ausbildung ist; allein — und dies ist der bezeichnendste Charakter dieses Abschnitts — die Phantasie ist erwacht, tritt aber noch nicht in ihrer reinen Form als wirkliche Phantasie auf, sondern schlägt in die erwachten niedrigern Seelenvermögen um, und gibt ihnen eben den bezeichnenden Charakter der Epoche, das Spielende.

Die Kinder wollen und sollen Alles spielend treiben und lernen, und es ist grausam, ihnen irgend etwas auf die trockenere, ernstere Weise eines spätern Alters zuzumuthen. Sie lernen spielend gehen und springen, unter dem Gelächter der Alten über ihre komischen Wendungen, ihr Humpeln, Fallen, ihr Rutschen und ihre Purzelbäume. Sie lernen spielend sprechen, unter dem freundlichen Vor- und Mitlallen der Alten. Sie leben sich in die Beschäftigungen und Verhältnisse der Gesellschaft spielend ein, indem sie sich eine Puppenwelt schaffen und ihre kleinen Lebenserfahrungen und Lebensweisheit praktisch memoriren. Selbst der Verstand, der in Spuren anklingt, ist spielendes Errathen. Der spielende Geist der Phantasie, welcher die Kinderwelt durchweht, tritt selbst der dichterischen oder eigentlichen Form der Phantasie näher in manchen possierlichen Erfindungen des kindischen Puppenspiels. Allein von einem freiern

Digitized by Google

schöpferischen Geiste der Phantasie und des Verstandes ist noch keine Spur; denn Alles in der kindlichen Verstandeswelt ist Nachahmung und Auffassung. Die Epoche der Spielzeit ist auch physisch sehr bestimmt begrenzt durch Abscheiden der Milchzähne, was sich jedoch noch in's siebente Jahr hereinzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 14ten Sept.

Obschon die Abreise mit schnellen Schritten herannaht, lebe ich noch immer wie bisher, schreibe außer den flüchtigen Briefen nichts auf, sinne nichts aus. Die fremde Kunst athme ich wie die fremde Luft; was zurückbleibt, bleibe, was vergessen wird, sey vergessen. Wie von euch jedoch, euern Zuständen ein nur irgend lebendiges Bild zurückzurufen, fällt mir ganz unmöglich; so ganz bin ich nur in dieser Stadt und Gegend, daß ich keine andere vor Augen haben kann. Zu einer Schilderung jedoch im Ganzen und Einzelnen halte ich mich noch immer nicht fähig, und muß mich begnügen, tagweise zu berichten, was wir gesehen und genossen haben. Da bleiben mir die Tage vom Dienstag bis Freitag zu beschreiben übrig. Ich kann von ihnen nur sagen, sie glichen sich, wie schöne Schwestern, nicht reizend und vollendet schön an Gestalt und Gliedern, doch von dem wunderbarsten italienisch glühenden Teint, rosenumhaucht.

Ich war fast nur mit Malerei beschäftigt, wo ich ging und stand; zuerst jedesmal stundenlang auf der Akademie, welche die Quintessenz des Besten, was hier zu sehen ist, zusammenfaßt, und auf welche ich mich deßhalb hauptsächlich zu beschränken bald entschlossen war. In den Kirchen, die ich nebenbei meist Nachmittags besuchte, haben die meist verschmutzten Bilder häufig ein schlechtes Licht; sie hängen entweder zu hoch oder an Pfeilern zwischen zwei blendenden Fenstern, und Koloristen im Dunkel, oder im blendenden Glanz der Sonne, oder des noch schlimmern Reflexlichts zu bewundern, ist einem die höchste Pein. Die Edelgesteine des schönsten Kolorits sollten wie Edelsteine gehalten werden, unbestäubt, durchaus rein; was kann alle Klarheit, Glut und Durchsichtigkeit helfen, wenn Staub, Rauch, eingetrocknetes Firniß einen undurchsichtigen Schleier darüber legen! Die Gemälde der Galerie dagegen sind mit Geschicklichkeit und Vorsicht gereinigt, und wo eine weitere Restauration nicht zu umgehen war, mit gutem Takt und Liebe hergestellt. Wie anders aber sah ich im Vergleich mit frühern Jahren! Sonst kümmerte mich das eigentlich Malerische wenig; der Gegenstand, die rein geistige Konzeption, die spezifische Art des Ausdrucks interessirte mich allein; jetzt sah ich mit absichtlich entgegengesetzter Einseitigkeit nur auf Gestalt und Färbung, Pinsel, Klarheit, Wärme, Schmelz, und entzücken konnten mich nur die lieblichsten, unsagbarsten Zauberreien des Kolorits. Und doch, wer kann, einsam mit den Wundern immerdar beschäftigt, das Sinnen und Denken ganz von der Hand weisen? Laß mich Einiges, wie es mir einfiel, wenn ich auf's Meer hinausfuhr, oder auf den Kanälen mich hinschaukeln ließ, flüchtig berühren. Wie frühere in Holland, lernte ich hier in Venedig besonders, wie wichtig auch im späteren Mittelalter für Malerei und Baukunst das heimische Lokal mit seiner Farbe und Beleuchtung, seiner Luft und deren atmosphärischen Prozessen, seinen Sitten, Gestalten, Physiognomie, Trachten, Füesten, Verfassungen, Berührungen mit Fremden ist; wie thöricht es bleibt, ohne eigene Anschauung zu urtheilen und Kunstgeschichte zu treiben, ohne den steten, engen Zusammenhang der Kunst und des sonstigen Lebens lebendig aufzufassen. Aber ich schweife heute allzuoft ab und werde nicht fertig; zur Sache also.

Von früh an haben sich die venetianischen Maler an die Naturwahrheit in der Kunst, an die individuelle äußere Erscheinung auch des Geistigsten, und vor Allem an den Farbenschmelz dieses glanzumleuchteten Daseyns gehalten. Ihr wirkliches Leben führte diese Richtung herbei. Die Kunst der Alten umgab sie nicht, die Macht antiker Form bezwang sie nicht; ihre Kunst wuchs aus neuen Zuständen und deren eigenthümlichstem Boden, aus der Gegenwart des Lebens, und nicht aus den immer lebendigen einwirkenden Trümmern des Alterthums auf. Raphael konnte unter den Venetianern nicht erstehen. Die Ueberfülle der eings umher in Stadt, Meer und Himmel fort und fort malenden Natur erlaubte ihnen eben so wenig, den Florentinern ähnlich, dem geistigen Innern, der Seelenandacht und Religiosität Jahrhunderte lang den Vorrang einzuräumen. Sie lebten in der Pracht der Farben, im Reichthum ihrer Handelsherrschaft, im bunten Verkehr mit dem Glanz des Orients, mit allen Schätzen der Welt und den verschiedensten Völkern, tapfer, klug, in fester nationaler Verfassung, im Stolz ihrer Eigenthümlichkeit, und keine Kärglichkeit irgend einer Art schränkte sie ein. Bei aller Religiosität war ihr Blick freier und froher auf's Weltliche, wie es sich in seiner Herrlichkeit umgab, gerichtet, und das Tiefste und Höchste in Fleisch und Blut schön und reich in aller Lebensfülle zu verkörpern, war das Kunstbedürfniß, das ihre besten Maler vollständig befriedigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Das Bild wurde mit einer Menge kleiner nachahmender Züge ausgestattet; von den Kennzeichen hohen Alters bis zu den Aeußerungen des nahenden Todes war Alles zu sehen; das Haschen und Zupfen, das sich bei Sterbenden zeigt, das stiere Auge, das Lächeln, nichts fehlte. Diese Art von Miniaturmalerei ist jedoch nicht die, welche auf dem Theater die größte Wirkung hervorbringt; hier verlangt man Wahrheit in großen Zügen. Wir wollen zugeben, daß Soliman eine Rolle sey, die sich nicht gut anders darstellen lasse, als Herr Maer sie darstellte, warum aber überhaupt sie geben? Fände sich nicht leicht, selbst in dem engen Rahmen unsers Bühnenrepertoires, eine Rolle, die mehr anspräche und mehr geeignet wäre, die Kraft und das Studium, welches sich unleugbar auch in dieser Leistung kund gab, in glänzenderm Lichte und in ansprechenderer Umgebung zu zeigen?

Der Jude Baruch in der „Dienstpflicht“ war die dritte Rolle. — Nur zwei bis drei Stücke von Iffland verdienten es jetzt noch, dem Repertoire gerettet zu werden. Diese Menschen und Verhältnisse sind uns zu fremd; unsere Welt ist eine andere geworden. Ein solch alter, mürrischer Mann, wie der Herr Kriegsrath Dallner, ist — selbst wenn er nur das Rechte und Gute stets wollte — für unsere Gesellschaft von heute eine überlästige Erscheinung, der man gern aus dem Wege gehen würde. Und wen widerten nicht erst vollends die häßlichen Figuren dieses Gemäldes an, diese ränkesüchtigen Secretärs, diese Bäckerlieferanten, diese Schacherjuden wie und ohne Bart! — Wie jetzt die Sachen in der Welt stehen, begreift man wahrlich nicht, daß solch ein herzzerschneidender Jammer entstehen könne um die Summe von vierhundert Thalern. Dieses Einkassiren, mit Arrest drohen, Schenken und Bezahlen, dieses ganze dramatisirte Wechselrecht ist wahrlich nicht zu ertragen. Was die Zeichnungen selbst betrifft, so sind sie größtentheils scharf konturirt und mit Lokaltinten gut gefärbt. Darin läßt sich Iffland kein Verwurf machen. Herr Marr war bemüht, die Aufgabe getreulich zu lösen. Er war ganz Jude in der äußern Erscheinung, der spitzfindige Witzling, der alttestamentarische Humorist nach allen Seiten. Diese Figur ist wohl dankbar in dem jammervollen Familientableau, und erregt Wohlgefallen und Lächeln; etwas Höheres kann dabei nicht erzielt werden; die Poesie bleibt ganz zur Seite, und von einer künstlerischen Lösung im höhern Sinn darf hier eben so wenig gesprochen werden.

Obgleich ich nicht sehr geneigt bin, Kritiken über die Leistungen unserer Hofschauspieler abzugeben, so kann ich doch nicht umhin, mit der Beurtheilung der Marrschen Leistungen eine kurze Charakteristik der Hauptglieder unserer Bühne zu verbinden, zumal die Redaktion dieser Blätter dadurch Gelegenheit findet, einem alten Brauche nachzukommen. So wenig es ihr möglich ist, über Kräfte und Leistungen auch nur der vornehmsten deutschen Bühnen Buch zu führen, so natürlich erscheint es, wenn sie die Bühne der Stadt, in welcher das Journal erscheint, nicht ganz aus dem Auge verliert und wenigstens von Zeit zu Zeit, nicht sowohl das Einzelne, zur Anschauung Gebrachte, als vielmehr die Talente mustern läßt. — Es verdient heutzutage schon den Dank der Theaterfreunde, wenn die Mitglieder eines Hoftheaters die Mühe des Umstudirens bei einem alten Stücke braviren; und so war denn auch hier eine Aenderung in der Besetzung des Kaufmanns von Venedig, wenigstens hinsichtlich des Bestrebens, lobenswerth. Zunächst war wohl Herr Pauli die Ursache davon; jener Pauli, der einst die goldnen Tage deutscher Bühnenkunst sah, und der es längst verdient hätte, sich mit seinen Lorbeern zurückzuziehen, eingedenk des Ausspruchs: „Wie uns der Künstler entschwindet, so lebt er fort in unserm Gedächtnisse.“ Es ist nicht recht, wenn sich uns die Infirmitäten des wirklichen Alters in Greisenrollen aufdringen; die Kunst soll nur ans Täuschungen bestehen. Der Künstler selbst verliert das Meiste dabei; die neue Generation begreift ihn nicht, weil sie seine Blüthezeit nicht kannte; Alles, was man ihm zollt, ist Pietät, eine traurige Huldigung: du sollst das Alter ehren! — Herr Pauli gab sonst den Dogen, diesmal hatte ihn Herr Maurer; Herr Wallbach war für Herrn Maurer mit dem Antonio betheilt worden, und für Herrn Wallbach war Herr Moriz Bassanio. Zunächst leidet es keinen Zweifel, daß Herr Maurer einen kräftigern Dogen repräsentirte, als sein Vorgänger. Vom Anfange des Verbots bis zur Einladung des fremden Doktors zu seiner Mittagstafel war der Repräsentant wie immer eines stolzen Anstands voll, was sich für diesen Mann in seiner Lage gar trefflich schickte. Die Aufgabe war leicht für einen Künstler wie Herr Maurer. Nicht ganz so verhielt sich's mit Herrn Wallbachs Aufgabe. Antonio, der königliche Kaufmann, verlangt einen andern Repräsentanten. Das Aeußere war ganz verfehlt. Der Himmelweiß, wo Wallbach das unscheinbarste Knappenröckchen aufgefunden hatte, und dazu einen Spitzbart, so windig, so fremd, so gar nicht altvenetianisch. Nur einen Blick auf die Tafeln jener farbenreichen Meister geworfen, die Venedigs Vorzeit verherrlichten, und es stellt sich uns ein so frisches Bild dar, das aus dem Rahmen springt und zu leben anfängt. Ich meine hiemit nicht die übermäßige Kostümstrenge; das sey für immer verbannt. Wie Maurer ging vielleicht nie ein Doge gekleidet, wenigstens wich sein Kostüm gänzlich von der großen Amtskleidung der Dogen ab, und doch war Maurer ein venetianischer Doge nach dem Leben. Es könnte aber zufällig der venetianische Kaufmann in jener Zeit, wohin der Dichter sein Stück verlegte, ganz so gekleidet gewesen seyn, wie Wallbach es war, und doch wäre dies kein Antonio, kein königlicher Kaufmann, der den Markt und Hafen Venedigs beherrschte. Man wird mich nicht mißverstehen. — Das scharfe Artikuliren, die markirte Betonung ist nicht überall zuträglich. Man muß zum voraus einmal annehmen, daß die Leute, die unten sitzen und zuhören, deutsch verstehen; für die Andern wird ohnehin in den Wind gesprochen. Durch das zu Deutlichwerdenwollen geht das verloren, was man im Vortrage „darüber hinhuschen“ nennen möchte, und das ihm eine reizende Abwechslung verleihe. In jener Manier ein dichterisches Werk herunterjagen, gleicht einer simpeln Aufeinandersetzung, und man begreift nicht, wie Künstler auf einen solchen Abweg gerathen können. So lassen sich wohl gemeine Prozesse und Händel, kaufmännische Geschäfte und andere Geschichten, wo es um eine trockene Deutlichkeit sich handelt, recht verdienstlich abhaspeln, aber keine tragische Handlung, keine Leidenschaft, kein großartiges Drama.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. December 1835.

— Die ganze Welt ist Bühne,
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.
Sie treten auf und gehen wieder ab;
Sein Lebentang spielt einer manche Rollen
Durch sieben Akte hin.

Shakespeare.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode der Kindheit. Die Lernzeit.

Merkwürdig ist, daß der Knabe, wie er nun heißt, früher das Flügelkleid und die Kinderschuhe auszieht, als das Mädchen, das viel länger fortspielt, während es sich wieder früher auf die Jungfrau besinnt, als der Knabe auf den Jüngling. Daran zeigt sich, welch ein vorherrschender Grundton die Phantasie in dem weiblichen Seelenleben ist. Das Lernen ist überhaupt mehr Sache des Knaben, als des Mädchens; denn es fordert geistige Arbeit und Anstrengung des Verstandes, während die Natur dem Mädchen das zu Lernende lieber im Schlafe gibt. Das Mädchen hat mehr Takt, der Knabe mehr Geschick zum Lernen.

Die Lernzeit ist der Anbruch des Verstandes, wie die Spielzeit der Anbruch der Phantasie war, und zwar in derselben verhüllten Form. Denn das Lernen des Knaben ist noch nicht wirklicher, verständiger, intellectueller Verstand, alles Lernen ist ja Receptivität, bloßes Auffassen, Bemerken und Behalten, und zwar geschieht das Letztere noch keineswegs nach den verständigen Gesetzen der Ideenassociation, sondern nach dem reinen Mechanismus des Gedächtnisses. Wiederholung, öfteres Einprägen, gleichzeitiges und aufeinanderfolgendes Anschauen und Nachsprechen sind die Methoden der Knabenschule. Wohl aber ist der Geist des Verstandes in dem Lernen des Knaben vorhanden, indem die Zweckmäßigkeit an die Stelle des Spiels getreten ist. Der Hauch der Intelligenz belebt die Fassungskraft und das Gedächtniß des Knaben: er zeigt Anhauch des Scharfsinns in seinem sichern, richtigen Blick, Anhauch des Verstandes in der offenen, leichten Fassung, Anhauch der Klugheit in der geschickten Behandlung seiner Arbeiten.

Das Temperament und Naturell hat sich in dem Knaben vollkommen entwickelt, so weit es ihm irgend angeboren ist, so daß ein Menschenkenner unfehlbar z. B. einen Sanguiniker sollte vom Choleriker unterscheiden können. Der Freiheitssinn tobt auf der Straße, der Rechtssinn zankt sich, die Herrschsucht prügelt sich, es schließen sich Freundschaften und Feindschaften, es bilden sich Allianzen, es organisiren sich Coterien, selbst das Verhältniß von Subordination fehlt nicht, in dem Anführer und dem Trosse. In den Parteien der Schulen und Stadtdistricte spielt all der Ehrgeiz und die Ruhmsucht, wie auf dem großen Welttheater der Männer. Besonders rege wird der Ehrgeiz in der Schule gegen Lob und Tadel und die Nacheiferung in dem Wettkampf

Digitized by Google

der Collokation, was einem Knaben eben so viele Schmerzen und Freuden macht, als das Ranglaufen den Alten, nicht selten jedoch auf grausame Weise von Erziehern und Lehrern mißbraucht wird als moralischer Tortur, zum großen Schaden des künftigen Charakters.

Merkwürdig ist die Beziehung der Geschlechter zu einander. Während Knaben und Mädchen als Kinder harmlos und ohne Unterschied mit einander spielen, treten sie jezt feindselig auseinander, fliehen sich oder schlagen sich wohl auch. Der Knabe langweilt sich bei dem in's Eitle und Gefallsüchtige umschlagenden Spiele der Mädchen, greift plump und tölpisch darein, stört die anständige Haltung und Sitte der kleinen Gesellschaft, wird hinausgeschoben und weggespottet, und eilt von selbst gerne der lärmenden Freiheit der Straße zu.

Das zweite Lebensalter. Die Jugend.

Die Aufgabe der Jugend ist die Entwicklung zum geschlechtlichen Gegensatze; der Grundcharakter des Jünglings und der Jungfrau ist daher der geschlechtliche. Sie sind noch so wenig, als die Kinder, Individuen mit ausgeprägtem und festgebildetem Individualcharakter, sondern entwickeln die allgemeinen Eigenschaften ihres Geschlechts, wie die Kinder die allgemeinen Eigenschaften des Menschen entfalten. Daher ist es so schwer, den individuellen Charakter seiner künftigen Frau in der Jungfrau, die man sich auswählt, kennen zu lernen; mehr oder weniger sieht eine der andern gleich, sie haben mehr oder weniger alle dieselben liebenswürdigen Eigenschaften mit denselben kleinen Schwachheiten, worunter die künftigen Eigenschaften der Frau, der Charakter des Individuums, tief und nur dem schärferen Auge des Menschenkenners sichtbar, verborgen liegen; sie sind alle mehr oder weniger Engel, wie man zu sagen pflegt, d. h. Jungfrauen. Nicht viel anders ist es mit den Jünglingen: sie haben die Lebhaftigkeit, die Begeisterung, den dichterischen Anflug der Jugend mit Graduntershieden; aber tief versteckt unter dem Idealismus der Jugendfrische liegt der Realismus der künftigen Tugenden und Laster, der persönlichen Vorzüge und Fehler. Etwas Aehnliches findet ja selbst bei den Gesichtern Statt: die scharfen, eckigen, markirten Züge, welche in der Physiognomie des Mannes und der Frau nach und nach hervorstechen, sind in den jugendlichen Gesichtern noch mit der geschlechtlichen Fülle und Blüthe überwachsen, ganz eben so, wie die scharfen, eckigen, markirten Züge des Individualcharakters mit idealer Begeisterung. Wie öfters ein Jugendfreund das Gesicht des andern, den er als Mann wieder findet, kaum noch erkennt und erstaunt, Züge zu finden, die er unter der Jugendfülle nicht ahnte, so wäre die Verwunderung noch viel mehr am Platze in Beziehung auf die mit dem reifen Alter hervortretenden Charakterzüge: der findet seinen flotten Burschen als filzigen Knicker, der seinen fürstenmörderischen, freiheitsdurstigen Bundesbruder als gebückten, gehorsamen Kanzleimann, der seinen Bramarbas als ehrsamen Philister und zahmen Pantoffelhelden. Auch der Jüngling ist mehr oder weniger bloß Jüngling, mit den Fehlern und Vorzügen seines Geschlechtes, mit den Fehlern und Vorzügen seines Individuums dagegen erst in der Arbeit begriffen.

(Die Fortsezung folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsezung.)

Die venetianischen Maler gehören mit Correggio und den Holländern zu den berühmtesten Koloristen. Auch diese Richtung ist aus ihrem Lokal zu erklären. Koloristen können sich nicht nur von innen her aus der Tiefe des Gemüths und den Wunderträumen der Phantasie bilden. Sie müssen sehen, wieder sehen und den Farben der umgebenden Natur, dem Licht, in dem dieselben herüber und hinüber scheinen, leuchten und glühen, der Luft, die sie umspielt, dämpft und verschmelzt, mit angebornem Blick die unerschöpflichen Räthsel ablauschen. Nun mag zwar Neapel noch heller und glühender, noch klarer und duftiger seyn, aber diese unerreichbar schwelgerische Farbenfülle weckte keinen überfliegenden Nacheifer der Kunst, sondern versenkte in den ewig neuen Naturreiz des Genusses. Der venetianische Himmel ist farbig genug, um Koloristen zu erschaffen, doch nicht zu reich, um nicht den Wetteifer der Kunst zu gestatten und zu gebieten. Ueberhaupt scheint es, als sey für große Koloristen die weite, unermeßliche Ebene des Landes und Meeres die beste Heimath. Venedig und Holland liefern hiefür das gemeinschaftliche Beispiel: Holland für den Norden, mit nebelvoller Luft und bewölktem Himmel, dessen Lichtspiel wechselnd die wunderbarsten Beleuchtungen ununterbrochen hervorbringt, und an und für sich eintöniger, mehr und mehr zu jenen einseitigeren Farbentönen treibt, in welchen die erfinderische Kunst im Grundklang einer Farbe dennoch alle Farben ineinander schimmern läßt; Venedig im Glanz einer wärmeren Sonne, zwar nicht an Nüancen und deren zauberischer Wirkung reicher, aber begünstigt durch jenes Licht des Südens, das jede Farbe zu unbeschreiblicher Glut entzündet. Da ist nun sogleich ein Gold- und Silberlicht zu unterscheiden. Der Silberglanz aber gehört nicht etwa dem Monde an, sondern auch der Sonne.

Digitized by Google

Wärme ist in beiden Nüancen; bei leichtbedecktem Himmel jedoch, im Mittagsblenden des Lichts, breitet dieser leise angeblaute Glanz sich mit unaussprechlicher Durchsichtigkeit über alle Gegenstände aus; selbst braune Gesichter werden heller, die Röthe zarter, das Glutbraun lichtet sich; es ist, als wenn Wellenschaum, Perlen, und statt der Sonne eine Mondsonne rings umher, glänzend und doch mild und harmonisch, eine unendlich wohlthätige Helligkeit ausgössen. An andern Tagen, vom Morgen bis Abend, und Abends am meisten, glüht der Goldschimmer des Lichtes auf. Nun gelbt und bräunt sich Alles; jede Farbe wird gesättigter, heißer, und doch so behaglich warm, feuerlodernd, und doch so still und friedlich, als würde alles Gold der Welt durchsichtig, und schiene nur wie ein Duft über Alles und Jedes hin. Das ist meist die titianische Glut, die einen Schmelz hat, einen Zauber, und in deren erfundenen Farbenwunden eine Wahrheit der Natur, daß man sagen muß: er hat doch nur gemalt, wie er's vor Augen hatte.

Solch ein Lokal kam der Ausbildung einer Richtung zu Gute, deren die italienische Malerei schlechthin bedurfte, doch weder bei den Sienesen, Umbriern, Florentinern, noch in den lombardischen Städten gefunden hatte. Diese Schulen strebten unbewußt dem Ziele entgegen, bei welchem Raphael nach der Vorarbeit von Jahrhunderten mit leichter Mühe des Genius anlangte; dem Ziele, die tiefe Geistigkeit des christlichen Glaubens mit der antiken plastischen Schönheit, mit dieser reinen Adel der Gestalt, dieser maßvoll individuellen Charakteristik und freiesten Bewegung in den erreichbar vollendetsten Einklang zu setzen. Wie das Christenthum überhaupt Gott und Welt zu versöhnen die Aufgabe hat, so wollte auch die Malerei diese Versöhnung in der Menschengestalt und der umgebenden Natur darstellen, und das Heiligste und Beste der menschlichen Brust in den reinsten und makellosesten Gestalten zur Erscheinung bringen. Der Nachdruck liegt bei jenen Schulen aber im Ganzen noch immer theils auf der Innigkeit, Andacht und Schönheit der Seele, theils schweift die Phantasie in unabhängigem Kunstsinne zu dem Alterthume hinüber, um die den Alten entnommene, mit neuem Leben bereicherte Gestaltungsweise auch in Stoffen der alten Mythologie ungehinderter auszubilden. Das wirklichste Leben der Gegenwart, die Freude an der Welt, und deren nicht im Schönheitssinne der Griechen gereinigten Gestalten und Charakteren, der Jubel über die Herrlichkeit Gottes, wie sie nicht nur in Geist und Gemüth allein, sondern in Licht, Luft und buntem Farbenschimmer, in Fleisch und Blut, Fülle und Wechsel, Pracht der Erde und Lust der Menschen erscheint, diese volle Ausbildung der weltlichen Seite innerhalb des Religiösen selber würde den Italienern fehlen, hätten nicht die Venetianer dieselbe in immer höherem Grade zu ergreifen das frohe Talent gehabt. Allerdings verliert die geistige Seite, was die sinnliche gewinnt. Aber die Kunst lebt nun einmal im Elemente des Sinnlichen, und ist als Kunst um so voller und freier geworden, je mehr sie sich diesem, ihr eigensten Elemente mit Muth und Uebermuth überlassen hat. In diesem Sinne stehen Titian, und ebenso in anderer Weise Correggio, mit Raphael auf gleicher Höhe: Raphael, von allen bewundert und geliebt, denen Gott einen Blick für Gemüth, Andacht und reinste Schönheit schenkte, Titian und Correggio, von denen hervorgehoben, welche vorzugsweise mit dem Auge für die Wunder der Färbung und lebensvollsten, kunstgeadelten Wirklichkeit begabt sind.

Als ich nach dem ersten Besuche in der Gemäldesammlung der Akademie Bescheid wußte, war ich zufrieden. Das viele Ausruhen, Schlummern und Schlafen, das Müssiggehen, das die Hitze nothwendig machte, störte mich nun nicht mehr; das bunte Stadtgewühl, die Straßen, Plätze, Menschen, die Gondelfahrten gaben immer neue Studien und Ausbeute, der Sonnenuntergang, die Abendschatten, das Emporleuchten des Mondes, Alles vermehrte den Genuß und die Einsicht, und nun ließ ich mir auch Abends im Theater ein Lustspiel gefallen. Die Truppe war gut, das Spiel, wie ich's von den Franzosen gewohnt war, nur lebendiger noch und rascher, für uns Deutsche übertrieben, hier wirkliche Natur. Dann aber trat ein Brüderpaar auf, Flötisten, so eben aus Neapel ruhmgekrönt angelangt: zugerichtete Kinder, Automatenweise einer zwölfstündigen Uebung an jedem Tage und der verwünschtesten Finger-, Lippen- und Athemfertigkeit, ohne eigentlichen Flötenton, ohne Geschmack, Grazie, Seele; die personifizirte Variationenwunderkindsleerheit, die Gott je geduldet und das Publikum beklatscht hat. Sie scheuchten uns für diesmal in's Bett.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die theologische und die Rechtsfakultät.

Seit vorigem Monat sind die Bibliotheken wieder offen, die untern Schulanstalten beginnen ihren Lehrgang wieder und die höhern machen die Programme ihrer Vorlesungen und Vorträge bekannt. Das Collège de France ist vergrößert und mit neuen Lehrsälen versehen worden. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte im Sinne, die theologische Fakultät in Thätigkeit zu setzen, da sie bisher von den angehenden Theologen gar nicht besucht wurde, und wohl Lehrer aber keine Schüler da waren, indem diejenigen, welche sich dem geistlichen Stande widmen, in den Seminarien ihren Unterricht und ihre Bildung erhalten. Es sollte ein

Digitized by Google

Geistlicher, welcher der jetzigen Regierung und seinen schriftstellerischen Talenten sein Emporkommen verdankt, der Bischof Guillon, an die Spitze jener Fakultät gestellt werden; aber da trat der leidenschaftliche Erzbischof von Paris dazwischen und hatte, wie es scheint, so viel Einfluß, daß das Vorhaben der Regierung wenigstens aufgeschoben wurde. Wahrscheinlich wird also die theologische Fakultät bleiben, was sie war, das heißt, ein Verein von Professoren ohne Zuhörer und ohne Lehrstühle, ein Programm ohne Wirklichkeit. In den Seminarien aber wird die Theologie nach alten Grundsätzen gelehrt, ohne daß die Regierung eigentlich weiß, ob dieser Unterricht den jetzigen Bedürfnissen und Ansprüchen der Zeit gemäß ist oder nicht. Der Unterricht der Geistlichkeit und die gesammte Bildung der sich zu diesem Stande Bestimmenden bedarf einer durchgreifenden Verbesserung; es wird aber noch einige Zeit verstreichen, ehe die Regierung daran denken kann, dieselbe mit Erfolg vorzunehmen. In der Rechtsfakultät haben es die Minister endlich durchgesetzt, daß der von ihnen (besonders von dem Herzog v. Broglie) ernannte Rossi als Professor des konstitutionellen Rechtes von Gerichtswegen anerkannt worden ist. Bekanntlich hatten einige Professoren jener Fakultät gegen die Ernennung eines Fremden, welcher das Doktordiplom und das Patent eines französischen Bürgers mit seiner Bestallung erhalten hatte, feierlich protestirt, und die Studenten hatten bei seinem Auftreten im Anfange des vorigen Schuljahrs einen solchen Tumult erregt, daß er nicht im Stande war, seine Antrittsrede zu halten, und unverrichteter Sache abtreten mußte, worauf dann seine Vorlesungen das ganze Jahr hindurch eingestellt wurden, nicht zu seinem Nachtheile, denn er bezog seinen Gehalt und genoß die Rechte eines Professors der Rechtsfakultät, wohl aber zum Nachtheile der Studenten und des ihn besoldenden Staates. Die vier protestirenden Kollegen haben ihren Prozeß gegen ihn in allen Instanzen verloren, was eben keine Empfehlung für Professuren des Rechts ist, und wahrscheinlich wird Rossi nun seinen Lehrstuhl ungehindert besteigen. Zuweilen haben die Studenten dieser Fakultät der Regierung viel zu schaffen gemacht, besonders unter der Restauration; seit der Julirevolution verhalten sie sich weit ruhiger, und die kleine Empörung gegen Rossi's Antritt seines Lehramtes ist die einzige unruhige Bewegung, die man unter ihnen seitdem bemerkt hat. Es scheint ein großer Eifer zum Studiren in sie gefahren zu seyn, und da in der langen Friedenszeit die Zahl der Mitbewerber zu allen Aemtern und in allen Ständen größer wird, so fühlen sie auch wohl die Nothwendigkeit, sich durch ernste und anhaltende Studien zum Examen vorzubereiten. Man erblickt ihrer eine Menge, außer den Lehrstunden, in den öffentlichen Bibliotheken und in den eigends für sie von Spekulanten errichteten Lesekabinetten, in welchen die vorzüglichsten neuern Schriften über Jurisprudenz, auch wohl älterer gegen ein mäßiges Eintrittsgeld oder Abonnement in gewärmten Zimmern zu ihrem Gebrauche bereit stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Muß es nicht diesem oder jenem Künstler oft widerfahren seyn, seine ehrlichste Anstrengung erfolglos hingenommen zu sehen? Je nun, er denke darüber nach, und bemühe sich, den Grund recht frei zu suchen, und er wird ihn gewiß wo anders finden, als da, wo ihn verletzte Eitelkeit so gern hin zu der Leute pflegt, nämlich in UnGeschmack, Theilnahmlosigkeit, Unverstand des Publikums. Er bedenke doch nur, dasselbe Publikum belohnt ja auch alles Schöne, Wahre und Große; er selbst erfreute sich oft schon dieses Lohns, wenn ihm in guter Stunde etwas gelang; dann war er nicht geneigt, das Urtheil des Publikums verkehrt zu nennen. Und es ist damit immer gleich; jenes steht nicht höher als dieses und beide sind nicht verwerflich. Aber Jeder steige in seine Tiefen hinab, so weit es Jedem möglich, und stirbe auf dem Wege der Wahrheit weiter. Vor Allem aber besitze er Talent; alles Grübeln und Denken hilft zu nichts, wenn es nicht auf die rechte Weise geschieht. Der Charakter des Antonio ist sehr schwer darzustellen. Man weiß, was ein solcher Kaufmann zu bedeuten hatte; sie waren den Fürsten zu vergleichen. Antonio ist großmüthig, weil er groß ist; er vertraut auf seinen Reichthum, und kann an Unglück gar nicht denken. Er ist jung, seine Freunde sind die lustigsten Gesellen Venedigs. Antonio darf nicht von Anfang an gleich so desorge aussehen; er darf um Alles in der Welt nicht so erbärmlich thun; seine Geradheit, seine Solidität schlägt nicht auf die Brust bei jedem Worte, und streckt nicht allen Freunden die Hand entgegen und drückt ihnen die übrige. Das ist ein ehrlicher Philister und unserer Börsen, aber kein idealischer Kaufmann Venedigs. Von einem solchen Menschen dürfte Bassanio kein Geld borgen, oder er wäre nicht Bassanio. Diesem armen, ehrlichen, peinlichen, ängstlichen Manne Geld abborgen wäre ein zu leichtsinniger Streich; dies würfe das ganze Stück über den Haufen. Man braucht nicht zum Pathetischen oder Empfindsamen, nicht zur hohen Deklamation seine Zuflucht zu nehmen, um Antonio mit Würde zu bekleiden und ihn mit der Glorie zu umgeben, die ihm gebührt. Anschütz, Emil Devrient gar Allen sind solcher Darstellungen fähig; Redenstein in Berlin war einst ein solcher Antonio.

Herr Moriz spielte den Bassanio angenehm. Er sprach da, wo der Dichter Begeisterung eintreten ließ, begeistert, und erschöpfte so die Aufgabe. Wenn dies aber allein Partie für ihn einnehmen sollte, so müßte sie anders von Shakespeare gezeichnet seyn. Portia ist nach dem Ausspruch aller Kritiker das verständigste, klügste, edelste Weib, das der große Dichter geschaffen. Bassanio sollte nicht ganz so glänzend seyn, wie es Moriz war, und etwas mehr innern Gehalt zeigen. Der Mann, der Blei erwählt, zeigt einen durchaus einfachen Sinn, oder er wählt Blei aus bloßer Spekulation, weil er pfiffig vermuthet, was dahinter steckt. Es darf uns nichts zu der Vermuthung führen, daß Portia in der Ehe unglücklich wurde, oder daß sie sich von Bassanio's Außenseite betrügen ließ. Es ist nicht nöthig, daß ein Liebhaber bloß das sey, was heutzutage liebenswürdig heißt, im Shakespeare am allerwenigsten. Wenn Romeo, Bassanio und alle andern Verliebten gleich liebenswürdig, geglättet, begeistert, was man poetisch zu nennen pflegt, überzogen werden, so wird Shakespeare am Ende nicht mehr, als Raupach. Die Worte allein und wie sie gesprochen werden, machen keinen Unterschied. Die unalltägliche Denk- und Gemüthskraft, die eine andere Auffassung der Rolle bedingt, darf ich bei Moriz mit Recht voraussetzen, weil ich ihn genau kenne, und deßhalb mache ich ihn darauf aufmerksam. Moriz gibt oft so Gutes, daß man ihm das Beste zutraut; wer diesen Grad der Einsicht und künstlerischen Bildung einmal besitzt, muß auch unaufhaltsam zur Höhe streben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. December 1835.

Hier wuchs die Kunst wie eine Tulipane,
Mit ihrer Farbenpracht dem Meer entstiegen,
Hier scheint auf bunten Wolken sie zu fliegen,
Gleich einer zauberischen Fee Morgane.

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Den 15ten Sept.

Fragst Du nach dem allgemeinen Charakter unseres hiesigen Aufenthalts, so weiß ich kein anderes Wort, als: Hitze in Venedig, wo denn bald der Accent auf der Sonnenglut, bald auf Venedig ruht. Bald komme ich mir selber wie einer der hiesigen armen Reichen, oder Reicheren der Armen vor, wie sie bei Tag und am Abend vor den Kaffeehäusern auf kleinen Binsenstühlen sitzen, schweigen, schwitzen und Limonade trinken, oder wenn's hoch kommt, Sorbetti löffeln. Das ist wahr, ich lebe ganz in Venedig, und wie langweilig hier auch ein dauernder Aufenthalt seyn muß, so werde ich doch, bin ich erst fort, lange noch ein Heimweh nach diesem seltsamen Labyrinth von Kanälen, Gassen, Brückenbogen, düstern Höhlen und hellen Feenplätzen, nach diesen kirchenreichen Vorstadtinseln, den leicht hinschwebenden melancholischen Gondeln, nach diesem Gemisch einstiger Pracht und heutiger Armuth, genug, nach diesem Fleck der Erde und des Meers empfinden, der nie wieder in ähnlicher Weise entstehen, sich fortbilden, und Jahrhunderte lang untergehend, doch immer noch, wie es auch sey, bestehen wird.

Mein Asyl der Ruhe und Freude waren, wie gesagt, in den lezten Tagen die Bildersäle in der Akademie. Sie enthält aus der gesammten Entwicklungsgeschichte der venetianischen Schule schöne, oft die schönsten Gemälde, die irgend zu finden sind. — Bis zur Zeit Titians, als der Spitze der Vollendung, konnte ich bald drei Hauptgruppen in ihrer Fortbildung sondern. Innerhalb des venetianischen Charakters läßt sich auch hier ein ähnlicher Gang beobachten, wie ihn die übrigen gleichzeitigen Schulen zeigen. Im Beginn dieselbe steenge Symmetrie in der Anordnung und Tiefe im Ausdruck der Andacht, dieselbe fortschreitende Milderung der zunächst schroffen Charakteristik, und steigende Freiheit in der Bewegung, Fülle und Rundung der Gestalt, wo denn bei ausgebildeterer Technik auch mehr und mehr aus den dargestellten Individuen ein reicheres Inneres, ein subjectiveres Gemüth, sey es im Weltlichen oder Religiösen, herausschaut. Aus den ältesten Zeiten waren jedoch im Ganzen nur wenige Gemälde vorhanden, in denen zum großen Theil der Einfluß Giottos sich nicht verkennen ließ, wie z. B. Nicolo Semitecolo aus dem älteren byzantinischen Typus sich in Giottesker Weise, nur mit geringerer Energie herausarbeitet, und in Färbung, Länge der Gestalten, Faltenwurf, Ausdruck dem Taddeo

Gaddi nähert, ohne ihn jedoch erreichen zu können. Michele Onoria erinnerte mich an Fiesole, obschon er dessen zarte, süße, selige Andacht nicht auszudrücken vermag. Von jener großartigen Phantasie dagegen, in welcher Masaccio, Buffalmacco vorwärts schritten, und besonders Andrea und Bernardo Orcagna mit einer Dante'schen Energie den Triumph des Todes und die Qualen und Strafen der Hölle zur Darstellung brachten, fand ich keine Spuren. — Eine zweite, selbstständigere venetianische Richtung verfolgten die Vivarini's, Bartolommeo und Antonio, so wie Luigi Vivarini, der Aeltere und Jüngere, Karlo Crivelli und Montagna; doch ist bei ihnen, was sich später im vollsten Leben, freudiger, sinnlicher im zartesten Farbenschmelz, derb und kräftig, doch zart und duftig, ganz weltlich und doch immer noch geheiligt bewegt, noch symmetrisch erstarrt, bei den Aelteren ernst, ja oft selbst übertrieben stier, in den Charakteren individuell und gewaltig, naturtreu, markig und mit großem Sinn aufgefaßt, aber wie zu ewigem, heiterkeitslosem Gottesdienst festgehalten, durchaus kirchlich, typisch, mehr erschreckend als heranlockend; bei den Jüngeren milder schon und freundlicher in jeder Beziehung. Dies sind die eigentlichsten Elemente der späteren Vollendung. Den Weg zu dieser bin bildet die Stufe, welche fast in allen italienischen Schulen das reichhaltigste Interesse bietet. Der alte Ernst, die Gründlichkeit der Religiosität, die Kraft der Charaktere ist noch nicht verloren, und doch regt sich schon ein freies Leben; in Komposition, Ausdruck, Kolorit, obschon die höchste Stufe noch nicht erstiegen ist, läßt sich wenig vermissen, der Ausdruck wird reicher, vor Allem aber ist die Treue und Unschuld des Blicks und der Darstellung noch rein und vollständig bewahrt. Marco Basaiti, Vittore Carpaccio, und vor allem Gian Bellini stehen auf dieser Stufe. Mich interessirte diesmal vorzugsweise Vittore Carpaccio, der hier seiner ganzen Entwicklung nach kennen zu lernen und zu studiren war. Obschon vollständig ein Italiener und Venetianer, hat er besonders in seinen frühesten Bildern etwas von den ältesten Niederländern, das wohl in der Bravheit, Tüchtigkeit und dem zugleich gutmüthigen Ernst seiner Charaktere, in der Scheu und dem keuschen Maß seiner ganzen Darstellungsweise liegen mag. In seinem ältesten Werk, der Marter der zehntausend Heiligen auf dem Gebirge Ararat in Armenien, sind die Figuren noch lang, hager und steif, in der Gruppirung verwirrt, in Farben bunt, ohne völlige Harmonie, und das Ganze auch im Ausdruck noch mager. Wie rund und beschlossen dagegen, wie einfach und tief ist das späteste seiner hiesigen Gemälde, mit der Jahreszahl 1515, die Begegnung der heiligen Anna mit dem heiligen Joachim, zur Seite der heilige Ludwig und die Ursula. Die Stellung der Anna und des Joachim erinnert lebhaft an den Dürer'schen Holzschnitt aus der Geschichte der Maria, auch der Ausdruck in seiner unendlich geheimnißvollen Stille und dem leisen Aufzug eines gottgeheiligten, freudigen Schmerzes mahnt an das Dürer'sche Blatt. Die Ausführung ist bewunderungswürdig, die Farbe von schönster Klarheit und Glut, warmbraun, doch ohne jenen duftigern Schmelz rings umherspielender Luft, obschon die im Ganzen zurückhaltende Hand des ganz in die Sache versenkten Künstlers schon für die feineren Resterspiele in den lichtern Tönen des Fleisches und der Gewänder den Grundton alles dessen angibt, was später Titian zur Unübertrefflichkeit ausbildete. In diesen Feinheiten, so wie auch in manchen nationalen Charakteren hat Titian, so schien mir, mit Carpaccio noch eine nähere Verwandtschaft als mit Bellini, wenn auch Carpaccio in Betreff auf Duft und die Geheimnisse der Luftperspektive mehr noch als dieser in der Wiege liegt. Und so behält auch Carpaccio in andern Bildern zuweilen eine gewisse Magerkeit der Formen, einen Mangel an festerer Muskulatur und beweglicherem Leben, wiewohl er nicht steif ist und es ihm an Innigkeit und liebenswürdiger Naivetät, an Figurenfülle und deren immer klareren Gruppirung, an mannichfacher, oft freilich phantastischer Naturumgebung und reicher Architektur nicht fehlt. Denn die frühe orientalische Pracht ihrer Baukunst spiegelt sich früh schon in den Bildern der Venetianer meisterhaft wieder. — Marco Basaiti ist im Ganzen kein so reichbegabter Geist als Carpaccio; sein Christus aber mit den schlafenden Jüngern im Garten von Gethsemane, mit der Jahreszahl 1510, zeigt eine Glut und Pracht der Färbung, welche man ihm, andern seiner Bilder zufolge, kaum zutrauen möchte. — Doch ich will Dich mit meinen Notizen für heute nicht länger behelligen; sie könnten zu kunstgeschichtlich werden, und ich bin selber ermüdet.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Was die Entwicklung der Seelenvermögen anlangt, so ist die Jugend die Zeit der Wärme des Gefühls, wie die Kindheit die Zeit der Weichheit desselben war; denn da das Gefühl schon in der Kindheit vollständig erwacht ist, so kann seine denn doch stattfindende Entwicklung bloß in einer Veränderung seiner Stimmung und Aeußerung bestehen. Der Knabe weint, der Jüngling, der sich des Weinens schämt, glüht, sey's vor Zorn

Digitized by Google

oder Liebe; die Jungfrau freilich hört nicht auf zu weinen, doch geschieht es jezt mehr aus Rührung, während es bei dem Mädchen mehr aus Empfindlichkeit geflossen. In dem Naturell, welches ebenfalls in der Kindheit bereits vollständig entwickelt war, tritt jezt der Geschlechtsunterschied hervor. Bei der Jungfrau gewinnt das Gemüth, bei dem Jüngling die Freiheitsliebe und der Rechtssinn das Uebergewicht; bei der Jungfrau die Gefallsucht und Eitelkeit, bei dem Jüngling die Ehrliebe; bei Lezterem der Sinn für Wahrheit, bei Ersterer der Sinn für Schönheit; bei der Jungfrau waltet andächtige, bei dem Jüngling sittliche Begeisterung. Was die Entwicklung der intellektuellen Vermögen anbelangt, so ist die Jugend die Blüthezeit der Phantasie. Die Sprache wird blühender, blumenreich, bildlich. Jeder, selbst der trockenste Geist, fängt an, Verse zu machen, romantische Bilder der Zukunft füllen die leeren Zeiträume aus, Lieder werden empfunden und gesungen, Romane verschlungen, dramatische Arbeiten und romantische Dichtungen angelegt. Von Seiten des Willens ist die Entwicklungsreife an der Wahlfreiheit, denn die Jugend ist die Zeit der Vorsätze und Entschlüsse; der Charakter hat sich noch nicht festgesezt, seine künftigen Elemente gähren noch in einem chaotischen Bildungsprozeß; die Jugend ist der entscheidende Moment für's Gute oder Schlechte, für's Tüchtige oder Nichtsnüzige; sie steht am Scheidewege des Herkules, der Versuchung und Verführung am zugänglichsten, aber auch der festesten und kräftigsten Entschlüsse fähig.

Die Jugend dauert vom fünfzehnten bis in's fünf-und-zwanzigste, acht-und-zwanzigste Jahr. Physisch ist der Beginn des Jugendalters bezeichnet durch den Anbruch der geschlechtlichen Reife. Der Körper des Jünglings nimmt die männliche Geschlechtsform an, wird muskulös, Brust und Schultern dehnen sich aus, der Kehlkopf erweitert sich, die Stimme bricht. Der Körper der Jungfrau dagegen nimmt die Wellenlinie der weiblichen Schönheit an und rundet sich aus, was oft, verglichen mit der frühern Körperbildung des Mädchens, durch eine fast sichtbare Umwandlung geschieht.

Die Jugend zerfällt in die drei Perioden der Tölpeljahre, der Zeit der Ideale und in die Periode der Begeisterung oder, wie man sie auch nennt, das gesezte Alter.

Erste Periode der Jugend. Die Tölpeljahre.

Der Uebergang aus dem Knaben in den Jüngling im vierzehnten und fünfzehnten, aus dem Mädchen in die Jungfrau im dreizehnten und vierzehnten Jahre ist durch eine sehr auffallende Unanstelligkeit, ein linkisches, scheues, ungeschicktes Benehmen charakterisirt; daher dieser Uebergang allgemein die Tölpeljahre genannt werden. Es rührt dies von dem Kampfe des hervordrechenden geschlechtlichen Selbstbewußtseyns mit der knaben- und mädchenhaften Verschämtheit her. Es bricht ein ganz neues Element in dem Jüngling und der Jungfrau hervor, das sich erst einleben muß in die Kindesnatur, zugleich aber sich verschämt in sich selbst zurückziehen möchte. Am ungeschicktesten werden sich in diesem Alter Jüngling und Jungfrau einander gegenüber betragen, je mehr die neue scheue Regung sich gerade auf ihr gegenseitiges Verhältniß bezieht.

Das Gefühl ist in diesem Alter in seiner ganzen Wärme und Innigkeit erwacht, wozu noch die sich hereinziehende weiche Empfindlichkeit des Kindesalters kommt. Allein es ist zu blöde, sich zu entwickeln, oder gar sich zu äußern und auszusprechen. Um dieser Blödigkeit willen beschränkt sich der Freiheitssinn und Ehrgeiz, wie das Gemüth, fast ganz auf den Kreis der Kameradschaften. Warme Schul- und Spielkameradschaften werden geschlossen, Partien und Gegenpartien gebildet, und Bubenstreiche voll Kraft und Witz verübt. Gegenüber von ältern Personen ist man verlegen, genirt, macht sich, wo man kann, in's Freie zu Spiel und Kampf. Angehende Jungfrauen hingegen werden ganz ausserordentlich gesezt und anständig, höchst anspruchsvoll und empfindlich, nehmen's höchlich übel, wenn sie nicht als erwachsene Jungfrauen behandelt werden, und sind doch meist vermöge ihrer Blödigkeit unerträglich langweilig und einfältig, indem sie all ihren Witz zurückhalten, um sich nachher unter ihren Gespielinnen über die Gesellschaft zu mokiren, zur Rache für die schlechte Rolle, die sie darin gespielt. Sie dauren — der einzige Zeitpunkt, wo dies geschieht — ihr Alter vorwärts und erröthen, daß sie erst vierzehn Jahre alt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsezung.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch ist im Besize der Portia. Seit einem Jahre, daß ich diese Rolle von der Künstlerin gesehen, ist sie bedeutend in den Charakter eingedrungen. Ich überlasse mich gern dem Gedanken, daß es ihr gefallen haben möge, die von mir in dem Literaturblatt empfohlenen geistreichen Analysen der Miß Jameson zu studiren. War dies nicht der Fall, und gelangen die Verbesserungen eigenem Studium ohne weitere Anleitung, so ist die Fähigkeit der Darstellerin noch lobenswerther; dann aber wiederhole ich ihr hier angelegentlich die Empfehlung jenes Werkes, es wird um so sicherer auf ihre Leistung wohlthätigen Einfluß üben. Die leichte Laune, die dieses unbefangene, glückliche Geschöpf beseele, ließ Dem. Stubenrauch fast gar zu sehr fallen, sie war zu gewichtig; diesem Mangel war das lezte

Maß ganz besonders abgeholfen. Nur die Rede entbehrte noch hie und da der Flügel; die Sprache will freier gehandhabt seyn. Es ist schon wünschenswerth, daß man dialektfrei spreche, doch darf dies nicht in Zwang ausarten. Der Süddeutsche ist hier bedeutend befangen; er besitzt in der Regel nicht die Beweglichkeit der Zunge des Norddeutschen, und ist sich zu sehr seines ausgebildeten Dialekts bewußt, der ihm seit der Geburt anklebt und den man ihm stets als häßlich geschildert hat, um gehörig unbefangen zu seyn. Will er nun reines, zierliches Deutsch sprechen, so kann er sich aus einer gewissen Schwerfälligkeit nicht herauswinden. Der Norddeutsche bildet sich hingegen ein, das Vorurtheil für sich zu haben, daß ihm die feinste Muttersprache angeboren sey, und spricht wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ihm sind die Jagd und die Nacht eins, und Bett und Bad ist nur wenig von einander unterschieden. In Hamburg klingt sogar Beides auf ganz gleiche Weise. Da er aber keine Furcht hegt, so beschleunige er den Fluß seiner Rede und stolpert nicht, und hält nicht inne, und setzt sich um eines Wortes willen keinen Zwang an. Es ist indeß nicht zu leugnen, daß Hrn. Stubenrauch vielleicht das reinste Idiom unserer Muttersprache im Kreise der hiesigen Künstler auf der Bühne hören läßt. Dies abgerechnet, war die Portia der Künstlerin eine der hohen Aufgabe vollkommen würdige Lösung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. — Graziano wurde von Herrn Dobritz gut gegeben; der Verspottung des Juden im vierten Akte wäre eine Beimischung von edelm Humor wohl zu wünschen gewesen. Herr Tourny hatte den Lanzelot gut aufgefaßt; er gab ihm einen Anstrich vom Clown. Wären wir nicht so arm und könnten wir die Nerissa anders besetzen, so müßte Mad. Schmitt den derblichen Burschen meisterhaft spielen. Er erhält, von einer Dame gegeben, eine Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, die sich zum ganzen Stücke besser verträgt, als wenn die Späße so derb daraebracht werden. Aber der alte Gobbo muß dann auch dabei seyn, und dies wäre eine Rolle, worin sich der wackere Veteran Pauli gewiß Dank und Beifall holen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die Arzneischule. Die große Bibliothek.

Die medicinische Fakultät, in welcher kein geringerer Eifer herrscht, als in der juristischen, besitzt nunmehr das von Dupuytren nachgelassene anatomische Museum, das wahrscheinlich noch durch manche Stücke vervollständigt werden soll, da Orfila, der wegen besagter Fakultät eigends eine Reise nach Holland unternommen hat, um die altberühmten anatomischen Präparate dort zu sehen, auch einen in der Präparirkunst bewanderten Mann mitgebracht haben soll, um fürs Pariser Museum zu arbeiten. Das neu eingerichtete, mit der medicinischen Fakultät verbundene Hospital steht nun ebenfalls offen, und der Unterricht wird hier zugleich theoretisch und praktisch gegeben. Eine Bibliothek für Lehrer und Studirende, und überhaupt für's Publikum, besitzt die Facultät schon seit langer Zeit, und wenn sie auch nicht vollständig ist, besonders was fremde Schriften betrifft, so nimmt sie doch bedeutend zu. Aber freilich kann dieser Zuwachs nicht mit dem der königlichen Bibliothek verglichen werden, die jährlich nicht allein wie den in Frankreich erscheinenden neuen Schriften (im Durchschnitt sechstausend) vermehrt wird, sondern auch noch eine Menge in und ausser dem Reiche ankauft. Man sieht nicht ab, wie zuletzt der ungeheure Vorrath von Büchern wird geordnet werden können. Schon jetzt hat man viele Mühe, ihn auch nur aufzustellen. Das ungeheure Bibliothekgebäude steckt vom Erdgeschoß an bis zum Speicher voll von Büchern, und ungeheure Haufen derselben haben noch nicht einmal in Ordnung gestellt und eingeschrieben werden können. Das ganze Hotel des Schayes wird zur Erweiterung der Bibliothek eingerichtet, es wird aber unbequem seyn, in dem großen Raume das Publikum zu bedienen. Ueber hundert Menschen erscheinen täglich, um zu lesen und zu exerpiren, und ausserdem kommen eine Menge von Nachfragen nach Büchern, welche bekannte Gelehrte zu Hause zu benützen wünschen. Obschon eine Menge von Beamten angestellt sind, so reichen sie doch kaum zu, das Publikum zu bedienen, und wegen des großen Raumes, den die Bibliothek einnimmt, erfordert das Herbeiholen eines Buches oft viele Zeit. Man hat dieses Jahr eine Einrichtung getroffen, wodurch die Zettel mit der Bezeichnung der verlangten Bücher durch ein aufsteigendes und niederfallendes Gewicht in das obere Stockwerk zu den daselbst befindlichen Beamten gelangen, welche dann durch eben diese Maschine die Bücher nach unten schaffen. Aber auch diese Vorkehrung nimmt noch viele Zeit weg, und hat bloß den Vortheil, daß sie die Mühe der an der Bibliothek angestellten Personen erleichtere. Der alte, sonst so thätige van Praet ist schon seit einem halben Jahre bettlägerig und wird schwerlich wieder auf der Bibliothek erscheinen können. Der gute Mann konnte sich in alle mit der Bibliothek seit zwei Jahren vorgenommenen Veränderungen nicht finden, und sah mit wahrem Schmerze, wie die ihm ehemals so wohl bekannte Ordnung in der Aufstellung und Vertheilung der Bücher ganz über den Haufen geworfen, und dagegen eine ihm fremde eingeführt wurde, so daß er, der sonst mit zugebundenen Augen ein Buch finden konnte, jetzt sogar nach langem Suchen nicht mehr fand, was er zu holen wünschte. Es ging ihm zu Herzen, wie einem Legitimisten, der blindlings an seiner Dynastie hing, und dieselbe nun vertrieben, eine andere dagegen auf dem Throne sieht, und nicht mehr weiß, wie er sich benehmen soll. Nicht er, sondern Letronne ward zum Director ernannt, und obschon auch die sehr der Revolution bestehende, so zu sagen republikanische Verfassung der Bibliothek noch immer bestehe, kraft welcher die Bibliothekare ein Konservatorium oder Komité bilden, welches durch Stimmenmehrheit seine Beschlüsse faßt und die Verwaltungsgeschäfte leitet, so hat diese Republik doch seit der Ernennung eines Directors einen Stoß erlitten; denn ein Director ist etwas mehr, als ein gewöhnlicher Konservator.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nach Voltaires Zadig.

Ein groß Geschenk, das schon dein eigen war,
Eh' deine Mutter dich gebar.
Du hast dafür mit Thränen danken müssen,
Und du genießt es, ohne viel zu wissen.
Du siehst mit Schrecken seinen Abschied drohn,
Doch wenn es geht, erfährst du nichts davon.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. December 1835.

— Une innombrable foule
Demandait à grands cris le moment fortuné,
Où doit fuir de son lit le Nil emprisonné.
Méry et Barthélemy.

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

Der Chalidsch, zu deutsch der Kanal, der das Nilwasser von Altkahira herschöpft und sich durch die ganze Stadt, d. h. durch ganz Großkahira schlängelt, um dann einige Provinzen zu überschwemmen, ist nun wieder mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Volksbelustigungen eröffnet worden. Manchen deutschen Lesern dürfte aber, was hier alljährlich üblich ist, höchst fremd und ungewöhnlich vorkommen, und ich glaube daher, wenn ich kurz erzähle, was ich seit gestern Nachmittag gesehen und gehört, und bei dieser Gelegenheit gedacht und empfunden, keine überflüssige und gewiß keine schon gethane Arbeit unternommen zu haben.

Die erste Nachricht vom Feste gab mir der Kanonendonner der bunt verzierten Barke in Bulak, Akeda genannt, an deren vielfarbigen Fahnenbehängung, Bemalung, Belenchtung und Blumenausschmückung seit vielen Tagen gearbeitet ward. Am Aßer, d. h. zur Stunde des Nachmittaggebets, etwa 2¾ Stunde vor Sonnenuntergang, steuerte sie unter lautem Volksjubel mit einer rauschenden türkischen Musik ab, in Begleitung einer unübersehbaren Menge anderer kleiner und grosser Schiffe, stromaufwärts, längs der kleinen Insel Quaranti, so genannt, weil ein Italiener dieses Namens sie aus einer öden Wüste in einen freundlichen und erträglichen Obst- und Gemüsegarten umgewandelt, dann längs der ungemein reizenden, bald nach französischem, bald nach englischem Style angelegten Insel Roda. Jeden Augenblick reihen sich neue Schiffe an die majestätische Akeda, und vor Abend schon ist die ganze Strecke von Bulak bis Altkahira mit Rudern und Segeln bedeckt, während an beiden Ufern unzählbare Volkshaufen dem Chalidsch zuwogen, um den Damm, die Nilbraut, die lachenden grünen Zelte mit ihren reichen Divanen und Teppichen, in denen am folgenden Morgen Chadid Effendi, Minister des Innern und der Justiz, mit vielen andern Großen der Dammdurchbrechung beiwohnen werden, und ähnliche Merkwürdigkeiten zu bewundern. Wer nicht schon einige Tage vorher eine Barke miethet, und sie zwölfmal so theuer als sonst bezahlt, der muß sich mit dem trockenen Boden begnügen; daher auch ein greller Abstich zwischen der schwimmenden und gehenden Welt. Jene besteht größtentheils aus Türken, reichen Kopten, Armeniern und Griechen und einigen wenigen Europäern, diese dagegen aus eigentlichen Arabern. Von Letzteren sieht man, außer Matrosen, Bedienten und Musikanten, sehr Wenige der Feierlichkeit zu Wasser beiwohnen. Zu einer gar zu übermäßigen Freude ist auch für Letztere wenig Grund vorhanden, da das Gerathen des Nils, die Quelle aller Belustigungen, doch nur diejenigen angeht, welche die wohlthätigen Folgen

desselben genießen; und die Araber haben doch immer gleich viel, das heißt, so viel als sie brauchen, um nicht umzukommen, mehr wird ihnen doch nie gelassen.

Wenn sich mir nicht solche und ähnliche Betrachtungen beim Anblick des halb nackten, halb in Lumpen gehüllten Volks neben den mit Gold und Diamanten behangenen Türken aufgedrungen hätten, so würde ich die Leser bei der Beschreibung eines Volksfestes mit einem Jammergemälde verschonen. Malte ich ihnen aber nur die schönen Farben vor, so täuschte ich sie, und wer dann einmal selbst diesem Feste beiwohnte, würde es meiner Beschreibung nicht ähnlicher finden, als die neu angekommenen französischen Aerzte Egypten im Allgemeinen der verführerischen Schilderung, die ihnen Monsieur Jomard von diesem Lande gemacht. Dieses Mitglied des Instituts in Paris, ein reichlich bestochener Lobredner Mehmed Alis, unter dessen Aufsicht, zum Unglück für die Fortschritte der Wissenschaft und Kultur in Egypten, die in Paris studirenden Egypter gestellt sind, hatte die Stirne, jene Aerzte zu versichern, daß spätestens in zehn Jahren Egypten auf die Bildungsstufe Frankreichs gehoben seyn werde. Er sprach ihnen von Theatern, von Tables d'Hote bei den Regimentern, wo Zwiebeln und Bohnen die Hauptnahrung ausmachen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Fußgänger, die sich in fürchterlichen Staubwolken hin- und her drängen; sie sind doch fröhlich und munter, es ist ein Tag der Phantasia, wie sie das in Gegenwart der Europäer nennen. Ihr wohlthätiger Leichtsinn läßt sie die Vergangenheit vergessen, wirft einen Schleier über ihre Zukunft, und die Gegenwart, die ist ja so schön. Es ist ja ein Festtag, an dem man keine Männer aufgreift, um sie mit einer Kette am Halse einem Regimente zuzuschicken, keine Kinder, um sie in den Fabriken oder an öffentlichen Gebäuden zu beschäftigen, keine Frauen, um sie einzuschiffen und entweder in männerleeren Dörfern das Feld bearbeiten zu lassen oder nach dem menschenarmen Sennar zu versenden. Es ist ein Tag, wo die lärmendsten Instrumente ihre, wenn auch einem europäischen Ohre ganz unausstehlichen, doch den Arabern, von kräftigem Händeklatschen begleitet, bezaubernd lieblich erscheinenden Töne frei in die Luft senden dürfen, wo Raketen gen Himmel steigen; ein Tag, auf den keine Nacht folgt, weil die Millionen Lichter auf dem Nil die ganze Gegend umher, und die Prozessionen mit Maschalas (Kienholzfackeln) die ganze Stadt erhellen, ein Tag, der den armen Mädchen auf einige Monate die Mühe erspart, das Wasser oft eine Stunde weit der täglich aus dem Nil auf dem Kopfe herbeizutragen. Ein solcher Tag macht auch die Aermsten glücklich; sein düsterer Blick heitert sich auf, sein Mund lächelt und enthüllt die in diesem Lande so bewundernswerthen Zähne, er raucht sorgenlos seine Pfeife, und denkt, Allah ist doch ein guter, großer Gott.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Das Lernen geht in dieser Zeit noch rascher vorwärts, als zur eigentlichen Lernzeit. Der vollständig erstarkten, lebendigen Fassungskraft, so wie dem empfänglichen, treuen Gedächtniß kommt die frischerwachte Phantasie schwunghaft zu Hülfe und dient dem raschen Fortgang des Lernens um so förderlicher, da sie noch nicht oder nur ausnahmsweise sich mit eigenen Produktionen beschäftigt, sondern noch den rezeptiven Charakter der vorigen Periode trägt, als Vermögen freier Nachahmung. Die Phantasie, als das herrschende theoretische Vermögen der Jugend, durchläuft nämlich in den drei Perioden derselben wiederum in ihrem Kreise die drei Entwicklungsmomente der menschlichen Intelligenz: sie ist zuerst auf bloße Nachahmung beschränkt, wird sodann schöpferisch und idealisch oder reine Phantasie, und nimmt endlich den verständigen, gesetzten Charakter an.

Auch die Willkühr oder Wahlfreiheit tritt bei dem Beginne der Jugend in der Gestalt und mit dem Geiste des Naturells auf, nämlich mit der blinden Gewalt der Triebe, die nur freier und willkührlicher geworden: sie erscheint als der Muthwillen der angehenden Jünglinge, die man in der Beziehung Buben nennt. Ausgelassene, boshafte Streiche, muthwillige Neckereien gegen ältere Personen sind ihr Element, und machen um so mehr Vergnügen, wenn sie gegen Personen verübt werden können, gegen die Respekt geboten ist. Auch die Willkühr ist somit noch nicht in ihrer reinen Form als vernünftige Wahl vorhanden; dieses wird sie erst in der zweiten Epoche, in der dritten dagegen gesetzt oder charakterisirt, so daß sich also auch in der Willkühr wiederum die drei Entwicklungsmomente des menschlichen Willens wiederholen.

Zweite Periode der Jugend. Die Zeit der Ideale.

Mit dem sechzehnten, siebenzehnten Jahre des Jünglings, und dem fünfzehnten der Jungfrau tritt die Phantasie, der Grundton dieses Alters, in ihre vollen Rechte. Die Poesie des Lebens beginnt, schöne Schwärmereien füllen die leeren Räume der Gegenwart und der Zukunft aus; es werden die köstlichsten Luftschlösser gebaut, in süßen Träumen wiegt sich der Ehrgeiz, die

Digitized by Google

erwachende Liebe des Jünglings, die Eitelkeit und die Sehnsucht der Jungfrau. Der Rosenschein jugendlicher Schwärmerei wirft seinen verschönernden, romantischen Widerschein über die prosaische Wirklichkeit; den mangelhaften Genuß der Gegenwart ergänzt die lebendige, immer rege und immer neue, jeder Wahrscheinlichkeit und Berechnung trotzende Hoffnung. In diesem Alter liest man, ja lebt man allein mit vollem Genuß die Zauberwelten der Dichtung, läßt sich auf die wärmste Weise rühren durch das Tragische, erträgt die größte Dosis von Pathos, theilt die Leiden und Freuden seiner Helden, lacht und weint mit ihnen, wird mit ihnen unglücklich und athmet leicht auf, wenn der Knoten der tragischen Verwicklung sich löst. Man liebt das Romantische, Ritterliche, liest Schillers Räuber, weint in Kabale und Liebe, wenn man nicht gar hinter die Ritter- und Räuberromane von Cramer und Spieß geräth. Ideale Gemüther ziehen die Lyrik vor: man schmachtet mit Hölty, tändelt mit Franz Horn, ist überschwänglich tief mit Novalis, erhaben mit Klopstock. Keine Lyrik ist zu innig und zu sinnig, die man nicht in ihrer tiefsten Tiefe mitempfände. Dramatische Dichtungen interessiren auf's Lebhafteste und reizen zur Nachahmung: man entwirft Plane zu schaudervollen Tragödien, zu lyrisch-deklamatorischen Schauspielen, zu sentimentalen Lustspielen. Das Theater nimmt alle Sinne in Anspruch; das mimische Talent entwickelt sich, wo es sich vorfindet, in drolligem Humor, man spielt und karrikirt seine Lehrer und Vorgesetzten, deren Ton und Manieren, Gang und Haltung, Charakter und Weise mannichmal ausgezeichnet getroffen werden. Man ist wohl gar so glücklich, ein Liebhabertheater zu besteigen. In das Verhältniß zur Jungfrau wirkt noch die Scheue der Tölpeljahre hinein: man betet von Ferne an, erblickt in jeder Jungfrau einen Engel, ein erhabenes, ätherisches Wesen, naht sich mit unendlicher Ehrfurcht, ist ungelenk und beklommen in ihrer Nähe, fühlt sich durch jede Gunstbezeugung, selbst einer Dirne, unendlich geschmeichelt und hoch beglückt, und zieht sich zurück, um in stillen Phantasien oder feurigen Sonetten sein Glück und sein Ideal zu preisen.

Die Jungfrau dieses Alters reift schnell zu dem Ziele der Periode. Ihre Bestimmung erwacht als gewaltige Sehnsucht; sie fühlt das weiche Gemüth in einer Fülle süßer Empfindungen sich entfalten; sie blickt zwar noch verschämt und erröthend, aber weiß sich schnell in ihre Rolle zu finden, und die Huldigungen, die ihr zufallen, als ihr Recht und mit Manier entgegen zu nehmen. Wie die Puppe zum Schmetterling, so entfaltet sich das Mädchen fast über Nacht zur Jungfrau, die sich, wie jener, in dem neuaufgegangenen Frühlingslichte des Lebens sonnt und mit allen ihren Reizen spielt. Die Phantasie der zum Selbstbewußtseyn erwachten Jungfrau findet sich seltener getrieben, sich in Verse und Dichtungen zu verstricken; allein sie ergeht sich desto üppiger in wachen, gefälligen Träumereien, seufzt über Romanen, weint über Trauerspiele, begleitet in Schau- und Lustspielen mit klopfendem Herzen die liebenden Paare durch die bösartigen dramatischen Torturen und Knoten.

Der Grundcharakter der Poesie zieht sich durch das ganze Seelenleben dieser Jugendperiode hindurch; man lebt nicht in und für die Wirklichkeit, sondern in poetischen, eingebildeten Regionen. Daher tritt die Begeisterung, die sich an wirkliche Interessen des Lebens anknüpft, erst mit der folgenden, der Schlußperiode der Jugend, ein. Die Zeit der Ideale erstreckt sich bei dem Jüngling vom sechzehnten bis zwanzigsten, bei der Jungfrau vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abendgang.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen Hand in Hand
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir wandeln fort und immer fort,
Und schau'n die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort,
Und speichst es aus mit sanftem Munde;
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiedersehn,
Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
So rufst du aus: wir müssen scheiden,
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längst und wollen's leiden.
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heim rief in das Haus,
Und du dann sprachst, ich müßte warten.

K. F. Heddel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart. November.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Was sich im Trinp auf unserer Bühne zutrug, kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Wie das Stück,

Digitized by Google

war auch die Darstellung nicht bedeutend. Krankheiten hielten die Herren Moriz und Wallbach von ihr entfernt; dem Zriny gab Herr Maurer. Der ungezügelte Wortschwall, die Selbstbespiegelei, dieses ganz äußerliche und gemachte Heldenthum in Krafttiraden, verleitet leicht zu einem unmäßigen Kraftaufwande. Der Künstler ist zu entschuldigen, wenn er hier stark aufträgt, da sonst die leeren Rodomontaden noch greller in's Licht treten würden. Hier war der Dichter einmal Koulissenreißer. Das eigentlich Heldenmäßige im Zriny ist sein Aufstreben in die Luft, und da das im Stück durch ein wohlgeordnetes Feuerwerk und eine Operamaschinerie erreicht werden kann, so gebührt diesem Theile der Darstellung auch wie billig die größte Aufmerksamkeit von Seiten der Regie und der größte Beifall von Seiten des Publikums. Ich glaube, nach verschiedenen Zeichen und Aeußerungen annehmen zu dürfen, daß die Zeit nicht mehr fern seyn wird, wo die eigentlich gebildete Gesellschaft sich mit entschiedenem Widerwillen von rohen Kraftanstrengungen und wildem Geschrei, von Statistenschwung und Getümmel auf dem Theater mit Ekel gänzlich abwenden wird. Es wäre recht, wenn die Bühnenvorstände dieser hereinbrechenden Morgenröthe eines bessern Geschmacks vorbereitend entgegenschritten. Bei uns geschah etwas in dieser Hinsicht. Die Rollen der Helena und des Juranitsch, wobei Körner an Mär und Thekla entfernt gedacht haben mochte, waren so ungenügend besetzt, daß Zärtlichkeit und Schwärmerei mit Gelächter belohnt wurden. Es wäre in der That besser, nie wieder mit Zriny den Versuch zu wagen. Soll ich hier noch von Türken und Ungarn des Weiteren berichten? Ich glaube, daß man es mir gern erlassen wird. Nur eines Ungarn will ich noch erwähnen, der im Stücke Peter Vlaky heißt, und den Seydelmann, um das Gastspiel zu fördern, für Herrn Wallbach schnell übernommen hatte. Eine Bereitwilligkeit, die Anerkennung verdiente und auch fand.

In einem bürgerlichen Stücke von Iffland finden die meisten Schauspieler leicht ihren Platz. Der Dichter hat hier trefflich vorgearbeitet, es ist so gefällig, seine Personen zu individualisiren. Ein Justizrath Listar, ein Sekretär Fallbring erfordern in der That nicht viel von dem, was wirklich „Kunst“ ist. Die Leute kommen und gehen wie im Leben, nur mit etwas mehr sonntäglichem Anstrich; einige spießbürgerliche Feierlichkeit legen sie sich zu, und das soll denn das Gebilde in die höhern Regionen heben, wie gewöhnlich gemeint wird. Auch waren Herr Wallbach und Herr Gnauth ganz trefflich und spielten con amore. Sie leisteten Alles, was man nur verlangen kann. Herr Maurer war der alte Dallner. Wer nur überhaupt Gefallen an dem alten, groben Manne finden könnte! Maurer spielte ihn in der That mit großer Wahrheit und Mäßigung. In solchen Stücken blickt die gute Schule durch, die dieser Künstler einst bei Iffland erhielt. Seine Haltung ist darin tadellos, sein Vortrag sehr angenehm, seine Erscheinung die eines gebildeten Mannes. Aber nicht bloß in diesen altmodischen Zeichnungen, sondern auch in den neuern und elegantern gesellschaftlichen Tableaux wirkt Maurer günstig. Mir ist immer, wie jedem gesitteten Menschen, die gezügelte Kraft willkommener als die ungezügelte, und ein gemäßigter Ton auf der Bühne lieber wie Geschrei. Es ist kein gutes Zeichen, daß in deutschen Theatern hie und da das Publikum noch immer eine Vorliebe dafür kund gibt, und selbst Sänger und Sängerinnen beklatscht, wenn sie am Schlusse ihrer Arien recht tobsagen, was die Lungen aushalten wollen. Italiener und Franzosen sind hierin weiter als wir. Geschrei ist ihnen im Kunstbereiche verhaßt. Die Melodrammenschreier der Boulevards stehen bekanntlich außerhalb desselben. Herr Dobrig spielte den unglücklichen Sohn; unglücklich in jeder Hinsicht, da sein Leichtsinn wie sein Ende auch nicht ein Fünfchen Theilnahme für ihn zu erwecken vermögen. Diese verfehlte Wirkung lag hier nicht an dem Darsteller, der es an Fleiß nicht mangeln ließ und auch die Mittel zu dieser Rolle besitzt. Madame Maurer ist in solchen Wittwen eine sehr passende Erscheinung. Seydelmann hatte den Fürsten für Herrn Moriz übernommen, der noch krank war.

A. Lewald.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die große Bibliothek.

Für die Bibliothek und folglich auch für's Publikum ist diese Veränderung nicht ohne Nutzen geblieben; denn seit der neuen Organisation herrscht weit mehr Thätigkeit, bessere Aufsicht und mehr Bestreben, dem Publikum, für welches die Bibliothek eigentlich da ist, und welches jährlich zu den Unterhaltungskosten sein Geld beisteuert, die vorhandenen geistigen Schätze genießbarer zu machen. Dazu kommt, daß der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts ein Gelehrter war, ehe er ein Staatsmann wurde, also den Werth einer wohleingerichteten Bibliothek besser kennt, als ein Ungelehrter, und alle Vorschläge zu einer zweckmäßigern Einrichtung und zur Bereicherung der Bibliothek eifrig unterstützt. Die Konservatoren thun wohl, daß sie die Zeit, während welcher Guizot Minister ist, benutzen, um für ihre Bibliothek so viel zu bekommen, als möglich ist; denn kommt einmal ein gleichgültiger Minister, oder eine sparsame, mit den Beuteln der Nation auf haushaltende Deputirtenkammer, so könnten ihr die reichlichen Zuflüsse leicht abgeschnitten werden. Schon ist einmal in der Deputirtenkammer geäußert worden, es wäre vielleicht besser, die ungeheuer große Bibliothek in mehrere kleinere nach den Spezialfächern zu theilen, z. B. für Jurisprudenz, Naturwissenschaft u. s. w. Ich glaube, zuletzt, wenn sie zu etwa einer Million Bücher angewachsen ist, wird man die Nothwendigkeit fühlen, sie, wie ein großes Dikasterium, in mehrere Fächer zu trennen; das Publikum würde alsdann leichter bedient werden können, aber dem Staatsschatze würde wohl wenig Ersparniß daraus erwachsen. — Das leichter als die gedruckten Bücher zu handhabende Manuscriptenfach der Bibliothek, welches eine besondere Abtheilung derselben mit drei Konservatoren und zwei Subkonservatoren, nebst einem halben Dutzend Employés ausmacht, hat ebenfalls mehrere neue Säle bekommen, und bemüht sich jetzt, einen vollständigen Katalog aller daselbst vorhandenen Stücke, sogar aller in bändereichen Sammlungen vorhandenen Urkunden anzufertigen. Dem Antikenkabinette wird auch der Raum zu enge, und die dem Reisenden Caillaud abgekauften egyptischen Alterthümer stehen nebst vielen andern noch auf dem Speicher, bis einmal Platz da ist, um sie aufzustellen. Erst neulich hat man Modelle von chinesischen Porzellanthürmen aufgestellt, die vielleicht schon seit einem halben Jahrhundert auf die Ehre des öffentlichen Ausstellens harrten. Noch hindert den Konservatoren das Herz beim Gedanken an den Verlust so vieler gestohlenen goldenen Münzen, die sie zum Theil in Goldklumpen wieder bekommen haben; allein mit Hülfe des neuen, von der Regierung bewilligten Geldes kaufen sie die alten Münzen allmählich wieder an, und nach und nach wird das Kabinet wieder zum Besitz manches Verlornen gelangen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. December 1835.

Verlangtest du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Und die inn're Welt
Der Regungen, der lichten Phantasie,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe dir, wie sie dem Knaben war?
Herder.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Fortsezung.)

Dritte Periode der Jugend. Die Epoche der Begeisterung oder das gesezte Alter.

Sie dauert beim Jüngling vom zwanzigsten bis zum fünf-und-zwanzigsten, bei der Jungfrau vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahre.

Mit dem zwanzigsten Jahre kehrt der Jüngling aus dem Reiche der Ideale zu der Wirklichkeit zurück, nicht aber, um diese zu nehmen, wie sie ist, sondern um sie zu idealisiren, um seine Ideale, die er bis jezt über die wirkliche Welt hinaus geträumt, an die Wirklichkeit selbst anzuheften und in dieselbe hineinzutragen. Seine platonische Verehrung namentlich vor irgend einem jungfräulichen Phantasiegebilde, vor einem Ideale, das er sich von dem Gegenstande seiner Wahl gebildet, wird zur Verehrung jenes Gegenstandes selbst; seine fernstehende Anbetung tritt näher heran und feiert die Jungfrau statt des Engels; seine platonische Schwärmerei wird mit einem Worte Liebe. Diese Epoche der wirklichen Liebe tritt bei der Jungfrau um einige Jahre früher, schon mit dem siebenzehnten Jahre ein, wie überhaupt die weibliche Entwicklung von jezt an der männlichen immer mehr vorauseilt.

Der Körper ist ausgewachsen, steht in seiner frischesten und kräftigsten Blüthe. Das Gefühl hat nicht bloß den höchsten Grad von Innigkeit und Wärme erreicht, sondern ist auch entschieden und mehr praktisch geworden. Das Temperament tritt in seiner bestimmten und entschiedenen Gestaltung hervor. Das tiefe Gemüth schwärmt für Freiheit und Vaterland und schließt den Bruderbund für große, weitaussehende Pläne zum Besten der Völker und der Menschheit, der Hypochonder wirft sich mit Haß und Leidenschaft in den Parteigeist, der Melancholiker gefällt sich in weicher, schwärmerischer Begeisterung, der Sentimentale geht im Mondenschein den Nachtigallen nach oder klimpert und seufzt unter den Fenstern seiner Geliebten: dies die vier gewöhnlich unter dem gemeinschaftlichen Titel des Melancholischen zusammengefaßten Temperamente, welche mit einander die ernstere Tiefe und gehaltenere Dauer des Gefühls gemein haben, nur mit dem Unterschiede, daß Tiefe und Dauer bald aus Kraft, bald aus Schwäche stammen. — Von den vier unter dem gemeinschaftlichen Titel des Phlegmatikers zusammengefaßten Temperamenten, mit oberflächlichem und heiterem, aber andauerndem Gefühle, gefällt sich der Gemüthliche beim fröhlichen Trinkgelage, bei Spiel und Tanz; nur der Behagliche sizt fester noch

Digitized by Google

beim Becher und schlechten, vergnüglichen Witzen; der Phlegmatiker ergibt sich der Ruhe und dem Nichtsthun, raucht und trinkt, ohne sich viel mit der Unterhaltung zu inkommodiren, die er am liebsten im Spiele sucht; der Kalte ist häuslich und pünktlich in der Arbeit. — Von den vier cholerischen Temperamenten mit eben so tiefem als raschem Gefühl brütet der Feurige über ehrgeizigen Planen für die Zukunft; der Heftige balgt sich, um sich eclatant zu versöhnen; der Launige springt aus einem Zustand in den andern, aus warmer Freundschaft in bittere Feindschaft, er wechselt mit übertriebener Arbeit und schlummerndem Nichtsthun; die schwächliche Heftigkeit endlich wird von andern zum Spasse gereizt. — Von den vier sanguinischen Temperamenten mit eben so flüchtiger, als oberflächlich-heiterer Stimmung gibt der Joviale den Ton an zu allen schelmischen, muthwilligen und lustigen Streichen; der unruhige Kopf macht Thorheiten und tolle Streiche; der Leichtsinnige wird ein Bruder Liederlich, der Geck ist ein eitler Thor.

Das Naturell mit seinen guten und schlechten Zügen, seinen reizbar und empfindlich gewordenen Trieben, seiner Liebe und Leidenschaft findet in den sich erweiternden und vervielfältigenden Verhältnissen des Lebens Spielraum zu immer komplexerer Entfaltung und Gestaltung. Zugleich tritt der Geschlechtsunterschied immer schärfer hervor: der Freiheitssinn und die Ehrliebe bei dem Jüngling, die Sehnsucht und die Eitelkeit bei der Jungfrau. Das Gemüth hat in Beiden die leichteste Zugänglichkeit, vereint mit der festesten Anschließungskraft: es werden mit großer Leichtigkeit Freundschaften geschlossen, welche zugleich die dauernbsten für das übrige Leben bleiben.

Die Willkühr oder Wahlfreiheit ist erstärkt und schreitet über bloße Vorsätze und Entschlüsse hinaus, indem sie dieselben nicht bloß mit großer Kraft und Ausdauer vollbringt, sondern auch nach und nach in Fertigkeiten und Gewohnheiten umwandelt. Es beginnen bereits die eigenthümlichen Lebensgewohnheiten sich festzusetzen, wodurch nachher der Mann sich so scharf abzeichnet; selbst Sonderbarkeiten treten hin und wieder schon hervor. Die eigentliche Charakterbildung, die Formation der Tugenden und Laster aus dem Stoffe der Neigungen und Leidenschaften, ist jedoch kaum erst in Spuren und Anfängen vorhanden.

Am ausgesprochensten ist der intellektuelle Charakter dieser Periode bei dem Jüngling durch die Begeisterung für praktisch gefaßte Ideale. Die Bewunderung und Begeisterung für das Pathetische und Lyrische in der Dichtkunst tritt zurück und kühlt sich nach und nach ab, und das Epische tritt nun an die Reihe der Verehrung. In der Wissenschaft hört man auf, ohne Wahl bloß die Wißbegierde zu befriedigen; die Kritik tritt in ihre Rechte ein: man entscheidet sich für gewisse Ansichten, wählt seine Schule und Partei, das eigentliche Lernen hat ein Ende und das Forschen beginnt. Man wirft sich mit blinder Begeisterung in die Ansicht einer Schule, kämpft und disputirt mit Heftigkeit, nicht selten mit Erbitterung für die ergriffene Sache. In dieser eintretenden Kritik und Entscheidung entwickelt sich die Intelligenz, welche nach und nach die Phantasie in ihren gebührenden Raum zurückdrängt und ihre Stelle einnimmt. Allein noch ist die Intelligenz nicht zu selbstständigem Urtheil und unabhängiger Schöpferkraft gereift, sondern ist mehr noch receptiv und nachahmend, tritt in den Dienst einer Autorität, einer angenommenen Partei. Man wird in der Philosophie Schellingianer, Hegelianer, in der Theologie Rationalist, Supernaturalist, Schleiermacherianer u. s. f. Auch das praktische Leben ergreift die ideale Begeisterung: man interessirt sich für Politik, wählt dort seine Partei, meist die der Bewegung, des Radikalismus oder Liberalismus, despricht und bethätigt sogar die politische Regeneration der Staaten, wird, wenn sich's trifft, Demagog.

(Beschluß des ersten Artikels.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Fortsetzung.)

Ueberlassen wir nun den Pöbel seinem Freudentaumel und werfen einen Blick auf den sogenannten beau monde. Ich bemerke neben mir ein niedlich bemaltes Schiff mit rothen Vorhängen an den kleinen Fensterchen, ein blausammtner Divan umgibt die drei Seiten des kleinen Stübchens; drei diamantne Sterne an der Brust eines in der rechten Ecke sitzenden Mannes deuten auf den Grad eines Pascha, einige mit zwei und einem Stern auf den Halbmonden dekorirte Offiziere sitzen neben ihm, es sind Generale und Obersten; so eben bringt ein schwarzer Sklave oder Mameluk den Kaffee, während andere mit langen Pfeifen herbeieilen, deren Diamanten an den bernsteinernen Mundstücken mit denen der Dekorationen wetteifern; vier- und zwanzig Ruderer, als Soldaten gekleidet, geben dem Schiffe eilende Flügel; Schalmeien, Gesang und Händeklatschen ertönen auf dem Vordertheile des Schiffs, doch der Pascha ist düster, und durch die dichtesten Rauchsäulen bemerkt man doch, daß schwere Sorgen seine Stirne umwölken. Ich weiß nicht, ob allgemein politische Fragen, von denen die Existenz seines Herrn abhängt, wie z. B. folgende: „was bedeutet das große türkische Lager um Coniah? wird der Fürst des Libanons Ibrahim Pascha immer treu bleiben? wird

die zweite Expedition nach Arabien glücklicher, als die erste ausfallen?“ ihn beunruhigen, oder ob er weniger um das Schicksal Mehmed Ali's, als um sein persönliches sich bekümmert, oder ob er mit Mißtrauen auf einen neu ernannten Pascha hinblickt, ob er einen baldigen Sturz befürchtet, oder ob er gar schon in Unterhandlung mit dem Sultan steht, und vor einer unzeitigen Entdeckung zittert, die ihm das Leben kosten könnte. Gleichviel, seine Last ist wahrscheinlich noch schwerer zu schleppen, als die mancher Fußgänger, die neidisch auf ihn herüberschielen. Ehe ich aber dies Alles denken konnte, war sein beflügeltes Fahrzeug mir längst aus dem Gesicht; ich lasse ihn also in Gottes Namen weiter ziehen und wende mich wieder zu meiner nächsten Umgebung. Mein Ohr vernimmt ein geradbrechtes bon giorno, und mein Auge fällt auf eine Barke voll schwarzer Turbane und dunkelbrauner Kaftane. Es sind Kopten, vermuthlich Schreiber oder Geldwechsler; sie sind lustig, trinken brav Branntwein, ihre Augen blitzen, ihre strotzenden Wangen sind wie Scharlach, einer von ihnen, der mich kannte, bietet mir die Flasche, die Uebrigen verziehen ihr Gesicht. Die verfluchten Europäer! mochten sie denken; da überschwemmen sie ganz Egypten, unser uraltes Eigenthum; schon haben sie uns viele gute Aemter weggeschnappt, und was wird aus uns Allen werden, wenn einmal die von ihnen errichteten Schulen Früchte tragen, und die aus ihnen hervorgehenden Araber und Türken uns an Gelehrsamkeit übertreffen? „Beim Leben der Sitti mariam! wenn ich Pascha wäre, ich jagte alle Europäer aus dem Lande,“ sagte leise ein Kopte zu einem neben ihm sitzenden Griechen. „Ich, beim heiligen Geiste!“ erwiderte dieser, „ich würde sie einen nach dem andern hängen lassen.“ Denn so wie die Kopten gegen die europäischen Gelehrten aufgebracht sind, so sind es Griechen und Armenier gegen die europäischen Kaufleute, mit denen sie natürlich nicht konkurriren können.

Mein Steuermann lenkt seitwärts, da stoßen wir auf ein Harem, und im Augenblicke ziehen sich die Köpfe von den Gittern zurück, die Kajütenthüre wird geschlossen, die Vorhänge herabgelassen, und das Schiff wird zu einem ambulanten Kerker. So viel ich sah, waren zwar alle Damen vermummt und verschleiert; doch selbst so wollten sie von keinem Abu Burnita, d. h. Hutträger oder Franken, erblickt werden, obschon sie mit merklicher Neugierde verstohlen zu uns herüberblinzelten, so oft sie unsere Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet glaubten. Auch in der Stadt ziehen sich die Frauen, sobald sie merken, daß ein Vorübergehender sie bemerkt, von den Fenstern zurück, um dann, wenn er nicht mehr zu ihnen hinaufschaut, wieder zu erscheinen und ihm, so weit als möglich, verstohlene Blicke nachzuwerfen. Der Mann verbietet der Frau nur, sich Jemanden zu zeigen, es soll Niemand außer ihm selbst mittelst der Augen sich an seiner Frau ergötzen; sie aber darf alle Männer angaffen, sie mag auch andere schöner finden, als ihren Mann, was liegt an ihren Wünschen und Gefühlen? ich besitze sie, denkt er, sie ist mein, wie mein Ochs oder mein Esel. Nun war die Melancholie an meiner Reihe, denn während ich hier das traurige Loos der Frauen allein bedauerte, mußte ich bald, als ich hinter mir eine zarte Frauenstimme, von einer Guitarre begleitet, eine italienische Arie singen hörte, und dann sie und andere junge Mädchen und Herrn in einem offenen Nachen vertraulich beisammen sitzen sah, die peinliche, unnatürliche Lage der Occidentalen beider Geschlechts um so tiefer fühlen, als ich selbst dabei betheiligt bin. Doch hievon ein ander Mal.

Während ich im bunten Gewühle auf und ab segelnder Schiffe, Barken und Nachen, mit Schwarzen, Braunen und Weißen, Juden, Christen und Mahomedanern, Europäern, Afrikanern und Asiaten angefüllt, mich einsam fühlte und nach Europa zurücksehnte, ward auf einmal der Lärm und das Gedräng noch größer; Alles ruderte nun stromaufwärts, und die Fahrzeuge schlossen sich so dicht an einander, daß sie bis zum Chalidsch eine mehr als eine Viertelstunde lange Schiffbrücke bildeten. Was bedeutet wohl dieses Drängen nach Altkahira hin? dachte ich, als ich aus einer benachbarten Barke vernahm, es sey bald Mitternacht, und um diese Stunde werde ein großes Feuerwerk an der Brücke des Chalidsch abgebrannt. Ich wollte mich auch näheren, doch es war nicht mehr möglich, vorwärts zu kommen, so daß ich mit dem Anblick einiger aufsteigenden Raketen mich begnügen mußte. In der Nähe müssen aber wunderbare Dinge zu sehen gewesen seyn, denn jeden Augenblick ließ sich ein fürchterliches ma cha Allah (wie groß ist Gottes Wille) hören.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe. December.

Hebels Denkmal.

Unsere Zeit zehrt an Erinnerungen. Sie feiert jetzt ein eigenes Fest, wie es die Dichter zuweilen thun, ein Fest der Rückschau. Die Fenster sind verhängt, ein spärliches Zwielicht herrsche in der Umgebung, der Dichter sitzt in feierlicher Stille allein an seinem Tische, und um ihn herum liegen Bücher und Manuscripte, seine Arbeiten. Er hat lange nichts Großes gedacht oder gethan, das ihn erwärmen könnte; aber gewohnt an das Erhabene, fühlt er dessen Bedürfniß, und sieht zu seinen frühern Schöpfungen. Aus den zerknitterten, verlesenen Papieren steigen sie herauf die Gebilde seiner Phantasie, die Helden seiner Trauerspiele, die er geschaffen und begraben. Er bezeht eigenmächtig ei-

Privatauferstehungsfest für die kurze Zeit dieser Stunde; es ist ihm wohl unter diesen bekannten Zügen, er drückt alle die Gestalten noch einmal an's Herz in dieser Weihestunde, ehe er sie hinabschickt in ihre Gräber. Jezt hatte er gerade Zeit, der Drang des Schaffens ruhte; ist er erwacht, so bildet er neue Gestalten und kann der alten nicht mehr gedenken. Doch eine freie Stunde hat jezt die Zeit. Sie ist auch Dichter, und was sie gedichtet, das nennen wir wahr. Es geht oft traurig zu, oft lustig in ihren Dichtungen, aber am Ende werden doch alle ihre Helden degraden. Sie arbeitet an einem großen Epos, betitelt „die Weltgeschichte.“ Weil die lezten Gesänge ihr etwas mager ausfielen, nachdem sie die großartigsten und erhabensten Strophen gesungen, so verhängt sie die Fenster, setzt sich unter ihre Schöpfungen und hält das Fest der Todtenweihe. Sie errichtet Denkmale für ihre großen Todten.

Es ist nicht jede Zeit geeignet, große Männer zu schaffen, sie zu ehren, ist immer Zeit. Auf der Vendomesäule steht wieder Napoleons ehernes Bildniß, nicht wie es der Kaiser sich selbst, sondern wie Frankreich es ihm aufgerichtet, in der Westminsterabtei vermissen wir nicht mehr Cannings, nur noch Byrons Standbild. Rousseau ist wieder aufgenommen in Genf, und bald wird Stuttgart Schillers Denkmal, vom dankbaren Deutschland errichtet, und Mainz das für Guttenberg in seinen Mauern besitzen. Die einzelnen Länder, Städte und Sprengel wollen auch nicht zurückbleiben, ihre Landsleute zu ehren; in Berlin prangen eherne Statuen preußischer Kriegshelden, während frühere Jahrhunderte, kärglicher mit ihrem Danke, Bartholomäus Schwarz durch keinen Denkstein geehrt haben; ihm, der den neuen Helden den Sieg möglich machte, ergeht es fast wie Kolumbus unter den Höflingen: sie hätten auch die neue Welt entdecken können, und jezt ist es eine Schande, das Pulver nicht erfunden zu haben. — So denkt nun jede Bürgerschaft an den verstorbenen Dichter ihres Ortes, und es ist ihr ein Werk der Pietät, seinem Andenken und ihrer Anerkennung ein Monument zu setzen.

Vor neun Jahren starb Hebel, der allemannische Dichter. Das badische Oberland, mit dessen Sitten und Weise er zusammengewachsen war, wovon ihn weder das Residenzleben, noch das Prälatenkreuz trennte, fühlte am lebhaftesten seinen Verlust. Ein Berg in der Nähe von Schopfheim, im lieblichen Wiesenthale, dem klassischen Orte seiner Gedichte, wurde zur Hebelshöhe geweiht, und trägt seitdem diesen Namen. Diese Art, Namen und Andenken eines großen Mannes in das Volk zu verweben, wird bei uns noch zu einseitig nur Regenten vorbehalten, oder höchstens werden Stiftungen nach dem Namen des Stifters getauft. Dies wäre in unserer Zeit, wo man mit Sparsamkeit freigebig zu seyn versteht, eine sehr zeitgemäße Auszeichnung. Statt einem verdienstvollen Manne einen Orden nuzubängen und ihn darnach Ritter oder Großkreuz zu titulliren, hinge man seinen Namen an eine Straße, an einen Platz, und benennte diese nach ihm. Eine Gemeine, die ihrem Bürgermeister sich zu Dank verpflichtet glaubt, ein Bezirk, der seinen Landtagsabgeordneten ehren will, überbrächte ihm statt eines silbernen Pokals die Benennung einer Straße nach seinem Namen. In späterer Zeit wäre eine solche Stadt eine sprechende Geschichtskunde, und die Jugend wandelte in diesem großen Historienbuche umher, und bewahrte als frische Erinnerung, was sie sonst nur mühsam auswendig lernte. Ein zweites Denkmal, zu dem Hebel selbst den Stoff lieferte, sind seine sämmtlichen Werke, welche, nach seinem Tode zum ersten Mal gesammelt, worin manche Arbeit zum ersten Mal gedruckt erscheint, in diesem Jahre vollständig in acht Bänden herausgekommen sind (Karlsruhe, Müllersche Buchhandlung). Eine Lebensbeschreibung des Mannes, von einem Freunde sehr wohlmeinend, aber etwas dürr und unfruchtbar abgefaßt, gibt uns den individuellen Standpunkt für seine literarische Thätigkeit ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Das Kupferstich- und das geographische Kabinet.

Für neue Medaillen ist eine eigene Sammlung im Münzhotel vorhanden. Auch diese erhält jezt einige Erweiterung und eine zweckmäßigere Einrichtung. So sollen die Münzen aus der Napoleonischen Regierungszeit eine besondere und zwar bedeutende Abtheilung bilden, welche nächstens dem Publikum zur Schau gestellt werden soll. Das mit der königlichen Bibliothek verbundene Kupferstichkabinet, in welches von allen in Frankreich erscheinenden Kupferstichen, lithographirten Blättern und Heften ein Exemplar abgeliefert werden muß, wächst besonders seit der außerordentlichen Verbreitung der Lithographie ungemein an, kauft außerdem jährlich viele seltene Stücke, sowohl in Frankreich, als außer Landes, und die beiden Konservatoren geben damit um, die Geschichte der Kupferstecherkunst in einer Reihe von Musterblättern unter Rahmen darzustellen. Bereits war seit langer Zeit der Anfang dazu gemacht worden; da aber der Raum sehr beschränkt war, so konnte auch nur eine kleine Anzahl von Kupferstichen zur öffentlichen Schau aufgehängt werden, und an ein geschichtliches oder wissenschaftliches Aneinanderreihen war nicht zu denken. Die von diesem Kupferstichkabinette abhängige Landkartensammlung ist aber noch im Entstehen. Zwar hat sie einige bedeutende Sammlungen, z. B. die vom hiesigen Kriegsdepot und vom Seewesen verfertigten Landkarten und die ihr geschenkten Karten der englischen Marine. Ferner hatte ihr der neulich verstorbene Gelehrte Klaproth eine bedeutende Sammlung von Landkarten verkauft, worunter sich manche seltene, Asien betreffende fanden; aber bei alle dem besizt das geographische Kabinet der Bibliothek doch nichts Vollständiges über irgend ein Land, und man hat eine Zeitlang behauptet, der Gehalt des Konservators belaufe sich höher, als der Werth des ihm Anvertrauten. Dies war nun wohl ein wenig übertrieben. Indessen mag es wahr seyn, daß der gesammte Landkartenschaz kaum 12,000 Franken werth ist, wogegen das Kupferstichkabinet Sitten von dem größten Werthe besizt. Es ist sonderbar, daß man erst so spät zur Ueberzeugung von der Wichtigkeit einer eigenen wissenschaftlichen Niederlage der Landkarten gelangt ist. Beim Kriegsdepot besizt man freilich eine sehr reichhaltige Sammlung, die aber natürlich nur den Zweck hat, im Kriegsfalle den Heeren die Wege zu zeigen. Daß die geographische Wissenschaft eine viel umfassendere Sammlung bedürfe und die in fremden Ländern gemachten geogeaphischen Entdeckungen zu benuzen habe, daran scheine man lange gar nicht gedacht zu haben. Jezt gibt es so viel nachzuholen und zu ersezen, daß man beinahe daran verzweifelt, die vielen Lücken ergänzen zu können. Hier wäre es abermals gut, die günstige Stimmung der Deputirtenkammer zu benuzen, und sich von den freigebigen und dem jezigen Ministerium ergebenen Repräsentanten eine tüchtige Summe bewilligen zu lassen, um das geographische Kabinet auf einen respektabeln Fuß zu sezen. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. December 1835.

Vive le petit métier sans boutique, sans patente, sans propriétaire, sans lettre de change, sans profit, le petit métier en plein air, à pied.

Jules Janin.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

Unabläſſig und gewaltig fließt der Strom des Pariſer Lebens dahin; Welle drängt ſich an Welle, und die Strömung windet ſich ruhig im gewohnten Bette fort, bis ſie, von einem Gewitterſturm anſchwellend, über die Ufer tritt und ſich ein neues, ſelbſtgewähltes Bette gräbt, oder in das alte zurückkehrend, dem Meer der Ewigkeit zuſtrömt. So mancher Platz, ſo manche Straße, ſo manches Fenſter ruft Einem hier die Lehren der Vergangenheit in's Gedächtniß, und erſtaunt frägt man ſich bisweilen: ſind die Wunder des Geſchehenen nur für den gethan worden, der ſpärlich ſie zu ſchätzen, noch ſpärlicher ſie zu benutzen verſteht? hat das Schickſal umſonſt den Zeigefinger aufgehoben und iſt die ſchaffende Kraft des Menſchen umſonſt geſchäftig, umſonſt reich, umſonſt wahr und vortrefflich geweſen? Die Vergangenheit wächst hier ſtündlich; ein Ereigniß von geſtern gehört ſchon der Chronik und der Dichtkunſt an, und die Gegenwart, ein bunter Schmetterling, ſtirbt bald nach der Geburt, um der Zukunft Platz zu machen. Das Leben der Gegenwart aber flattert luſtig und ſorglos mit ausgebreiteten Flügeln von Blume zu Blume und ſchlürft berauſchenden Nektar, oder es ſchleicht hager und ſtöhnend an Krücken und in Lumpen vorüber, um ein mitleidiges Almoſen bettelnd. Unter welcher Geſtalt indeß ſich hier das Leben zeigen mag, tanzend, ſpielend, ſcherzend, prahlend, lachend, oder trauernd, ſtukend, jammernd, kriechend, weinend: es regt und bewegt ſich, es lebt. Und es iſt, als ob dies Leben ſpräche: erkenne mich! und ſeine tauſend Erzeugniſſe: genieße uns! und ſeine unzähligen Stimmen: verſtehe uns! — Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, mit mancherlei Kupfern und naturgetreuen Abbildungen, mit deutlichem, leſerlichem Druck für die, welche zu leſen verſtehen, und herausgegeben von einem mächtigen, weiſen Meiſter, der die Fortſetzung des Werks auf lange Zeiten übernommen hat. Wir pflegen faſt täglich in dieſem Buche einige Stunden zu blättern, und erfreuen uns an den Bildern darin und an den wunderlichen Buchſtabenzügen. Wenn die Blätter auf- und zurauſchen, ſetzen wir uns hin, einzelne Abbildungen zu beſchreiben und ſo allmählich zum Verſtändniß des Ganzen zu gelangen, was nur vorausſetzt, daß man ehrlich, ohne Vorwitz und vorgefaßte Meinung leſe und betrachte, gewiß die billigſte Anforderung, die ein Buch, das etwas Eigenes ankündigt, an den Leſer machen kann. Man kann viel daraus lernen, auch weite Reiſen darin machen, und der Weg führt durch keine dürre Haide, wo weder Schatten noch Obdach den müden Forſcher ladt, ſondern über eine belebte Heerſtraße, wo oft der Kranz aushängt vor den Herbergen, in die der Wanderer eintreten kann, um zu

proben, welchen Wein sie führen. Denjenigen nun, welche keine Veranlassung haben, das Original anhaltend zu lesen, sondern es nur als Buch des Andenkens in Taschenformat mit sich herumtragen, so wie auch denen, welche überhaupt noch keine Gelegenheit fanden, die erste Ausgabe eigenhändig zu durchblättern, haben wir schon öfter manche Züge dieser Bilderschrift wieder in Erinnerung oder frisch vor die Augen gebracht, wobei wir jedoch nicht wissen, ob wir gerade die sinnreichsten herausgefunden. Auch heute beabsichtigen wir, dem Leser einige pittoreske Abbildungen zu beschreiben, wenn er anders uns seine Aufmerksamkeit und Nachsicht leihen will.

Wir versprechen dafür, diesmal eben so wenig, wie früher, die wichtigen socialen, politischen oder literarhistorischen Fragen in den Bereich unserer Darstellung zu ziehen; wir wollen nur schlechtweg von jenen wunderbaren, der kleinen, niedern Pariser Industrie angehörigen Gestalten sprechen, welche so munter und lustig ihr reges Wesen in den Straßen der Hauptstadt treiben, oft mit dem Fuße vom schmalen Pfade des Gesetzes ausgleiten und im Allgemeinen die Mitte zwischen dem Gewerbe ehrlicher Kaufleute und dem Stande unehrlicher Industrieritter halten. In der That, ich wäre verlegen, wenn ich die Leser noch ferner von der gewöhnlichen, großen Pariser Industrie unterhalten sollte; denn der industrielle Stand, welcher Patent zahlt, dessen Namen im Adreßkalender und Almanac du Commerce zu lesen steht, der auf die Wache zieht und in die Wahlkollegien geht, hat wenig Erhebliches, was der Beschreibung werth wäre, und dies Wenige habe ich schon bei früheren Gelegenheiten den Lesern des Morgenblatts mitgetheilt. Diese Industrie gleicht der gewöhnlichen, großen Pariser Presse; sie geht immer schnurgerade in derselben ehrenwerthen Richtung fort und weicht selten aus dem breitgetretenen Wege. Um sie herum aber regt und bewegt sich eine zweideutige, unstete kleine Industrie, welche wie ein Schmarotzer vom Aufdrängen an ehrliche Leute, oder wie ein Bettler von den milden Gaben der Vorübergehenden lebt. Sie ist jener neuern, wohlfeilen, pittoresken Literatur vergleichbar, eine Industrie ohne Namen, die jeden Tag sich unter einer andern Gestalt zeigt, auf der That ergriffen und in der Haft wiedergegeben seyn will.

Die Pariser nennen sie industrie pittoresque, und dieselbe scheint mir einer der bezeichnendsten Züge unserer zügellosen Epoche; nicht weil sie ein Erzeugniß, sondern weil sie der Widerschein unserer Zeit ist. Diese kleinen industriellen Geister haben zwar von jeher existirt, und besonders war der Boden der französischen Hauptstadt niemals dieses Schmuckes beraubt. Ich erinnere nur an die früheren Werber, Wahrsager, Karteuschlägerinnen, Magnetiseurs, Pamphletdändler, welche ihre Spott- und Zotenlieder unter dem Mantel verkauften, und an alle jene unzähligen Charlatans, von denen ältere französische Sittenmaler so viel zu erzählen wissen. Heutzutage ist das anders geworden, und wir sehen anstatt obiger Gestalten die bunten, phantastisch gekleideten Männer und Weiber, welche das papier Weynen aller Orten feil bieten, die Hundebader (baigneurs de chiens), welche sich besonders an den Brücken aufhalten, um die Hunde in der Seine mit Seife zu waschen, und deren ganzes Kostüm in einer Art Schwimmhose besteht; wir bemerken ferner die zweirädrigen Kabinette, jene ambulirenden Boudoirs und allerliebsten rollenden Häuschen, welche dem Kaiser Vespasian einen Namen abgeborgt haben, den ihre unbeweglichen Geschwister, die Cabinets inodores, dem Kaiser Commodus verdanken. — Wer kennt ferner nicht die Zauberinnen, Hexen oder Wahrsagerinnen vom Marché des Innocens, welche den Mägden die geträumten Nummern für die Lotterie sagen oder ihren zukünftigen Liebsten im Spiegel sehen lassen, auch den alten, untreu gewordenen Liebhaber wieder herbeibannen, wozu allerlei Dinge nöthig, namentlich Fünffrankenstücke und Schürzen, welche diese ehrwürdigen Matronen nicht selten vor's Zuchtpolizeigericht führen? Weniger bekannt, aber viel origineller und moderner sind die Birnenabkratzer (gratteurs de poires), von einer hohen Obrigkeit dazu bestellt, an den Mauern der Hauptstadt die strafbaren Bilder des Bürgerkönigs auszulöschen, welche die verwegene Kohle der Karlisten, Republikaner und Gamins an allen Ecken und Enden hinzeichnet. Und dessen, der den frommen Christen beim Eintreten in die Kirche den Weihwedel reicht, so wie dessen, der beim Einsteigen in einen Fiaker uns einen schwarzen Teppich unter die Füße breitet, und einer Masse anderer kleiner Gewerbsleute will ich gar nicht gedenken. Wir behaupten nur, jede Epoche hat ihre besondern Arten von Industrie, bei jedem Wechsel der Sitten und Gebräuche treten wir in eine andere, nicht minder eigenthümliche Phase des großen und kleinen Gewerbwesens ein.

(Die Fortsetzung folge.)

Die Chalidscheröffnung in Kahira.

(Beschluß.)

Beim Erlöschen des Feuerwerks fingen die dicht aneinander gereihten Barken an, sich zu lösen: manche fahren davon, manche rollen die Segel zusammen und legen am Ufer an; Musik und Gesang verstummen, die klatschenden Hände fallen ermüdet auf den Schoß, die Kajüten werden geschlossen, die den Schlaf möglich machenden Mückennetze herabgelassen; es wird auf den kommenden Morgen neue Kraft gesammelt. Auch mich wiegte das leise

Digitized by Google

Murmeln des Nils in einen süßen Schlaf, so daß Sie die Beschreibung dessen, was bis nach Sonnenaufgang sich zugetragen haben mag, anderswo suchen müssen.

Kaum hatte die Sonne über das Mokatamgebirg herüber der Stadt Kahira den Morgengruß gegeben, als die von ihr zuerst beleuchtete Citadelle mit ihren zum Theil noch uralten, jämmerlich großen Kanonen das träumende Volk wieder in's Leben rief. Nun flieht Alles aus der Stadt, weit schneller, als hausten Pest und Cholera in derselben. Da dämmen sich die mutdigen Nedjdihengste, da schimmern Gold und Juwelen auf den sammtnen Sätteln und verdunkeln die immer zunehmenden Hofequipagen, deren verrostete Wagen und Pferdegeschirre aussehen, als stammten sie von Karl V. her. Besonders possierlich nahmen sich diejenigen Fuhrwerke aus, welche Damen enthielten, und einige neben dem Wagen herreitende Eunuchen und einen Schwarm Sklavinnen auf Eseln hinten drein als Geleite und Gefolge hatten. Wer weder solche Rumpelkasten noch Pferde besitzt, schwingt sich auf seinen schnellfüßigen Dromedar, auf sein ausdauerndes Maulthier, oder auf seinen bescheidenen, doch hier zu Lande gut galoppirenden Esel; wer auch diese vermißt, nimmt seine rothen oder gelben bärenfüßigen Pantoffeln, oder geht gar baarfuß davon. Niemand bleibt zu Hause, wenn der Chalidsch geöffnet wird; Alles drängt sich zur Brücke, am Thore Altkahiras, wo auf Chabid Effendis Wink der Damm, der dem Wasser noch den Eingang in die Stadt versperrt, durchbrochen werden soll.

Es hat nämlich gewöhnlich schon einige Tage vor diesem Feste der Nil die gewünschte Höhe erreicht, um den sich durch die Stadt ziehenden Kanal auszufüllen; um dieses aber bis zur Feierlichkeit zu verhindern, wird ein Damm oder eine kleine Mauer errichtet. Hinter diesem Damm wird eine Frauengestalt aus Erde (die Nilbraut) aufgestellt, die natürlich der Nil, der, wenn er sich in den Kanal ergießt, einen kleinen Wasserfall bildet, zu Boden wirft. Ich verließ nun meine Barke, die nicht mehr vorwärts konnte, und bestieg die Höhe der Wasserleitung, die von der Brücke des Chalidsch weg die Citadelle mit Nilwasser versorgt. Ich war kaum oben, als man Chabid Effendi, von vielen Großen begleitet, mit einem Regimente von der Citadelle herab anrücken sah. Bald vernahm man die Trommeln, und kurz darauf die Pfeifen, und wäre Alles, was hier Europa nachgeäfft wird, dem Originale so ähnlich, wie diese Feldmusiker, so könnte Jomards Prophezeiung eintreffen. Sie trommelten und pfiffen Malbrough s'en va-t-en guerre lustig daher. Als sie aber in der Nähe des Chalidsch waren, da schwiegen sie vor der erbärmlichen Musik, welche die Marseillaise aufspielte. Chabib Effendi begab sich eine Weile in sein hübsches Zelt, das auf einem kleinen Sandhügel gerade über dem Damme aufgeschlagen war, während die Militärmusik die Retraite espagnole und andere von europäischen Flüchtlingen mitgebrachte veraltete Stücke so falsch als möglich herleierte.

Endlich erscheint Chabib Effendi vor dem Eingange seines Zelts; der alte, treue Diener des Pascha ist in diesem Jahre gar zu grau geworden; er hat einen einzigen, hoffnungsvollen Sohn verloren, der nach einem mehrjährigen, gut angewandten Aufenthalte in Paris, bald nach seiner Rückkunft zum Präsidenten des Staatsraths ernannt wurde. Er war ein höchst liebenswürdiger junger Mann, der mehr als ein billet doux von vornehmen Pariserinnen aufzuweisen hatte. Er war ziemlich literarisch gebildet, und besaß nicht wenig Kenntnisse in der Jurisprudenz und der Administration. Er war frei von allen Religionsvorurtheilen, sah mit Erbarmen auf den unsinnigen Stolz der gesunkenen Muselmänner herab, und war für Billigkeit und Gerechtigkeit wahrhaft begeistert. Als er während des Kriegs zwischen Mehmed Ali und dem Sultan von Ersterm hieher zurückgerufen ward, schiffte er sich, weil er die Sache des Sultans für die gerechte hielt, nach Konstantinopel ein. Erst nach dem Frieden ließ er sich von seinem Vater, der längst schon seine Begnadigung vom Pascha erhalten, bewegen, hieher zurückzukehren. Er starb plötzlich, und man vermuthet daher vielleicht mit Recht, daß ein mit Arsenik verzuckerter Kaffee seinem Leben, das für Egypten ungemein wohlthätig hätte werden können, ein Ziel gesetzt.

Mit zitternder Hand wirft der verwaiste Greis Geld unter das Volk, das sich wüthend darüber derstürzt, auf ein gegebenes Zeichen feuern die Soldaten ihre Gewehre ab, und dies ist das Signal zum Niederreißen des Damms, an dessen augenblicklichem Verschwinden tausend Hände arbeiten. Wieder ein Feuerwerk, von dem man aber bei helleuchtender Sonne nur den Rauch sieht und einige zurückfallende Stöcke fühlt, Kanonenschüsse, Militär- und Civilmusik, Lärmen und Jauchzen ohne Maß und Ziel. Doch fehlt dem armen Volke diesmal sein Lieblingsschauspiel, der Tanz und Gesang der reizenden Almäen. Wo sind diese schmerzlich vermißten Göttinnen? Ach, gar zu weit! Nach dem Sennar hat man Viele von ihnen transportirt, und den Uebrigen auf Begehren der Herrn Ulema's ihr Handwerk oder ihre Kunst gelegt. — Der Nil hat kaum seine Braut zu todt umarmt und über ihren Leichnam her sich seine Bahn gebrochen, als viele Barken ihm Schritt für Schritt nacheilen, während eine Menge Volk mit Tarabuken und Schalmeien ihm vorangeht, und Manche vom Pöbel sogar, in der Hoffnung, dadurch ein ganzes Jahr von Krankheiten befreit zu bleiben, bis über die Kniee im Wasser waden. So durchziehen sie nun fröhlich die Stadt, zur Entschädigung der Frauen, der Greise und der Kranken, die zu Hause bleiben

mußten, damit auch diese wenigstens von den auf den Kanal gehenden Fenstern herab etwas vom Jubel sehen. Da fast alle Jahre bei diesem Zuge Europäern Unannehmlichkeiten widerfahren, und besonders letztes Jahr ohne schleuniges Dazwischentreten mehrerer Soldaten einige Franken von den Fenstern herab gestelnigt worden wären, so hatten wir nicht Lust, dem Nil nachzulaufen, sondern zogen vor, zu Pferd zur Stadt zurückzukehren. Wir kamen, obschon wir sehr langsam ritten, doch noch eine halbe Stunde vor dem sich mühsam hin und her schlängelnden Wasser in's Frankenquartier, wo wir es von einer Terrasse herab herzlich willkommen hießen. Das Wasser hatte bald alle Stadttheile erreicht; nur der große Esbekiehplatz, der bisher bald einer öden Wüste, bald einem lachenden Zaubersee, bald einem grünen Kornfelde glich, blieb diesmal unbewässert, denn er soll auf immer in einen öffentlichen Garten verwandelt werden. Möge er recht freundlich blühen denen, die nach mir Kahira bewohnen, und ich, ehe seine Bäume erwachsen, in Europa's Lustgärten mich freudig ergehen!

Kahira, den 10ten September 1835. G. W.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsetzung.)

Hebels Denkmal.

Es scheiden sich in Hebels Leben drei Elemente: der Volksdichter, der Geistliche und der Prälat. Die beiden ersten waren ihm Neigung und Beruf, das Prälatenmäntelchen war ihm nur angehängt. Sein innerstes Wesen war eine ruhige Heiterkeit, eine einfache Gemüthlichkeit; sein Geist warf keine Flammen um sich, sondern ein mildes Licht, und oft Funken und Fünkten, die nicht brannten, aber ergötzten; sein Witz verwundete nie, er erheiterte nur. Ein frommer Sinn und eine klare Weltanschauung eigneten ihn zum Geistlichen, und eine bewundernswürdige Gabe der angenehm belehrenden Mittheilung zum Lehrer des Volks und der Jugend. — Hebels Heimath ist das Dorf Hausen im badischen Oberlande, obgleich er bei einem vorübergehenden Aufenthalte seiner Eltern in Basel geboren wurde den 10ten Mai 1760. Sein Vater war ein Bauer. Freunde und sein aufgeweckter Geist bestimmten ihn zum Studium. Weil ihm Alles sehr leicht wurde, strengte er sich auf der Universität nicht übermäßig an, obnehin arbeitete er lieber selbstthätig, als daß er seinen Geist andern Geistern gefangen gab; zum eigentlichen Gelehrten hatte er wenig Anlage, er soll auch im ersten Examen durchgefallen seyn. Ein kleiner Trost für Leidensbrüder, vielleicht auch ein kleiner Beweis mehr, daß die Examinatoren die Antworten oft trefflich beurtheilen, nur nicht den Mann. Fünf Jahre lang mußte er sich nun nach seiner Aufnahme als Pädagogatsvikarius in Lörrach mit 350 fl. Gehalt noch unter die Kandidaten zählen lassen. „Bis in das ein-und-dreißigste Jahr meines Lebens," klagte er selbst, „wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge und einem Panier oben auf einem Hügel." — Eine Pfarrei auf dem Lande war immer das Loos, das ihm durch sein ganzes Leben als das beneidenswertheste vorschwebte. Seine Neigung, sein ganzer Sinn strebte vorwaltend dahin. Die Idyllen, die er dichtete, auch zu leben, blieb sein Wunsch. Er wurde an ein anderes Ziel geführt, er war nie Landpfarrer, aber im sechzigsten Jahre noch wiegte er sich so sehr in diesen Gedanken, daß er damals als Prälat eine „Antrittspredigt vor einer Landgemeine" schrieb. Er hätte mit frohlerem Herzen von der Kanzel einer alten Dorfkirche herab, als von den sammtnen Bänken der ersten Kammer der Landstände gesprochen. Vielleicht stand jenes Ziel sein ganzes Leben lang so lockend vor seinen Augen, gerade weil er es nie erreichte. Die Geliebte schwebt immer in idealerem Glanze vor uns, wenn sie nie unsere Frau wird. Seine Bahn wurde ihm an der Schule angewiesen. An dem Lyceum in Karlsruhe durchlief er alle Phasen des Lehramtes vom Subdiakonus bis zum Kirchenrath und Direktor. Hebel gehörte zu den wenigen Schulmännern, die nicht Pedanten sind. Er hielt auch mit Jean Paul an dem Grundsatze, daß eine Uhr nicht geht, so lange man sie aufzieht, und daß es mit Kindern und jungen Leuten eben so ist. Hebel versteinerte nicht den Geist der Schüler in der Syntax der alten Sprachen, er belebte im Gegentheil die Götter- und Heroengestalten, und ließ uns den Geist des Alterthums ahnen. Durch das Griechische und Lateinische ging nur der Weg hindurch. Er machte die alten Autoren nicht zu Quälgeistern für die Jugend, sondern zu Tempeln für die Götter und das Volk des Alterthums. Sein Lehrtalent war ausgezeichnet. Alle Gegenstände gewannen unter seiner Hand Leben, wenn sie bei Andern zu todten Formen erstarrten; überall hatte er Neigung und Liebe zur Sache erweckt. Mehr bedarf es beim jungen Manne nicht.

In ungestörten Stunden lebte er indeß im Geiste in seiner Heimath, und besang die Sitten und Weisen, das Thun und Treiben, das Dichten und Trachten des Völkchens der badischen Oberländer in seiner eigenthümlichen gemüthlichen Sprache: er wurde der allemannische Volksdichter. Was den Volksdichter macht, ist, daß er aus dem Volke hervorgegangen, mit dessen Neigungen und Gefühlen verwachsen, dessen Charakter in seine Lieder aufnimmt, und im Ausdruck seiner eigenen Gesinnungen dem versteckten Poeten, der in jedem einzelnen wohnt, Worte leiht. Schubart und Uhland sind Volksdichter, und Beranger ist es, aber für Franzosen. Der Stamm der allemannischen Oberländer ist ausgezeichnet durch kräftige, einfache Natur, heiter und bieder, und vor Allem gemüthlich, lachend anzusehen in ihren bunten Trachten, wie ihr eigenes Land, liebliche Thäler mit üppigen Wiesen, mit heiterm Weine geschmückte Hügel und ernste Berge, wohnliche Häuser und alte Schlösser, und zwischendurch die Silberbänder der Bäche und Flüßchen: — o, der Vergleich der Wiese mit einer schmucken Oberländer Dirne lag so nahe! Nur mit heiterm, lächelndem Wohlbehagen lassen sich diese Gegenden betrachten, und auch die Menschen müssen gefallen, und dasselbe Gefühl erregen uns Hebels Gedichte. Das weiß der Oberländer auch recht wohl, wie gut ihn Hebel getroffen hat. Fast bei jedem Bauern trifft man seine Gedichte an. Menzel ließ sich von dem urkräftigen Mittelalter und dessen Dichtern verleiten, als er die allemannischen Lieder zierlich und süßlich fand. Sie sind der Ausdruck jenes Volkes, sie sind das Volk selbst in einer poetischen Ausgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. December 1835.

Wer kann sich weg von diesem Bilde kehren,
Und möchte nicht mit brünstigen Geberden
Den Gott im Busen Titians verehren?

Platen.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

Venedig, den 16ten Sept.

So wenig Zeit mir auch heute, am lezten Morgen vor der Reise, übrig bleibt, muß ich doch schnell noch den Eindruck schildern, den die Titianschen Meisterwerke auf mich gemacht haben. Womit aber anfangen, womit enden, weiß ich nicht, die Bilder verfolgen mich, ich bin berauscht davon, und doch fällt mir das Schreiben schwerer, als irgend früher.

Auch für Titian enthält die Akademie eine höchst belehrende Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Werken. Sie rühmt sich, das frühseste und das lezte Bild dieses größten Meisters aufzubewahren: jenes bescheiden in der Art seines Lehrers, jugendlich einfach und ohne besondere Tiefe und Lebendigkeit des Ausdrucks, Glut und Schmelz des Kolorits, dieses mit erblindenden Augen nach lebenslanger Gewohnheit keck dingefegt und gekleckst, in silbergrauen Tönen, auf Effekt berechnet, doch unvollendet. Die dazwischen liegenden Bilder dagegen bezeugen die wundervollste Reife der Meisterschaft. Auf fünfzig Schritt schon leuchtete mir jenes breite, gestaltenreiche Gemälde entgegen, das die Jungfrau darstellt, wie sie, gefolgt von einem langen Zuge, die Stufen des Tempels hinaufsteigt. Viviani hat es gestochen. Fast die gesammten Vorzüge Titians lassen sich an diesem einen Bilde bewundern. Vor Allem die Treue, mit der er Luft, Wolken und Himmel, Landschaft und Architektur, die adeligen Gestalten der Senatoren und der edelsten Frauen, Volk von allen Altern und Ständen, in einer nationalen Lebendigkeit und Frische auffaßte und in so freier Bewegung hinstellte, und doch die vielgestaltigsten Gruppen zu einem so klaren Ganzen abzurunden verstand, daß er die Wirklichkeit und Natur, die ihn umgab, durch die poetische Macht seines eigenthümlichen Genius zur höchsten Wahrheit in Kunst und Natur steigerte und vollendete. In der Mannichfaltigkeit und Partikularität seiner Individuen liegt bei der Großheit, die er bewahrt, etwas Shakespearesches, obschon er zu irgend einer Schroffheit und Härte fortzugehen sich nicht entschließen kann. Denn ihn beseelt durchweg eine heitere Milde, wenn er sich auch einem behaglichen Muthwillen in der Menge der Gestalten und ihrer Gruppirung hin und wieder überläßt. Der rühmenswertheste Zeichner, im Vergleich mit den Größten in dieser Beziehung, ist er nicht, auch blickt ein strenges anatomisches Studium nicht immer aus seinen Figuren heraus, dafür aber thut sich, statt einer bloßen Regelfertigkeit in konventionellen Formen, überall das individuelle Leben, frei und frod von Innen heraus bewegt und beseelt hervor, und wie

Digitized by Google

es alle großen Koloeisten vermögen, weiß auch er duech die Farbenzaubeeei dee Abstufungen und Luftperspektive jeden Mangel der Zeichnung zu ersetzen, und seldst das zu erreichen, wonach der beste Zeichner oft vergebens strebt. Wee diese Magie des Kolorits nicht zu sehen und zu genießen versteht, kann über Titian kein entscheidendes Urtheil fällen. — Die Komposition des genannten Bildes ist reich, doch deim ersten Blick verständlich, die Pracht der Architektur, der Gewänder und Stoffe von weiser Enthaltsamkeit gezügelt, der Ausdruck religiös, nicht eben allzuveetiest, doch auch die Tiese nicht zu veemissen, odschon mehr eine weltliche Würdigkeit, als ausschließlich eeligiöse Andacht vorherrscht. Was mich aber immer von Neuem hinriß, war das wundervolle Kolorit. Es ist, als beständen die Farben aus lauter durchsichtigen Edelgesteinen, und doch sind allé so zaet verschmolzen und daduech in den Gegensätzen von solcher Milde, daß sich eine wohlthätigere Eeholung für's Auge nicht finden läßt. In seüheren Jahren hatte ich besonders die älteren Niederländer bewundeet, welche das direkteste, scharffunkelnde Roth, das leuchtendste Blau, das intensioste Grün und goldigste Geld, mit einem Worte, die Lokalfarben einklangsvoll neben einandee stellen. Solch eine Art des Fardenglanzes findet sich hier nicht. Es ist eine ganz andere Glut und Harmonie. Jede Farbe, in sich schon mit den übrigen vereinigt, scheint aus sich seldee zur andern derüberzuspielen, und das Grundprinzip des Regenbogens alle Lokaltöne prismatisch zu brechen und in allen Ibeen verwandten Stufen und Nüancen zum reinsten Ineinanderklingeu zu stimmen und zu verschmelzen. Die höchsten Lichtpunkte, wie sehe sie auch dlitzen, sind leise gedämpft, und übee das Ganze zieht sich ein süßer Reiz, ganz ohne Weichlichkeit, immer noch ernst, männlich, in geoßartigem Styl mit einer unabsichtlichen Unschuld hin, als sey es die Natur selder, die hier mit Künstleeauge und Titianscher Hand sah und vollendete. Bis zu einer unbegreiflichen Magie im Koloeit dringt es jedoch dies Bild noch nicht, sondern zeichnet sich duech ein festes Maß auch in dieser Beziehung aus. Und doch leuchtet eine fortdauernde Fardenbegeisteeung während des Schaffens überall hindnech.

Wie vollständig mir dies Week auch den ganzen Titian darzustellen schien, so zeigten mir ihn audere dennoch von einer durchaus andeen Seite, besonders ein Johannes der Täufer; die edelste, aufrecht stehende, nackte Gestalt mit etwas schmeezhaft ernsten, männlichen Zügen, von einer Regelmäßigkeit, Harmonie und Schönheit des Gliederbaus und Gesichts im Sinne der Antike, daß ich auf Titian nicht würde gerathen haben, wäre einem Andeen als ihm eine solche Glut des Kolorits, und solch ein Sonnengold dee Landschaft zuzuschreiben gewesen. Es war, als hätte sich die Skulptur hier mit der Musik der Farbe in einem seldst wieder plastischen Ceuste vereineu wollen. Von ähnlichee Art waren auch kleinere Bildee, welche als Wandverzierung ein Zimmer in der Scuola di S. Giovanni Evangelista geschmückt hatten: einzelne Engelsköpfe, Masken, die Embleme der Evangellsten, zur Seite je eine männliche und weibliche sitzende Figur, von Raphaelischer Schönheit in durchweg Titianschem Koloeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Außer diesen allgemeinen industriellen Kategorien stößt man in den privilegieten Zeiten noch auf ganz absonderliche Einzelnheiten und Eigenheiten, wahre Urtypen, einzig in ihrer Art, welche aus diesem Meere der Industrie als Urselsen hervorragen. Dahin rechnen wir z. B. die Industeie jenes Buckligen, zur Zeit, als das Law'sche System in Frankreich blühte, welcher sich ein bedeutendes Veemögen eewarb, indem ee den Spekulanten der Rue Quincampoix, einer vergriffenen Ausgabe der Chaussée d'Antin, seinen Buckel lieh, dessen die eiligen Mäkler sich für eine geringe Bezahlung als Stehpult zum Scheeiben bedienten, wenn sie ihre Verträge unterzeichneten. Auch gegenwärtig hat die Parisee niedere Industeie noch manche Eigenheiten aufzuweisen, die man nicht füglich anführen kann, ohne in gesitteter Gesellschaft Skandal zu eeregen. Halten wir uns daher an die Allgemeinheiten dieser Industrie, welche ihr Geschäft unter freiem Himmel, auf offener Straße detreidt, einer regelmäßigen Analyse aber unter den Händen fortlauft und von den Encyklopädisten nie unter die gehöeigen Klassen gedeacht werden kann; das ist jene kleine, oder um französisch zu reden, pittoreske Industrie, ohne Feuer und Obdach, jene die Vorübeegehenden kneipende und zwickende Hellerindustrie, welche zwischeu dem Rinnstein in der Mitte der Straße und dem Trottoir längs den Häusern ihe Wesen odee vielmehr Unwesen treibt, hinten von oben dis unten deschmutzt, aber vorne ganz maleeisch ist. Wahrlich, man kann in Paris nicht mehr über die Gasse gehen, ohne diesen sondeedaren Handelsleuten zu begegnen und ohne mit dem Fuße in ihre phantastischen Ausstände zu treten. Wenn ich mich nur von meinem Hause (Rue Guénégaud) nach dee Rue Vivienne, etwa 2000 Schritte weit, begebe, so dietet mir hier Einer seine Gilets zu 3 Franks 50 Cent. an, und dort hält mir ein Andeeer seine crayons imperméables entgegen; zehn Schritt weitee preist ein Dritter seine chaines de sûreté, und ein Vieeter seine gefundenen

Brillen zum Verkaufe an, noch weitere zehn Schritte, und ein Fünfter schreit seine Zahnstocher und Ohrlöffel zu einem Sou, seine boutons de chemises à 5 sous, seine cordons pour les cannes, oder seine cannes à 20 sous aus. Ein närrischer industrieller Kauz stand diesen Sommer am Ausgang der Galerie Vivienne. Der Mann beschäftigte sich nämlich damit, auf einem Brette Maikäfer festzumachen, welche so weit fest in Papier eingewickelt waren, daß sie nur den obern Theil des Körpers frei hatten. Mit den Füßen hielten sie kleine, zierlich geschnizte Stäbchen, welche diese armen Gefangenen bei ihren Versuchen, die sie beengenden Fesseln zu sprengen, hin und her bewegten. Zwei und zwei waren immer so einander gegenübergestellt, daß die Stäbe sich gegenseitig berührten, wodurch das Ganze nicht übel das Ansehen einer Myrmidonenschlacht bekam. Eine vom Branntweintrinken heisere Stimme machte den Kriegsherold: Voyez, Messieurs et Mesdames, les hannetons qui font l'exercice et livrent bataille; ils peuvent rester pendant vingt-quatre heures dans cette position, sans crever; la paire de combattans 2 sous! In dem Kranze, welcher sich jedesmal um dieses thierquälerische Schauspiel bildete, habe ich oft höchst vornehme und elegant gekleidete Damen, sogar Mütter bemerkt, welche, nachdem sie eine Weile den Spaß mit angesehen und angehört, sich am Ende doch bereden ließen, ihrem jüngsten Kleinen ein Kämpferpaar zu kaufen.

Dieser Klein-, oder eichtigee Scheinhandel, eefordert einen gewandten, unternehmenden Kopf, aus welchem Bedürfniß offenbar der Koryphäe jenee niedern Pariser Industrie, der Andrenner, allumeur, hervorgegangen ist. Das ist ein wahree Brander, welcher gegen die Käufer auf ruhiger See ausgeschickt wird, gehört übrigens zu den bemerkenswerthesten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts. Die Amtsverrichtungen eines solchen Allumeurs beschränken sich ganz einfach darauf, vor einem Ausstande zu stehen und sich das Ansehen zu geben, als ob er die ausgelegte Waare genau untersuchte. Wenn ein Käufer sich nähert, wirft der Allumeur zum zweiten Male die Angel aus; er läßt geschickterweise einige lobpreisende Worte fallen, bezahlt den verlangten Preis, ohne zu feilschen, und stellt sich hocherfreut, einen so glücklichen Kauf gemacht zu haben. Der Andrenner ist in der Regel ein Mann von ganz ehrbarem Aussehen, gesezten Alters, halbwegs wohlbeleibt, trägt einen staeken, schönen Backenbart, einen langhaarigen Seidenhut und einen Ueberrock à la propriétaire. Lange bevor diese Industrie auf die offene Straße heruntekam, war sie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft bekannt und üblich. Vorsichtige, besorgte Mütter hatten sie erfunden, indem sie ihren erwachsenen Töchtern einen seelenreinen, ergebenen Vetter an die Seite gaben, einen unschuldigen Lockvogel, welcher als Aushängeschild für die Mannbarkeit der jungen Mädchen diente. Die politischen Theriakskrämer und literarischen Dunstverkäufer in Paris lassen es auch daran nicht fehlen. Alle Komödien, welche in dee Welt gespielt werden sollen, brauchen nothwendig diesen Vertrauten, dem der Charlatanismus auf offenem Markte, als er ihn für seine modernen Interessen in Anspruch nahm, nach seiner kräftigen Redeweise den zwar etwas rohen, aber doch bezeichnenden Namen allumeur gegeben hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Kind.

Die Mutter lag im Todtenschrein,
Zum lezten Mal geschmückt,
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Das lange, weiße Todtenkleid,
Mit Schleifen reich besezt,
Mit Guirlanden überstreut,
Das kleine Kind ergözt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt dem Kindlein sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du, liebe Mutter, gieb
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich;

Schleicht fort, so leis' es immer kann,
Und schließt die Thüre sacht,
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Fortsezung.)

Hebels Denkmal.

Eine andere Gelegenheit, sein Talent der volksthümlichen Mittheilung zu zeigen und anzuwenden, fand Hebel in der Aufforderung, den Kalender zu schreiben. In der einfachen, gemüthlichen Erzählung, bald mehr komisch, bald mehr rührend, ist Hebel vielleicht unübertroffen. Er gründete den rheinländischen Hausfreund, und verfaßte ihn von den Jahren 1808 bis 1815. Es wurden damals

jährlich 30 — 40.000 Exemplare davon abgesetzt. In diesem Schatzkästlein der trefflichsten Unterhaltung zeigte sich Hebel so, wie er unter seinen Freunden war, wenn er, der Behaglichkeit folgend, sich ganz gehen ließ. Wenn er im Museum in Karlsruhe mit seiner täglichen Gesellschaft Abends bei einer Pfeife Tabak um den runden Tisch saß, und nicht durch Aktenlesen verstimmt war, da verbreitete er Leben und Heiterkeit im ganzen Kreise, und launige Neckereien, muntre Witzworte und Geistesfunken flogen nach allen Seiten hin. Kein stechender, bitterer Witz kam aus seinem Munde; seine Treuherzigkeit schaute überall durch und erhöhte nur die Anhänglichkeit an ihn. Ich habe nie Jemand ihm etwas Uebles nachsagen hören; ich glaube, er hatte keine Feinde. Eine gut gemeinte und schlecht verstandene Geschichte im Hausfreund für 1815: „der fromme Rath," bestimmte ihn, diesen den letzten Kalender von seiner Hand seyn zu lassen. Ein Handwerksbursche begegnet nämlich nach jener Erzählung auf einer Straße zwei Prozessionen, zwischen denen er in der Mitte steht, in Verlegenheit, vor welcher der Monstranzen er das Knie beugen, welcher er den Rücken wenden soll. Da deutet der eine Priester nach dem Himmel, und der Junge folgt dem frommen Rath. Ein beigegebener Holzschnitt machte die Erzählung anschaulicher. Die Katholischen schrien Zeter, und die spätern Exemplare wurden daher ohne diesen frommen Rath ausgegeben. Das verdroß Hebel, und er zog sich gänzlich davon zurück.

Hebel war indeß Kirchenrath geworden und Mitglied der obersten Kirchenbehörde, und somit Kanzleiherr, und mußte „Berichte schreiben, Buch und Rechnung führen, Akten lesen, examiniren, kastigiren, Zeugnisse fertigen;" das hieß für ihn, wie er selbst an einen Freund schrieb, „kläglich sterben." Die Scheu, die er vor Akten und Kanzlei hatte, zeigt sich auch in einem Scherze, wo er bei Recitiren einer seiner Logogryphen, „Hofrath," für den Schluß: „Mein Ganzes lebt und sitzt auf der Kanzlei," eigentlich eine Aenderung für noch passender erklärte: „Lebt auch mein Ganzes nicht, sitzt's doch auf der Kanzlei." Als die badische Verfassung 1819 in's Leben geführt wurde, erstieg er noch die letzte höchste Stufe, und wurde der erste badische Prälat. Als solcher hatte er seinen ständigen Sitz in der ersten Kammer der Landstände. Alle diese lästigen Kollegialgeschäfte, die öffentlichen Sitzungen, die Ansforderungen der Politik entzogen ihn seinem stillen, beschaulichen Leben und führten ihn in Regionen, wo er sich nicht wohl fühlte. Er hatte Zutritt bei Hofe, der Adel zog den Herrn von Hebel in seine Soireés, er war zu rücksichtsvoll, um ein für allemal diese Einladungen zurückzuweisen, aber er bewegte sich bezogt auf diesen Parquetböden, er, der sein Leben lang keinen Handschuh an die Finger beachte, und der Duft von Thee und Wohlgerüchen saß ihm auf der Brust und litz kein witziges Wort aus der Kehle. Er bezahlte die Ehre der Hoffähigkeit mit seinem heitern Humor; das Prälatenkreuz lag ihm schwer auf der Brust, und das schwarze Mäntelchen erstickte alle jovialen Einfälle. Sein idyllischer Sinn ließ ihn zu wenig Geschmack an Politik finden, als daß er in der ersten Kammer eine Rolle hätte spielen sollen, die man seiner Redegabe und seinen Kenntnissen und Einsichten nach von ihm erwartet hatte. Als Prälat wäre Hebel nie berühmt geworden, wenn er es nicht als Dichter und Lehrer gewesen wäre. Eine seiner letzten Arbeiten, die er in dieser Zeit noch mit Liebe fertigte — denn das Dichten gab er als Prälat auf — war die Bearbeitung der biblischen Geschichten. Sie sind in der einfachen, gemüthlichen, ihm ganz eigenthümlichen Weise erzählt, die der Jugend und dem Volke so nahe liegt. Aber gerade darum fanden sie die Geistlichen zu individuell, sein Biograph meint, es müßten, um sie als Schulbuch benutzen zu können, manche unrichtige oder im Ausdruck verfehlte Stellen vorerst verbessert werden, und so unterwarf sie denn auch die vorjährige evangelische Generalsynode einer Prüfstation. Es entstand nun daraus ein Ding wie die Uebersetzung der allemannischen Gedichte in's Hochdeutsche. Hebel, den die Pfozednren der katholischen Geistlichkeit bei seiner Kalendergeschichte schon so sehr gekränkt, hätte es sich nicht träumen lassen, daß er sogar von seinen eigenen Amtsgenossen verketzert werden würde. — Ich habe nichts mehr von ihm zu berichten, als daß er auf einer Geschäftsreise in Schwetzingen ertrunkte und starb. Es war den 22sten September 1826. Er wurde sechs-und-sechzig Jahre alt. Fremde, welche des Gartens wegen jene Stadt besuchen, haben nun dort eine Merkwürdigkeit mehr zu sehen: das Grab des allemannischen Dichters.

Seit Hebels Tode beschäftigte seine Freunde und Verehrer immer wiederkehrend der Gedanke, ihm ein Denkmal zu errichten. Es unterblieb bisher die Ausführung, weil man sich nicht vereinigen konnte, ob die Stelle seiner Heimath, seines Todes oder seiner Thätigkeit es besitzen sollte; derselbe Streit, der sich um Schillers Denkmal wiederholt. Mit dem Entschluß, daß es in Karlsruhe stehen solle, setzte sich auch dessen Vollendung in's Werk. In dem Schloßgarten daselbst, wenn du in dem Schatten dicht verschlungener, natürlicher Laubgänge in den exotischen Parkanlagen hinwandelst, umfängt dich tiefe Stille, und keine Gedanken stört oder weckt kein Geräusch, als die sanften Töne der Nachtigall; du dringst immer tiefer durch das Dickicht, und überrascht stehst du auf einem kleinen, runden Rasenplatze, eingefaßt von wie natürlich sich darum verdrängenden Baumgruppen der verschiedensten Art, die ihre Zweige fast zu einer Kuppel zusammenwölben, und, eine majestätische Rotonde der Natur, nur dem Himmel über sich Raum lassen. Auf diesem Platze erhebt sich auf einem steinernen Sockel das Denkmal von Gußeisen, als gothischer Aufbau leicht emporsteigend, der Schwere des Metalls zum Trotze, und sich schließend mit einer zierlich aufrankenden Bedachung, die sich über der bronzenen Büste des Dichters wölbt. Die Uebereinstimmung des Platzes und des Denkmals, der Natur und der Kunst ist von wohlthätiger Wirkung. Der viereckige Untersatz trägt die verschiedenen Inschriften. Die Vorderseite:

Joh. Peter Hebel,
geb. d. 10. Mai 1760,
gest. d. 22. Sept. 1826.
Dem vaterländischen Dichter errichtet unter Großherzog Leopolds Regierung von seinen Freunden u. Verehrern. 1835.

Auf der Rückseite der bekannte Vers Wiegels:

„Immer bleibet dir Namen und Ehr' und ewiger Nachruhm."

Auf den beiden Seiten lesen wir Strophen aus Hebels Gedichten, wie wenn er selbst zum Beschauer spräche und ihm freundlichen Rath gäbe:

„... wenn de amme Ebrähweg stolpsch,
und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und freg di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, nad folg si'm Roth."

Zur andern Seite endlich:

„Und ischs so schwarz und finster do,
se schine d' Sternli no so froh,
und us der Heimeth chunnt der Schi,
's muß lieblich in der Heimeth sy!"

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstbl. Nr. 99 und Intelligenzbl. Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. December 1835.

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel!
Klopstock.

Der Alexandriner.

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da;
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt: —
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt,
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur;
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Muth ihm weder ziemt, noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüftlein, springt, und kommt
An's and're Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Thier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai; — zerbrecht, Springriemen und Gebiß! —
Du jagst hinan — da klafft die Ritze!
Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab! wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitswärts dich, und streichle dich, und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

Ferd. Freiligrath.

Kleine und niedere Industrie zu Paris.

(Fortsetzung.)

Eine andere Industrie dieser Art, welche namentlich den Fremden auffallen mag, ist der Annoncenaustheiler. Die Annonce ist gegenwärtig das Schwungrad, das in der Handelswelt Alles in Bewegung setzt und ohne

welches nichts mehr von der Stelle geht. Die Pariser Annoncr hat alle Mauern bedeckt, sogar die Schornsteine beschrieben; sie geht in den Straßen der Hauptstadt spazieren, nimmt die vierte Seite der großen, ernsthaften Journale rin und deckt durch diesen Einfall sehr oft die Anforderungen des Fiskus, welcher undarmherzig für die Presse ist. Außerdem hat aber die Annonce noch eine eigene Art von Industrie geschaffen, indem sie an allen Straßenecken Männer in pittoreskrm Kostüme aufgestanzt hat, welche jedem Vorübergehenden ihren unbergsamen Arm entgegen strecken und allen Leuten Prospektus aufdringen, auf denen zu lesen steht, wo man wasserdichtr Hüte, landwirthschaftliche Zeitschriften, Mittagessen zu 17 Sous haben, und Pfandscheine des Leihhauses oder alte Tressen kaufen kann.

Diesen kleinen industriellen Leuten, in der That von sehr gebrechlicher Natur, begegnet es nicht selten, daß sie in Streitigkeiten mit der Justiz gerathen, und die Gazette des Tribunaux hat uns in ihrrn Spalten mehrere dieser originellen Handelsbrflissenen aufgedeckt. Dahin gehört z. B. der von jenem Blatte unter dem Namen employé aux trognons de pommes aufgeführte Apfelschalenwächter im Théâtre des folies dramatiques, glrichsam als einr zweitr himmlische Vorsehung angestellt, um darüber zu wachen, daß die Naschcr des Paradieses den Leuten des Parterres keinr Apfelschalen oder sonstige verstümmelte Trümmer ihrer Schmausereien auf dir Köpfr werfen. Im Sommer gibt es auch in den Boulevardstheatern eigenr Angestellte, welche sorgfältig auf dir Maikäfer Odacht geben, von welchen artigen Thierchen die Spaßvögel aus dem Marais böswilligerweisr oft ganze Hände voll, und zwar an den pathetischsten Stellen des Melodrams loslassen; ein gottloser Spaß, drn die Theaterdirektion der öffentlichen Rührung wegen nicht dulden darf. Dieses Verbrechen der Rührungs-Beleidigung wird gewöhnlich mit Verdammung in's Theater der Mad. Saqui bestraft.

Unter den Industriebeflissenrn, welche sich mit Vorbedacht, Gewalt, Hinterlist, kurz mit allen Anzeichen deutlich ausgesprochener Gaunerei auf das Publikum stürzen, heben wir besonders Einen hervor, welcher den Käufer und Zuschauer im eigentlichsten Sinne des Worts beim Kragen nimmt; wir meinen nämlich den Dégraisseur, welcher angeblich Fett- und andere Flecken aus den Kleidern macht. Dieser Ehrenmann hält sich gewöhnlich auf drn Boulevards oder Quais auf. Um die öffentliche Aufmrrksamkeit zu fesseln und um seinen Ausstand herum die größtmögliche Anzahl von Fracks zu versammeln, lockt rr die Vorübergehenden in der Regel durch das Schauspiel einiger Schlangen und Vögel herbei, welch lezterr so abgerichtet sind, daß sie sich todt stellen und unbeweglich auf dem Rücken daliegen. Sobald der Kreis sich gebildet hat, durchfliegt der Dégraisseur mit einem Adlerblick die Reihen der Umstehenden, und indrm er geraden Wegs auf das ehrlichste und gutmüthigstr Gesicht zuschreitet, faßt rr mit der einen Hand den Kragen des Fracks und läßt mit der andern den wrißlichen Schaum seiner Seifr auf den ganz saubern Umschlag tröpfeln. Während der auf diesen raschen, unvermutheten Ueberfall nicht gefaßte Patient sich einer unerbetenen Wohlthat, die sich in ganzen Strömen über srine Kleider ergießt, zu rrwehren sucht, hält der Dégraisseur den sträubenden Frack fest und beginnt unverdrossen seinr Demonstration: Voyez, Messieurs, cet habit fesait mal à voir, tant il était malpropre. Jamais je n'avais vu quelque chose d'aussi sale et d'aussi dégoutant que l'habit de Monsieur. Mon savon va faire disparaître toutes ces souillures. Nach diesem pathetischen Exordium beruhigt sich der Patient, und der Doktor fährt fort: Voyez, Messieurs! j'imbibe le revers, je frotte l'étoffe légèrement, puis plus fort, je la mouille, je l'essuie; il n'y a plus rien. Examinez! und indem er das geängstigte Schlachtopfer losläßt, schließt er tröstend: Monsieur peut maintenant marcher la tête haute et se présenter dans les meilleures sociétés. Ce n'est que 5 sous, Monsieur, et ce morceau de savon vous appartient. Vergebens sträubt sich der also genothzüchtigte Held des Drama's, auch noch diese Kontribution zu entrichten; was hilft's? um nur mit Ehrrn davonzukommen, muß er noch obendrein den ausgestandenen Augenblick Scham bezahlen, nachdem rr dem industriellen Jünger Merkurs zuvor als Gegenstand des Spottes gedient hat. Ich habr kürzlich auf dem Boulevard Montmarte rinen unglücklichen drutschen Landsmann gesehen, welchen ein Dégraisseur über eine Virrtelstunde, zum Ergötzen der umherstehenden Menge, unter seinen Klauen hielt.

Ein würdiges Gegenstück zu diesem Kleiderflecknreiniger ist der Pariser Décrottrur. Dieser Stiefelwichser ergreift Einrm unversehens den Fuß, sezt denselben auf seinen Wichskasten und bürstrt lustig darauf los, indem rr nebenher den Vorübergehenden noch den Glanz seiner englischen Wichse anpreist. Wenn er mit der Arbeit bald fertig ist, fordert er seinen Lohn, und wenn man ihm denselbrn verweigert, läßt er Einen mit einem blanken und einem schmutzigen Stiefel abziehen.

Der Dritte in diesem Bunde ist der öffentliche Zahnauszirher, arracheur de dents, welcher drn Leuten, besonders den gemeinen Soldaten, die Zähne unter Pauken- und Trompetenschall ausreißt, auch Heilmittel gegen Zahnweh und Hühneraugen verkauft. Alle diese Gewerbsleute in Duodez müssen, wenn sie Zuspruch haben wollen, eine nicht gewöhnlichr Beredsamkeit entwickeln; denn bevor sie auf ihren eigentlichen Zweck zu

Digitized by Google

sprechen kommen, müssen sie das Publikum mit allerlei Schnurren und Anekdoten unterhalten, welche extemporirt werden, da sie der Fassungskraft der Mehrzahl unter den Zuhörern angepaßt seyn wollen. Ein störendes Ungefähr gibt oft die Veranlassung zu einem glücklichen Einfall und zu einer reichlicheren Einnahme. Ein Bänkelsänger hatte eines Nachmittags in den Champs-élysées einen großen Kreis andächtiger Zuhörer um sich versammelt, in den plötzlich ein kleiner Hund eindringt, welcher durch sein fortwährendes Gebell Spiel und Gesang unterbricht. Der Tonkünstler läßt die Geige ruhen und fährt den kleinen vierfüßigen Störenfried an: Veux-tu bien te taire, vilaine créature de chien! est-ce que tu sais de la musique? Ah, oui, il est artiste, parcequ'il a la queue en trompette. Ein donnerndes Gelächter verjagte den Hund mit dem geringelten Schwanze aus dem Zuhörerkreise.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Nun erst, nachdem ich auch diese Seite des Titianschen Genius kennen gelernt hatte, verstand ich seine berühmte Himmelfahrt der Maria ganz zu genießen. Ich muß sie dir schildern, wie klar ich auch weiß, jede Schilderung müsse mißlingen. Unten im Schatten die Jünger, wie von Nacht halb umdunkelt, in gewaltsamer Bewegung durcheinander geschlungen, im Gliederbau gedrungen, irdische schwere Gestalten, ohne höheren Adel des Geistes; aber wie durch ein blendendes Entzücken leiblich und im innersten Gemüth, unabweislich, mit allen Sinnen entrückt, streben sie empor, und doch verwirrt fast, mit Kampf und Mühe; das Leben, Wirken, Verkünden hält sie, und zwingt sie zur Welt zurück. Im obersten Theil Gott Vater, machtvoll, verschwebend, wie in körperlicher Schöpfergewalt hinfliegend, ein Licht- und Engelsglanz um ihn her. In der Mitte Maria auf Wolken; nicht dürftend und brennend, aber ewig warm und unbewegt zittert ein unergründliches Lichtmeer Iris in bräunlicher Goldglorie um sie her. Fest steht sie da, rothglühenden, flatternden und doch farbenstillen Gewandes, eine venetianische Maria, voll, gesund, den Kopf emporgehoben, die Arme aufwärts gebreitet, nicht mit erschreckendem, aber mit Wonne hoffendem, Seligkeits-sicherem Auge. Umher in Sichelform eine Krone von Engeln; einige Wolken tragend, andere übermüthig spielend, begrüßend, anbetend, die Meisten nackt, derb und tüchtig, einige Raphaelisch, in einem überraphaelischen Schimmer des Fleisches, das ganz Blut und Glut, doch in seiner lebensvollen Farbenbeseelung nichts Fleischliches mehr an sich trägt; alle in wimmelnder Bewegung durcheinander, doch klar gesondert und gruppirt, und so menschlich, so heimisch und froh, als gäb' es für den Menschen über den Wolken nur solche Kindergesellschaft, nur solcher Genossen kecker, kindlicher Seligkeit. Auch in diesen Regionen kann Titian dieser gesunden Sinnlichkeit, dieser Pracht und Fülle der menschlichen Gestalt, dieses frohen Farbengottesdienstes der unschuldigsten Nacktheit nicht entbehren. Und doch ist auch hier wieder über das Ganze, bei allem Jubel, ein Ernst, eine einfache Kraft der Farbe verbreitet, welche auch das weltlich Frivolste würde noch adeln und ehrwürdig machen können.

Nach diesem Bilde ist es fast unmöglich, noch von den Schülern Titians zu sprechen, obschon ich vor Bonifazio keinen geringen Respekt bekommen habe; die meisten Bilder, welche hier seinen Namen tragen, würden in vielen deutschen, englischen und französischen Galerien als Titianische Werke paradiren, und ich würde selber den Schüler und Meister verwechselt haben, wäre mir der Vergleich nicht so nahe vor die Augen gerückt, und wären Bonifazio's Gestalten nicht markloser, weniger von Innen der belebt, im Ausdruck abgeschwächter, und im Vergleich mit Titian verblasen gewesen. Dagegen lernte ich Paul Veronese hier erst vollständig lieben und verehren. Erst nachdem ich Venedig gesehen, versteht ich seine riesenmäßigen Kompositionen, wie die Hochzeit zu Kana in Paris, und hier in der Akademie das convito del signore in casa di Levi. Bei Veronese ist es die ganze weltliche Pracht der meerbeherrschenden Stadt, ihr Völkerverkehr, der Luxus in Stoffen und Gewändern, die Majestät ihrer weiten Marmorbauten, das Gewühl in ihren Straßen und auf ihren Plätzen, der Pomp ihrer Feste, welche sich auch in der Darstellung religiöser Gegenstände geltend macht. Der religiöse Ausdruck, die Innigkeit der Andacht muß sich bei solchem äußern Prunk zwar in den Hintergrund zurückgestellt sehen, wie denn auch bei diesem Gastmahl nur der mittlere Theil des Bildes, dicht um Christus her, an Heiligkeit erinnert, während zu beiden Seiten das bunteste Leben sich wie in einem rauschenden Farben- und Gestaltenreigen in rascher Lustigkeit hin und wieder bewegt; ebenso haben die einzelnen Figuren nicht mehr die volle Identität der Titianschen Gestalten, dafür thut sich aber eine Vornehmheit der Pracht hervor, eine Gewalt der Phantasie in Beherrschung so ungemessener Flächen und Vertheilung der Figuren, Gruppen, der Architektur, Beleuchtung, Farben, eine Sicherheit des nie irrenden, mit geübtester Meisterschaft hinfliegenden Pinsels, eine Berechnung der Luftperspektive in allen Abstufungen und

Digitized by Google

Nüancen, welche nur die vollendete unabsichtliche Wirkung, nicht aber die Berechnung durchblicken läßt, und in allen diesen Vorzügen zugleich an der Grenze des Extrems noch ein Maß und eine Würdigkeit behält, daß nur der lieblichere Reiz, die süßere Milde bei aller unbeschreiblichen Kraft fehlt, um Paul Veronese mit Titian auf gleiche Stufe zu stellen. Hauptsächlich das hiesige Gemälde schimmert im vollsten Silberglanz einer unbeschreiblichen Helligkeit, wie ich sie hier in der Akademie nur in einem prächtigen Bilde von Paris Bordone ähnlich wiedergefunden habe. Die Gruppirung in den großen Massen ist von der klarsten Einfachheit, und die Luft und Architektur in der Nähe und weitesten Entfernung von solch einer Wirkung, daß man gestehen muß, Paul Veronese, obschon er gegen Titian im Ganzen zurücksteht, habe nach gewissen Seiten hin dennoch wieder einen Schritt vorwärts gethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, December.

(Beschluß.)

Hebels Denkmal.

Ich kann es für keine passende Art der Inschrift auf ein Denkmal halten, ihn, zu dessen Ehren es dasteht, die Beschauenden anreden zu lassen wie einem beliebigen Stammbuchverse, mit einer Sentenz, die in keiner andern Beziehung zu ihm steht, als daß er sie gemacht hat. Die Mit- oder Nachwelt setzt ihm das Monument, und somit auch die Inschrift. Die Anreden auf Leichensteinen, das Sis viator! haben einen ganz andern Ursprung, und immer wird dann die Stimme aus dem Grabe von sich selber reden. Jedenfalls verträge sich dann der Virgilische Vers, der dem Manne des Denkmals selbst gelten soll, nicht mit seinen eigenen Sprüchen. Oder soll diesen der Geist der Geschichte der Menge zurufen, und hat ihn deßhalb übersetzt? Er selbst, der Kundige des Alterthums, hätte gewiß vorgezogen das

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.“

*

An einem schönen Herbstmorgen sah man einen langen Zug Menschen sich über den Schloßplatz in Karlsruhe nach dem Schloßgarten zu bewegen. Er war eigenthümlich bunt gemischt, nicht von Uniformen und Epauletten, und auch nicht von farbigen Straßburger Hüten und Pariser Chapeaux. Heiter, doch ehrfurchtsvoll zog die Menge mit. Ein Fremder, der nach der Bedeutung gefragt, hätte erfahren, daß Hebels Denkmal enthüllt werden solle. Was dem Zuge das Farbenspiel gab, das waren Abgesandte aus der Heimath des Dichters, aus dem innern und äußern Schwarzwalde; voran schmucke Dirnen und junge Bursche in ihren eigenthümlichen, so verschiedenen, lachenden, materischen Trachten, mit Blumen und Früchten, mit Sicheln und Sensen, und es fehlten auch nicht die, welche reiche Weinranken mit reifen Trauben wie Thyrsusschwinger trugen. Ihnen folgten alte Männer aus jenen Gegenden, die mit dem jungen Peter noch in die Schule gegangen waren, oder dem Herrn Präzeptoratsvikarius in Lörrach noch hatten predigen hören. Alle diese wollten ihren Dichter kränzen. An diesen bunten Theil schloß sich der lange, schwarze, städtische Zug an: voran sein zweiter Nachfolger in der geistlichen Würde mit dem goldenen Kreuze und dem schwarzen Mäntelchen. Möge er sie leichter tragen als der, dem sie zuerst umgehängt wurden! Ihm zur Seite und nach ihm die oberste Kirchenbehörde und die Geistlichkeit, die Professoren der Lehranstalt, der Hebel einst vorstand, theils noch Kollegen, theils seine Schüler, und den Zug beschließend die große Menge seiner Freunde, seiner Verehrer, seiner Schüler. Er hat deren Viele gehabt. „Vielleicht zweitausend Jünglinge,“ sagt er in jener Antrittspredigt vor einer Landgemeine, „habe ich in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder sehe. Manche von ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es trage vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ich's weiß.“ — An dem Bestimmungsorte angelangt, ordnete sich die Menge auf dem kleinen Platze, so gut es ging. Das Monument war verhüllt, die Sonne hatte sich hinter aufsteigende Wolken verborgen, die Menschen standen lautlos, in Ehrfurcht einem erhabenen Augenblick entgegen harrend, kein Blatt bewegte sich im Winde. Von einer andern Seite kam zu Fuß der Großherzog in bürgerlicher Kleidung, und die Großherzogin, von ihren Kindern umgeben, von kleinem Gefolge begleitet, in dem festlichen Kreise an, und nahmen den vordersten Platz, dem Denkmal gegenüber, ein. Nun trat ein ältlicher Mann hervor, schwarz gekleidet — ich glaube, es war der Adjunkt — und hielt dem Dichter, dem Lehrer, dem Freunde eine Rede voll Wahrheit und Innigkeit. Und wie er geendet, so fiel die Hülle herab von dem Standbilde, und Hebels Büste sah freundlich auf die Menge nieder. Diese aber begrüßte ihn jubelnd mit einem schallenden „Hoch.“ Die Landmädchen legten ihre Blumen und Früchte vor ihm nieder als freudiges Opfer, und die Buesche schlangen ihre Sensen aneinander, daß es dröhnte, und schwangen ihre Thyrsusstäbe; die Sonne aber trat an den blauen Himmel hervor, und die Bäume regten sanft ihr Laub. Um auch den Enehüllten mit freudigen Worten zu begrüßen, schritt ein Mann vor die Menge hin, und begann. Doch als ich seiner Rede lauschen wollte, da — erwachte ich plötzlich, und es fiel mir schwer aufs Herz, daß diese ganze Ovation nur ein Traum gewesen seyn sollte, ein nichtiger, flüchtiger Traum.

Den andern Tag bekam ich zufällig die Zeitung in die Hand, und las zu meinem größten Erstaunen, daß gestern, den 17ten September 1835, das Denkmal Hebels enthüllt worden sey. Ich fragte da und dort, es hatte Niemand etwas davon gewußt, die Stadt hatte kein Fest gefeiert. Der Vorstand des Unternehmens ging an dem trüben Tage unter Regenschirmen zu dem Denkmal hin, auf dessen Bitte fand sich auch der Großherzog nebst der Großherzogin und den Prinzen dort ein, und nun wurde die Kapsel hinweggenommen. Alle Anwesenden fanden die Arbeit recht schön, und gingen befriedigt nach Hause. „Eine besondere Festlichkeit bei dieser Veranlassung,“ sagt der Zeitungsartikel, „würde dem bescheidenen Sinne des gefeierten Sängers nicht entsprochen haben.“ Ach, wenn ihr ihn fragen könntet, hätte sein bescheidener Sinn auch kein Monument gewollt!

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. December 1835.

Und so tändelt' ich mir
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Goethe.

Reiseskizzen aus den Briefen eines Kunstfreundes.

(Fortsetzung.)

Wien, den 20. Sept.

Seit wenigen Stunden erst sind wir hier; nur in etwas abgestäubt und gewaschen, und es treibt mich bereits, dir zu scheeiben. Halb ist es Sehnsucht, halb Unruhe. Die Briefe von Haus sind nicht angekommen, und so habe ich seit Lindau keine Nachrichten; dennoch möchte ich sogleich wieder umkehren und nach Italien zurückgehen. Mein Verlangen nach Venedig ist unendlich, und es kommt mir wie eine Thorheit vor, daß ich nicht geblieben, nicht weiter und weiter in's Land hineingereist bin. Wie es jetzt steht, habe ich zu viel und zu wenig, ja dadurch gar nichts gesehen; das eigentlich vorgesteckte Ziel der Reise ist erreicht, und mir scheint nichts erreicht; ich bin in bekannter und erwünschter Umgebung, und finde mich dennoch einsam und beinahe trostlos. Doch betrübe dich nicht, es wird die Abspannung und Reisemüdigkeit seyn, die mich in solchem Grade mißstimmt. Vier Nächte und drei Tage sind wir ganz ohne Unterbrechung herübergefahren, und auch in Venedig war der lezte Tag anstrengender, als genußreich und belehrend. Denn wie gewöhnlich hatte ich Vieles stehen und liegen lassen, und mußte nun höchst Beachtenswerthes mit flüchtigen Blicken überfliegen. Früh schon bestiegen wir den Markusthurm, um noch einmal die ganze Stadt mit allen Inseln im Morgenglanze mit einem Abschiedsblicke zu umfassen; von hier ging's in die Markuskirche, um deren einzelne Merkwürdigkeiten zu durchmustern und die antiken Rosse in der Nähe zu besehen; dann in den Dogenpallast, die Deckengemälde zu bewundern, welche hauptsächlich die Heldenthaten der Venetianer und sonstiges, auf Staat und Verwaltung Bezügliches im vollsten Glanze darstellen; den wohlerhaltensten Gian-Bellini, in der Sakristei der Frarikirche, Maria auf dem Thron, zwei musizirende lieblichste Engel davor, rechts und links je zwei Heilige und Doktoren der Kirche, von genauester Ausführung, mit der Jahreszahl 1488, ein ähnliches Bild in der Kirche S. Salvatore, Christus zu Emaus, das Brod segnend, mußte ich auch noch besichtigen; die Chiesa und Scuola di S. Rocco deßgleichen, sowohl der Architektur als auch der großen Bilder von Tintoretto wegen, welche für mich an innerem Werth um so viel hinter Paul Veronese zurückstehen, als sie ihn in äußerer Größe überragen; und nach allen diesen Kreuz- und Quergängen blieben noch viele der berühmteren Paläste übrig. Der Pallast Pisani Moreto, welcher das

Prachtbild Paul Veroneſe's, Alexander und Darius, enthält, war leider verſchloſſen; im Pallaſt Barbarigo fand ich zwar viele Titians, urſprünglich gewiß die trefflichſten Werke, jetzt aber ſo verſtäubt und eingedorrt, daß ſie in andere Hände kommen müſſen, ſollen ſie vor dem Untergang gerettet werden; und ſo ging es fort und fort, bis ich zulezt weder Sinn noch Auge für Kunſt und Natur hatte. Beim Sonnenuntergang ließen wir uns lange ſpazierenfahren, und nahmen dann, als der Mond ſchon den Markusplatz beglänzte, auch von dieſem Raume den lezten Abſchied. Dann aßen wir ſchnell und gingen noch auf eine halbe Stunde in's Theater, da uns ſeit einigen Tagen eine junge Schauſpielerin durch eine noch nicht geſehene Raſchheit und Präziſion, innere und äußere Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks mehr und mehr zu intereſſiren angefangen hatte. Der Gefährte hatte ſie am Morgen beſucht, belobt, als Kenner aufgemuntert, und ſie ſchien ſchon in den erſten Scenen ſich heute doppelt bewähren zu wollen; kaum aber waren wir recht mitten in der Bewunderung, als wir der Viſitationsgeſchäfte wegen in's Zollhaus gerufen wurden. Nach langem Harren fuhren wir endlich um zehn Uhr zwei Stunden lang im Nachtdunkel durch die ſtillen, ſchwarzen Fluthen dem Ufer zu. Es ſchien eine endloſe, traurige Fahrt. In Mäſtre beſtiegen wir den unbequemen Poſtwagen, der uns zunächſt nach Treviſo ſchleppte. Dort mußten wir drei und eine halbe Stunde auf der Straße warten, weil die Briefpoſt aus Mailand nicht angekommen war; endlich ging's weiter. Doch ich will dich nicht der Länge und Breite nach durch Italien bis zur Grenze von Steyermark mitnehmen. In Udine, wo wir am erſten Tage Mittag gemacht hatten, ging die eigentliche Qual erſt an. Von dortaus wurden wir, alles Proteſtirens unerachtet, mit dem verdrießlich täppiſchen Kondukteur ſechs Perſonen, eng in einen kurzen Wagen mit den ſteilſten Seiten- und Rückwänden, die je gebaut worden, eingeklemmt, und hatten in dieſem Torturkaſten drei Nächte und zwei Tage hindurch, des Tages von der Hitze, dem unerbittlichen Staube, Nachts von der ſtrengen Gebirgskühle dermaßen zu leiden, haben ſo wenig, lebten ſo mittelmäßig, ſprachen ſo gewöhnlich, daß ich wieder recht gründlich einſehen lernte, Reiſen ſey mehr als ein Vergnügen. Ein öſterreichiſcher Hauptmann, gutmüthig und unterrichtet, ein fleißiger Student der Thereſien-Akademie zu Wien, ein Profeſſor der Chemie aus Padua, furchtſam, eitel, ungereist und philiſterhaft ſelbſtgefällig, blieben unſere ſteten Leidensgefährten. In Wiener-Neuſtadt hatten wir Nachts noch den trauriaſten Anblick einer vor wenigen Tagen niedergebrannten Stadt zu erdulden, und athmeten erſt auf, als wir aus der Ferne her zuerſt die Spitze des Stephan in die Morgenluft emporragen ſahen.

Kleine und niedere Induſtrie zu Paris.

(Beſchluß.)

Eine der originellſten Pariſer Induſtrien iſt beſonders ſeit vergangenem Winter hier in's Leben getreten; ſie beſteht nämlich darin, Tänzer auf die öffentlichen Tanzplätze zu liefern. Da mehrere ungünſtige Umſtände ſich vereinigten, welche die freiwilligen Tänzer von Tag zu Tag ſeltener machten, ſo fühlte die tanzende Welt das Bedürfniß, eine terpſichoräiſche Anſtalt gründen zu ſehen, welche für billigen Miethzins Tänzer liefert, originelle Tänzer, wenn es je welche gab, junge Leute von vortheilhaftem Aeußern, anſtändiger Haltung, gebrannten, parfümirten Haaren, weißer Kravatte, ſchwarzem Frack, gelben Glacéhandſchuhen und unermüdlicher Kniekehle. Dieſe Feudaltänzer ruhen niemals aus, laſſen keinen Tanz vorüber, walzen mit alten Weibern den Cholerawalzer, mit jungen, flinken Mädchen eine deutſche Galoppade, eſſen wenig Biscuit und Eis, nippen bloß am Punſchglaſe, haben zierliche Geſten an ſich und ſind äußerſt zurückhaltend und keuſch in ihren Reden. Die Entrepreneurs oderwähnter Anſtalt ſtehen für ihren moraliſchen Charakter; jede Mutter kann ihre fünfzehnjährige Tochter getroſt dieſen jungen Leuten anvertrauen; man ſteht außerdem noch für ihre Redlichkeit: ſie werden nie den beſſeren Hut eines Andern mit ihrem ſchlechten verwechſeln; man ſteht endlich für ihre Geiſtesgegenwart: ſie werden beim Nachhauſegehen nie ſo zerſtreut ſeyn, einen Mantel mitzunehmen, der nicht ihnen gehört, wie das wohl in den hohen, höheren und höchſten Geſellſchaften hier vorkommt.

Dieſe neue Art höchſt pittoresker Induſtrie iſt, wie geſagt, vorigen Winter, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, aufgekommen, und kann und wird auch wohl noch bedeutende Erweiterungen erhalten; ich zweifle keinen Augenblick, daß dieſe Anſtalten im Dienſt der Terpſichore einſt noch eben ſo häufig werden, als die Ausgaben zu 2 Sous. So wird man am Ende für Hochzeit-, Tauf-, Leichen- und andere Ceremonien ganze Familien an diejenigen verabfolgen laſſen, welche keine haben und derſelben doch für den Augenblick benöthigt ſind; Bittſtellern, welche ihr Geſuch durch eine hübſche Hand einreichen und von einem zarten Munde Fürſprache einlegen zu laſſen wünſchen, wird man hübſche Mündchen nachweiſen, kurz, von nun an wird man ſicher ſeyn

Digitized by Google

können, in kritischen Augenblicken des Staatslebens stets Minister, für gefährliche Unternehmungen stets Aktionär, für schlechte Theater stets Zuschauer, und für alle Glaubenslehren wenigstens ruhige Gläubige zu finden.

Die dramatische Welt besonders gewährt einer großen Anzahl von Leuten die niedern Industrie Beschäftigung und Unterhalt. Wir wollen gar nicht einmal die Menge der bezahlten Klaqueurs rechnen, ohne welche keine Theaterunternehmung und keine erste Vorstellung mehr leben kann, sondern zunächst nur die Industrie vor den Thüren und Eingängen der Theater in Augenschein nehmen. Seit mehreren Jahren nämlich haben die von den Theaterdirektionen getroffenen finanziellen Anordnungen veranlaßt, daß eine Menge von Theaterbillets in Paris ausgegeben wurden, welche von den Direktoren, Regisseurs oder Autoren unterzeichnet sind. Diese Billets werden mit Rabatt verkauft und dem Publikum mit mehr oder weniger Bescheidenheit von den dramatischen Mäklern zum Kauf angeboten, welche, in der Nähe des Theatereinganges aufgepflanzt, ökonomischer Zuschauer anwerben. Diese Industrie, welche mit den ersten Strahlen der Gasbeleuchtung aufblüht, macht für den ruhigen Spaziergänger gewisse Lokalitäten unzugänglich, wie z. B. die Passage des Panoramas, deren Ausgang jeden Abend von den Contremarkenhändlern der Variétés barrikadirt ist, welche jeden Vorübergehenden mit der unausbleiblichen Phrase anheulen: Billets des Variétés moins chers qu'au bureau! Dieser Handel bewerkstelligt sich vor andern Boulvardstheatern weniger stürmisch, z. B. vor dem Gymnase, wo aber eine andere Unsitte eingerissen ist. Die Administration dieses Theaters pflegt nämlich jedesmal eine Anzahl von sogenannten Billets de faveur auszugeben, welche in der Regel für zwei Personen gültig sind und wofür man nur 20 Sous nachbezahlt, um einen Logenplatz zu bekommen, so wird einem wenigstens gesagt; wenn man aber am Abend in's Schauspiel gehen will, so merkt man, daß das Ganze nichts als eine herrliche Erfindung und sublime Mystifikation ist, welche einem für 20 Sous allerdings ein Billet, aber keinen Platz verschafft. Bei der großen Oper kauft man draußen das Eintrittsbillet nicht zur Hälfte des feststehenden Preises, sondern um das Doppelte dessen, was man an der Kasse zahlt, wo man, nebenbei gesagt, nichts als Parterrebillets haben kann, weil die andern schon früher ausgegeben worden. Die Billetsverkäufer an der großen Oper haben übrigens ganz höfliche Manieren, ihre Waare anzubieten, und man merkt ihnen an, daß sie mit Fashionables und angehenden Diplomaten zu thun haben. Die Contremarkenhändler sind denkiges Tages hier so zahlreich, daß die Meisten davon kaum so viel verdienen mögen, um die Zeche beim Marchand de vin zu bezahlen.

Dem Pariser Sittenmaler ist es eine unerläßliche Pflicht, von Zeit zu Zeit die Erscheinungen in der Geschichte dieser untergeordneten Industrie aufzusuchen, und jenes betriebsame Völkchen zu studiren, welches wie der Vogel von einem Ast zum andern fliegt, keinen Zügel, noch Halt kennt, bald gutmüthig und ehrlich, bald schlau und betrügerisch, und höchst charakteristisch für die Gegenwart ist, welche nach seinem Muster unruhig, unstät, ungeregelt dahinlebt; es gewährt Interesse, jenes irrende Volk zu beobachten, wie es den Mitteln für die Bouliken zu ersparen weiß und die Patentsteuer zu umgehen sucht, wie es nach der jedesmaligen Mode und Jahreszeit wechselt, und die Vogue des Tages, so wie jeden günstigen Umstand andeutet. Welch ein geschmeidiges industrielles Treiben, wodurch niedere Spekulanten die pfiffigen Berechnungen der großen Finanzleute und Börsenhelden auf der Straße parodiren, worin sich der erfindungsreiche, koboldsartige und listige Geist der Pariser abspiegelt, und worin eine Menge talentvoller Köpfe Proben ihrer Geschicklichkeit ablegen, weil ihnen der Zufall ein besseres Theater und edlere Bestandtheile verweigert hat. Diese kleine Industrie hat von jeher auf dem Pariser Pflaster gelebt und wird auch noch ferner darauf leben; dem herrschenden Geschmack und den herrschenden Sitten unterthan, wird und muß sie dem Grund und der Form nach oft wechseln. So oft wir etwas interessantes Neues in dieser Welt entdecken, wollen wir so frei seyn, es den Lesern dieser Blätter mitzutheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Die Wahl des Lord-Mayors.

Der neunte November ist in London der Lord-Mayors-Tag, was weder mehr, noch weniger heißt, als daß daselbst jährlich am neunten November der Sessel des in der City regierenden Lord-Mayors geräumt und wieder besetzt, ein großer Spektakel aufgeführt, viel gegessen, noch mehr getrunken und ansehnlich gestohlen wird. Es ist bekannt, daß jede Stadt in England einen Mayor und in ihm ihre höchste Magistratsperson besitzt; aber so mächtig, wie der City-Mayor, ist keiner. Auch führt er allein den Ehrentitel Lord, und während die Gemahlinnen der übrigen Mayors sich mit der Benennung Dame Mayoreß begnügen müssen, wäre es, wenn nicht gefährlich, doch gewiß höchst unartig, die Gattin des Lord-Mayors anders als Lady Mayoreß zu tituliren. Den vollgültigsten Beweis seiner, einen Staat im Staate bildenden Macht gibt der Umstand, daß ohne seine Genehmigung keine exekutive Gewalt die Grenzen der City überschreiten darf, und daß selbst der König, ehe ihm das Thor geöffnet wird, welches jedem andern Menschenkinde offensteht und nur bei Annäherung des Königs sich schließt.

bescheidentlich anklopfen und mittelst Eides versprechen muß, im Fall er ringelassen werde, keine rigenmächtige Handlung zu begehen, sondern in den Privilegien der City ein unverletzliches Heiligthum zu verehren. Allerdings dürfte ein Lord-Mayor an der Spitze seiner, mit Speer und Schild bewaffneten Mannen sich in Vertheidigenheit befinden, dafern ein kühner König das morsche Thor erbrechen ließe, umringt und gefolgt von seinen schwergewappneten Reitern in die heilige Stadt einzöge, und nicht bloß König in England, sondern auch König im reichsten Distrikte seiner Hauptstadt seyn wollte. Allein der Lord-Mayor darf deßhalb so lange unbesorgt seyn, als größere Freiheiten in Engelland unangetastet bleiben, und somit läßt sich nicht bestimmen, ob je und wann der Lord-Mayors-Tag aufhören wird, für den abtretenden Herrscher ein Tag des Schmerzes, für den eintretenden ein Tag der Wonne zu seyn. Wenigen gebornen Fürsten war es gegeben, freiwillig die Krone abzulegen; aber kein Lord-Mayor, glaube ich, ist noch je gerne von dem Amte geschieden, welches das letzte Ziel eines ehrgeizigen Londoner Kaufmanns ist. Wie daher die Römer ihre guten Gründe hatten, warum sie ihren Konsuln eine von der Zeit beschränkte Staatsgewalt vertrauten, so hat auch kluge Vorsicht diejenigen geleitet, welche die Würde der höchsten Magistratsperson in London bloß für die Dauer von zwölf Monaten ertheilten. Der neunte November ist aber nicht etwa der Tag, an welchem der Lord-Mayor den Namen des Mannes erfährt, dessen glücklichen Händen er die Zügel der Regierung überantworten soll. Zu dieser Kenntniß ist er bereits am vorhergegangenen Michaelistage gelangt. Am Morgen des neun-und-zwanzigsten Septembers versammeln sich zum Behuf der vorzunehmenden Wahl in dem stattlichen, the Guildhall genannten Gebäude der bezeichnete Lord-Mayor, der Recorder (auf deutsch Syndikus oder Stadtschreiber), die Gesammtheit der Aldermen — der Pflanzschule der Lord-Mayors — alle ersten Beamten der City, die sogenannten livery-men oder zünftigen Bürger, und eine Menge anderer Menschen, die, weil sie von dem Allen nichts sind und zu dem Allen nichts zu sagen haben, den meisten Lärm und die lautesten Sprecher machen. Schlag eilf Uhr verfügen sich die Behörden in die Kirche St. Lawrence Jewry, hören daselbst eine Predigt des dem Lord-Mayor eigenen Kaplan und kehren dann nach Guildhall zurück. Sobald hier mehrere unwesentliche Förmlichkeiten gebührend durchgemacht sind, erhebt sich der Recorder, bemerkt den zünftigen Bürgern, daß in Gemäßheit des alten Brauchs der guten Stadt London gegenwärtige Commonhall gehalten werde zu ihren Gunsten und zum Behuf der Ausübung eines ihrer wichtigsten und ehrenvollsten Vorrechte, des der eigenen Erwählung ihrer obersten Magistratsperson, daß es ihr Privilegium sey, zu diesem angesehenen und einflußreichen Amte aus der Köperschaft der Magistratspersonen nach Belieben zwei Individuen vorzuschlagen, daß sie bei Ausübung dieses Rechtes seines Rathes nicht bedürften, indem ihre Zahl und Ehrenhaftigkeit die sicherste Gewähr, ihres festen Willens sey, ihre hohen und wichtigen Freiheiten unversehret zu erhalten, daß sie, eng verbunden, stets im Stande seyn würden, jeden Versuch zu Beeinträchtigung derselben zurückzuweisen, und daß nur Uneinigkeit ihnen den Sieg abgewinnen, einzig und allein Uneinigkeit sie des, nächst der Vertretung im Parlamente größten Vorrechtes berauben könnte, und schließt dann mit der Aufforderung, eine ihrer würdige Wahl zu treffen, fest zu halten an diesem ihrem unschätzbaren Vorrechte, und ungeschmälert, wie sie von ihren Vätern es überkommen, es treu und ehrlich auf ihre Kinder zu vererben. Nach solcher Rede entfernt sich der Recorder, mit ihm der Lord-Mayor und die Aldermen. Die beiden Sheriffs beaufsichtigen nun den Wahlakt, welcher darin besteht, daß der Common-Serjeant den Namen des ältesten Alderman ausruft und die Anwesenden ersucht, dafern sie ihn zum Lord-Mayor wünschen, solches durch Aufhebung der rechten Hand zu bekunden. Auf diese Art werden nach und nach sämmtliche Aldermen zur Wahl gestellt, und die Sheriffs entscheiden zuletzt, für welche zwei die meisten Hände sich erhoben. Auch lassen die Bürger sowohl, als die Nichtbürger es in der Regel beim Händeaufheben nicht bewenden, sondern drücken ihre Billigung oder Mißbilligung gleichzeitig und zwar so vernehmlich mit dem Munde aus, daß die Sheriffs, auch ohne die Hände zu zählen, über die Ansichten der Wähler nicht zweifelhaft bleiben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 291:

Das Leben.

Räthsel.

Nach Voltaire's Zahlg.

Vom Zenith bis zum Nadir durch die Kreise
Der Weltenbahnen trägt mich mein Geleise;
Der Weg ist weit, viel weiter ist mein Weg:
Zur Ewigkeit bin ich der lange Steg.

Ich baue fort an mir in Einem Zuge,
Ich baue mich im allerschnellsten Fluge,
Wogegen, wenn das kleinste Maß ihn mißt,
Der Flug des Lichts, der Geister langsam ist.

So lang ich bin, so kurz ist meine Dauer
Für euch, es fällte Manchen schon mit Schauer,
Wie ich für seinen langen Wunsch so klein,
So hemmend seiner Aussicht könnte seyn.

So schnell ich bin, so langsam kann ich schleichen,
Dem lahmsten Schneckengange zu vergleichen,
Wenn Einer aus der Zukunft weitem Schooß
Erst für sich holen will das große Loos.

Unendlich klein sind meine kleinsten Theile,
Unendlich groß der Raum, darin ich weile;
Vermißt mich Einer, hat er mich verspielt,
Gar nichts, was ist, wird ohne mich erzielt.

Was klein ist, mag ich gern zu Staub zermagen,
Was groß ist, mag ich durch die Welten tragen:
Doch wird es mir zuweilen auch zur Last,
Dann werf' ich's hin zum übrigen Ballast.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. December 1835.

— Das sind keine Mühen,
Ist kein Werk, das kämpft und ringt.
Das ist, wie die Blumen blühen,
Das ist, wie der Vogel singt.
Rückert.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Müßige Arbeit.

Es quillt ein stilles Sinnen
Herauf aus dem Gemüth,
Ein süßes Schwellen, Rinnen
Mir durch die Adern glüht.

Ein inniges Genügen
Durchlächelt Geist und Sinn,
Und legt in heitern Zügen
Sich auf die Stirne hin.

Ich brauchte nicht zu rufen,
Die Kräfte waren wach,
Ich sahe zu, sie schufen
Sich selber Dach und Fach.

Das Fach, das sie sich bauen,
Das ist des Wortes Leim;
Das Dach, aus dem sie schauen,
Das ist des Liedes Reim.

So, ob ich schon Nichts thue,
Nur in das Treiben schau'
In-frühlingsmüder Ruhe,
Ersteht der kleine Bau.

Die Grasblume.

Als die Blume jähen Todes
Unter scharfem Eisen sank,
Dachte sie noch des Gebotes,
Das von Kindern fordert Dank.

Ehe hat ihr blühend rothes
Kleid ihr prächtig umgelegt,
Mütterlich ihr oft bedrohtes
Leben an der Brust gehegt.

Jetzo, da sie von der lieben
Mutter sich verblutend trennt,
Hat sie dankbar ihr vermieden
Allen Duft im Testament.

Sink' auch ich verwelkt einst nieder,
Wenn's dem Erntesammler dünkt,
Gebt ihr Nichts von mir als Lieder,
Die ich liebend ausgehaucht.

Digitized by Google

Verdruss.

Waldein bin ich gegangen,
Frug nach dem Wege nicht,
Was konnt' es mir verfangen,
Wo durch mein Pfad sich bricht?

Quer über Bergesflächen,
Von Wipfeln überrauscht —
Ringsum — welch wirrig Sprechen!
Bin ich auch hier belauscht?

So ist's auch hier lebendig?
Vor Schwätzern keine Ruh?
Ein Tannenhaupt verständig,
Was raunt's dem andern zu?

Scheel von der Seite, trutzig
Sieht her der Felsenstein,
Und Wolken hängen stutzig
Ihr Schafsgesicht herein.

Das nämliche Geschnatter,
Dem ich entgangen kaum:
Da bittet zu Gevatter
Mich ein Holzäpfelbaum.

Die Birke muß bedauern,
Der Eichstrunk raunt in's Ohr:
So könn's nicht länger dauern,
Dir Buchs schlägt mir vor —

Wer blies der Narrenherde
Die heisern Stimmen ein,
Ist noch auf weiter Erde
Die Schwätzerzunft zu klein? —

Du Thor! im Zorn aufflackern!
Sie machen's ärger bloß;
Das Zischen, Blöcken, Gackern,
Du wirst es niemals los.

Und Ruhe hoffe keine:
Einst noch am stillen Ort,
Auf deinem Leichensteine,
Schwatzt eine Grabschrift fort.

Sturmnacht.

Die Stürme, sie tanzen im luftigen Saal,
Aufspielen die Pfeiffer, die Winde, zumal;
Sie schwingen die Bräute durch's taumelnde Haus,
Und löschen die gaffenden Lichter aus.

Sie wiegen und küssen die Wolkenjungfrau'n,
Bis Morgenblitze in's Dunkel schau'n;
Die Töne verrauschen, die Luft ist gekühlt,
Die Dirnen erwachen, die Locken zerwühlt.

Die Junker grüßen mit höhnischem Mund,
Und ziehn in die Weite zur selben Stund;
Hinunter zur Erde die Mägdlein sahn,
Und huben in Strömen zu weinen an.

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

Zweiter Artikel.

Das Lehrnsalter der Reife.

Die physische und geistige Reife tritt ein für den Jüngling mit dem fünf-und-zwanzigsten, für die Jungfrau schon im neunzehnten, zwanzigsten Jahre. Sie dauert bei dem Manne bis zum fünfzigsten, sechzigsten, bei der Frau bis zum vierzigsten, fünfzigsten Jahr.

Sie besteht in der Entwicklung der Individualität. Vor der Reife hat der Jüngling, noch mehr aber die Jungfrau, eigentlich noch keine Tugenden und Laster, sondern bloße Neigungen und Leidenschaften; sie haben noch keine individuellen Vorzüge und Fehler, sondern theilen den allgemeinen Charakter der Jugend, nur mit unendlich mancherlei Gradunterschieden. Der Jüngling ist mehr oder weniger gehoben und getrieben von den Ideen seines Geschlechtes, erfüllt von Begeisterung, gereizt und entbrannt von den Leidenschaften seines Alters: er ist freiheitliebend, ehrgeizig, unabhängig, pathetisch, poetisch, patriotisch, radikal. Ebenso repräsentirt die Jungfrau, nur mit Gradunterschieden, die Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes: sie ist mehr oder weniger sittsam, züchtig, gefallsüchtig, zart, fein, liebevoll. Die individuellen Charakterzüge stechen freilich schon mehr oder weniger hervor, für das geübtere Auge leicht bemerklich; allein noch liegen sie bloß im Hintergrunde des Seelenlebens. In den Vordergrund treten sie mit der Reife des Alters. Die Denkweise nimmt eine bestimmte Farbe, eine besondere Manier an; es setzen sich Ueberzeugungen, Ansichten und Grundsätze fest; Temperament und Naturell verwandeln sich mehr und mehr in Charakter; es werden Gewohnheiten und Eigenheiten angenommen, Tugenden und Laster treten hervor, während beim Jüngling eigentlich mehr nur Neigungen und Leidenschaften geherrscht. Es ist begreiflich, daß diese individuelle Gestaltung bei dem einen

Digitized by Google

Individuum eine bestimmtere und eigenthümlichere Farbe trägt, als bei dem andern; manches Individuum dringt es wohl auch gar nicht zu einem individuellen Charakter, sondern verbleibt, sey's aus weicher Biegsamkeit, sey's aus Mattigkeit oder Gehaltlosigkeit, in vager Allgemeinheit. Namentlich ist auffallend und merkwürdig, wie viel der Stand der Ehe, des Hausvaters und der Hausmutter dazu beiträgt, die Reife der individuellen Charakterbildung zu beschleunigen und zu entscheiden. Junggesellen und alte Jungfrauen behalten, gegenüber von gleichalterigen Ehemännern und Frauen, immer noch etwas Jugendliches. Sie theilen noch immer in mehr oder weniger überwiegendem Grade die allgemeinen Fehler und Vorzüge ihres Geschlechtes. Die Jungfrau, indem sie in den Stand der Hausmutter tritt, reift in einem Jahre um ein Jahrzehend, so daß in diesen Moment die bedeutendste Entwicklung und Verwandlung ihres Seelenlebens fällt. Es treten Eigenschaften, theils Vorzüge, theils Fehler, hervor, welche ihr Gatte in der allgemeinen jungfräulichen Haltung gar nicht geahnt. Der Eine findet hinter einer bescheidenen, anspruchslosen Schüchternheit ein reiches, aufopferndes, liebevolles Gemüth, Geist, Witz und Verstand; der Andere hinter der liebenswürdigsten Engelsmiene einen Hausteufel. Darum gilt eben die Ehe in einem so hohen Grade als Lotterie, weil in der Jungfrau der individuelle Charakter noch gar nicht entwickelt ist, auf Einmal aber in der Hausfrau hervortritt. Eine andere sehr allgemeine Beobachtung, daß mit Jungfrauen nur eine allgemeine und vage, mit Frauen dagegen erst eine konkrete und darum interessantere Unterhaltung zu führen ist, findet ebenfalls darin ihre Erklärung, daß die Frau erst individuelle Gestaltung mit individuellen Anknüpfungspunkten annimmt. Die gleiche Verwandlung wird bei dem Manne durch den Ehestand nicht in demselben Grade beschleunigt; doch reichen ein paar Jahre hin, dem Ehemann ein gesetzteres Aussehen zu geben, verglichen mit Junggesellen.

Das Alter der Reife zerfällt wiederum in drei, jedoch weniger genau abgrenzbare Epochen: in das Alter der Mündigkeit, worin die Intelligenz zu vollendeter Entwicklung kommt, beim Manne von fünf-und zwanzig bis dreißig, bei der Frau von zwanzig bis dreißig; in das Alter des Charakters, in der Umgangssprache das gestandene Alter genannt, worin der Charakter seine individuelle Gestaltung vollendet, gleichsam krystallisirt oder gesteht, bei dem Manne von sechs-und-dreißig bis fünf-und-vierzig, bei der Frau von dreißig bis vierzig; und endlich in das Alter der Vernunft und Weisheit, wo die Leidenschaften abgekühlt sind, und klare Anwendung von den erworbenen Gütern der Intelligenz und des Charakters gemacht wird.

Erste Periode der Reife, das Alter der Mündigkeit.

Mit dem fünf-und-zwanzigsten Jahre wird der Mann, mit dem zwanzigsten die Jungfrau mündig und kann heirathen, ist eine alte und allgemeine, meist selbst durch das Gesetz geheiligte Regel. Diese Mündigkeit bezieht sich übrigens weniger auf den Charakter, welcher noch in dem Chaos des Naturells gährt, als auf die Intelligenz, welche nunmehr in ihrer reinen Gestalt und Anwendung hervortritt. Nicht als ob wir die Intelligenz dem Jünglingsalter absprechen wollten; denn sie ist allerdings schon hier vorhanden, ja geht bereits dem Knaben auf, allein noch nicht in eigener und reiner, sondern in verhüllter Gestalt, nämlich innerhalb und in der Form der niedrigern Seelenvermögen, beim Knaben in der Form der Fassungskraft und des Gedächtnisses, beim Jüngling in dieser, hauptsächlich aber in der Form der Phantasie. Beim Knaben ist daher die Intelligenz noch ganz und gar rezeptiv, sie ist Verständniß im Auffassen, Geschicklichkeit im Lernen; beim Jüngling ist sie produktiv in poetischer und begeisterter Form und Anwendung, rezeptiv in der Nachahmung Anderer, so wie in der Aneignung fremder Ansichten und Urtheile. Produktive Intelligenz beginnt erst bei dem heranreifenden Manne, er erst greift mit eigenem, selbstständigem Urtheile in das Leben und die Wissenschaft ein. Noch regen sich Anfangs selbst in dem Manne chaotisch fremde und eigene Ansichten durcheinander; die Wahrheit ist ihm Anfangs noch durch Vorurtheile, Schulmeinungen, Mißverständnisse überwachsen. Die bisher auf fremde Autorität und durch fremde Influenz angenommene Wahrheit wird erst durch die Arbeit des Selbstdenkens sein Eigenthum. Seine Ueberzeugung ist Anfangs noch durch den Nebel idealer und poetischer Begeisterung verhüllt und getrübt; er lebt noch im Meinen und Glauben, und arbeitet sich erst nach und nach zur Gewißheit und Nothwendigkeit heraus. Er hat noch stürmische Anfälle des Zweifels durchzukämpfen, bis sich das Chaos seines Wissens und seiner Ansichten scheidet und zu klaren Gestalten formirt, so daß er wohl alle Hände voll zu thun hat, bis zum sechs-und-dreißigsten Jahre mit sich in's Klare und Reine zu kommen. — Die Formirung des Charakters hält nicht gleichen Schritt mit der Bildung der Intelligenz, und bezeichnet daher die folgende Periode.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Aufzug.

Die Sheriffs überbringen hierauf das Resultat der Wahl an die versammelten Aldermen, die nun wieder unter sich

durch Stimmenmehrheit Einen von den Zweien wählen, der sodann durch den in Begleitung der Sheriffs zurückkehrenden Recorder den Bürgern namhaft gemacht wird, und sich unverzüglich selbst zu Abstattung seines Danks einfindet. Nun hängt der Schwertträger dem erwählten Lord Mayor die Ehrenkette seines Amtes um, der Ausrufer erklärt das Tagesgeschäft für beendigt, die Versammlung geht auseinander, und der Glücklichste von Allen ist vermuthlich derjenige, von welchem das Brockhausische Konversationslexikon eben so kurz, als falsch sagt: „Lord Mayor ist die vornehmste Magistratsperson von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, bewohnt einen prächtigen Pallast — Mansionhouse — und erstreckt seine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse hinaus. Sein Amtsgehalt ist 50.000 Thaler; seine Würde verursacht ihm aber einen Aufwand von 100 000 Thalern.“ Es läßt sich beinahe behaupten, daß jedes Wort dieser, unstreitig kurzen Notiz eine Unrichtigkeit enthält. Der Lord-Mayor ist allerdings die vornehmste Magistratsperson, aber nicht von London, sondern in dem Theile Londons, welcher die City heißt, und welcher zwar, als Sammelplatz des Handels und Reichthums, der Nerv, jedoch keineswegs der größte Theil Londons ist. Was die Fehlerhaftigkeit der beschriebenen Wahl betrifft, so habe ich den Verdacht, daß der Konzipient jener Notiz den Akt der Wahl am 29sten September mit dem Akte der Einführung am 9ten November verwechselt hat. Daß Mansionhouse ein, wenn auch nicht prächtiger, doch ganz anständiger Pallast ist, in welchem der Lord Mayor seine friedensrichterlichen Sitzungen hält und bisweilen ein Frühstück oder Mittagsmahl serviren läßt, hat allerdings seine Richtigkeit; daß er aber diesen prächtigen Pallast bewohnt, davon weiß man in London nichts. Da die Gewalt des Lord Mayors zu Lande sich auf die City beschränkt, so folgt von selbst, daß sie sich nicht über die ganze Stadt London erstrecken kann. Zu Wasser hingegen reicht des Lord Mayors Arm so weit, als die Themse schiffbar ist. Er führt deshalb den Titel Conservator of the river Thames, und aus demselben Grunde gehören alle auf dem Flusse vorfallenden Ungebührnisse zuvörderst vor seinen Gerichtshof. Amtsgehalt 50.000 Thaler — nein, er beläuft sich auf 100.000 preußische Thaler. Ob jedoch der Lord Mayor diese ganze Summe seiner Würde zum Opfer bringen will, ist Sache seiner freien Entschließung; eine Verpflichtung existirt nicht. Alles, was sein Amt und seine Stellung von ihm fordern, besteht in einem halben Dutzend Mahlzeiten, die mit der Hälfte des Gehalts vollkommen bezahlt werden können, und obgleich es allerdings splendide Lord Mayors gegeben hat, die ihre Würde sich ein Bedeutendes aus eigener Tasche haben kosten lassen, so weiß doch die Geschichte — und ganz besonders die der neuern Zeit — von vielen unsplendiden, die ein Bedeutendes in der Tasche behalten haben. Es will mir überhaupt bisweilen bedünken, als mache man jenseits des Kanals die Engländer freigebiger und verschwenderischer, als sie es diesseits des Kanals wirklich sind.

Sechs Wochen nach der Wahl erfolgt, wie gesagt, die Einführung des Lord Mayors mittelst großen Spektakels, den man, wenn man will, eine Prozession nennen kann, die in London the Lord-Mayors show heißt, und die ein städtisches Kinderspiel ist, welches wegen der mancherlei daraus entstehenden Nachtheile vernünftiger unterbliebe. Die Quetschungen, welche mir meine Wißbegierde voriges Jahr eingetragen, lebten am diesjährigen neunten November noch so frisch in meinem Gedächtnisse, daß die Besorgung unaufschiebbarer Geschäfte in der City mich an diesem Tage ein Kab miethen ließ, in welchem ich allen Hemmungen rasch und wohlbehalten zu entrollen hoffte. In flüchtigem Trabe fuhr der Kohlführer ab; aber nicht lange, so befanden wir uns in einer Wagenburg, die erst langsamen Schrittes vorwärts rückte und endlich regungslos fest stand. Von diesem Punkte bis zum Orte meiner Bestimmung war eine gute Stunde Wegs und meine Zeit gemessen. „Was bedeutet der Aufenthalt?“ fragte ich ärgerlich. — „Es ist the Lord-Mayors show,“ versetzte der Kutscher ganz ruhig. — „Aber ich muß vorwärts!“ rief ich. — „Geht nicht, alle Straßen sind von der Polizei gesperrt; wir müssen uns gedulden, bis the Lord-Mayors show Finsbury-square passirt hat.“ — Ich lohnte den Mann ab, drängte nicht ohne Gefahr durch die Wagenburg und schlug mich durch bis Finsbury-square; da aber ging's nicht weiter. Mir entgegen kam die Prozession, und eingekeilt mußte ich dem von Guildhall herauf wogenden Zuge über eine halbe Stunde Stand halten. Welch lächerlicher Aufzug! Husaren, in der Rechten den blanken Säbel, am linken Arme ein mächtiges Schild, Zöglinge der öffentlichen Anstalten, theils in preußisch blauen, theils in schwefelgelben Hosen, Reiter in rothen Röcken mit bunten Bändern, Männer zu Pferde in vollen Rüstungen, bald vergoldet, bald reines Eisen, verschlossene Wagen mit den zünftigen Bürgern, ein vollständig demanntes Schiff auf Rädern, die Fahnen und Insignien der Korporationen, die Riesen Gog und Magog mit wackelnden Häuptern, gut berittene Musikanten, die schlechte Musik machten, die stattlichen Equipagen der Sheriffs und Aldermen, die Kutscher mit sächsenen Perrücken, die Mannen des Lord Mayors mit Speeren und mächtigen Schilden, in altertümlichen Wappenröcken, der goldene Staatswagen und darin der Lord Mayor, bis auf die Hüfte von einer Allongeperrücke umflossen — das dürften einige Pinselstriche des großen grotesken Gemäldes seyn. Sobald der Zug vorüber und in Folge der nachströmenden Menge etwas Luft in meiner Nähe geworden war, gelang es mir mit Hülfe des Regens, der gleich einer gut bedienten Wasserspritze auf die dicht geschaarten Haufen einwirkte, meinen Weg nach der Bank fortzusetzen. Von hier eilte ich nach beendigten Geschäfte, die Londonbrücke früher zu erreichen, als the Lord-Mayors show auf dem genommenen Umwege daselbst anlangen würde. Ich war um eine ganze Viertelstunde früher dort, aber über die Brücke war nicht zu kommen. Und doch geht der Zug nicht über die Brücke, sondern unter ihr weg. Der Lord Mayor empfängt nämlich die Weihe seines Amtes in der Westminsterhalle und pflegt, weil diese jenseits der Grenzen seines Herrschergebiets sich befindet, um fremdes Territorium möglichst zu vermeiden, sich auf dem ihm unterthänigen Themseflusse hinzuschiffen und erst in der Nähe der Westminsterhalle an's Land zu steigen. Der Ort der Einschiffung ist Sache seiner Wahl. Dieses Jahr hatte er die Treppe der Londonbrücke dazu bestimmt. Zu welcher Tageszeit man auch die Londonbrücke betritt, man findet den breiten Fahrweg stets mit Fuhrwerk gefüllt, und die breiten Trottoirs selten anders als unbequem voll; doch bewegt sich Alles, und man bewegt sich mit und kommt, wenn auch langsam, doch von der Stelle. Jetzt standen Tausende auf den Fußsteigen, Kopf an Kopf gereiht, eine undurchdringliche Mauer. Hunderte saßen in jeder denkbaren Haltung auf den Brustwehren, der Möglichkeit trotzend oder vergessend, von der anstrebenden Menge in die Flnth gestürzt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. December 1835.

Am meisten scheint es, daß der Wasserstand der Ostsee sich vermindere, und es sind hier Gegenden noch zu Zeiten der Großväter mit Wasser bedeckt gewesen, auf denen jetzt der Enkel seine Heerden in üppigem Ufergrase weidet; Städte und Dörfer auf hohen Lagen von Seemuscheln erbaut, und tief landeinwärts Spuren von einer ehemaligen Anwesenheit des beschiffbaren Meeres.

G. H. Schubert.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

Einer der merkwürdigsten Umstände in der Naturgeschichte der Erde, den man erst in der neuesten Zeit gehörig zu würdigen gewußt hat, ist die allmählige Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Skandinavien. Wir theilen den bis jetzt ermittelten Thatbestand mit, soweit er die Leser dieser Blätter interessirt, und nehmen dabei den Engländer Lyell, den Präsidenten der Londoner geologischen Gesellschaft, zum Führer, der selbst Untersuchungen über den Gegenstand angestellt und das bisher Beobachtete am vollständigsten gesammelt hat. (Philosoph. Transact. for 1835. — Principles of Geology, 4. edit.)

* * *

Es sind jetzt mehr als hundert Jahre, daß der schwedische Naturforscher Celsius die Ansicht aufstellte, die Gewässer der Ost- und der Nordsee seyen in einem stufenweisen Sinken begriffen. Aus sehr vielen Beobachtungen folgerte er, daß das Verhältniß ungefähr vierzig schwedische Zolle in einem Jahrhundert betrage. Zur Unterstützung dieser Behauptung führte er an, daß sowohl an den Küsten des baltischen als auch des Nordmeeres Felsen vorhanden seyen, die einst unter dem Wasser liegende Riffe und gefahrdringend für die Schiffer gewesen, nun aber über dem Wasser hervorstehen, daß ein Theil der bothnischen Bucht in Land verwandelt, daß mehrere alte Häfen jetzt im Lande liegende Städte, kleine Inseln mit dem Festlande verbunden und alter Fischergrund als zu seicht verlassen oder gänzlich ausgetrocknet seyen. Celsius behauptete ferner, die Ueberzeugung von solcher Veränderung beruhe nicht allein auf neueren Beobachtungen, sondern auch auf dem Zeugniß der alten Geographen, welche es bestätigten, daß Skandinavien früher eine Insel gewesen sey. Diese Insel, schloß er ferner, müsse im Verlaufe der Jahrhunderte durch den allmählichen Rückzug des Meeres mit dem Festlande verbunden worden seyn; ein Ereigniß, welches seiner Annahme zu Folge nach der Zeit des Plinius und vor dem neunten Jahrhundert statt gefunden haben müsse.

Diesen Gründen wurde entgegnet: die Alten seyen in der Geographie der nördlichen Theile Europa's so unwissend gewesen, daß ihre Autorität in dieser Hinsicht von gar keinem Gewicht sey, und ihre Darstellung Skandinaviens als einer Insel weit eher als ein Beweis der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse, als zur Bestätigung einer so kühnen Hypothese dienen könne. Es wurde ferner bemerkt, daß, wenn das Land, welches Skandinavien mit dem Hauptfestlande verband, zwischen

Digitized by Google

der Zeit des Plinius und dem neunten Jahrhundert bis zu der Ausdehnung trocken gelegt worden, in welcher es, wie wir wissen, in der leztern Periode über dem Meer emporgestiegen ist, das Verhältniß des Sinkens nicht, wie behauptet worden, gleichförmig gewesen seyn könnte, indem das Meer zwischen dem neunten und achtzehnten Jahrhundert weit rascher hätte fallen müssen.

Manche der von Celsius und seinen Anhängern angeführten Beweise wurden sogleich von mehreren Naturforschern widerlegt, indem dieselben deutlich einsahen und zeigten, daß das Sinken des Meeres an irgend einem Punkte nicht ohne ein allgemeines Sinken der Meeresgewässer über dem ganzen Erdkörper statt finden könne; sie bestritten, daß dies der Fall, oder daß die Senkung allgemein sey, selbst in dem baltischen Meere. Als Beweis der Stabilität des Meeresniveaus führten sie die Insel Saltholm in der Nähe von Kopenhagen an. Dieselbe ist so niedrig, daß sie im Herbst und Winter stets unter Wasser steht; nur im Sommer ist sie trocken und wird dann als Weide benuzt. Dokumente vom Jahr 1280 scheinen zu beweisen, daß Saltholm damals in demselben Zustande war, und genau gleiches Niveau mit dem mittleren Stande des Meeres hatte, anstatt ungefähr zwanzig Fuß unter dem Wasser zu liegen, wie es nach der Berechnung des Celsius der Fall seyn müßte. Ferner stehen mehrere am baltischen Meere liegende Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, fünf, sechs, ja acht Jahrhunderte auf denselben Stellen, auf welchen sie erbaut worden sind. Der niedrigste Theil von Danzig lag im Jahr 1000 mit dem mittleren Meeresniveau gleich, und nach acht Jahrhunderten ist seine Lage noch genau dieselbe.

Manche der von Celsius und Linné, welcher derselben Meinung war, nachgewiesenen Beispiele von der Zunahme des Landes und Abnahme des Meeres wurden von Andern dem Absaz von den, in den Flüssen mechanisch enthaltenen Theilen, da wo dieselben sich in's Meer ergießen, zugeschrieben, und es leidet auch keinen Zweifel, daß Celsius keinen gehörigen Unterschied zwischen den durch diese Ursachen herbeigeführten Veränderungen und zwischen denen gemacht hat, die aus einer Verminderung der Gewässer des Oceans selbst erfolgt seyn würden. Manche der aus Gebirgen kommenden und sich in den oberen Theil des baltischen Meerbusens ergießenden Flüsse führen dem Meere Sand, Schlamm und Geschiebe zu, und an solchen Stellen soll das niedrige Vorland sehr rasch zugenommen haben, besonders in der Nähe von Toenea. Bei Pitea ist eine halbe Meile in fünf-und-vierzig Jahren gewonnen, zu Lulea eine Meile in acht-und-zwanzig Jahren. Alle diese Thatsachen sind auch unter der Annahme erklärlich, daß das Niveau des baltischen Meeres unverändert geblieben, eben so wie dies der Fall mit dem adriatischen ist, während die Ebenen des Po und der Etsch bedeutend an Oberfläche zugenommen haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Naturhistorische Charakteristik der verschiedenen Lebensalter.

(Beschluß.)

Zweite Periode der Reife, das gestandene Alter.

Die Leidenschaften sind in dem jungen Mann noch zu warm und heftig, als daß sie die Freiheit zu festen, dauernden Gestaltungen kommen ließen. Das Gepräge des Charakters, welches hin und wieder festgestellt und in ehrbare Falten gelegt scheint, kann durch stürmische Krisen wieder zerstört und aufgerissen werden, so daß vor und nach dem sechs-und-dreißigsten Jahre die Verwandlungen, die Bekehrungen, die Durchbrüche u. dgl. noch zur Tagesordnung gehören. Mit dem vierzigsten Jahre erst ist der Mann entschieden und für seine übrige Lebenszeit gemacht und im Reinen: er ist gut oder schlecht, weise oder thöricht, wahr oder falsch, selbstständig, charakterlos oder servil, ehrlich oder betrügerisch, gerecht oder ungerecht, billig oder unbillig. Mit dem sechs-und-dreißigsten Jahre wird der Mann, wie die Frau mit dem dreißigsten, immer eigener, hält immer fester an den angenommenen Gewohnheiten, muß zu dem Ende ein eigenes, nach sich formirtes Hauswesen haben u. s. f.

Merkwürdig ist das verschiedene Verhältniß der Ehegatten zu einander, vor und nach der Epoche des dreißigsten und respektive sechs-und-dreißigsten Jahres. Vor dieser Epoche lieben sie einander häufig aus unmittelbarer Zärtlichkeit, nach dieser Epoche aus treuer Gewohnheit, hauptsächlich aber um der Kinder willen und durch die Kinder. Kinderlose Ehegatten machen eine Ausnahme, und lieben einander häufig das ganze Leben hindurch mit fortdauernder unmittelbarer Zärtlichkeit.

Dritte Periode der Reife, das Alter der Vernunft oder Weisheit.

Es tritt ein, wenn die Leidenschaften abgekühlt sind oder ausgetobt haben, und die Formation des Charakters vollendet ist, was bei der Frau in's vierzigste, bei dem Manne in's acht-und-vierzigste, fünfzigste Jahr fällt, also bei den Schwaben mit dem vierzigsten noch viel zu früh angesezt wird. Nun erst ist die

Digitized by Google

Entwicklung der Seele vollendet, und alle ihre Fähigkeiten und Charakterzüge sind zu klarer Gestaltung und reifer Entschiedenheit gekommen, und es tritt nun vor der Wiederabnahme der Geisteskräfte ein Stadium der Ruhe und des Stillstandes ein, in welchem der Mensch die Früchte seiner geistigen Arbeit frei und klar genießt und verwendet.

Wenn wir dieses Alter das reifste und entwickeltste nennen, so ist dies ganz bloß in geistiger Beziehung, und noch spezieller in Beziehung auf die Intelligenz und den Charakter zu verstehen. Die körperlichen Vermögen, die sinnlichen Kräfte und Anlagen, stehen zu ganz andern Alterszeiten in Blüthe und Reife, selbst das Gefühl und Gemüth ist mit den Vierzigen bereits abgekühlt, nicht selten ausgebrannt. Kurz alle Vorzüge der Gattung und des Geschlechtes fallen in frühere Alter; nur die Vorzüge, wie indeß auch die Fehler des Individuums sind die für dieses spätere Alter gereiften Früchte.

Das Greisenalter.

Wie die früheren Alter Wachsthum und Entwicklung waren, so ist das Greisenalter Absterben; seine Perioden sind Momente des Todes. Dieser beginnt freilich schon zur Zeit früherer Epochen, denn die Natur hat keiner Periode des Lebens vollendete Entwicklung gegönnt.

Das Absterben erfolgt in derselben Ordnung und Reihenfolge wie die Entwicklung; die verschiedenen Epochen des Greisenalters werden demnach durch die verschiedenen Grade des Absterbens bezeichnet werden, wobei indeß zu bemerken ist, daß die Stufen des geistigen Absterbens bei den verschiedenen Individuen nicht strenge von den Jahren abhängen, indem sie bei dem Einen rasch und vollständig eintreten, bei dem Andern dagegen ihren zerstörenden Einfluß kaum geltend zu machen vermögen. Das körperliche Absterben tritt dagegen, wenn auch immer noch mit Gradunterschieden, viel gleichmäßiger ein.

Von diesem allgemeinen Schicksale körperlichen Absterbens hängt es ab, daß die sinnlichen Vermögen und Verrichtungen bei jedem Individuum mehr oder weniger leiden. Die Sinne stumpfen sich ab, das Auge wird weitsichtig, trübe, schwach, das Ohr stumpf, der Tastsinn verliert an Feinheit, nur Geruch und Geschmack bleiben sich so ziemlich gleich. Die körperliche Empfindung erkaltet, die innere Temperatur nimmt ab, der Körper wird weik und frostig, die sinnlichen Begierden und Leidenschaften, etwa die des Gaumens ausgenommen, sind ausgebrannt, die Muskeln werden steif und ungelenk, die Knochen spröde und brüchig.

Nach der Sinnlichkeit ergreift das Absterben einerseits die Fassungskraft und das Gedächtniß, andererseits das Naturell. Die abgestorbene Fassungskraft zeigt sich an der Vergeßlichkeit für neue Eindrücke, die sich nicht mehr zu bestimmten, haltbaren Vorstellungen gestalten, während die Jugenderinnerungen noch treu fortleben und mit Vorliebe erzählt werden; das absterbende Gedächtniß vergißt auch die früheren Kenntnisse und Erinnerungen. Die Güter des Lebens verlieren ihren Reiz für die erlahmenden Triebe und Begierden; nur herrschende Leidenschaften, welche als kraftlose Gewohnheiten fort existiren, suchen genußlose Befriedigung.

Die Phantasie hat alle aus der körperlichen Empfindung und Begierde, so wie aus dem Herde der geistigen Gefühle und Neigungen ihr zugeströmte belebende Wärme verloren, und thut bloß noch in gewohnten Weisen Dienste. Die Willkühr hält sich länger als vernünftig wählender Wille, doch werden auch die Entschlüsse nach und nach matt und kraftlos. Nur seine Tugenden und Laster bleiben noch am längsten das Eigenthum des Greises. Allein auch sie leben endlich mehr noch als bloße Fertigkeiten fort, ohne lebendige Thatkraft und Energie; die Tugend als milde, friedliche, schöne Gesinnung und Denkweise, das Laster als anekelnde, unmächtige und genußlose Schlechtigkeit. Nach und nach bleibt auch vom Charaktee bloß noch die Gewohnheit zurück, gleichsam bloß noch die Erinnerung der früheren sittlichen Existenz. Es tritt Abnahme nicht bloß der Fassungskraft und des Gedächtnisses, sondern auch der Intelligenz ein. Neue Verwicklungen und Umstände werden nicht mehr begriffen, sondern in alter, gewohnter Weise genommen, neue Denkweisen nicht mehr angenommen, ja nicht einmal mehr verstanden. Endlich tritt der Greis in den Zustand des Kindes, ja des Säuglings zurück; als Kind wird er spielend und tändelnd, als Säugling hülflos und unmündig. Den meisten Greisen ist jedoch dieser Rückfall in den Anfang erspart.

*

Merkwürdigerweise durchläuft die Natur ganz ähnliche vier Lebensalter in ihrem Tages- und Jahreslaufe. Der Kindheit entspricht der Morgen und der Frühling, der Jugend der Mittag und der Sommer, der Reife der Abend und der Herbst, dem Greisenalter endlich die Nacht und der Winter. Es sind dies nicht bloß poetische Bilder und äußerliche Aehnlichkeiten, sondern wirkliche Analogien, indem das Menschenleben in seinen Stufen nur eine Wiederholung des großen Naturlebens ist.

Das Tages- und Jahresleben der Natur spiegelt sich am sprechendsten in den lyrischen Stimmungen, welche uns die verschiedenen Tages- und Jahreszeiten einflößen. Morgen und Frühling gibt uns das Gefühl frischen Lebens, Sommer und Mittag gibt uns

Digitized by Google

die Arbeit und das Gewühl des Naturlebens zu empfinden, Herbst und Abend führt uns zum Bewußtseyn klarer Gestaltung, Abend und Winter zur Ruhe. Wir fühlen am Morgen und im Frühling unser und der Natur frischerwachtes Leben, wir sind mit der Natur zum Tages- und Jahreslauf neugeboren. Allein auch die tiefere Analogie ist vorhanden. Mit dem Morgen und mit dem Frühlinge fühlen wir uns am reinsten als Mensch; hier gehen die Beschäftigungen mit allgemein menschlichen Interessen, der Wissenschaft, der Kunst, der Kirche, des Staats, der Gesellschaft am leichtesten und ungetrübtesten von statten. Wir sind am empfänglichsten für den Genuß der Natur. Die Pflanzenwelt, die sich in ihrem Lebenslaufe am treuesten an den der Natur hält, ist in ihren hervorsprossenden Keimen noch bloße Gattung. Der Geschlechtsunterschied, der mit der Blüthe eintritt, eilt freilich mannichfach dem Sommer voraus; doch ist dieser, wie der Mittag, hauptsächlich die Zeit der Arbeit, des Schaffens und Strebens; es regen sich, wie in der Jugend, alle zeugenden Kräfte der Natur, ohne im Gewühle des Schaffens noch die feste und bestimmte Individualgestaltung angenommen zu haben, welche in der herbstlichen Frucht, wie in der Reife des Mannes und der Frau, hervortritt. Erst im Herbste und am Abend kommt man so recht eigentlich zu sich, mit dem festen und klaren Bewußtseyn des Resultates der Tages- und Jahresarbeit. In der Nacht und dem Winter stirbt die Natur zu dem vorübergehenden Tode des Schlafes ab.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Des Lord Mayors Aufzug. Gog und Magog.

Gesperrt wie beide Trottoirs war der Fahrweg. Einige Fuhrwerke mochten unabsichtlich in das Gewirre gerathen seyn, aber die meisten hatten aus Spekulation ihre Stellung genommen. Ich fügte mich mit stoischer Geduld in die Nothwendigkeit, und erhandelte, um meinen Zustand möglichst erträglich zu machen, und mich wenigstens aus unmittelbarer Berührung mit den schlechtesten Blackguards von London zu bringen, für den enormen Preis von acht sächsischen Groschen einen Stehplatz auf dem breiten Rücken eines geduldigen Einspänners. Ich hatte hier nur eben Zeit gehabt, mein Gleichgewicht zu sichern, als the Lord-Mayors show sich dem Ufer näherte, die Staatsbarke der City, den Herrscher mit der Allongeperrücke aufzunehmen, aus der Mitte des Flusses sich langsam nach der Treppe bewegte, die bunt und prächtig geschmückten Barken der Zünfte ebenfalls dem Gestade zulenkten und eine zahllose Menge von Kähnen und Schiffchen wie im Tanze auf und ab schwärmten. Unter lautem Hurrahgeschrei, unter dem Donner der Kanonen und dem sich durchkreuzenden Spiele mehrerer Musikbanden bestieg der Citykönig sein goldglänzendes Schiff, ihm nach das Gefolge, wohlgekleidete Matrosen hoben und senkten in regelrechtem Takte die rothen Ruder, in feierlicher Ruhe schwammen die Barken den Strom aufwärts, nach und nach löste sich das Gewirr auf der Brücke, und als ich, ungefähr eine Stunde später, über dieselbe Brücke zurückging, wogte Alles in gewohnter Tagesordnung. Wenig fehlte, so wäre ich ein drittes Mal unfreiwilliger Zuschauer vom Zug des Lord Mayors geworden. Mein Weg führte mich an der St. Paulskirche vorüber, Ludgate-Hill hinab, und ich ahnte, daß ich mich abermals in der Nähe des Aufzugs befand. Dichter und dichter wurden die Reihen der Gaffer, und gleich, als sey eine feindliche Macht oder eine Räuberbande im Anzuge, schlossen sich alle Gewölbe und Laden dieser handeltreibenden Gegend, die Eß- und Trinkbuden ausgenommen. Je näher ich der Farringtonstraße kam, welche nach der Blakfriarsbrücke ausläuft, desto schwieriger ward mein Vordringen in den Volkshaufen, denn an der Treppe jener Brücke wollte der Lord Mayor auf der Rückkehr von Westminster wieder den Boden seines Reichs betreten, die Staatskarossen standen gerüstet, ihn und sein Gefolge zu empfangen, und schon zeigten sich in der Ferne die Reiter in rothen Röcken und die beschilderen Husaren. Mit Mühe rettete ich mich in die Fleetstraße und war da wenigstens muß ich sagen, denn je lauter hinter mir die schmetternden Trompeten das Nahen der Prozession verkündeten, desto stürmischer drängte eine ganze Bevölkerung sich mir entgegen, und während an gewöhnlichen Tagen unter hundert an mir Vorübergehenden neunundneunzig von Geld, von Pfunden, Schillingen und Pence sprechen, hörte ich an jenem Tage fast ausschließend die Namen Gog und Magog. Die beiden Riesen mit den wackelnden Häuptern hatten indessen von des Lord-Mayors show beim Einschiffen an der Londonbrücke Abschied und zu zwölfmonatlicher Ruhe ihren Rückweg nach Guildhall genommen.

Und wer sind denn die Riesen Gog und Magog? Eine Merkwürdigkeit von Guildhall, eine charakteristische Posse des Lord-Mayors-Tags und — aus höherm Gesichtspunkt betrachtet — ein antiquarisches Räthsel, über welchem mehrere Alterthumsforscher sich den Kopf zerbrochen und doch nichts Entscheidendes zu Tage gefördert haben. Es stehen nämlich in Guildhall zwei steinerne Figuren, die zu den interessantesten Denkmälern gezählt werden, welche London aus seiner frühesten Geschichte besitzt, die Jedermann unter den Namen Gog und Magog kennt, und von deren Ursprung gleichwohl die Chronik eben so wenig, als mündliche Tradition etwas berichtet; denn das kann füglich nicht Tradition heißen, was offenbar die Erfindung einer ausschweifenden Phantasie ist, die Sage, daß beide Figuren einen Sieg versinnlichen, welchen ein sächsischer Riese über einen Riesen von Cornwallis errungen, eine Sage, an deren Wahrheit allerdings das gemeine Volk in London durchaus nicht zweifelt. Unstreitig sind Beide Kriegerfiguren, denn Beide sind in Panzern und mit Schwertern umgürtet, und ihr Kopfpuz unterscheidet sich nur dadurch, daß die eine einen Kranz von Eichenland, die andere einen von Lorbeer trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. December 1835.

Noch starrt das Land von fremden Centnermassen;
Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen. —
Das treugemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören,
Ihm ist die Weisheit längst gereift.

Goethe.

Alsabilder. *

Die Feenbrücke.

Wer zieht am Katzenberg daher,
Hab' Acht! da droben dränen schwer
Bewitterte Felsenstücke,
Die steh'n von alten Zeiten her,
Getrümmer der Feenbrücke.

Einst legten die Feen am jähen Schlund
Zum riesenhaften Gebäu' den Grund,
Eine Brücke wollten sie sprengen
Hoch über's wilde Breuschthal eund,
Mit kühnen Bogen und Gängen.

Die Feen hatten ein Zauberwort,
Das konnte die Felsen hier und dort
Zum Bau zusammenbannen,
Und zog aus ihren Wurzeln fort
Die höchsten Eichen und Tannen.

So wuchs die Brücke mächtig auf,
Und schwang sich hinüber zum Bergesknauf,
Vom Zauberwort gekittet;
Tief unten hatte mit wildem Lauf
Die Breusch in's Thal sich geschüttet.

Doch als die Feen einst erwacht,
Wae ihnen plötzlich über Nacht
Das Zauberwort entschwunden,
Sie haben sich alle lang bedacht
Und haben's nimmee gefunden.

Und sieh', da schwankte das Gestein,
In tausend Rissen brach es ein
Und stürzte mit dumpfem Rollen;
Die Feen irrten durch Thal und Hain
Und flohen und sind verschollen. —

Dein muß ich denken in Traurigkeit,
O Mittelalter, du Feenzeit!
Hast auch eine Brücke gezogen
Einst über der Oede Wildniß weit,
Mit Riesenpfeilern und Bogen.

Sie zogen auf mit Harfenklang,
Mit Paukenwirbel und Kirchengesang,

* Aus der zu Straßburg (Dannbach. 1836) erscheinenden Sammlung elsäßischer Sagen und Geschichten: Alsabilder von den Brüdern August und Adolph Stöber.

Durch kühngewölbte Portale,
Gen Himmel blickend mit frommem Drang
Und lächelnd zum Erdenthale.

Ich kenn' das Wort, deß' Zauberbann
Dem Bau so festen Grund gewann,
Die Brücke so kühn gehoben —
Das Wort, das Berge versetzen kann
Und zieht die Erde nach oben!

Das trugst du lang im Herzen treu;
Einst als der Tag erwachte neu,
War's plötzlich dir entwichen,
Zusammen stürzte dein alt Gedän,
Und Ritter und Frau'n erblichen.

Ein neu Geschlecht zu bauen begann;
Was gestern erstanden, heut zerrann.
Soll euch der Bau gelingen —
Das Wort, das Berge versetzen kann,
Muß euch zum Herzen dringen!

Adolph Stöber.

Das Echo auf Hüneburg.

Auf Hüneburg, am Felsenwall,
Da springt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall,
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Die Sage geht seit langer Frist:
Ein Burgvasall dort begraben ist,
Der einst verleitet mit schlimmer List,
Was ihm zur Beicht von seinen Sünden
Ein junger Ritter mochte künden.

„Soll morgen meine Dame frei'n,
Und tauschte doch mein Goldringlein
Schon mit der Maid von Dreienstein!
O wär' ich meiner Schwüre ledig —
Gott sey mir armen Sünder gnädig!"

Der Pfaffe spricht ihn los vom Eid,
Und eilt nach Dreienstein zur Maid,
Und kündet ihr des Ritters Leid;
Da rafft, entbrannt von Rachesflammen,
Ihr Bruder seine Wehr zusammen.

Schon reitet früh des Morgens drauf
Mit seinem blanken Knappenhauf
Der Herr von Hüneburg herauf,
Das Fräulein drüben von Girbaden
In's helle Hochzeitschloß zu laden.

Da sprengt ihm Einer vor's Gesicht:
„Steh Rede! kennst das Ringlein nicht?
Zieh rasch den Degen, falscher Wicht!"
Und unter seiner Klinge Streichen
Muß schon der Rittersmann erbleichen.

Nach kleiner Weil' denselben Weg
Geschritten kommt das Pfäfflein reg;
Doch als er klimmt am engen Steg,
Im Blute gleitet seine Sohle,
Daß er zerschellt im Felsenhohle.

Seither am selben Felsenwall
Entspringt der Schall im Widerhall
Als wie ein Ball allüberall;
Und wo nur Seufzer leise stöhnen,
Hört man's am Felsen widertönen.

Drum, hast du je geheimen Schmerz,
So schreit' von hinnen niederwärts;
Denn was entschlüpfen ließ dein Herz,
Das riefe gleich mit hellem Zischen
Die hohle Felsenwand dazwischen.

August Stöber.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Es wurde auch angeführt, daß gewisse, aus dem Meer hervorragende Klippen einst gänzlich mit Wasser bedeckt gewesen, sich jezt aber über dem Wasser erhoben haben, und in dem Verlaufe von anderthalb Jahrhunderten um acht Fuß mehr daraus hervorgetreten seyen. Diese Erscheinung sucht man aber folgendermaßen zu erklären. In dem baltischen Meere finden sich sowohl große Blöcke, als auch Sand und kleinere Geschiebe auf Sandbänken, die jedes Jahr in das dort fünf bis sechs Fuß dicke Eis einfrieren. Wenn nun der Schnee im Frühling schmilzt, und das Meer ungefähr ein halbes Klafter steigt, so werden viele Eisinseln weggeführet, nehmen die Felsendruchstücke mit und transportiren sie mehr oder weniger weit. Werden sie nun von den Wogen auf Sandbänke getrieben, so mögen sie dieselben durch ihre Ablagerung in Inseln verwandeln, und auf niedrigen Inseln gestrandet, mögen sie deren Niveau bedeutend erhöhen.

Browallius dagegen und einige andere schwedische Naturforscher behaupteten, gewisse Inseln seyen niedriger als ehmals, und man könnte auf diese Weise eben so

gut nachweisen, das Niveau des baltischen Meeres sey nach und nach gestiegen. Sie geben noch einen andern sonderbaren Beweis von der Permanenz des Meeresspiegels, wenigstens an gewissen Punkten und auf mehrere Jahrhunderte. An der finnländischen Küste standen mehrere große Fichten dicht am Meeresspiegel; dieselben wurden gefällt, und durch Zählung der Jahresringe wurde nachgewiesen, daß sie an vierhundert Jahre daselbst gestanden hatten. Nach der Celsius'schen Hypothese wäre das Meer während dieser Periode ungefähr fünfzehn Zoll gesunken, in welchem Falle die Fichten unter dem Wasser gekeimt und viele Jahre auch unter demselben gewachsen seyn müßten. Ebenso müßten, wie versichert wird, die niedrigen Mauern mehrerer alter Schlösser, wie die von Sonderburg und Abo, die ebenfalls am Meeresspiegel liegen, in Folge der Celsiusschen Theorie unter demselben erbaut seyn. Gegen diesen lezten Grund führt der schwedische Ingenieur, Obrist Hällström, der die finnische Küste sehr gut kennt, den Umstand an, daß das Fundament der Mauern des Schlosses zu Abo jetzt zehn Fuß über dem Wasser liege, so daß seit Erbauung der Gebäude das Land sehr bedeutend emporgestiegen seyn könne.

Playfair erkennt in seinen „Erläuterungen der Huttonianischen Theorie" (erschienen in Edinburgh im Jahr 1802) die mannichfachen, von Celsius angeführten Umstände als völlig beweisend an, schreibt aber die Niveauveränderung weit eher einer Bewegung des Landes als einer Verminderung des Meeres zu. Er bemerkt: „um das absolute Meeresniveau um irgend eine gegebene Menge und an irgend einem Punkte zu vermindern oder zu erhöhen, müsse es um dieselbe Menge überall auf der ganzen Erdoberfläche vermindert oder erhöht werden, was aber bei der Erhebung oder Senkung des Landes nicht nothwendig sey. Die Hypothese von der Erhebung des Landes," fügt er hinzu, „stimmt sehr gut mit der Huttonianischen Theorie überein, nach welcher die Expansivkräfte der Tiefe auf unsere Kontinente einwirken, welche durch dieselben wirklich erhoben worden sind, und in ihrer jetzigen Gestalt erhalten werden."

Nachdem Leopold v. Buch zu Berlin von seiner im Jahr 1807 gemachten Reise durch Norwegen und Lappland zurückgekehrt war, sprach er seine Ueberzeugung dahin aus, „daß sich das ganze Land von Fredericksdall in Schweden bis nach Abo in Finnland, und vielleicht bis nach St. Petersburg, langsam und unmerklich erhebe," eine Folgerung, zu welcher er hauptsächlich durch die von den Einwohnern erlangten Nachrichten, und zum Theil durch das Vorkommen von Meeresmuscheln neuer Arten, die er an mehreren Punkten der Küste von Norwegen über dem Meeresspiegel fand, veranlaßt worden war. Die in der ersten Hälfte des lezten Jahrhunderts auf diesen Gegenstand gezogene Aufmerksamkeit veranlaßte manche schwedische Naturkundige, den Versuch zu machen, durch genaue Beobachtungen zu bestimmen, ob das mittlere Niveau des baltischen Meeres wirklich periodischen Veränderungen unterworfen sey. Unter ihrer Leitung wurden Linien oder Vertiefungen, welche das gewöhnliche Niveau des Wassers an einem ruhigen Tage bezeichneten, nebst dem Datum und der Jahreszahl in Felsen gehauen. In den Jahren 1820 und 21 wurden alle in den vorhergehenden Jahren gemachten Zeichen durch die Offiziere des schwedischen Lootsenkorps untersucht. In ihrem Berichte an die königliche Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erklärten sie, sie haben bei einer Vergleichung des Meeresniveaus zur Zeit ihrer Beobachtungen mit dem von den alten Zeichen angegebenen gefunden, daß das baltische Meer im Verhältnisse zu dem Lande an gewissen Punkten niedriger, daß aber die Größe der Veränderung in gleichen Zeiträumen nicht überall dieselbe sey. Während ihrer Untersuchung wurden neue Zeichen für künftige Beobachter eingehauen, deren mehrere zu untersuchen Lyell vierzehn Jahre später (im Sommer 1834) Gelegenheit hatte, und es schien ihm, als ob in diesem Zeitraum das Land an gewissen Punkten nördlich von Stockholm vier bis fünf Zoll gestiegen sey. Auch überzeugte er sich auf seiner Reise durch Schweden, nachdem er mit mehreren Architekten, Ingenieuren, Lootsen und Fischern über den Gegenstand gesprochen und mehrere von den alten Zeichen untersucht hatte, vollkommen von der Richtigkeit der früheren Angaben über die Veränderung des Niveaus sowohl an der schwedischen als an der finnischen Küste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Theater. Die Badulnen auf der Bühne.

Am Ende Februars brannte der Schauspielsaal des Gaietétheaters ab, und am Ende Novembers steht er wieder aufgebaut und es wird bereits darin gespielt. Meistens sind es dieselben Schauspieler, wie zuvor; nur der Direktor Bernard Léon, sonst Schauspieler am Gymnase dramatique, ist neu, und in den Vaudevilles, welche auf die schwarzen Melodramen dieses Theaters zu folgen pflegen, eine willkommene Erscheinung; denn er zeigt den Andern, wie man die Vaudevilles spielen soll. Natürlich mußte ein Prolog die Darstellungen eröffnen; die personifizirte Gaieté oder Fröhlichkeit versammelt die zerstreuten Schauspieler um sich her und führt sie in ihren sogenannten Tempel, das heißt in den neuen Schauspielsaal ein, dessen Vorderseite deßhalb

auch auf dem Vorhang im Hintergrunde dargestellt war. Auch ein neues Melodram, „der Blutflecken," hatte der Direktor bereit, um damit sein Publikum anzulocken; natürlich deutet der Blutflecken auf grausende Mordthaten, den nothwendigen Bestandtheil der großen Theaterstücke auf den Boulevards. Der neue Direktor würde sich den gewöhnlichen Besuchern des Gaietétheaters schlechte empfohlen haben, wenn er ihnen kein Verbrechen aufgetischt hätte. Es zeigt sich aber bei den Direktoren der Volkstheater eine Tendenz, ihr altes Publikum zu einem höhern, das heißt gebildetern umzustimmen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, haben sie zu folgendem Mittel gegriffen. Bisher waren die Volkstheater die einzigen in Paris, welche auch das weibliche Geschlecht im Parterre zuließen, und hier kosteten die Plätze nur wenig; wer aber in solchen Theatern einen ausgezeichneten Platz haben wollte, mußte sich einen Logensitz miethen, denn auch die Galerien wurden vom sogenannten Volke eingenommen. Im Parterre blieb es stets Herr und Meister, weil es hier eine dichte Masse von Zuschauern bildete. Dieses Parterre nun, das sich allerdings nicht sehr reizend ausnahm und zuweilen auch nicht gar zu manierlich aufführte, rücken die Direktoren, wenn sie neue Säle bauen, in den Hintergrund und verlängern auf dessen Kosten die Orchestersitze, die weit mehr kosten, als die Plätze im Parterre. Dadurch bekommt denn freilich der Saal, wenn er voll ist, ein etwas vornehmeres Ansehen, und das Volk sitzt zum Theil im Dunkeln und kann seine Eigenthümlichkeit nicht mehr so zur Schau stellen, wie zuvor. Für den Beobachter, welcher die Volkstheater nicht allein der Stücke wegen besucht, sondern auch, um das Pariser Volk im Genusse seines Lieblingsvergnügens zu beobachten, ist dies ein Verlust, und er muß nun eine Stufe herabsteigen und die kleinen Theater an den Barrieren besuchen, wo der ganze untere Rang des Saals noch vom Volke besucht wird, das aber hier freilich keine so gedrängte Masse bildet, wie in den Boulevardstheatern. Eines dieser letztern, das Porte St. Martintheater, dem Alles willkommen ist, was nur Geld einträgt, Alex. Dumas Dramen, Düc. Georges, indische Gaukler, Luftspringer und dergleichen, hat sich aus Algier ein Schock Bedninen verschrieben, welche nun schon seit vierzehn Tagen ihre halsbrechenden Sprünge, wahre Salti mortali, jeden Abend in einem eigens für sie verfertigten Ballettr andringen. Vielleicht könnte man in Europa Springer auftreiben, welche ihre Sache eben so gut machten, wie diese Araber; allein schon ihre Gesichtsfarbe, ihre Körperbildung, ihr nationelles Wesen haben etwas Eigenthümliches, das eine Zeitlang für die Pariser Reiz haben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Gog und Magog.

Dies unterstützt die Vermuthung, daß die eine Figur einen alten Römer, die andere einen alten Britten vorstellt, und dies als wahr angenommen, scheine der Umstand, daß die Kleidung und die Waffen des Britten der Kleidung und den Waffen des Römers fast ganz gleich sind, anzudeuten, daß der Britte der Zeit angehört, wo die rohen Insulaner bereits angefangen hatten, an den verfeinerten Sitten und Gebräuchen ihrer Ueberwinder Geschmack zu finden. Da nun geschichtlich feststeht, daß Agrikola der Erste war, der, über hundert Jahre nach Cäsars Einfall in Britannien, einen Wechsel in der Aeußerlichkeit der Eingebornen veranlaßte, und daß die Römer nicht vor Honorius, also dreihundertundfünfzig Jahre später, die Insel völlig räumten, so darf man mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß jene Statuen mit irgend einem, nicht vor Agrikola und nicht nach Honorius stattgehabten Ereignisse in Verbindung stehen. Zeichnung und Arbeit scheinen hinreichend zu beweisen, daß beide Statuen bloß aus der Werkstatt eines eigentlichen Künstlers hervorgehen konnten. Betrachtet man den Ausdruck der Gesichter, so läßt sich — meines Dafürhaltens — gar nicht bezweifeln, daß er in dem einen einen Britten, in dem andern einen Römer hat zeichnen wollen; in den Gesichtern von Gog und Magog drückt sich die ganze Verschiedenheit der Nationalität vollkommen aus, die noch heutigen Tages zwischen einem Italiener und einem Engländer unverkennbar ist. Wohl möglich, daß die Britten, sobald sie die wachsende Schwäche der römischen Eindringlinge gewahrten, sich erlaubten, gleiche Rechte und Freiheiten zu fordern, und daß die Römer, um lieber wenig, als Alles zu verlieren, die Forderung zugestanden. Könnte es dann nicht seyn, zumal wenn die Statuen aus der spätern Periode der römischen Oberherrschaft herrühren, daß die Römer die Absicht gehabt, sich die Eingebornen durch eine Schmeichelei zu verpflichten, und zu dem Ende die beiden Statuen hätten aufstellen lassen, als sichtbare Zeichen der Vereinigung beider Völker auf dem großen Grundpfeiler gegenseitiger Gleichheit? Wie, wenn jene Statuen das Forum des alten römischen London geziert hätten? Ich würde, solchen Falls mich willig finden lassen, ihre Errichtung in die Zeit der Regierung des großen Konstantin zu setzen, der, wie bekannt, sammt seiner Mutter Helena eine herzliche Vorliebe für ihr beiderseitiges Geburtsland hegte, und die Beide Manches thaten, die Hauptstadt desselben zu schützen und zu verschönern; denn ist es etwa nicht wahr, daß Helena zuerst die Stadt mit einer Mauer umgeben ließ, oder ist es nur im Entferntesten zweifelhaft, daß die Münzen zu Verkündigung von Konstantins Uebertritt zur christlichen Religion in London geschlagen wurden? Noch mehr: der sogenannte Londonstein, der eigentlich ein steinerner Pfeiler ist, und mit welchem eine der besten Walter Scottschen Novellen die Lesewelt, folglich die ganze kultivirte Welt, vertraut gemacht hat, bezeichnet noch heute die Lage des Forums oder Marktplatzes im alten London. Die Namen der ältern Straßen in der Nachbarschaft bestätigen die Bezeichnung. Cannonstraße, wie jetzt die Straße heißt, in welcher sich der Londonstein befindet, hieß vor Alters Cheapstraße. Der Platz, den man jetzt old exchange nenne, nannte man sonst West-Cheap; East-Cheap und Cheapside existiren noch, und wer nun weiß, daß Cheap das altsächsische Wort für Markt ist, der findet in jenen Namen die Grenzen des alten Londoner Forums nach allen Himmelsgegenden. Außerdem hat der berühmte Architekt und Alterthumsforscher Sir Christopher Wren auf die durch den großen Brand in London — im Jahr 1666 — unmittelbar bei dem Londonsteine aufgedeckten Grundpfeiler die sehr begreifliche Behauptung gestützt, daß hier vor Alters ein bedeutendes Gebäude gestanden haben müsse. Das dürfte also das Marktthaus gewesen seyn. In die unmittelbare Nähe desselben paßt nichts besser, als mehrerwähnter Londonstein, von welchem, laut der Sage, öffentliche Bekanntmachungen erlassen wurden, und der daher wahrscheinlich entweder in oder vor jenem Hause gestanden hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. December 1835.

Daran waren die von Nürnberg weis! —
Daß ter man der Gemeinde zu staten,
Dorumb sie willig waren in den Sachen;
Wer sust nicht schwimmen mocht noch waten,
Der reiß aus mit Singen und mit Lachen.

Hanns Rosenplüt.
1450.

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

Am 7ten December Morgens um neun Uhr fand die feierliche Eröffnung der Ludwigseisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth auf dem eingehegten Platze statt, welcher zu dem Verwaltungslokale der Eisenbahngesellschaft gehöet, auf welchem sich die Remisen für die Wagen befinden und die Eisenschienen ihren Anfang nehmen. Der Platz ist unfern des Spittlerthors gelegen, und wer von München oder Augsburg, von Ansbach oder Stuttgart kommt, braucht bloß vor dem Standbilde des Seyfried Schweppermann sich Dreiviertel links zu kehren, so hat er ihn vor Augen.

Schon um sieben Uhr machte sich Alles zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen auf den Weg, um zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn. Gegen acht Uhr waren bereits die meisten Aktionäre und Direktoren, so wie die zu der Feierlichkeit eingeladenen Gäste von nah und fern versammelt. Man betrachtete lange Zeit den soliden Bau der Bahn, die zum Theil elegant gebauten Passagierwagen, neun an der Zahl; aber die freudigste und nicht zu erschöpfende Aufmerksamkeit widmete man dem Dampfwagen selbst, an welchem Jeder so viel Ungewöhnliches, Räthselhaftes zu bemerken hat, den aber in seiner speziellen Struktur nach äußerem Ansehen selbst ein Kenner nicht zu enträthseln vermag.

Auf den Achsen von Vorder- und Hinterrädern wie ein anderer Wagen ruhend, hat er mitten zwischen diesen zwei größere Räder, und diese sind es, welche von der Maschine eigentlich in Bewegung gesezt werden. Wie? läßt sich zwar ahnen, aber nicht sehen. Zwischen den Vorderrädern erhebt sich, wie aus einem verschlossenen Rauchfang, eine Säule von ungefähr 15 Fuß Höhe, aus welcher der Dampf sich entladet. Zwischen den Vorder- und Mittelrädern erstreckt sich ein gewaltiger Cylinder nach den Hinterrädern, wo der Herd und Dampfkessel sich befindet, welcher von einem zweiten, viereckigen, angehängten Wagen aus mit Wasser gespeist wird. Dieser hintere Wagen nämlich, auf welchem der Platz für das Brennmaterial ist, hat auch einen Wasserbehälter, aus welchem Schläuche das Wasser in die Kanäle des eigentlichen Dampfwagens leiten. Außerdem bemerkt man eine Anzahl von Röhren, Hähnen, Schrauben, Ventilen, Federn, die alle nur wahrzunehmen mehr Zeit erfordert, als uns vergönnt war. Ueberdies nahm das ruhige, umsichtige, Zutrauen erweckende Benehmen des englischen Wagenlenkers uns eben so sehr in Anspruch. Wer möchte in einem solchen Mann nicht den ganzen Unterschied der modernen und der alten, wie der mittlern Zeit personifizirt erblicken! Jedes körperliche Geschick,

Digitized by Google

welches gleichwohl nicht fehlen darf, tritt in ihm in den Hintergrund, in den Dienst der verständigen Beachtung auch des Kleinsten, als eines für das Ganze Wichtigen. Jede Schaufel Steinkohlen, die er nachlegte, beachte er mit Erwägung des rechten Maßes, des rechten Zeitpunktes, der gehörigen Vertheilung auf den Herd. Keinen Augenblick müssig, auf Alles achtend, die Minute berechnend, da er den Wagen in Bewegung zu setzen habe, erschien er als der regierende Geist der Maschine und der in ihr zu der ungeheuren Kraftwirkung vereinigten Elemente.

Als der Dampf sich stark zu entwickeln begann, regnete es aus der sich augenblicklich bildenden Wolke durch die etwas rauhe Morgenluft auf uns herab; ja der Gegensatz der glühenden Dämpfe und der Atmosphäre machte, daß zugleich ein Hagelstaub niederfiel. — Unter diesen und ähnlichen Wahrnehmungen verstrich die Zeit. Die Landwehrmusik verkündigte den Beginn der Feierlichkeit. Auf einer Tribüne waren die eingeladenen Repräsentanten hiesiger Behörden und andere ausgezeichnete Gäste versammelt. Auch der würdige Chef unserer Kreisregierung, v. Stichaner, war von Ansbach herüber gekommen. Bürgermeister Binder hielt die Festrede, die sehr angemessen auf die Bedeutung des Unternehmens hinwies, sofern unsere Eisenbahn als Anfangs- und Mittelpunkt eines Eisenbahnsystems zu betrachten sey, das sich dereinst über Bayern, ja über ganz Deutschland zu erstrecken habe. — Als darauf auch der, nach einer Heideloffschen Zeichnung gefertigte, sehr einfache Denkstein enthüllt war, wurde Sr. Majestät dem Könige ein Lebehoch gebracht. — Hierauf begann die erste Fahrt in den mit Fahnen geschmückten Wagen. Alle neun Wagen waren angefüllt und mochten etwa zweihundert Personen fassen.

Der Wagenlenker ließ die Kraft des Dampfes nach und nach in Wirksamkeit treten. Aus dem Schlot fuhren nun die Dampfwolken in gewaltigen Stößen, die sich dem schnaubenden Ausathmen eines riesenhaften, antediluvianischen Stieres vergleichen lassen. Die Wagen waren dicht an einander gekettet und fingen an, sich langsam zu bewegen; bald aber wiederholten sich die Ausathmungen des Schlots immer schneller, und die Wagen rollten dahin, daß sie in wenigen Minuten den Augen der Nachschauenden entschwunden waren. Auch die Dampfwolke, welche lange noch den Weg, den jene genommen, bezeichnete, sank immer tiefer, bis sie auf dem Boden zu ruhen schien; die erste Festfahrt war in neun Minuten vollendet, und somit eine Strecke von 20,000 Fuß zurückgelegt. Die Fahrt wurde an diesem Tage noch zweimal wiederholt. Das zweite Mal bin auch ich mitgefahren, und ich kann versichern, daß die Bewegung durchaus angenehm, ja wohlthuend ist. Wer zum Schwindel geneigt ist, muß es freilich vermeiden, die vorüberfliegenden, näher gelegenen Gegenstände in's Auge zu fassen. Von Erschütterung ist nur so viel zu spüren, als erforderlich ist, um die Eisenbahnfahrt nicht mit einer Schlittenfahrt zu verwechseln, obschon die Empfindung der ähnlich ist, welche das Fahren in einem gut geführten Stoßschlitten auf glatter Eisbahn verursacht. Daß man ohne Zittern während des Fahrens schreiben könne, wie ein Korrespondent der allgemeinen Zeitung neulich bemerkt hat, habe ich mit mehreren meiner Nachbarn nicht bestätigt gefunden, obgleich man mit Bequemlichkeit sich etwas notiren kann während der Fahrt.

(Der Beschluß folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Niveauveränderung nimmt offenbar ab, je mehr man von den nördlichen Theilen des bothnischen Meerbusens nach Süden zu geht; sie ist gering bei Stockholm und nicht im geringsten wahrnehmbar in Schonen, der südlichsten schwedischen Provinz. Das Sinken des Wassers zu Stockholm ist von Einigen als sehr bedeutend angegeben, da mehrere Häuser in der Stadt, die auf Pfählen stehen, seit der Zeit noch lebender Personen gesunken und aus der senkrechten Linie gekommen sind, indem der obere Theil der Pfähle durch den Fall des Wassers und das abwechselnde Trocknen und Naßstehen derselben verfault ist. Die erwähnten Häuser liegen an den Ufern des Mälarsees, welcher in der Mitte von Stockholm mit dem baltischen Meer verbunden ist. Dieser See ist jetzt offenbar niedriger als früher, allein die Hauptursache dieser Veränderung ist nicht die Hebung des Landes, sondern die Entfernung zweier alten, auf Pfählen erbauten Brücken, welche sonst den Abfluß des süßen Wassers in das Meer verhinderten. Eine andere Ursache ist die, 1819 bewirkte Eröffnung eines neuen Kanals zu Södertelje, einem südlich von Stockholm liegenden Ort, wodurch eine neue Verbindungslinie zwischen dem Mälarsee und dem baltischen Meer hergestellt wurde.

Es entsteht nun natürlich die Frage, ob das mittlere Niveau eines Meeres, wie das baltische ist, je so genau bestimmt werden kann, um Niveauveränderungen wahrzunehmen, die einen oder zwei Fuß nicht übersteigen. Darauf ist zu antworten, daß, mit Ausnahme in der Nähe des Kattegat, in der Ostsee gar keine Ebbe und Fluth stattfindet; nur dann, wenn gewisse Winde

Digitized by Google

mehrere Tage hintereinandee voegeherrscht haben, oder zu gewissen Jahreszeiten, wenn ungewöhnlich viel Flußwassee hineingeströmt ist, oder bei einee Vereinigung beider Umstände steigt dies Binnenmeer zwei bis drei Fuß über seine gewöhnliche Höhe. Die durch diese Ursachen veranlaßten Schwankungen sind abee fast alle Jahe dieselben, so daß die Lootsen und Fischer dee Meinung sind, und dem Anschein nach mit Recht, es sey dabei eine selbst nur wenige Zoll betragende Abweichung von der gewöhnlichen odee mittlern Höhe des Wassers anzugeben.

Außeedem haben die Küsten von Schweden und Norwegen Eigenthümlichkeiten in der Gestaltung, die in merkwürdigem Grade die Wahrnehmung der geringen Veränderungen in dem relativen Niveau von Land und Wasser erleichtern. Skandinavien hat gewissermaßen zwei Küsten, eine innere und eine äußere; die erstere ist die des Landes selbst, die zweite wird durch eine Umgebung von zahllosen Felseninseln aller Größen, die sogenannten Scheeren (Skär) gebildet. Böte und kleine Schiffe machen ihre Küstenreisen innerhalb dieser Scheeren, denn hiee fahren sie auf ruhigem Wasser, wenn auch das Meer außerhalb dieses Inselgürtels sehe stark bewegt ist. Allein diese Schifffahrt ist sehe schwierig und der Schiffer muß die Breite und Tiefe eines jeden engen Kanals und die Lage von unzähligen untee dem Wasser liegenden Riffen sehr genau kennen. Wenn an solch einer Küste in einem halben Jahrhundert das Land einen odee zwei Fuß doch steigt, so wird die detaillirte Topographie der Scheeren gänzlich verändert. Einem Feemden, der sie nach einigen Jahren wiedee besucht, bleibt ihe allgemeines Ansehen dasselbe; allein die Bewohnee jenee Küsten finden, daß sie manche von den Kanälen mit ihren Böten nicht mehe befahren können; sie finden auch außerdem noch unzählige andere Veränderungen an der Höhe und Breite einzelner Felsen, die sie sonst nue bei ruhigem Wettee unter dem Meeresspiegel sehen konnten.

Die Gneis-, Glimmerschiefer- und Quarzfelsen sind gewöhnlich sehr hart an dieser Küste, zersetzen sich nue langsam und behalten, wenn sie gegen die Brandung geschüzt sind, Jahrhunderte hindurch ihre Form bei. Daher ist es leicht, mit Hülfe von natürlichen und künstlichen Zeichen, die an denselben angebracht werden, die verschiedenen Stufen des Hervortretens aus dem Wasser zu erkennen. Außer den Gipfeln anstehender Felsen finden sich auch sehr viele lose Blöcke von ungeheurer Größe übee die Sandbänke und Inseln der Scheeren verbreitet, die wahrscheinlich durch das Eis auf die weiter oben angegebene Weise dorthin getrieben worden sind. Alle diese haben innerhalb des lezten halben Jahrhunderts an Höhe und Umfang zugenommen. Einige, die früher als gefährliche, unter dem Wasser liegende Klippen bekannt waren, sind jezt nur noch bei hohem Meeresstande bedeckt. Bei ihrem ersten Erscheinen zeigen sie sich gewöhnlich als eine glatte, kahle und abgerundete Hervorragung von wenigen Fußen obee Ellen im Durchmesser; oft gibt sie nur einen Ruheplatz für eine einzelne Seemöve ab, die daselbst ihre Beute verzehrt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Gog und Magog. Konsumtion in London.

Erinnert man sich, daß unter Konstantin und den frühern Kaisern das Forum zu Rom mit Statuen von Göttern, Kaisern und sonst berühmten Männern verziert wurde, so sehe ich nicht ein, warum der Geist, welcher zu Errichtung jener Bildsäulen im Mutterlande trieb, sich nicht auch über die Kolonien verbreitet, und namentlich die stolzen Bürger von Londinum Augusta veranlaßt haben soll, der größten Stadt der Welt in Ausschmückung ihrer öffentlichen Gebäude nachzuahmen. Und was hätte diesem Zwecke besser zu entsprechen vermocht, als eine sinnbildliche Darstellung der in einer gemischten, d. h. in einer aus Eingebornen und Römern bestehenden Kolonie, dergleichen London damals war, beherschenden Freundschafe und Eintracht? Wie hätte man diesen Gedanken besser ausdrücken können, als durch die Figuren zweier Krieger, beiden Nationen angehörig, jeder in vollem Waffenschmucke und jeder bekränzt mit dem, seiner Nation eigenen Embleme öffentlicher Wohlfahrt, dem Eichen- und dem Lorbeerlaube? Ich brauche kaum zu erwähnen, daß keineswegs die steinernen Statuen selbst, sondern von Pappe gefertigte, grotesk ausstaffirte und von Männern getragene Nachbildungen des Lord Mayors Zug begleiten, und daß diese Männer es sich sehr angelegen seyn lassen, die Häupter der Riesen zu großer Ergözlichkeit des versammelten Publikums in stets wackelnder Bewegung zu erhalten.

Die öffentliche Feiee des Lord-Mayors-Tags nimmt im Speisesaale von Guildhall ihe Ende, und ich bedauere, aus Rücksicht für diejenigen, die im Stande sind, in der Einbildung zu speisen, nicht angeben zu können, wie viele Schildkröten und Stockfische, Ochsen, Kälber und Schöpse, Plumpuddings und andere Puddings bei dieser Gelegenheit verzehrt, oder wie viele Fässer Porter, Ale und Wein zur Verdünnung getrunken worden sind. Ansehnlich dürften die Quantitäten jedenfalls seyn, denn der Lord Mayor hat eintausend Pfund Sterling dafür ausgegeben, und selbst in London bekommen 160 Personen für 7000 Thaler ein stattliches Mittagsmahl. Nächstdem fanden besondere Bankette der reichen Zünfte statt, der Goldschmiede und Fischhändler, der Seidenhändler, Zimmerleute und Papierhändler, und es ist unbezweifelt eben so stark gegessen und getrunken, als im Laufe des Tags gestohlen worden. Ich habe mit meinen eigenen Augen zwei fingerfertige Taschendiebe ertappen und nach einigem Kampfe der handfesten Polizei überliefern sehen. Um den Einen that es mir wirklich leid. Ein so glückliches Gelingen kecken Unternehmens wäre eines bessern

Digitized by Google

Schicksals werth gewesen. Unter den harrenden Zuschauern in Ludgate-Hill stand ein wohlgekleideter Mann, seine rechte Hand so krampfhaft in der rechten Seitentasche seines Beinkleids, daß man nicht die Augen eines Pickpocket zu haben brauchte, um die Tendenz des Festhaltens irgend eines werthen Gegenstandes wahrzunehmen. Ein anderer, auch gut gekleideter Mann stellt sich neben ihn, faßt seine rechte Hand, zieht sie sans façon aus der Tasche, ergreift die daran hängende grünseidene Börse, befreit sie mittelst eines raschen Drucks von der umklammernden Faust, wirft sie einem Kameraden zu, und ist bereits im Begriff, sich unter der Masse zu verlieren, bevor der Bestohlene sich aus seiner Bestürzung zu sammeln und das gewöhnliche stop thief hervorzubringen vermag. Der kühne Held wurde indessen ergriffen und abgeführt, doch die Börse mit angeblich neunzehn Goldstücken war verschwunden.

Billig wundert man sich oft, wie es möglich sey, eine Bevölkerung von anderthalb Millionen und darüber mit den täglichen Bedürfnissen hinreichend zu versehen. Gleichwohl ist es Thatsache, daß London in jeder Beziehung Ueberfluß, vor Allem das Beste und, was Anfangs überrascht, sich aber durch die Konkurrenz leicht erklärt, Alles wohlfeiler hat, als das kleinste Landstädtchen der Nachbarschaft. Es ist aber auch enorm, welche Zufuhren nach London kommen. Auf dem Smithfieldmarkte, dem Sammelplatze alles für London bestimmten lebenden Viehes, sind, laut pünktlich gehaltener Register, während der letzten zwölf Monate in runden Zahlen verkauft worden: 156.000 Ochsen, 21.000 Kälber, 1.500.000 Schafe und 20.000 Schweine. Und doch ist dies nur ein Theil des verzehrten Fleisches, denn ungeheuer ist die Menge der geschlachteten Viehstücke, die täglich vom Lande eingebracht werden, und deren Anzahl sich gar nicht berechnen läßt. Man schätzt den Gesammtwerth alles in Smithfield verkauften Schlachtviehes jährlich auf 8.500.000 Pfund Sterling. Man nimmt an, daß die Londoner für ihre Früchte und Gemüse jährlich über eine Million Pfund Sterling ausgeben. Die Konsumtion an Weizen beläuft sich des Jahrs auf eine Million Quarters oder englische Maaße, jedes zu sechs Scheffel Berliner Maß, von denen wenigstens vier Fünftel zu Brod verbacken werden. Der Verbrauch an Butter erreicht die hübsche Summe von eilf, und der Käseverbrauch die von 15.000 Tonnen, jede zu 2000 schweren Pfunden. Der Aufwand für Milch soll an 1.250.000 Pfund Sterling grenzen, und man weist nach, daß London jährlich zwischen 70 und 80.000 Pfund Sterling für Geflügel bezahlt. Der Bedarf an Wildpret steht in gleichem Verhältnisse. Ich gestehe indessen, daß der Umfang des Kaninchenhandels mich am meisten überrascht hat. Ein einziger Verkäufer dieses Artikels auf dem Leadenhallmarkte setzt während eines großen Theils des Jahres wöchentlich über 14.000 Kaninchen ab. Es begreift sich, daß die Konsumtion an Getränke mit den angegebenen Zahlen Schritt hält. Ein Beispiel wird zur Erläuterung hinreichen, und zugleich einen Beweis geben, wie enorm in dieser Hinsicht der Vertrieb in London sich vermehrt hat. Die Herren Barclay, Perkins u. Comp. kauften ihre jetzige Bierbrauerei, vielleicht die größte in der Welt, im Jahre 1775 für 135.000 Pfund Sterling. Der Verkäufer derselben, Namens Thrale, hatte bis dahin jährlich 20.000 Pf. an Steuern bezahlt, und seine Brauerei hielt vier Kufen, jede zu 1600 Faß oder 1000 Orhoft. Jetzt bedecken die zu diesem Geschäfte gehörenden Gebäude über zehn Acker Land. Zwei Dampfmaschinen sind in beständiger Thätigkeit. Die Vorrathsbehälter zählen 126 Kufen, jede von 5000 bis herab auf 500 Faß. Zum Verschroten der Biere innerhalb Londons werden 160 Pferde gehalten. Ueber 100.000 Quarters Malz wurden im Jahre 1835 verbraucht, und die Steuern belaufen sich im Durchschnitt auf 180.000 Pf. Sterl. jährlich. W. S.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die Beduinen auf der Bühne. La grande Duchesse.

Bereits sind Schauspieler aus manchen Weltgegenden, wilde und zahme, weiße und farbige, auf die Bretter getreten, um das Pariser Publikum zu belustigen; allein Beduinen hatte es noch nicht. Dazu kommt der Umstand, daß man begierig ist, wie die Leute aussehen, welche die Umgegend von Algier beunruhigen, die Soldaten ermorden, wenn sie können, oder sich gegen sie vertheidigen, wenn es Noth thut. Das Kostüm dieser Halbwilden hat man aufgestutzt, damit es auf der Bühne bessere Wirkung thue. Uebrigens haben sie keine Zeit gehabt, in Europa Anstand und Grazie zu lernen; sie treiben ihr Possenspiel schlechtweg, als ob sie noch einen reichen und müßigen Muselmann unter dem Zelte zu belustigen hätten. Nun ist aber Grazie eine unerläßliche Bedingung, um dem Pariser auf der Bühne durch Lustsprünge zu gefallen. Da diese hier fehle, so werden die Beduinen auch wohl sich nicht lange halten, und der Direktor wird sich nach etwas Anderm umsehen müssen. Ein gelehrter Kritiker hat das Auftreten der algirrischen Beduinen mit dem der Kiopffechter bei den Römern verglichen, die auch, als Sklaven aus den überwundenen Völkern genommen, ihren üppigen Herren in der Hauptstadt zum Schauspiel dienen mußten. Das Gleichniß ist jedoch in sofern unrichtig, als diese Beduinen aus freien Stücken einem Franzosen, welcher zu Algier das Schauspiel dirigirt, nach Frankreich gefolgt sind. Man hat sogar in den Zeitungen behauptet, sie bekommen täglich die Summe von 300 Franken. Wahrscheinlich ist dies Gerücht absichtlich von ihrem Führer oder vom Direktor des Porte St. Martin-theaters verbreitet worden, um ihre Wichtigkeit als Künstler zu erhöhen. Die komische Oper hat nach langer Vorbereitung endlich ihre grande Duchesse aufgeführt, die auch eine grande pièce ist, denn sie hat vier Aufzüge. Verfasser der Musik ist der schon durch manche Operetten bekannte Italiener Carraffa, dem nun bald der Spanier Gomis auch wieder mit einer großen Oper folgen soll, wofern ihm nicht Auber, der ebenfalls eine Operette setzt, den Rang abläuft. Zu der grande Duchesse hat ein alter, wahrscheinlich in den Causes célèbres erzählter Prozeß Anlaß gegeben von einer wider ihren Willen verheiratheten Demoiselle, Namens Lafalle, welche krank wurde, für todt gehalten und begraben, dann, von ihrem ehemaligen Geliebten im Grabe besucht, wieder in's Leben zurückgerufen ward, und ihr zweites Leben bei diesem Geliebten zuzubringen beschloß, jedoch vom ersten Manne zurückgefordert, auf ihre Weigerung vor Gericht verklagt und auf Befehl der Richter in's Kloster gesteckt wurde. Schon einige Theater haben sich, wie es scheint, dieses Stoffes bemächtigt; gewiß werden die Melodramendichter nicht ermangelt haben, ein fünfaktiges finsteres Melodrama mit Leichenbegängniß, Todtengruft und mitternächtlicher Glocke daraus zuzurichten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 101 und Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. December 1835.

Uralt, müßte man gestehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Goethe.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

Die auf die beschriedene Weise entblösten Felsplatten wachsen nach und nach zu langen Riffen an, welche durch eine Menge von Seegeflügel ganz weiß erscheinen, während audere sich aus einem jährlich unter Wasser gesezten Riff zu einer kleinen Insel gebildet haben, auf der wenige Flechten, ein Kieferpflänzchen und einige Grashalme beweisen, daß die Sandbank in trockenes Land verwandelt worden ist. Tausende von ringsum liegenden bewaldeten Inseln zeigen die größern Veränderungen, welche die Zeit hervorzubringen vermag. Im Verlauf von Jahrhunderten wird daher der zwischen den jetzigen Inseln vorhandene Meeresboden abgetrocknet und in Wiesen verwandelt seyn, die mit Höhen umgeben sind, auf denen hohe Kiefergehölze stehen. Diese lezte Stufe des Prozesses, mittelst dessen lange Fiords und enge Kanäle, die einst bewaldete Inseln von einander trennten, von dem Meere verlassen worden, hat sich seit Menschengedenken an verschiedenen Punkten der Küste ereignet.

Wäre jedoch der anscheinende Fall des Wassers nur im baltischen Meer allein wahrgenommen worden, so könnten wir in Versuchung gerathen, die Erscheinung aus lokalen Ursachen zu erklären, welche dieses Meer allein betroffen haben. Es könnte z. B. der Kanal, durch welchen das baltische Meer sein überflüssiges Wasser in die Nordsee ergießt, nach und nach durch die Wogen und Strömungen erweitert worden seyn, in welchem Fall das Wasser wie in dem Mälarsee, wovon wir weiter oben sprachen, gesunken seyn dürfte. Allein der Fall der Gewässer würde alsdann gleichförmig und überall, und nicht allein im nördlichen Theil des baltischen Meers erfolgen, während bei Kopenhagen das Niveau gleich bleibt. Solch eine Erklärung ist aber auch aus andern Gründen unhaltbar; denn es ist eine, schon lange von Celsius bestätigte Thatsache, daß sich die Niveauveränderung auch auf die westlichen, die Nordsee begrenzenden Küsten Schwedens ausdehnt. Zwischen Uddevalla und Gothenburg findet man eben so gut bestätigte Zeichen der Erhebung, als an den Küsten des bothnischen Busens. Unter den Punkten, wo sie besonders gut untersucht werden können, sind die Inseln Marstrand und Gulholmen zu erwähnen, von denen die leztere Lokalität besonders duech Celsius nachgewiesen ist. Die Bewohner versichern dort und überall, das Verhältniß des Sinkens des Meeres (oder der Hebung des Landes) sey in verschiedenen und benachbarten Gegenden verschieden, und am größten an den niedrigsten Punkten der Küste. Jedoch

Digitized by Google

täuschen sie sich hierin, denn sie messen den Belang der Hebung nach der gewonnenen Oberfläche, welche am bedeutendsten da ist, wo das Land sanft zu dem Meere abfällt. Eben so verliefen sich früher einige Vertheidiger der Celsiusschen Theorie auf die Zunahme des Landes in der Nähe der Flußmündungen, wobei sie jedoch nicht gehörig auf die Thatsache achteten, daß, wenn das Bett des Meeres steigt, die Veränderung stets da am bemerkbarsten seyn wird, wo der Boden vorher seicht gewesen ist; wogegen an einem andern Punkte, wo die steilen Granitfelsen jäh in's tiefe Wasser abfallen, eine weit bedeutendere Hebung erforderlich ist, um eine gleich wahrnehmbare Veränderung hervorzubringen.

Was nun den Umfang des Theiles des nördlichen Europas betrifft, welcher auf diese Weise gehoben wird, so haben wir bis jezt noch keine hinlänglichen Data, um dies genau zu bestimmen. Jedoch scheint es wahrscheinlich, daß dieser Landstrich von Gothenburg bis Tornea, und von dort nach dem Nordcap reicht, so wie daß das Verhältniß der Hebung stets steigt, je weiter wir nach Norden gehen. Die beiden Enden dieser Linie liegen mehr als tausend geographische Meilen von einander, und da beide in dem Ocean endigen, so können wir auch nicht wissen, wie viel weiter sich die Bewegung unter dem Wasser fortsezt. Was die Breite des Landstrichs anbetrifft, so sind die Grenzen ebenfalls unbestimmt, obwohl sie sich offenbar mitten durch die weitesten Theile des bothnischen Busens ausdehnen und sich weit in das Innere von Schweden und Finnland erstrecken mögen. Dauert nun die Emporhebung fort, so wird ein immer größerer Theil der bothnischen Bucht, so wie ein Strich der Westküste von Schweden am Ocean, zwischen Gothenburg und Uddevalla, in Land verwandelt werden; und auf der andern Seite müssen, wenn die Veränderung Tausende von Jahren in dem Verhältniß von mehreren Fußen in einem Jahrhundert erfolgt ist, große Striche, die jezt Land sind, zu verhältnißmäßig neuern Perioden unter dem Meere gestanden haben. Es muß daher ganz natürlich die Frage aufgeworfen werden, ob irgendwo Zeichen von dem neuern Aufenthalt des Meeres in Gegenden, die jezt im Binnenland liegen, vorhanden seyen? Die Antwort fällt sehr genügend aus. Bei Uddevalla und in dem benachbarten Küstenlande finden wir emporgehobene Lager von Muscheln, die Arten angehören, wie sie noch jezt im Ocean leben; während an der entgegengesezten oder östlichen Seite von Schweden, bei Stockholm, Gefle und an andern Punkten am bothnischen Meerbusen Lager mit Muscheln sich finden, die für die Ostsee charakteristisch sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Eröffnung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

(Beschluß.)

Es war eine unermeßliche Menschenmenge vorhanden, und sie jauchzte und jubelte zum Theil den Vorüberfahrenden zu; und in der That, es gewährt der Anblick des vorüberdrängenden Wagenzuges fast ein größeres Vergnügen, als das Selbstfahren. Wenigstens dringt sich uns das Gefühl der gewaltigen, wundersam wirkenden Kraft bei jenem Anblick weit mehr auf; es imponirt, wenn man den Wagenzug mit seinen zweihundert Personen wie von selbst, wenn auch nicht pfeilgeschwind, doch gegen alle bisherige Erfahrung schnell, unaufhaltsam heran, vorüber und in die Ferne dringen sieht. Das Schnauben und Qualmen des ausgestoßenen Dampfes, der sich sogleich als Wolke in die Höhe zieht, verfehlt auch seine Wirkung nicht. Pferde auf der sehr nahen Chaussee sind daher beim Herannahen des Ungethüms scheu geworden, Kinder haben zu weinen angefangen, und manche Menschen, die nicht alle zu den Ungebildeten gerechnet werden dürfen, haben ein leises Beben nicht unterdrücken können. Ja, es möchte wohl Keiner, der nicht völlig phantasielos ist, ganz ruhigen Gemüths und ohne Staunen beim ersten Anblick des wunderwürdigen Phänomens geblieben seyn. Diesem Staunen folgt dann ein, freilich erst durch Reflexion vermitteltes, wohlthuenderes Gefühl, das Gefühl des Triumphes menschlicher Erfindungs- und Geisteskraft über die Elemente, denen nach Schillers treffendem Ausdruck von Natur eigen ist, zu „hassen das Gebild der Menschenhand.“ Und seltsam! dieses erhebende Gefühl wirkt dieser Anblick in Hunderten und Tausenden, die kaum ahnen, welche Kenntnisse, Erfahrungen, Experimente, Kombinationen, wie viel Scharfsinn, Genie und — Glück zusammenwirken mußten, um solche Maschine zu ersinnen, zu konstruiren. Für diese bleibt das Ganze ein Wunder, an das sie glauben, weil sie es sahen; und kein exoterischer Skeptiker wird im Stande seyn, ihnen diesen neuen Glauben an den menschlichen Geist und seine Macht zu erschüttern, um so weniger, da er ein freudiger, ein erhebender ist.

Um drei Uhr versammelte sich eine, aus den Gebildeten fast aller Stände bestehende Gesellschaft von 180 Personen zu einem Festmahl in unserm Museum. Heiterkeit und Freude über das gelungene Werk belebte Alle, und eine in deutschen Gesellschaften seltene Lebhaftigkeit der Unterhaltung war eine natürliche Folge davon. Unter den vielen Toasts, die auf das Wohl des Königs, den guten Fortgang des Unternehmens, auf die Wohlfahrt beider Schwesterstädte, Nürnberg und Fürth, und dem Direktorium der Aktiengesellschaft, insonderheit aber dem Direktor derselben, G. J. Platner ꝛc., gebracht wurden,

Digitized by Google

erfreute sich des lautesten Beifalls der, zu welchem der Buchhändler Dr. Fr. Campe die Gesellschaft aufrief: der Toast auf den Grund- und Schlußstein alles Eisenbahnwesens und alles öffentlichen Wohls, auf das Wort: „Vorwärts!“ — Der Sinn und Geist jedoch, in welchem solche Feste und Ereignisse bei uns von den Wohlgesinnten gefeiert werden, spricht sich ungemein treffend in einem Liede aus, welches ein sehr achtungswerther und liebenswürdiger Mann, Magistratsrath Schnerr, gedichtet hatte, und das beim Mahle gesungen wurde; und ich kann es mir um so weniger versagen, dasselbe hier mitzutheilen, als es zugleich ein Zeichen ist, daß Hans Sachsens Geist uns nicht nur nicht verlassen hat, sondern sich wie der Phönix immerfort verjüngt. Der Mann nämlich, von dem wir einen Band in ihrer Art vortrefflicher Gedichte besitzen, ist zwar kein ehrsamer Schuster, aber doch ein sehr geschickter Buchbinder. Hier ist das Lied.

Glück auf, mir Gott! der Anfang ist geschehn,
Es liegt die Strecke Bahn!
Und soll's nach Ost und Westen weiter gehn,
So knüpft man eben an.

Das schöne Werk, der Gegenwart zum Lobe,
Wird's sicher anerkannt
Als erster Punkt, als musterhafte Probe
In unserm Vaterland.

Zwar eben geht's, zu Nutz und zum Ergötzen,
Von hier zur Schwesterstadt;
Doch kann der Mensch wohl Berge auch versetzen,
So er den Willen hat.

Und kann's nicht Einer, nun so können's Viele,
Wenn Eintracht sie umschlingt.
Geht Aller Streben fast nach einem Ziele,
Gewiß, das Werk gelingt.

Seht ihr die Bahn, die Linien von Eisen,
Die, fest und schnurgerad,
Bedeutungsvoll nach Ost und Westen weisen?
Seht ihr den Zauberpfad? —

Was schnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
Es scheint ein Elephant,
Das er als Zugthier sich zum Dienste weihe,
Gemacht von Menschenhand. —

Und seht! es zieht mit wunderbarer Schnelle
Den langen Wagenzug
Dies Werk der Kunst gar mächtig von der Stelle,
In adlergleichem Flug.

Was ist's, das wundbarlich heutzutage
Solch Menschenwerk belebt? —
Das Element, auf dem, nach heil'ger Sage,
Einst Gottes Geist geschwebt;

Und noch ein Element, mit ihm verbunden,
Ihm scheinbar nicht verwandt,
Das Prometheus in thatenvollen Stunden
Dem Himmel kühn entwandt.

Kennt ihr das Kind des Wassers und der Flammen?
Es wird nur Dampf genannt;
Doch Wunder wirkts, hält man es klug zusammen,
Gezähmt von Menschenhand.

„Hans Dampf“ hat man zum Schimpf oft den geheißen,
Der nicht viel hergeschafft;
Doch Dampf ist nun auf solcher Bahn von Eisen
Das Ideal der Kraft.

Vergeudet nicht zu Kriegs- und Mordgewehren
Hinfort dies edle Erz!
In Fried' und Glück auf solcher Bahn verkehren,
Erfreue Aller Herz.

Ja, alle Ketten, Fesseln, Wehr und Waffen
Aus roher, harter Zeit,
Sie werden einst in Schienen umgeschaffen,
Zum Preis der Menschlichkeit!

Mit Schienen, Freunde, webet ohne Bangen
Ein Netz von Pol zu Pol!
Sieht sich Europa einst darin gefangen,
Dann wird es ihr erst wohl.

Wie aber der Geist, der stets verneint, überall Unkraut unter den Weizen säet, so war auch dieses Eisenbahneröffnungsfest nicht ohne Begleitung eines etwas unangenehmen Intermezzos, das freilich in seinem Ausgang noch zur Erhöhung der allgemeinen Zufriedenheit beigetragen hat. Hievon jedoch demnächst, wo ich dann Gelegenheit haben werde, von den Hoffnungen und Aussichten und Befürchtungen zu reden, zu welchen unsere Eisenbahn berechtigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.
Zweiter Brief.

Die zweite Hälfte des in so mancher Hinsicht interessanten Gastspiels des Herrn Marr zählte die bei weitem wichtigeren Rollen. Abdallah in Raupachs Raphaele machte den Anfang, dann folgte Mephistopheles, und zum Beschluß Schillers König Philipp.

Im Abdallah zeigte Herr Marr sehr gelungene Momente. Die erste Familienscene gelang vollkommen, nur der herrische, laute Ton, der angenommen wurde, wollte nicht ganz zu dieser Auffassung passen. Dies schien fremdartig, wie von außen angeflogen; dieser Ton war durch nichts bedingt, es war eine Zuthat, die der Maler seinem fertigen Gemälde hinzugefügt hatte, und diese Uebereilung durch Entstellung desselben büßen mußte. Im Verlaufe des Stücks muß Abdallah nothwendig immer erregter erscheinen; seine Ruhe muß der Heftigkeit weichen, die ihn zu den entsetzlichen Scherzen treibt; schon der Tod seines Sohnes hat ihm den Verstand aus den Zugen gebracht, er wird nicht plötzlich verrückt nach Ismenia's Ermordung. Die letzten Scenen gaben Zeugniß von großem Bildnertalent; hier war eine fortlaufende Reihe schöner Tableaux. Ein beobachtendes Studium leuchtete aus Allem hervor bis zum Schlusse.

Mephistopheles wurde nicht ganz so glücklich gelöst. Diesmal mangelte das diabolische Element; ein verzogener Mund ist nicht immer teuflischer Hohn, und schielende Augen sind zwar immer häßlich, aber sie können auch einem häßlichen Menschen angehören, und brauchen nicht gleich an den Teufel zu erinnern. Die Beweglichkeit in den Zügen war zu rasch, zu menschlich; wir sollen, uns den alten Höllenfürsten starrer und darum mehr Entsetzen einflößend zu denken; solch ein kolossales Bild der Urschöpfung darf nicht

Digitized by Google

an die Mäuse und Ratten erinnern, die heute unsere gemeinen Kornsäcke benagen. Was bleibt am Ende einem Juden, der uns belurt, einem pfiffigen Betrüger, dem sein Spiel gelingt, Anders wohl übrig, als dies ewige Augenwinzeln, Abwärtsnicken, Lippenbeißen, heimlich Schmunzeln und Schnaitzen? Mit solch kleinem Feuerfeuer läßt sich der Gebieter des Elements nicht ein; es breche nur bei entscheidenden Stellen hervor, aber dann gewaltig. Der grelle, bewegliche Mienenwechsel trete da ein, wo der Teufel menschlich erscheinen und damit Menschen täuschen will, aber nicht für sich, wie zum Spaße; es braucht dessen nicht. Die Art, wie der Monolog gesprochen wurde, der dem Auftreten des Schülers voranging, war ein geschickt angebrachter Theatercoup, und verfehlte auch seine Wirkung nicht. In einem tiefen, fast tonlosen Baß wurden die Worte hergesagt, welche den Uebergang zu der folgenden Scene bildeten. In der Scene mit dem Schüler selbst waren gute Nüancirungen angebracht. Die Zuschauer fanden sich jedoch von der neuen Erscheinung zu überrascht, um sich unbefangen dem gebotenen Genusse hinzugeben; der Beifall, der sonst hier an vielen Stellen nie ausbleibt, wollte nicht durchbrechen; erst am Schlusse machte er sich Luft. Ich konnte das Ende dieser Vorstellung nicht abwarten.

Die letzte Darstellung des Königs in Don Karlos war die konsequenteste in der Durchführung. Betrachtet man das Gedicht als fürstliches Familiengemälde, wie es in der ältesten Ausgabe von dem Dichter selbst genannt wurde, so läßt sich Marr in dieser Rolle gewiß nicht die feinste Ausstellung machen; denkt man aber an den geschichtlichen Philipp, wozu, trotz der breiten häuslichen Scenen und der Hofintriguen, doch mehrere Stellen im Stücke, selbst ohne die Namen zu berücksichtigen, Veranlassung geben, so muß man das ganze Bild verdammen. Marr war nur wenig von dem Philipp, wie ihn uns die Geschichte überliefert; aber ein fester, manchmal starrer, von häuslichen Sorgen geplagter Mann war er in jeder Scene; in der einen mit dem Marquis zeigte er sogar Weichheit und Milde; er war nahe daran, auch ein guter Mann zu werden. Mit dieser Auffassung harmonirte sein Aeußeres: der fast kahle Schädel raubte dem Kopfe das charakteristisch Markirende. Ein kahler Schädel, wenn er nicht mit allen Attributen ehrwürdigen Alters umgeben wird, ist häßlich und gemein, erinnert an Wucherer, Juden und Gesindel. Der zu breite Bart à la Henri quatre deckte zu viel von dem Untertheile des Gesichts und war dem Mienenspiel hinderlich. Wie nun die Rolle einmal angelegt war, geschah die Durchführung mit fester Konsequenz, und dies übt stets einen günstigen Eindruck aus; hier war einmal Wahrheit, Tagesbeleuchtung; dies war ein Mensch ganz nach dem Leben; das Publikum ward ergriffen und zufrieden gestellt. Dem Gros des Publikums sagte diese Auffassung vielleicht mehr zu, als eine andere, die dem geschichtlichen Charakter getreuer gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Theater. Mad. Damoreau. Mad. Ancelot.

Zwei Dichter, Melesville und Merville, wovon der Letzte auch Melodramen schreibt, indeß Ersterer meistens nur Vaudevilles dichtet, haben sich mit einander verbunden, um eine komischer oder komisch seyn sollende Oper aus demselben Stoffe zu machen. Sie haben die Handlung nach Deutschland verlegt, und aus dem Prozesse eine romanhafte Geschichte gemacht, worin nur die gewonnene Heirath, das Lebendigbegrabenwerden und das Wiedererwecken durch den Geliebten stehen geblieben sind. Statt eines Gerichtes hat hier eine Großherzogin Mathilde über den bedenklichen Kasus zu entscheiden, und wie leicht zu erachten, eine zärtliche Großherzogin urtheilt gelinder, als ein Gericht von Männern. Sie hebt die erste Heirath auf, und verbindet die beiden Geliebten, oder erlaubt ihnen, sich zu verbinden. Die Rolle der Großherzogin wird von Mlle. Prevot sehr gut gegeben. Aber bald wird die komische Oper ihrer jüngst erworbene Sängerin von der großen Oper aufstecken lassen, die Mad. Damoreau nämlich, welche ein Jahresgehalt von 60.000 Franken zugesagt ist. Solch übertrieben hohen Gehalt hat die komischer Oper noch keiner Sängerin bezahlt; auch die große Oper zahlt so viel keinem Sänger und keiner Sängerin, und eben, weil der Damoreau diese Summe an der großen Oper verweigert wurde, ist sie zur Operette übergegangen. Man hält es aber nicht für möglich, daß die komische Oper mit solchen Gehalten bestehen könne; denn wenn auch die Damoreau ein volles Haus zu Stande brächte, so wäre damit diesem Schauspiele noch nicht ganz geholfen, indem es einen viel zu kleinen Schauspielsaal besitzt, als daß die Einnahme sehr beträchtlich seyn könnte. Eigentlich besteht der Gehalt der Mad. Damoreau nur in 12 — 15.000 Franken; das Uebrige soll ihr unter dem hier bei den Schauspielern üblichen Namen Feux für jeden Abend, wo sie spielt, und zwar 500 Fr. für den Abend, angelegt werden. Man hat diese Einrichtung deßhalb getroffen, um die kapriziöse Schauspielerin, welche, wie die meisten großen Virtuosinnen, häufig üble Launen hat und nicht spielen will, zu bewegen, oft aufzutreten. Die Folge wird zeigen, ob das Mittel wirksam ist oder nicht. Bei Manchen wäre es probat; allein zuweilen sind die Launen noch stärker, als die Gewinnsucht. — Das Théâtre français zehrt noch von Cas. Delavigne's Don Juan d'Autriche, der, obwohl etwas weitschweifiger, als es die dramatischen Stücke dieses Dichters zu seyn pflegen, doch auf der Bühne großen Effekt hervorbringt und auch gut gespielt wird. Nebenbei hat dieses Theater ein kleines, ziemlich unbedeutendes, aber doch gefälliges Lustspiel von Ancelot, oder vielmehr von dessen Frau gegeben, unter dem Titel: „eine vernünftige Heirath," das aber eben so gut „keine" vernünftige Heirath heißen könnte. Man wußte bereits, daß Ancelot von seiner Frau sich in seinen dramatischen Arbeiten helfen lasse. Dieses kleine Stück scheint sie aber ganz allein geschrieben zu haben. Auch nimmt sie die Komplimente deßhalb von ihren Freunden an, und einige Theaterkritiker, welche dem Dichter nicht wohl wollen, behaupten, er habe nichts Besseres gedichtet, als dieses kleine Lustspiel. Herr und Madame Ancelot stehen sich nicht übel bei dem Ertrage der vielen Theaterstücke, die sie geliefert haben, und halten ein ansehnliches Haus; sie geben auch Sonnabends eine Soirée, bei welcher mancher der literarischen Celebritäten von Paris sich einfinden. Von den Neuigkeiten der übrigen Theater läßt sich nicht viel sagen; nicht als ob Mangel daran wäre, sondern weil unter den vielen keines sich so besonders auszeichnet, daß es im Auslande bemerkt zu werden verdiente. Als ob es noch nicht Theater genug gäbe, wird in diesen Tagen wieder eines eröffnet, nämlich am Eingange der Vorstadt St. Antoine; freilich kein großes, aber doch groß genug, um den andern Abends zu thun. Der jetzige Winter müßte den Theatern besonders günstig seyn, wenn im Fortgange desselben nicht eines oder das andere derselben zu Grunde ginge. Etwas ganz Unerwartetes würde es aber seyn, wenn sie alle insgesammt gute Geschäfte machten; dies ließe voraussetzen, daß sie alle mit guten Schauspielern und vortrefflichen neuen Stücken versehen sind, eine bisher noch nicht bemerkte Erscheinung. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. December 1835.

Also was Leben hat in Meer, Luft und auf Erden,
Das wartet, Herr, auf dich, dem ihr Muth offenbar,
Zu rechter Zeit mit Speis gesättiget zu werden.

Rodolph Wetherlin.

Gedichte von Rudolph Hagenbach.

Sehet die Vögel unter dem Himmel.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leid, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt der freien Vögel Schaar
Unter Gottes Himmel wahr.

In den Lüften, auf den Zweigen,
Und in Feld und Wald,
Wenn die düstern Menschen schweigen,
Lauter Jubel schallt,
Und in aller Welten Zonen,
Wo die munteren Vöglein wohnen,
Ruft's: „Herr Gott, dich loben wir,“
Tönt's: „Heer Gott, wir danken dir.“

Wenn, in's erste Grün gekleidet,
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen schneidet
Zu der Sommersaat,
Kehren auch die Schwalben wieder,
Und auf steigendem Gefieder
Singt die Lerch' ihr Psalmgedicht,
Doch die Vöglein säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder streift,
Hört die Nachtigall ihr schlagen,
Eh' das Korn gereife;
Doch wenn Ernteliedee schallen,
Schweigen schon die Nachtigallen,
Scheuen jede saure Pflicht,
Denn die Vöglein ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbstes Frucht,
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein sucht
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's bescheiden dann von hinnen
In das warme Nest und speicht:
Sammle wohl in Scheunen nicht.

Aber der im Himmel droben
Nährt uns Alle doch;
Den auch wir als Vater loben,
Sorget immer noch;

Naht des Winters rauh Geleite,
Ziehn die Störche fort in's Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget,
Leib, was essen wir?
Die ihr klaget und euch plaget,
Herz, was trinken wir?
Die am Abend, wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen,
Nehmt an dieser Vöglein Schaar
Eures Glaubens Mangel wahr.

Sehet die Lilien des Feldes.

Wie sie spinnen,
Wie sie weben,
Wie sie sinnen,
Zu gewinnen!
Und das nennen sie ein Leben!

Wie gesponnen,
So zerronnen,
Wie gewoben,
So zerstoben,
Und das heißen sie gewonnen!

Wie sie prangen
In der Seide
Purpurkleide,
Und verlangen
Mehr in ihres Herzens Neide!

Unterm blauen
Himmel milde
Kommt zu schauen
Auf den Auen
Dieser Lilien Glanzgebilde!

Licht der Sonnen,
Mild zersetzet,
Fein gesponnen,
Thaubenetzet,
Wie das Aug' und Herz ergötzet!

Farben duftig,
Zart gewoben!
Wie nach oben
Sich so luftig
Dieser Schleier hat gehoben!

Geh' und frage
Salomon
Auf dem Thron,
Daß er sage,
Ob er solchen Purpur trage!

* * *

Froh dein Leben
Zu gewinnen,
Lern' es eben
Von den zarten Spinnerinnen,
Von den klugen Weberinnen,
Die nicht weben,
Die nicht spinnen.

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Fortsetzung.)

L. v. Buch fand 1807 in Norwegen und zu Uddevalla in Schweden Muschellager von lebenden Arten in einer bedeutenden Höhe über dem Meere. Seit der Zeit haben andere Naturforscher seine Beobachtungen bestätigt, und nach Ström finden sich im nördlichen Norwegen solche Lager in einer Höhe von mehr als 400 Fuß über dem Meere. Alexander Brongniart fand bei seiner Bereisung Schwedens zu Uddevalla eine der Hauptmuschelmassen, die des Kapellbacken, 200 Fuß über dem Meeresspiegel, auf Gneis gelagert und die Arten sämmtlich identisch mit den im benachbarten Ocean lebenden. Er fand ferner bei einer sorgfältigen Untersuchung der Gneisoberfläche, unmittelbar über dem alten Muschellager, Entenmuscheln (Balani) an den Felsen anhängend, ein Beweis, daß das Meer dort lange gestanden hatte. Lyell bestätigte im Sommer 1834 diese Beobachtung, indem er zu Kured, ohngefähr eine halbe Meile nördlich von Uddevalla, und in einer Höhe von mehr als 100 Fuß über dem Meeresspiegel eine Gneisoberfläche fand, die kürzlich durch die theilweise Entfernung einer Masse von Muscheln, welche in der Umgegend viel zum Kalkbrennen und zur Reparatur der Straßen angewendet werden, entblößt worden war. Diese Entenmuscheln sitzen außerordentlich fest am Gneis. Die Gneisoberfläche war auch mit kleinen Zoophyten überzogen; wären aber diese oder die Muscheln fortwährend seit der Emporhebung der Felsen über das Meer der Atmosphäre ausgesetzt gewesen, so würden sie wahrscheinlich zersetzt und zerstört worden seyn.

Die Stadt Uddevalla steht am obern Ende einer kleinen Bucht und ist von steilen und kahlen Gneisfelsen umgeben, aus denen die ganze umgebende Gegend besteht, mit Ausnahme der niedrigen Gründe und des Thalbodens, in denen Sand-, Thon- und Mergelschichten das Grundgebirge häufig verdecken. Zu diesen neuern und horizontalen Ablagerungen gehören die obrn erwähnten fossilen Muschein, und ähnliche Meeresreste sind in verschiedenen Höhen über dem Meer an der entgegengesetzten Insel Orust gefunden worden. Die größte Entfernung von dem Meere, in welcher sich die Fossilien gefunden haben, ist bis jezt unbekannt; allein man hat deren bereits zu Trolldättan beim Graben des dortigen Kanals und noch weiter im Innern des Landes am nördlichen Ufer des Wenersees, elf geographische Meilen von dem Meere entfernt, in einer Höhe von 200 Fuß, so wie in der Nähe des Rogwarpensees gefundrn.

Wir wenden uns wieder zu dem baltischen Meere. Lyell fand in der Nähe seiner Küsten, zu Südertrige, 3½ Meile von Stockholm, Schichtrn von Sand, Thon und Mergel mehr als 100 Fuß mächtig, und Muscheln von Arten enthaltend, die noch jezt in der bothnischen Bucht leben. Schichten mit baltischen Muscheln sind an manchen Orten bei Stockholm, Upsala und Gefle gefunden worden, und werden wahrscheinlich überall an den Küsten drs bothnischen Golfs vorkommen, denn Lyell sah ähnliche Reste in Mergel aus Finnland, die den bei Stockholm gefundenen glichen. Die größte Entfernung, bis zu welcher diesr Ablagerungen bis jezt landeinwärts verfolgt worden sind, ist die südliche Küstr des Mälarsees, an einer fünfzehn Meilen von dem Meer entfernten Stelle.

Da genaue Beobachtungen über das Emporsteigen dee schwedischen Küste nicht weitee als 150 Jahre von jezt ab reichen, und da Sagen, oder die von alten, an der Küste liegenden Gebäuden entlehnten Momente den Alterthumsforscher nicht in den Stand sttzen, irgend ein Denkmal der Veränderung weiter als fünf oder sechs Jahrhunderte welt zu verfolgen, so wissen wir nicht, ob das Verhältniß der emporhebenden Kraft in einer sehr langen Periode gleichförmig gedieben ist. In denjenigen Gegenden, wo die fossilen Muscheln in der Höhe von mehr als 200 Fuß übrr dem Ocean gefunden werden, wie zu Uddevalla, Orust und am See Rogwarpen, scheint das jetzige Verhältniß der Hrdung mehr als vier Fuß in einem Jahrhundert zu seyn. Selbst bei diesem Verhältniß wären aber fünftausend Jahre dazu erforderlich gewesen, um diesr Ablagerungen empor zu heben. Da indessen die Bewegung jrzt an verschiedrnen Punkten sehr verschieden ist, so muß auch ihre Intensität zu verschiedenen Perioden sehr verschieden gewrsrn seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, November.

(Fortsezung.)

Herr Marr auf dem diesigen Theater.

Um nun auf unsere Künstler zu kommen, so gebührte in Raphaele der Demoiselle Stubenrauch vor Allen der Preis. Sie wußte der liebenden Griechin so viel Adel als Schmerz beizumischen, und schuf hiedurch ein vollkommen poetisches Bild. Ohne dies Hinzuthun ist mir die Rolle stets unerträglich erschienen, wie alle, die Raupach zu dem bestimmten Zwecke geschrieben, einer Berliner Schauspielerin Paradescenen zu liefern. Bei Dem. Stubenrauch fiel uns diese Absicht wahrlich nicht auf; hier waltete ein höheres Verständniß ob. Moriz als Heliodor hat so viele Eigenschaften für dergleichen Rollen, daß man an dem Erfolge nicht zweifeln kann: Innigkeit, Zartheit, Feuer, Anmuth der Erscheinung. Nur schien es uns, als wenn er hier den Schmerz durch alle Scenen hindurchlaufen zu lassen vergessen hätte, um dadurch seiner Liebe erst den ureigentlichsten Charakter zu geben. Das sinnliche Liebesgeschwäz, das der Dichter ihm in den Mund legt, hätte ihn nicht irre machen sollen; es zeugt wohl nichts so sehr für die Aeußerlichkeit Raupachs, und belegt deutlicher die Anklage, daß er nur sogenannte dankbare Rollen den Schauspielern in die Hände spielen will, als diese unglückselige Nachahmung der Shakespeare'schen Liebesscenen hier und im Enzio, Romeo, Heliodor und Enzio! Julia, Raphaele und Lucia! Und das Alles soll sich gleich geberden und gleich zwitschern! Ob wohl Shakespeare, wenn er eine Raphaele und einen Enzio zu schreiben unternommen, diese Liebespaare an seine Veroneser Liebende hätte erinnern lassen? Wer würde das behaupten wollen? Aber daraus, wie Manche gethan, Raupach einen Vorzug zu machen, heißt die Tollheit bis auf die Spize treiben. Der Darsteller des Heliodor sollte viel von diesem Tiradenkram streichen, und mit dem Wenigen, was noch bliebe, gluthhauchend, schmerzerfüllt, seiner unglücklichen Liebe den Hymnus anstimmen, die ihm auf seinem verhängnißvollen, nächtigen Pfade, den Untergang des Volks, dem er angehört, vor Augen, einen einzigen beseligenden Sonnenblick gönnt. So würde er uns rühren können; wir überredeten uns dann eher, in Heliodor und Raphaele, der türkischen Wuth zum Opfer fallend, das Geschick der griechischen Nation zu erblicken. Freilich sind diese Sympathien erloschen, seitdem die Griechen frei, wenn gleich noch nicht glücklich geworden sind. Dem. Eisenwein, welche die süße Ikelula gab, ist ein artiges, hübsches Kind, das erst wenige Schritte auf den bedeutungsvollen Brettern gewagt hat; daher die Ungeübtheit. Im Trauerspiel wird sie in den bedeutenden Rollen wohl nie Glück machen, welche der Franzose bezeichnend de longue haleine nennt. Die Natur scheint ihr eine kräftige Lunge versagt zu haben. Im Lustspiel wird sie sich gut ausnehmen, wenn sie lernen wird, weniger schnell zu sprechen. Ihre Bewegungen sind natürlich, nur zu gehäuft; die Auseinandersezung der Rede ist verständig, die Betonungen sind richtig. Zur Ikelula wäre sie schon eine ganz passende Repräsentantin, wenn sie sich übte, jene ihr entgegenstehenden Mängel abzulegen. Herr Dobrig, so tatalisch er für andere Rollen erscheint, konnte dem Bender der Ikelula die rechte Färbung nicht ertheilen. Der junge Türke kann eben so schön, ja noch schöner, noch empfindsamer als Heliodor seyn, aber die

Griechin mag ihn doch nicht. Es ist nicht nöthig, daß er den Kontrast so weit treibe, daß wir gezwungen der Griechin Recht geben müssen. Einer besondern Erwähnung scheint mir noch der Kadi zu verdienen. In solch einem Stücke bekommt man auf den meisten deutschen Theatern nur Maskeraden-Türken zu sehen. Herr List kann gut individualisiren, davon hat er oft Proben abgelegt. Sein Angelo in Emilia Galotti ist ein Charakterbild durch und durch; es bedarf wohl nur eines Winkes, und er wird uns statt der steifen, barocken Türkenmaske einen dicken, schmutzigen, eigennützigen, despotischen Rechtsverdreher zeigen, wie er unter Türken leibt und lebt. Spiel und Aussehen müssen ganz anders seyn, wenn diese Scene ihre Wirkung machen soll.

Für den Faust ist Herr Wallbach, der seine guten Rollen wie jeder Andere hat, der rechte Darsteller nicht. Ein prosaischer, nüchterner Ton ist hier gar nicht an seinem Platze. Fausts Verzweiflung ist anderer Art, als die um eine ausgegangene Pfeife, die sich in den Worten Luft macht: „Zum Henker! der Tabak will auch gar nicht brennen!“ Faust, im tiefen Forschen versunken, streift den Ton, der ihn dorthin begleitet, nicht gänzlich ab, wenn seine Zweifel laut werden und er seinem Unmuthe Worte gibt. Mehr Ruhe in Allem! wozu diese vielen, nicht immer dem Auge angenehmen Bewegungen? Vieles wurde nicht richtig verstanden, Einiges falsch betont, aus beständiger Rücksicht, Alles zu betonen. Um unparteiisch zu seyn, muß ich bekennen, daß die Beschwörung zum Theil gelungen war. Hier erschien die aufgetriebene Ueberspannung an ihrem Platze; die Steigerung, die Verwunderung waren gleichfalls da; nur hätte gegen den Schluß — da alle Zauberkraft zu scheitern scheint — einiges Entsetzen beigemischt werden sollen. Der Moment ist doch wahrlich grausig genug, und wohl im Stande, dem geübtesten Hexenmeister, mehr als gezügt wurde, die Haare zu Berge zu treiben. Den zweiten Theil der Rolle sah ich an diesem Abend nicht, und weiß daher auch nicht, wie ihn Herr Wallbach darstellte. Aus einer frühern Darstellung ist mir wenig mehr davon erinnerlich. Mad. Schmidt ist kein Gretchen, wird man gewöhnlich hören können; sie thut indeß dafür, was sich von einer so geschickten und geübten Schauspielerin erwarten läßt. Die Rollen, welche Mad. Schmidt gewöhnlich spielt, bilden den Pol dramatischer Kunst, der dem Gretchen geradezu entgegensteht: französische Soubretten, Grisetten, heitere Weiber, die höchstens einen tragikomischen Anflug moderner Sentimentalität zeigen; es gehört wahrlich die vollkommenste Proteusnatur dazu, sich wie Mad. Schmidt aus der Affaire zu ziehen. Für das Scenische war so gut wie nichts geschehen. Das hohe, dumpfe, gothische Studierzimmer Fausts war ohne Phantasie gemalt; wer hätte sich das beim Lesen nicht schon anders gedacht? Selbst die krystallene Schale, die Faust mit so schönen Worten anredet, war nur ein erbärmliches Glas! Die Tänze der Höllengeister waren ganz und gar insignifiant. Was bedeutete das ewige Hinknien, bald so, bald anders? So etwas soll verständigen, versinnlichen; wir wollen wissen, was Faust geträumt haben mag; was können uns die knieenden Kinder darüber offenbaren?

Dem großen Drama Schillers, womit Herr Marr sein Gastspiel bei uns beschloß, ist nicht sein volles Recht widerfahren; wir dürfen diese Vorstellung nicht zu den gelungenen zählen, wenn wir den Dichter gebührend ehren, und unserer Bühne, die es ihrer andern Leistungen wegen verdiene, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Besetzung und scenische Anordnung ließen gleich viel zu wünschen übrig. Die Vorstellung war nicht im Stande, die Freunde Schillers und der Bühne, die sich in schwacher Anzahl eingefunden hatten, bis zum Ende zu fesseln. Es ist ein kläglicher Anblick, das leere Haus mit jedem Akte immer leerer werden zu sehen. Herr Moriz war als Karlos eine schöne Erscheinung. Er hatte den feurigen, liebemuthigen, edeln Prinzen, der mehr vom deutschen, als spanischen Jüngling hat, und zu seinem Busenfreunde das unspanische: „Wir wollen uns Du nennen!“ sagt, ganz richtig erfaßt. Es war auch in ihm das deutsche Element vorherrschend, das sich in Gang und Haltung ganz besonders kund gab, und das wir hier nicht tadeln wollen. Als das Gelungenste seiner Leistung heben wir die große Scene bei dem Könige heraus, wo er mit aller Begeisterung die herrlichen Worte sprach und den drängenden Ungestüm auf gelungene Weise zur Anschauung brachte. Auch die Schlußscene war zart und elegisch. Die Scene bei Posa's Leiche ermangelte eines gehörigen Aufwandes jener Kraft, die wir in so ausgezeichnetem Grade in der frühern Scene bei dem Könige anerkennen mußten. Wir meinen das mit die künstlerisch besonnene Kraft; hier ging das Gefühl mit dem Künstler durch, und nahm daher einen Theil der Wirkung mit sich fort.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 297:

Die Zeit.

Räthsel.

Wenn in die See der Kiesel fällt,
So werden Wellen rings um ihn
Sich kräuselnd ihre Ringe ziehn:
Du, ein Juwel, in diese Welt
Geworfen, denke, daß nach Nord
Und Ost und West und Süden fort,
In alle Tiefen, alle Höhen
Von dir aus solche Wellen gehen
In aller Welten weitste Fernen,
Und ungebrochen von den Sternen.

Das denkst du, und es schwindelt dir,
Du Gleich des sterblichen Geschlechts,
Nach oben, unten, links und rechts: —
Nun hast du den Begriff von mir,
Und abermals vergeht dein Sinn,
Wenn ich mein eignes Kleinstes bin,
Wo Nichts das schärfste Auge findet,
Wo deiner Gläser Macht verschwindet,
Und wo ich doch noch immer weile,
Mich selber immer noch ertheile.

Das weiteste Gewand bin ich,
Einhüllend Alles, was da lebt,
Und was in Höhn und Tiefen schwebt:
Und bin doch oft zu eng für dich,
Von mir und meiner Schwester los
Wirst du nicht auf der Erde Schoos;
Gewiß, daß du mir nicht entfliehst,
Wenn auch nach anderm Sternen du ziehst.
Gleichgültig bin ich dir so lange,
Doch wird in mir dir wohl und bange,
Wenn irgendwo mich erst erfüllet
Ein Wesen, das dein Sehnen stillet.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. December 1835.

— He cannot be a perfect man,
Not being try'd and tutor'd in the world:
Then, tell me, whether were I best to send him?

Shakespeare.
Two gentlemen of Verona.

Madelon.

An das Ereigniß, welches im Juli des Jahrs 1830 Europa durchbebt, die Strömung der Zeit beschleunigt und ihre Richtung abgelenkt hat, knüpft sich für mich eine Erinnerung, tief und schmerzlich, fast so folgenreich für meine individuelle Entwicklung, wie jene Revolution für die Gesammtheit, wenn auch der Eindruck für mich und die Welt nicht mehr der erste ist, und nach dem erschütternden Zucken, das die Umkehr der Pole hervorgerufen, das Leben in seinen neuen Bahnen ruhiger dahinfließt. Bei einem Ereigniß, groß oder klein, kommt es vor Allem darauf an, daß es wahr ist; bei einem Erlebniß, wo die Thorheiten, die Irrthümer, die Schmerzen des Menschen ihr freies, und doch von ewigen Gesetzen geregeltes Spiel treiben, ist materielle Wahrheit ein sehr zweideutiges Verdienst; ich bin aber zu gewissenhaft, das, was ich erzählen will, für Fiktion auszugeben.

Ich war von der fernen Hochschule in das Haus des guten alten Großoheims zurückgekehrt, der seit zarter Kindheit Vaterstelle an mir vertreten hatte. Ich fand Alles, wie ich es verlassen: den deutschen Ehrenmann mit der altväterischen Hülle und dem jugendlichfrischen Gemüth, die alte haushaltende Mamsell mit dem festgehaltenen Sonnenblick ihrer jungen Tage, dem Einzug Marie Antionettes in Straßburg, mit ihrem Haß gegen Napoleon und die Gigotermel; den Pudel des Oheims, das treue, kluge Thier, und Mademoiselles bald kahlen, plappernden Papagai, keine übeln Repräsentanten der beiderseitigen Nationalität; den lieben Hausrath, ein halb Jahrhundert alt und niemals reformirt, unter dem ich aufgewachsen war, und wovon manches Stück ein Kerbholz meiner kindischen Freuden vorstellte; die Bilder endlich meiner längst verblichenen Väter und Mütter, mit den frohen, lachenden Farben auf Wangen und Gewändern, an deren gutmüthig verfolgenden Blicken ich mich von jeher ergötzt.

Ich gestehe es, von dieser meiner Erziehung klebt mir eine Vorliebe an für die Art und Weise der guten alten Zeit, in deren Atmosphäre ich groß geworden. Jetzt noch, mehr aber noch damals, erschienen mir jene seltsam gewundenen, blätterreichen, mit Umschweif und doch zwanglos sich aufbauenden Möbeln als still thätige Organismen, ja manche gewannen eigentliches Leben, als Wesen, die etwas thun und treiben: meine Konsolen faßten mit den Beinen die Kugeln, worauf sie standen, wie zierliche Kegelspieler, und die Lehnstühle mit den krummen, auswärts gekehrten Beinen bückten sich dienstfertig, um den Ruhebedürftigen sehnsüchtig zu umfangen; der moderne Hausrath dagegen mit seinen kahlen, geometrischen Linien stellt nur das unmittelbare, armselige,

Digitized by Google

prosaische Bedürfniß vor. Der Rückschritt zu den veralteten Formen, der sich in der neuesten Zeit bemerklich macht, will mir aber deßhalb doch nicht behagen, schon weil er ein selbstbewußter, rein willkührlicher ist, und die auf ähnliche Weise in der weiblichen Kleidung versuchte Rückkehr zu der krausen Pracht unserer Großmütter widert mich schon darum an, weil das entstellende Prinzip, wenn ich so sagen darf, jezt ein ganz anderes und unnatürlicheres ist, und das zerstört, was in meinen Augen die Bilder meiner weiblichen Ascendenz so reizend machte, die Schulterlinie. Während die moderne Tracht die weibliche Büste völlig verzerrt, erschien bei der alten die charakteristische Form des Weibes, die schmale Schulter, eng bekleidet, in ihrem natürlichen, steilen Abfall, und die Hüfte war dabei kaum mehr übertrieben, als jezt auch. Ich stimmte von Herzen in Mamsell Marcellinens Deklamationen wider die weiten Ermel, freilich ohne sie mit ihr für Symbole der um sich greifenden Sittenverderbniß zu erklären, und wenn ich mir damals die Geliebte dachte, die ich noch nicht hatte, so trug sie eine Rose in dem senkrecht von der Stirne aufsteigenden Haare, und Schulter und Arme reizend vom knappen Gewande umschrieben.

Der Großoheim konnte mit mir zufrieden seyn: ich hatte es auf der hohen Schule so weit gebracht, daß ich mit dem geistigen Handwerkszeug meines Faches als Geselle ordentlich hantbieren konnte, ich hatte die Klassiker nicht ganz bei Seite gelegt und Sorge getragen, mit Horaz vertraut zu bleiben, der zum Verkehr mit dem Pflegevater unentbehrlich war; in die Philosophie war ich just so weit eingedrungen, daß ich bei ferneren Schritten unruhig den inhaltschwersten Aufschlüssen entgegensah, und befand mich in der naiven Periode, wo man sich fast den heitern, unbefangenen Genuß der Jugend und des Lebens zu verkürzen fürchtet, wenn man von den in deutscher Philosophie geborgenen Offenbarungen über Gott, Geist und Welt zu schnell den Schleier wegzieht, nicht ahnend, wie wenig man zu solcher Besorgniß Ursache hat. Desto bedenklicher schüttelte Mademoiselle den Kopf; ich fand nicht für nöthig, ihr den fatalen Umstand zu verbergen, daß ich auf der Universität niemals zu einem Tanze gekommen, und nie zu einem Handkusse das Herz fassen können. Ja, weder die Versicherung meines Tanzmeisters, daß ich nicht ungelenker sey als der Mittelschlag meiner Landsleute, noch Marcellinens von Kindesbeinen an gehörten praktischen Vorträge über ungezwungenen Umgang mit Menschen, über Conduite und savoir faire hatten etwas über die mir angeborne Scheu und Blödigkeit vermocht, und ich war noch immer der lächerlich schüchterne Junge, der in einem neuen Kleide verlegener aussah, als ein Mädchen in einem zerrissenen, und vor der Thüre, die sich auf das erste Pochen nicht öffnete, umkehrte, seoh, den schweren Auftrag, sich nach dem Befinden der Tante zu erkundigen, wenigstens verschieden zu können. Ich brauche, kaum zu sagen, daß dieser radikale Mangel an Zuversicht mich bisher von jedem zarteren Verhältniß zum weiblichen Geschlecht streng zurückgehalten hatte.

Man berieth sich in der Familie über meine nächste Zukunft; daß ich reisen müsse, darüber waren Vettern und Freunde einig, aber man stritt sich über das Land und den Ort, der mich am ersprießlichsten aus den bisherigen beschränkten Verhältnissen in die große Welt überleiten möchte. Der eine pries Berlin als den Stapelplatz moderner übersinnlicher Güter, wo man am schnellsten und sichersten auf den Höhepunkt des deutschen Geistes in Kunst und Wissenschaft gehoben werde; ein anderer rieth, mit dem Sinnlichen anzufangen, mit der äußern Sitte und der behaglichen Sicherheit des Anstands, die nur in Wien in erwünschter Weise zu erwerben seyen; der Marquis, der französische Geschäftsträger an unserem Hof, der als alter Bekannter des Großoheims und Hausfreund häufig diesen Berathungen beiwohnte, stimmte natürlich unbedingt für Paris, und der Großoheim, dem die Entscheidung zustand, pflichtete ihm zu meiner Verwunderung bei, was ein seltener Fall war.

(Die Fortsezung folgt.)

Von der allmählichen Erhebung des Landes in gewissen Theilen von Schweden.

(Beschluß.)

Ob in Norwegen auch Land empor gehoben wird, müssen künftige Untersuchungen lehren. Fossile Meeresmuscheln von neuen Arten sind an im Innern liegenden Punkten, bei Drontheim gefunden worden; allein Everest, der Norwegen vor mehreren Jahren bereiste, sagt, die kleine Insel Munkholm, ein isolirter Felsen im Hafen von Drontheim, gewähre die feste Ueberzeugung, daß das Land in jener Gegend in den lezten acht Jahrhunderten unbeweglich geblieben sey. Die Odeefläche der Insel ist nicht größer, als die eines kleinen Dorfs, und ihr höchster Punkt ist durch eine amtliche Messung zu drei-und-zwanzig Fuß über dem Mittel zwischen der schwächsten und der Springfluth bestimmt worden. Auf dieser Insel wurde nun im Jahre 1028 von Kanut dem Großen ein Kloster gegründet, und drei-und-dreißig Jahr vorher wurde sie als ein Richtplatz benuzt. Nach dem angenommenen mittleren Verhältniß der Hebung Schwedens (ohngefähr vierzig Zoll in einem Jahrhundert), müßten wir annehmen, daß die Insel zur Zeit der

Digitized by Google

Erhebung des Klostees drei Fuß und acht Zoll untee dem hohen Wasser gelegen habe.

Jedoch wissen wir weder, ob die Bewegung stets in demselben Verhältniß fortschreitet, noch ob sie in einer Richtung gleichförmig gewesen ist. Das Niveau des Landes konnte schwanken, und Jahrhundeete hindurch mochte eine Senkung und dann eine Wiederempoehebung deeselben Gegend stattfinden. Diese Idee ist nach den Beobachtungen der Dänen Graah und Pingel, die in den Jahren 1830—32 Grönland besuchten, sehr wahrscheinlich. Sie haben sich nämlich überzeugt, daß ein Theil der geönländischen Küste während der lezten vier Jahrhundeete gesunken ist, und zwar durch einen Raum, der eine Längenerstreckung von vierhundeet geographischen Meilen hat. In Folge diesee Senkung stehen die Wohnungen der Esquimaux und der frühern dänischen Kolonisten jezt zur Fluthzeit untee Wassee.

Einige Erscheinungen in der Nachbarschaft von Stockholm scheinen nue unter der Annahme erklärlich, daß der Boden der Gegend, seitdem er von Menschen bewohnt wird, wechselsweise gestiegen und gesunken ist. Als man im Jahr 1819 zu Südertelge, ohngefähr 5½ Meile südlich von Stockholm, einen Kanal zur Verbindung des Mälaesees mit dem baltischen Meere grub, wurden Meeresschichten mit fossilen Muscheln von baltischen Arten durchsunken. In einer Tiefe van ohngefähr sechzig Fuß kam man auf einen Gegenstand, der eine begrabene Fischeehütte zu seyn schien. Sie bestand aus Holz und befand sich im zersezten Zustande, so daß sie an der Luft bald zerfiel. Der unterste Theil aber, der mit dem Meere in gleichem Niveau gestanden hatte, war besser erhalten. Auf dem Boden der Hütte befand sich ein Feuerherd, bestehend aus einem Ring von Steinen, in welchem Asche und verkohltes Holz vorhanden war. Außerhalb lagen Späne von einer Fichte noch mit den Nadeln, wie mit einer Art abgehauen. Es scheint ganz unmöglich, die Lage dieser begrabenen Hütte anders als unter der Annahme zu erklären, daß, wie bei dem Seeapistempel zu Puzzuoli bei Neapel, zuerst eine Senkung von mehr als sechzig Fuß, und dann eine Wiederempoehebung statt gefunden habe.* Während der Periode dee Senkung muß die Hütte mit Sand und Muscheimergel, unter denen auch einige Schiffe von antiker Form und mit hölzernen Nägelu gefunden wurden, bedeckt woeden seyn.

Die wahrscheinliche Ursache dieser Bewegungen, sowohl der Hebung als Senkung, zu erörtern, würde hier zu weit führen. Wir bemerken nue, daß die Hebung Skandinaviens ganz natürlich als eine ganz einzige und kaum glaubhafte Erscheinung angesehen worden ist, weil kein Land der Erde, innerhalb der Grenzen der Geschichee, freier von heftigen Erdbeben gewesen ist. Auch sind die Wiekungen der Erdbeben und der Vulkane unterbrochen und nicht dauernd und unmerklich, wie die Hebung Skandinaviens, die wir in dem Odigen unwiderlegbar bewiesen haben. Die Grundfesten des Theils van Schweden, welcher eine Hebung erleidet, müssen bedeutend verändert werden. Wir mögen diese nun der Ausdehnung festee Materie durch stets zunehmende Hitze, oder dem Flüssigwerden von Gesteinen, oder der Krystallisirung einer dichten Flüssigkeit, oder der Anhäufung eingesperrtee Gase zuschreiben, wir mögen Folgeeungen machen, welche wir wollen, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß in irgend einer unbekannten Tiefe die Struktur des Erdkörpers fortwäheend verändert wird, und zwar innerhalb dee Grenzen eines Raums, der mehe als tausend Meilen lang und mehrere hundert Meilen breit ist.

Haetmann.

* Wegen einer genauern Beschreibung dieses merkwürdigen Ereignisses, verdeutlicht durch Abbildungen, verweise ich auf Lyells Geologie, meine Uebersetzung. Bd. I. S. 589. ꝛc.
Hartmann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Angely.

Der Theaterdichter Louis Angely starb hier in der Blüthe seiner Jahre. Wer ihn noch wenige Tage vor seinem raschen Krankenlager in seiner Regsamkeit und Thätigkeit gesehen, hätte jeden andern Einfall eher von ihm erwartet, als den, zu sterben. Ein Perpetuum Mobile schien in der kleinen Gestalt verkörpert, eine fortarbeitende Maschine, in eigenen und fremden Angelegenheiten, die stündlich einige Schlacken von dem verarbeiteten Aerger auswerfen mußte, um wohl zu seyn. Charaktere dieser Art pflegen sich nur dann aufzuzehren, wenn ihnen die Ventile verschlossen werden, und Erz und Schlacken zugleich sich im Innern zerarbeiten. Dem Verstorbenen war allerdings mit dem Verschluß des Königsstädtischen Theaters für ihn, als Schauspieler und Regisseur, eine Hauptlebensader abgeschnitten, so daß er nicht mehr schaffen, ordnen, hantieren, sich abärgern und austoben konnte. Das Schaffen allein als Dichter war zu wenig für seinen Organismus. Später suchte er einige Erholung in der Regie des Privattheaters Urania, denn die Breiter blieben, trotz seiner anderweitigen vortheilhaften Beschäftigung, sein Element; und hier, ohne andern Eigennutz, als den, in jedem Zoll sich und seine Thätigkeit repräsentirt zu sehen, arbeitete er mit rastlosem Fleiße. Allein auch diese Rennbahn wurde vor Kurzem dem Unermüdlichen abgesperrt, und diese Zurücksetzung mag ihn nicht wenig verdrossen haben. Angely war jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung; seine schlimmen Seiten wogen sich ab mit seinen guten. Daß jene mehr bekannt, und diese zu gering angeschlagen wurden, daran war er selbst schuld. Was er auf dem deutschen Theater verdorben hat, ist oft besprochen. Vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, hat er gewiß weniger geschadet, als minder angefochtene, glänzendere Talente. Ein solches indeß war er; mit bloßer Fabrikfertigkeit wäre es ihm denn doch nicht gelungen, seine Bearbeitungen aus dem Französischen

auf allen deutschen Bühnen einzudrängern. Leider wurde nur, was gut als Lückenbüßer gewesen, oft zur Hauptsache. Derselbe Fehler stellte sich in seiner Persönlichkeit dar. Er war ein guter Schauspieler und ein trefflicher Regisseur, überall, wo er wirkte, fehlte indeß unglücklicherweise die richtig abwägende Obergewalt, welche seinem ungebundenen Thätigkeitstriebe den Dämmen aufsetzte und sprach: bis hieher und nicht weiter. Elastisch schnellte dieser auf, damit schwoll der Dünkel, und er hielt sich und agirte so lange als unentbehrlich, bis er den Andern unausstehlich wurde, und man mit dem lästigen auch den nützlichen Mann beseitigte. Bildung, Verstand und Einsicht sind ihm nicht abzusprechen; aber ihm ging die Humanität ab, welche auch die Rechte Anderer freiwillig anerkennt. Mit dem, an körperlichen Gebrechen leidenden Männern eigenen Argwohn stand er gegen Alle immer auf den Hinterfüßen, und glaubte nur heiligerando sich Geltung zu verschaffen. Dies Wesen konnte ihm nirgends Freunde erwerben; auch seine trefflichen Eigenschaften wurden daher leicht übersehen, oder in lächerliches Licht gestellt. Als Schauspieler war sein Unglück, daß er wußte, wie klein er von Gestalt war; diesen Mangel suchte er daher durch Outriren zu heben, und wurde deßhalb jedem Publicum sehr bald zur Last, denn nicht Alle erkannten die erworbene Fertigkeit an, mit der Angely in jedem Rollenfache Schwierigkeiten überwand, an denen glückliche Talente oft scheitern. „Schlimmer war sein unüberwindlicher Drang, als Regisseur sich alle bedeutendern Rollen anzueignen, etwas, was ihn mit seinen Mitschauspielern überall verfeindete. Dies war für die Theater um so mehr zu bedauern als selten ein so routinirter, kenntnißreicher und dabei übereifriger Geschäftsmann in Einer Person sich findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, November.

(Beschluß.)

Herr Marr auf dem hiesigen Theater.

Dem. Stubenrauch war eine echte Repräsentantin der königlichen Tugendheldin. Wir wüßten durchaus nichts an dieser Darstellung zu tadeln. Als einen Beweis, wie sehr man durch das jetzt so selten werdende stumme Spiel wirken könne, führen wir den Moment nach dem Bekenntnisse der Eboli an. Das war Hoheit, hohe Majestät des Weibes! Herr Wallbach, der den Posa gab, ist kein Redner. Mit dem verständigen Sprechen ist es hier wieder nicht abgemacht. Ein Philipp will nicht überführt, er muß hingerissen werden, und was das Schlimmste ist, das Publikum will es mit seyn. Posa muß in der ersten Scene vor Philipp wie ein Gott dastehen, und von Allen, die ihn hören, geliebt werden, oder dem Dichter ist das Glänzendste in seinem Werke verdorben. Emil Deorient gelang dies zum Theil, mehr, ja ganz vollkommen in früherer Zeit Anschütz, der vielleicht der herrlichste Redner unserer Bühne ist. In den andern Scenen konnte man mit Herrn Wallbach zufriedener seyn, wenn man sich darüber zufrieden gab, dieses große Ideal schwärmerischer Freundschaft in seine etwas gezwängten Formen, worin sich nur wenig von Begeisterung spüren läßt, hineingebannt zu sehen. Herrn Wallbachs Gesicht selbst, obgleich die Züge desselben angenehm sind, eignet sich nicht für Posa's Charakter. Wenn er spricht, und namentlich, wenn er in Feuer geräth, ist er nicht im Stande, seinen Zügen zu gebieten. Die ruhige letzte Scene mit der Königin war die beste des Ganzen. Die Darstellerin der Eboli, eine Dem. Schneider, die erst seit Kurzem an unserer Bühne ist, hat durchaus keine Befähigung zu dergleichen Aufgaben. Die Fürstin Eboli ist keine Coquette, die sich dem Prinzen so an den Hals wirft. Es macht vielleicht dem jungen Mädchen Ehre, daß sie den Charaktee ganz vergriff. Ihrem Talente können wir kein Kompliment darüber machen. Auch hat sie noch mit der Sprache zu kämpfen, und diesen Fehler sollte sie sobald als möglich abzulegen suchen. Ihr Organ ist volltönend, aber spröde, die Uebergänge wollen geübt seyn, es leidet noch an zu großer Einförmigkeit. Die Aussprache ist jedoch das Mangelhafteste. Zaichen für Zeugen, B'rihns für Prinz und Aehnliches wurde deutlich vernommen. Herr Häser als Alba und Herr Pauli als Lerma waren gleichfalls nicht an ihrem Platze. Herr Häser würde den alten Lerma, diesen schönen, menschlichen Greis, Karlos väterlichen Freund, trefflich gegeben haben. Für den Alba hätte Herr Maurer eintreten sollen.

Don Karlos, Infant von Spanien! dieses geliebte Gedicht unsers geliebtesten Nationaldichters, dem in diesem Augenblicke ein Denkmal errichtet werden soll in der Stadt, die sich die Ehre nicht nehmen läßt, ihm die erste Bildung gespendet zu haben! Alle Gefühle sind jetzt aufgeregt für den edeln Sänger, sein Name tönt von allen Lippen, in allen Ländern, ja selbst in fernen Zonen. Es mußte auf den ersten Blick befremden, daß nur so wenig Leute sich zu dem Feste im Hoftheater eingefunden hatten, denn die Aufführung des Don Karlos sollte stets wie ein Fest betrachtet werden. Man konnte irre werden für einen Augenblick an dem Geschmack, der hier herrscht, aber der Erfolg der Vorstellung löste das Räthsel vollständig. Vor mir saß eine junge Dame, die sich oft unwillig von der Bühne wegwendete und bitter lächelte. „Man kennt seinen Schiller auswendig, drum sich das Alles so schön, und muß nun das dafür hinnehmen!“ schien sie sagen zu wollen. Eine andere Dame, eine Ausländerin, saß mit dem Buche neben mir, um nachzulesen, und versicherte, sich nicht zurechtfinden zu können, weil die Eboli Alles auslasse. Es waren ihr viele der schönsten Stellen gestrichen, die durch die Art, wie Darstellerinnen dieser Rolle sie gesprochen, zu einem hohen Grade von Berühmtheit gelangten, und die man daher nur ungern vermißt. Alles dies ist wohl geeignet, zu ernsten Betrachtungen aufzufordern, die ich hier jedoch unterdrücken will. Nur so viel muß ich noch hinzufügen, daß ich nicht im Stande bin, bei solchen Veranlassungen mit der frivolen Nonchalance zu berichten, wie heute gewöhnlich über das Theater berichtet wird. Aus der Bekanntschaft, womit ich das undankbare Feld der Theaterkritik bebaue, möge man wenigstens meinen regen Eifer für die dramatische Kunst entnehmen, den ich — selbst wo ich tadeln muß — jedem wacker Strebenden aus vollem Herzen zuwende. Wenn auch meine Ansichten nicht jedem Geadelten einleuchten möchten, so hoffe ich doch, aus dieser Rücksicht Anerkennung zu finden.

Wenn nun zum Schlusse noch eine Bemerkung gestattet wäre, so möge sie dem Künstlerverein des Herrn Marr gelten, der unter den obwaltenden Verhältnissen einen Antheil erregte, wie ihn nur ein begabter Darsteller zu erringen vermag, der zugleich den jetzt unerläßlichen Grad von Bildung und Geschmack besitzt, um davon das gehörige Maß seinen Schöpfungen beizumischen. Er wurde wohlwollend aufgenommen und mit Beifall entlassen; um eine dauerhafte, allgemeine Sensation zu erregen, hätte es einer durchaus andern Konstellation für ihn bedurft.

August Lewald.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. December 1835.

— Und er lernete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre.

Matthäus.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Ich muß meinen heutigen naturwissenschaftlichen Bericht schon wieder mit dem Halley'schen Kometen eröffnen, da derselbe fortfährt, alle Augen auf sich zu ziehen. Gleichwohl verdient er diese Aufmerksamkeit mehr nur durch die Genauigkeit, mit welcher er die berechnete Bahn verfolgt, als durch den Glanz, den er dabei entwickelt: denn bis jezt entspricht sein Schweif dem früheren Rufe und den Erwartungen keineswegs, und meine diesfalsige, auf Vermuthungen über die physische Natur dieser Himmelskörper gestüzte Vorhersagung hat sich vollkommen bestätigt. Ich werde unten darauf zurückkommen. Die sorgfältigsten, über den bisherigen Verlauf der Erscheinung gemachten Beobachtungen (besonders zu Dessau und Königsberg in Preußen) lassen sich folgendergestalt zusammenfassen.

Im September erschien der Komet bei dreißigmaliger Vergrößerung eines guten Frauenhofer als ein fast runder Lichtnebel, der, etwas außerhalb seiner Mitte, nach der der Sonne zugekehrten Seite einen fixsternähnlichen Punkt mit flimmerndem Lichte zeigte. Dieser Lichtpunkt blieb bis zum 29sten, bei angebrachter stärkerer Vergrößerung des Fernrohrs, sichtbar, und es trat im Ansehen des Kometen überhaupt keine weitere wesentliche Veränderung ein, als daß er nun an Größe und Deutlichkeit zunahm, und daß seine ovaler werdende Gestalt auf Bildung eines, wie gewöhnlich von der Sonne abgekehrten * Schweifs schließen ließ. Am 2ten Oktober ward der Komet, des Mondscheins ohnerachtet, scharfsichtigen Personen mit unbewaffnetem Auge sichtbar; dreißigmalige Vergrößerung zeigte ihn als eine ziemlich scharf begrenzte, hell glänzende planetaeische Scheibe mit schwacher Lichthülle, welche Scheibe sich aber bei weiterer Vergrößerung in stark verdichteten Lichtnebel auflöste, in dessen Mitte das oben erwähnte Lichtpünktchen immer zu erkennen blieb. Am 5ten Oktober endlich ward eine deutliche Spur des Schweifes erkannt, und in der Mitte des Kopfes zeigte sich fortwährend der fixsternähnliche

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 224 u. ff. unserer Blätter.

* Der Kometenschweif ist stets von der Sonne abgekehrt; er folgt dem Kopfe nach, wenn der Komet zur Sonne geht, und geht voran, wenn der Komet zurück kömmt. Die Gründe dieser eigenthümlichen Erscheinung sind noch nicht vollkommen aufgeklärt. Vergl. Piazzis merkwürdige Schrift: Della cometa dell' anno 1811. R.

Digitized by Google

Punkt. Am 7ten Oktober, bald nach Mitternacht, erschien der Komet sehr glänzend; das Daseyn jenes Lichtpünktchens fing an, ungewiß zu werden. Zum rrsten Male zeigte die Lichthülle heut ungleichr Helligkeit, indem sich vom Mittelpunktr des Kopfes aus ein fächerförmiges, stärkeres Licht nach der Sonne zu erstreckte; rs hattr den Anschein, als besäße der Komet, außer dem gewöhnlichen, von der Sonne abgewendeten Hauptschweif noch einen zweiten kürzeren, der Sonne zugewendeten Nebenschweif. Beide Schweife traten am 10ten Oktober deutlicher hervor. Der Mittelpunkt des Kopfes zeigtr keinen Kern, sondern nur einen sich plötzlich verdichtenden Lichtnebel von flimmerndem Glanze. Am 19ten Oktober war der Komet der Erde bei seinem diesmaligen Umlaufe am nächsten gekommen; * seinr damalige Entfernung von ihr betrug wenig über drei Millionen Meilen. Sodann entfernte er sich von uns, um dem Punkte seiner Sonnennähe zuzueilen, durch welchen rr, nach der Rechnung des Professors Rosenberger zu Halle, am 13ten November, nach den Angaben unseres Bessel zu Königsberg in Preußen aber erst zwischen dem 14ten und 15ten November geht. Alsdann wird er uns für einige Zeit im Glanze der Sonnenstrahlen unsichtbar, und rrst nach seinem Wiederaustritte aus denselben werden wir wieder über ihn referiren können.

Uebrigens gebührt die Ehre der diesmaligen eersten Auffindung dieses Kometen, was wir in unserm vorigen Berichte noch in einigem Zweifel ließen, wirklich italienischen Astronomen an. Allen bisher eingegangenen Nachrichten zufolge hat ihn von den deutschen Astronomen Niemand vor der Nacht vom 21sten auf den 22sten August erblickt; dir damalige Mondstellung war Ursache, daß er nur in den ersten Tagen des August, oder im lezten Drittel dieses Monats gesehen weeden konnte. Die in unserm vorigen Berichtr gegebenr Nachricht, daß er bereits am 5ten August zu Rom beobachtet worden sey, mußte aber um so auffallender rrscheinen, als er damals noch gegen zwölf Millionen Meilen von der Erde stand, und am 22sten August, wo seine Entfernung doch bedeutend abgenommen hattr, auf den deutschen Sternwaeten nur mit den stärksten Instrumenten gefunden wurde, daher man auch schon glaubte, dir Sache aus einer Verwechslung mit dem bekannten schönen Nebelfleck bei ζ im Stier erklären zu müssen. Allein einr nähere Prüfung zeigt, daß die von den Astronomen des Collegio Romano bekannt gemachte Position mit den nun vorliegenden genauen Beobachtungen vollkommen übereinstimmt, und man also den Kometen wirklich bereits am 5ten August zu Rom gesehen hat, wobei noch ausdrücklich bemerkt werden muß, daß in der römischen Nachricht des oben angeführten Nebelflecks besondere Erwähnung geschieht. Dir Ursache dieser früheren Auffindung in Italien mag in dem bei weitem reineren dortigen Himmel, * oder vielleicht auch in einer andern Zufälligkeit liegen. Wir verdanken diese Berichtigung dem Wiener Astronomen Littrow, welcher sich um unsern Kometen schon außerdem durch eigene Schriften ein Verdienst erworben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Andere Astronomen, z. B. der verdienstvolle Boguslawski in Breslau, lassen den Kometen seine größte Erdnähe schon am 12ten Oktober erreichen. Ein Tag Differenz in Annahme des Durchgangs durch's Perihel macht dabei schon viel aus. N.

* Wahrscheinlich ist dies der Grund, denn, wie wir eben erfahren, ist der Komet auch mit bloßen Augen zuerst in Italien, nämlich zu Florenz in der Nacht auf den 19ten September wahrgenommen worden. Professor Gruithuisen zu München, welcher eine große Gesichtsschärfe besitzt, will ihn am 21sten September mit bloßen Augen wahrgenommen haben; in Breslau ward er so am 27sten September Abends gesehen. N.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Franzosr war der Gegensatz meines ehrwürdigen Pflegevaters, aber wohl eben darum hatten diese widerstreitenden Pole einander angezogen. Lezterer hatte in einer wechselvollen Zeit nie verlernt, den höhern Zusammenhang der Dinge festzuhalten und ein Ereigniß, auch wenn es seine Gefühle und Interessen verlezte, in Selbstverleugnung zu achten. Durch den Untergang des deutschen Reichs war er schon in höherem Alter als Geschäftsmann um den größten Theil seiner Staatsweisheit gekommen: war ihm doch sein Horaz geblieben und sein Glaube an Gott und das Loos der Menschheit. Der kleine Zopf am kahlen Haupte wies rückwärts in die Zeit, die, unvergessen, aber unbedauert, hinter ihm lag, und das seelenvolle Auge blickte vorwärts, oft lächelnd zwar, aber mit dem Lächeln freundlicher Jugenderinnerung auf die Bestrebungen des jungen Geschlechts, sich eine neue Gegenwart und Zukunft zu bauen. Der Marquis, in der äußern Erscheinung durchaus modern, obgleich auch schon bei Jahren, hatte sich wohl, nach der bekannten Zähigkeit seiner Nation, noch mehr Jugendfeuer bewahrt, aber in ganz verschiedener Weise: dir Betrachtung, daß der Strom der Zeit, trotz aller Dämmungsoersuche, in seinem Vaterland wir überall, eigensinnig einr Richtung verfolge, wobei am Ende die von seiner Partei gleich eigensinnig behauptete Stellung überflügelt weeden müsse, hatte ihm nicht dir heitere Ruhe der Entsagung, sondern die gewitterdumpfe des Aergers gegeben, aus der aber nur gelegentlich die Blitze der Ungeduld brachen, während rr gewöhnlich das kühle Feuer des Geistes, wir rs dem Franzosrn, und besonders

dem bejahrten Franzosen zukommt, an der Oberfläche spielen ließ. Er war besonnen genug, das, was die neue Zeit Gutes und Vernünftiges gebracht, nicht zu verkennen, nur sollte es mit seinem Stolz und seinen Vorurtheilen sich vertragen. Es war oft, als ließe er eine göttliche Weltregierung nur deßhalb gelten, weil Karl X. einmal König von Gottes Gnaden war, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie seltsam die fatalistischen Grundsätze, die er im Geiste der in seiner Jugend erhaltenen Weltansicht äußerte, seinem Thun und seinen Wünschen widersprachen. Er war nie in Napoleons Diensten und seit der Restauration beständig auf Gesandtschaftsposten gewesen; er besaß durch seine deutsche Gemahlin ein bedeutendes Vermögen, das kürzlich durch die Entschädigung der Ausgewanderten noch vergrößert worden war, und schickte sich eben an, das ihm wieder Zugefallene selbst in Besitz und Augenschein zu nehmen.

Mein Pflegevater hatte, wie gesagt, den Machtspruch gethan: „Friedrich soll nach Paris; er soll gleich in medias res des menschlichen Regens und Bewegens. Wozu sich in Berlin den Kopf und in Wien den Magen verderben? wozu hier und dort Vorurtheile einkaufen, um sie hinterher mit Schaden loszuwerden? Ich bin von jeher der Meinung gewesen, es sey für einen jungen Mann nicht gut, wenn er den Punkten, wo deutsche Bildung in irgend einer Beziehung extrem geworden ist, zu schnell nahe tritt. Wird doch der Deutsche überall in Deutschland geboren; nirgends bei uns ist der Geist so hervorragend über den anderer Orte, nirgends ist das Leben so fein oder so dramatisch bewegt, daß sich nicht in jedem Winkel Germanien divinniren oder zum wenigsten begreifen ließe; es gibt keinen Fleck, wo es par préférence deutsch zugeht, wo das Deutschthum in seiner Gesammtheit à la hauteur du siècle ist, keinen Ort, wo sich im ganzen Umfang und aus erster Hand das lernen ließe, was Friederich vor allen Dingen lernen soll: die Quintessenz altrömischer Weisheit, nil admirari. Und das heißt nicht etwa, nichts bewundern, sondern im Gegentheil, sich über nichts wundern; zu Ersterem gelangt man nur, wenn man über Letzteres weg ist; erst dann kann man bewundern, wenn man aufgehört hat, sich zu wundern.“ — „Nun,“ fiel der Marquis ein, indem er die Zeitung, in der er eben las, kräftig niederlegte, „über Eines möchte er sich doch, gleich jedem vernünftigen Menschen, fortwährend verwundern, und wäre er jahrelang in Paris: wie man sich vom Komité directeur offen mag Trotz bieten, wie man von einer Handvoll wortklauberischer Rebellen die Grundpfeiler aller Regierung ruhig mag untergraben lassen.“ — „Lieber Freund,“ erwiderte der Alte, „damit möchte es bald zum Ende kommen, so oder so, und die Bourbonen sind unglückliche Spieler, um nicht zu sagen schlechte. — Doch Paris bleibt derselbe Ort für den jungen Mann, ob die Staatsmaschine durch Kabinetsbefehle, oder durch die schwankende Kraft einer sogenannten freien Verfassung in Bewegung gesetzt wird: es ist die Bühne, wo er den menschlichen Geist nach allen seinen Richtungen in der angestrengtesten, raffinirtesten Thätigkeit erblickt, wo in Allem, in bildender und dramatischer Kunst, in Staatsweisheit und — Staatsstreichen, in Tracht und Lebensbequemlichkeit Wunder geschaffen, und sogleich wieder durch die willkührliche und unwillkührliche Parodie des zersetzenden Spottes und der übertreibenden Thorheit neutralisirt werden; dort soll er Kunstreiter, Schauspieler, Sängerinnen, Literatoren und Volksredner auf der höchsten Stufe der Virtuosität erst bewundern, und dann auspfeifen hören; er soll seine Seele heilen von der Bewunderungssucht, auf daß er einst, liebe er nun hier oder anderswo im Vaterland, dem unliebenswürdigsten Laster, deutscher Geckenhaftigkeit, entrinne und nicht sein Herz an eine reisende Primadonna verliere; er soll betrachten, meinetwegen auch lernen, wie man in feiner Welt die Worte und die Fußspitzen setzt, Geist hat und die Hand küßt, aber auch, wie man es in höherer Potenz anders machen und Manches gar bleiben lassen kann. Omnis Aristippum decuit color et status et res. — Vorzüglich aber ist für so ein deutsches, scheues, in sich zurückgezogenes Gemüth solch ein Sturzbad in den brausenden Wogen einer fremden Kultur ein treffliches Heilmittel, und es ist recht erwünscht, wenn der junge Deutsche, während er sich in dem großen Karneval, das in Paris durch das ganze Jahr geht, die Verwunderung abgewöhnt, allgemach dazu kommt, auch seine eigene Maske nicht mehr zu bewundern. Der deutsche Jüngling hat meistens einen bedeutenden Respekt vor dem Geistesadel seines Volks, leider thut er später selten Schritte, ihn von der Welt anerkennen zu lassen.“ — „Meinen Sie nicht,“ fragte der Marquis, „daß die sogenannte deutsche Tiefe, von der man in neuerer Zeit so viel hört, nicht viel weiter ist als ein optischer Betrug, der für Fremde und Einheimische aus jener dem Deutschen eigenthümlichen Zurückhaltung entsteht? Ich wenigstens gestehe, daß ich nie begreifen konnte, was man damit meint, so wenig als mit der sogenannten französischen Oberflächlichkeit, von der man in Ihrer Literatur zum Ekel lesen muß.“ — „Sie wären wohl zufrieden,“ erwiderte mein Oheim lächelnd, „wenn ich die französische Oberflächlichkeit nach demselben Prinzip erklärte, wie Sie die deutsche Tiefe, wenn ich sagte, der Franzose erscheine nur darum oberflächlich, weil er in Allem zu rasch vorwärts sey, wegen seiner forwardness, welches englische Wort die Sache am besten zu erschöpfen scheint?“ — „A la bonne heure!“ rief der Marquis, „forward, vorwärts, en avant!“

Digitized by Google

„Ces fons sont pleins d'honneur,
Ainsi qu'au bal ils vont tous aux batailles!“

— „Ich wünschte nur,“ äußerte der Oheim kopfschüttelnd, „Ihr Peitgnac und seine Genossen möchten im Rückwärtsgehen nicht so stark vorwärts seyn. Ich fürchte —“ — „Lassen wir das!“ sagte der Marquis, die Dose zuklopfend und mit jenem Lächeln, das Alles und nichts bedeutet; „Dieu protége la France!“ war der Wahlspruch — des Andern, und hierin hatte er einmal Recht. Doch Sie haben ein Hauptbildungsmittel zu berühren vergessen — die Frauen, die französischen Frauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Angely. Sturm im Theater.

Es möchte kein noch so kleiner Ort in Deutschland aufzufinden seyn, der Angely nicht als Dichter kennte. Schneller als Kotzebue spritzte er seine kleinen Stücke aus der Feder, und sie tropften und drangen dahin, wo mächtigern für immer der Zugang versperrt seyn wird. Wäre ein schlimmes Prinzip in ihm gewesen, hätte er verderblich wirken mögen, aber sie sind fast alle unschuldig, und das ist kein geringes Lob in diesem Augenblick. Sein Fest der Handwerker hat unbestreitbare Verdienste, und wird Angely's Namen auf den deutschen Theatern erhalten, denn es gehört zu den glücklichen Genrestücken, welche zu allen Zeiten neue Kleider anziehen können. Von dem französischen Ursprunge ist, wie es jetzt auftritt, wenig geblieben. Kurz vor seinem Tode reussirte er noch mit mehreren kleinen Piecen. Seine Eigenschaften als Mensch lassen sich nicht leicht von denen trennen, die wir an ihm, als öffentlichem Charakter, andeuteten. Als Familienvater schaffte und arbeitete er rastlos für die Seinen. Gar großen Verdruß verursachte ihm daher der Unfug des sogenannten Manuskriptendiebstahls, der an keinem Autor in solcher Fülle geübt wurde, als an Angely. Thätig wirkte er daher mit an der von den deutschen Dichtern beabsichtigten Petition an den Bundestag zur Feststellung und Sicherung ihrer Rechte. Den Erfolg sollte er nicht erleben. Dies Schicksal wird er noch mit Vielen theilen, die davon etwas hoffen.

Wenige Tage, nachdem seine Hülle auf dem hiesigen französischen Kirchhof zur Ruhe bestattet worden, ereignete sich auf dem Königsstädtischen Theater ein Vorfall, der den Verstorbenen, wenn er ihm noch erlebt, nicht in Ruhe gelassen hätte; denn das gesammte Publikum, so wenig es sich in diesem Augenblicke um das Theater bekümmert, ist noch heute, nach Ablauf einer Woche, deßhalb in Aufregung. Trotz dieser Aufregung und eines unkanischen Ausbruchs des allgemeinen Unwillens, beweist dieser Vorfall die ungemeine Langmuth und Loyalität desselben. Es wurde von einem ungenannten Verfasser ein Stück gegeben, dessen Namen ich in der That vergessen habe, dem Stücke selbst kann übrigens auch nichts Besseres widerfahren, als daß man es vergißt. Es war schon die erste Probe der Langmuth, daß man den Schluß abwartete, um seine Mißbilligung auszudrücken. Diese war denn allgemein, nichts Forcirtes, sondern wie ein überfülltes Gefäß abfließt, machte sich der sehr gesetzmäßige Unwille Luft. Der Inhaber des Theaters, welchem gewisse frühere Vorfälle — so wenigstens können es seine Freunde nur erklären — den seltsamen Wahn eingehaucht, er dürfe dem Publikum befehlen, was ihm gefallen und nicht gefallen solle, und der es sich gewissermaßen zum Geschäft macht, den um ihn Sitzenden den Grad des Beifalls zu diktiren, nahm dies übel, und fuhr einen jungen Mann im ersten Logenrang, der nicht weniger indignirt war, als die Andern, heftig an, ja er vergaß sich so weit, die Polizei an ihm spielen zu wollen, und machte den Versuch, ihn eigenhändig hinauszuweisen. Diese amerikanische oder türkische Handhabung der Sicherheitspflege war indessen auch unserm Publikum zu viel. Nicht der junge Mann, sondern der Direktor wurde unisono hinausgewiesen. Der allgemeine Unwille begnügte sich indessen damit nicht, sondern forderte den Beleidiger am ganzen Publikum abermals vor die Schranken, damit er förmlich und öffentlich Abbitte thue. Ueber eine Stunde währte ein Tumult, wie er in den Annalen der Berliner Theatergeschichte unerhört ist, und der nicht von der Galerie und dem Parterre, sondern von den Rangslogen, besetzt mit den Notabilitäten der Residenz, ausging. Vielleicht hat sich, seit Berlin steht, die öffentliche Stimme nicht so einstimmig und deutlich ausgedrückt. Erst nach einem Interregnum von anderthalb Stunden erschien der Beleidiger in Begleitung der Polizei auf den Brettern, verharrte aber in seinem seltsamen Wahne dergestalt, daß er auch jetzt, statt der geforderten Abbitte, nur erklärte, daß er vorhin im Interesse des Publikums gehandelt habe. Ein Publikum von südlicherm Blute würde nach dieser neuen Beleidigung schwerlich einen Stein auf dem andern, wenigstens keine Bank ganz gelassen haben; indessen bedurfte es nur die Erscheinung des Herrn Polizeipräsidenten Gerlach, und einiger Worte der Beruhigung und Zusicherung desselben, um den Sturm zu beschwichtigen. Derselbe, in der Mitte der großen Versammlung auf einen Sitz tretend, erklärte nämlich, daß er es übernehme, die Sache zu untersuchen, und wenn die Beleidigung dargethan sey, verpfände er sein Wort, daß der Schuldige seiner gesetzlichen Strafe nicht entgehen solle. Ein allgemeiner Jubelruf für den Mann, der mit offiziellem Rechte und doch so human seine Polizeibefugniß ausübte, beschloß den Auftritt, und nach einem stundelangen Erdbeben trat die loyalste Stille und Ruhe ein. Für Auswärtige, die Berlins Verhältnisse nicht kennen, mag der Vorfall vielleicht unbedeutend scheinen; er ist es aber nicht, denn einmal hätte wohl die eine Beleidigung für sich schwerlich einen solchen Sturm hervorgerufen, wenn nicht so Vieles vorangegangen und zur Kenntniß gekommen wäre, was nur ein norddeutsches Publikum eine Weile ruhig verschluckt, und dann gelate sich eine große, respektable Versammlung in einer Richtung energisch und einig, die mit den gewöhnlichen Theaterexplosionen nichts gemein hat. Die Eitelkeit mag zu vielem Ungehörigen verführen, schwer zu begreifen bei einem gewesenen Kaufmanne bleibt indeß der Kitzel, zu seinem eigenen pekuniären Schaden dem Wahne zu huldigen, daß er die polizeiliche Macht besitze, das Publikum zu zwingen, die Waaren gut zu finden, die er ihm vorsetzt. Das Fundament dieses Theaters ist eben die Illusion des Publikums, daß es sich dort frei glaubt, und daher die größere Zuneigung für dieses Secondairtheater. Wird es erst bekannt, daß dies nicht der Fall ist, so möchte sich leicht das Blatt wenden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstbl. Nr. 102 und Intelligenzbl. Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. December 1835.

Der sittliche Glaube, als national, ist im Individuum viel weniger zu erschüttern, als der religiöse, gemein menschliche.

Diderot.

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Das Verhältniß der Geschlechter," fuhr der Marquis fort, „ist in Frankreich ein ganz anderes als hier zu Lande; dort bringt es den Jüngling weit mehr in Berührung mit der Frau, als mit der Jungfrau, hier ist es umgekehrt. Die französische Gesellschaft verdankt ihren eigenthümlichen geistigen Reiz, der in der ganzen Welt in den höhern Zirkeln mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt, selten, ich darf dies ohne Nationaleitelkeit sagen, vollkommen erreicht wird, eben jenem Uebergewicht der verheiratheten Frau über das erst aufblühende Geschlecht. Die Frau steht dem Manne nothwendig selbstständiger, uneigennütziger, möchte ich sagen, gegenüber, als das Mädchen, das noch andere als Seelenreize geltend zu machen hat. Ueber die beiderseitigen Beziehungen in der Gesellschaft breitet sich somit die Sinnlichkeit nur wie ein zarter Duft, der eben jene Koketterie des Geistes erzeugt, an der zwar die Revolution, wie an Allem, Manches verdorben haben mag, die aber sicher noch immer die beste Schule ist — um, mit Ihrer Erlaubniß, Monsieur Frederic — ex ligno Mercurium zu machen. Jene Koketterie haben wir nun vor der Revolution mit gutem Bedacht unsern Mädchen versagt; das Kloster war die Vorschule, nicht für den Himmel, sondern für die Welt, die Jungfrau war die Puppe, die, isolirt von äußern Einflüssen, ihrer Entwicklung entgegenschlummert, erst die Frau war der Schmetterling, der seine Farben an der Sonne der Welt spielen läßt und aus allen Geistesblüthen naschen darf. Dem ist nun leider nicht mehr ganz so; doch noch immer hat in unsern Augen die deutsche Frau — im Allgemeinen, versteht sich — etwas Mädchenhaftes, die deutsche Jungfrau dagegen etwas Frauenhaftes, das mich verwirrt und nicht selten ängstigt. Die Metamorphose ist hier eine umgekehrte: das Mädchen ist hier der Sommervogel, der von Blume zu Blume schweift, liebenswürdig, wenn auch nicht immer graziös, aber nicht selten auch um die brennende Kerze immer engere Kreise zieht, daß dem Beobachter — wenigstens dem erfahrenen in meinem Alter — angst und bange wird. Doch es läuft in den meisten Fällen zum Erstaunen gut ab; selten versengt sich solch eine schuldlos umherflatternde Psyche die Flügel, und kommt endlich die Zeit der Verwandlung, so puppen sie sich sofort ein zu Kinderzucht und Hausregiment, und sind nun freilich in Sicherheit hinter dem Panzer der Sitte, aber auch häufig stumm und ohne geistige Bewegungsorgane. Entschuldigen Sie, ich gebe nur meine Eindrücke wieder; ich fühle die innigste Hochachtung vor den Herzenseigenschaften der deutschen Damen, Gott verhüte,

Digitized by Google

daß ich ihnen im Geringsten zu nahe treten sollte, und diese Winke sind ganz allein im Interesse unseres Wanderers hier gegeben.“ — „Indem ich,“ sagte der Oheim etwas verdrießlich, „den von Ihnen angedeuteten Unterschied anerkenne, scheint es mir, als ob er in den verschiedenen Begriffen von weiblicher Tugend und in der verschiedenen Schätzung derselben begründet wäre. Unser Ruhm hierin ist so alt wie unsere Geschichte: Sie wissen, wie schön und würdig der alte Römer das Verhältniß der Geschlechter bei den Eingebornen Germaniens, der römischen Verderbniß gegenüber, schildert. Das Christenthum mit seinen Lehren hat bei uns diese Gemüthsrichtung sanktionirt, bei Ihnen hat es einen gewissen heidnischen Anstrich, der sich auch in manchen andern Beziehungen an den aus den Trümmern des römischen Reichs hervorgegangenen Völkern, und zwar oft zu ihrem Vortheil, bemerklich macht, nicht ganz verwischen können. Der Strom der Kultur hat an jenem Grundpfeiler deutscher Sitte genagt, ohne ihn noch zu untergraben; es ist ein alter deutscher Brauch, daß man diejenige, welche einst, wenigstens in der Idee, eine tugendhafte Mutter werden soll, in ihren Gefühlen nicht beengt und in ihrer Schwäche achtet. Bei unsern Nachbarn —“ — „Ersparen Sie sich,“ fiel ihm der Marquis in's Wort, „die Nutzanwendung auf unsere Weiber. Wie der Geist der Nationen, so scheint mir auch das, was ihnen für Tugend gilt, nicht kommensurabel. Die französische Tugend ist dem Wesen nach eine andere als die deutsche oder slavische, es gibt dabei kein mehr und weniger. Bei recht entlegenen Völkern, bei Fetischanbetern und den Kindern des Propheten, bescheiden wir uns doch gerne, an ihre Moralität nicht den Maßstab unserer Tugend anlegen zu wollen; aber bei Nachbarn, trennt sie gleich, wie Sie richtig bemerkt, eine Grundverschiedenheit, kann man das Kritteln nicht lassen: Ihnen ist die französische Moral verdächtig, wir wissen nicht, was wir aus dem deutschen Esprit machen sollen, und so sind wir quitt. — Doch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wie dem sey, ich folgte der Tradition meiner Familie und meines Standes, indem ich das theuerste Kleinod meines Herzens, mein einziges, einem Asyl anvertraute, wo ich sie vor der Sittenverderbniß, welche gegenwärtig in Frankreich alle Stände durcheinander wirft, sicher wußte, und den günstigen Zeitpunkt abwarten konnte, sie an meiner Hand in die Welt treten zu lassen.“ — „Schön!“ rief Marcelline, „in Frankreich kommt doch Alles wieder wie in der guten Zeit! Pelerinen und bejahrte Marquis, die junge Klosterschülerinnen heirathen! Wie interessant! Aber das ist ja das erste Wort! Und wie kamen Sie zu der Liaison? haben Sie doch seit dem Tode Ihrer Gemahlin uns keinen Augenblick verlassen.“ — „Nicht doch!“ erwiderte der Marquis, „Sie mißverstehen mich! Ungern berühre ich diese Saite, aber es handelt sich von einem, wie ich nicht zweifle, liebenswürdigen Wesen, das Sie in Kurzem ohnehin werden kennen lernen, und mein Wunsch, dem jungen Mann, der Ihnen, mein alter Freund, so nahe steht, auf seinem Ausflug in die Welt nützlich zu seyn, bestimmt mich, jetzt schon unter uns davon zu sprechen. Hören Sie.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Fragt man nunmehr nach den Gründen, aus denen die Erscheinung des Kometen diesmal den davon gehegten Erwartungen durch Ausdehnung des Schweifes und besondern Glanz **nicht** entspricht, so glaube ich darauf durch eine Betrachtung über die physische Natur dieser Himmelskörper befriedigend antworten zu können. Der geringe Gehalt der Kometen an Materie ist nämlich ein Umstand, welcher durch Beobachtungen über die Unbemerkbarkeit ihres Gravitationseinflusses auf andere Himmelskörper, selbst bei großer Nähe, außer allen Zweifel gesetzt zu seyn scheint. * Befährt also ein Komet in seiner Sonnennähe durch Bildung eines mächtigen Schweifes einmal eine große Ausdehnung jener ohnedies geringen Masse, so muß es ihm an Schwerkraft gebrechen, um die so weit zerstreuten Partikeln seiner Materie wieder an sich zu ziehen, und dieselben werden sich also im Weltenraum verlieren. Nun weiß man aber geschichtlich, daß unser Komet bei seiner Erscheinung im Jahr 1456 eine solche ganz außerordentliche Schweifausdehnung erfahren hat, indem dieser Schweif damals der Länge nach fast den dritten Theil des Himmels einnahm.** Nimmt man mit mehreren neuern Astronomen auch wirklich an, daß die Kometen nach einem solchen, in der Sonnennähe erlittenen Verluste an Materie, in der Sonnenferne, wo jener Einfluß aufhört, eine Art von

---

* Die lockere Beschaffenheit des Kometenstoffes folgt noch aus andern Umständen. Auf der Sternwarte zu Mailand beobachtete man am 7ten October die Bedeckung eines kleinen, aber lebhaft glänzenden Sterns im Luchs durch den Halley'schen Kometen, und erblickte, zum unzweifelhaften Beweise jener leichten Natur, den Stern nicht bloß durch den Schweif, sondern selbst durch den Kern des Kometen.

** Der Komet zeigte sich in jenem Jahre im Monat Juni zwischen den Zeichen des Stiers und des Löwen furchtbar prächtig, und sein Schweif hatte eine Länge von beinahe 60 Graden.

Digitized by Google

Erſatz durch Wiederverdichtung * ihrer Materie und Aufnahme der im Weltenraume zerſtreuten Bildungsſtoffe bekommen, ſo läßt ſich doch, bei dem heutigen Zuſtande der Wiſſenſchaft, nicht entſcheiden, wie viel Zeit die Kometennatue erfordere, um eine ſolche Ausgleichung für ſich zu bewirken; und es beſteht alſo immer große Wahrſcheinlichkeit, daß ein Komet nach ein-, oder vielleicht auch mehrmaliger bedeutender Schweifentwicklung mehemals in die Sonnennähe kommen könne, ohne neuerdings zu demſelben Prozeſſe geſchickt zu ſeyn. Wenn unſer Komet alſo auch nach ſeinem diesmaligen Wiederaustritte aus den Sonnenſtrahlen noch immer fortfährt, klein und ſchwächlich, wie bisher, zu erſcheinen, ſo haben die Leſer wenigſtens eine, aus der eigenſten Natur dieſer Weltkörper geſchöpfte Vermuthung über die Gründe, weßhalb dem ſo ſeyn könne, womit ich indeß in einer ſo delikaten Materie lange noch nicht geſagt haben will, daß dem nun auch ſchlechterdings ſo ſeyn müſſe.

Eines andern dieſen Kometen betreffenden, eben zu meiner Kenntniß kommenden, ſehr intereſſanten Umſtandes muß ich ſchließlich noch Erwähnung thun. Arago zu Paris beobachtete nämlich am 15ten Oktober mit ſehr ſtarker Vergrößerung auf dem Kometen, dem Schweife gegenüber, einen leuchtenden Abſchnitt, welcher durch zwei Strahlen vollkommen begrenzt war. Am andern Morgen ward ein ähnlicher Abſchnitt bemerkt. Alex. v. Humboldt und andere Gelehrte ſahen dieſe Erſcheinung mit an. Wenn dergleichen ausgezeichnete Flecke, bemerkt Arago, auf der Kometenoberfläche dauernd wären, ſo könnten ſie vielleicht dazu dienen, zu entſcheiden, ob dieſe Himmelskörper eine Rotation gleich Planeten und Sonne haben, gleichwie man die Sonnenflecke benuzt, die Rotation der Sonne zu beſtimmen.

Von dieſem, wie die Leſer bemerkt haben werden, noch immer ziemlich hypothetiſchen Kometengebiete begeben wir uns jezt auf ein etwas ſichereres aſtronomiſches Feld, nämlich zu der, in unſern Berichten ſchon mehrmals mit verdientem Lobe erwähnten Mondkarte von Wilhelm Beer und Dr. Mädler, von welcher der eben erſchienene dritte Quadrant vor uns liegt. Wir dürfen dieſe ſolchergeſtalt zu Dreiviertein vollendete Karte um ſo unbedenklicher empfehlen, da wir gewiß wiſſen, daß der allein noch übrige vierte Quadrant in der Zeichnung ebenfalls bereits vollendet iſt, und das Ganze alſo in ganz kurzer Zeit vollſtändig vor unſern Augen ſtehen wird. Das vorliegende Blatt ſtellt das nordöſtliche Viertel der uns zugewendeten * Mondhalbkugel dar, alſo gerade denjenigen Theil, welcher an den bevorſtehenden Winterabenden am beſten ſichtbar iſt, und alſo zu Vergleichungen auch die beſte Gelegenheit bietet. Was die techniſche Ausführung betrifft, ſo ſteht dieſe Sektion der frühern wo möglich noch voran, und läßt an Klarheit und Genauigkeit nichts zu wünſchen übrig. Die hier vorgeſtellten Hauptgegenden ſind das Mare imbrium, der Oceanus procellarum und der Sinus aestuum (welche die Leſer auf der ihnen zu Gebot ſtehenden Tobias Mayerſchen Mondkarte in eben der Ordnung unter den Buchſtaben O. P. L. bezeichnet finden, wonach die Vergleichung der beiderſeitigen Leiſtung erleichtert wird), und die bedeutenden Einzelgebilde: Plato, Archimedes, Timochoris, Eratoſthenes, Ariſtarch mit der merkwürdigen Strahlenumgebung, Kopernikus, Kepler u. ſ. w. (die die Mayerſche Karte ſämmtlich unter eigenen Nummern auch angibt).

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Der eben in meine Hände kommende, vom Pariſer Aſtronomen Nicollet herrührende leſenswerthe Artikel Comète in der Encyclopédie moderne ſagt weſentlich daſſelbe. Die Bildung der Schweife wird daſelbſt außerdem von einer fortſtoßenden Kraft abhängig gemacht, welche die Sonnenſtrahlen fähig ſind, auf leichte Dünſte auszuüben, wie diejenigen ſind, welche den Kometenkern meiſtens umgeben.

* Ich darf daran erinnern, daß der Mond der Erde immer die nämliche Hälfte zukehrt, wie Jemand, der um einen Baum oder Tiſch geht, dieſem immer dieſelbe Wange zuwendet. Lezteres iſt das deutlichſte Bild des Vorgangs.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Girardins literaeliſche Projekte.

In dieſer langen Friedens- und Unternehmungszeit wird gewaltig viel ſpekulirt; aber unter allen Spekulanten iſt keiner rührriger und kühner, als Emile de Girardin einerſeits und Vicomte Bolherel von der andern. Beide müſſen mit einem Rieſengeiſte zur Welt gekommen ſeyn, ſo ungeſtüm fahren ſie mit geldfreſſenden Projekten zu Markte. Ich habe bereits von Beiden geſprochen; da ſie aber von Neuem und mit neuen Ideen auftreten, ſo kann ich auch nicht umhin, das Auftreten, faſt möchte ich ſagen, das Aufdringen dieſer Herren abermals zu beſprechen. E. de Girardin iſt ein Nachahmer der engliſchen Society for useful knowledge; auch er bezweckt, was dieſe Geſellſchaft will, nämlich Verbreitung nüzlicher Kenntniſſe unter dem Volke, und als Mittel dazu gibt er wohlfeile, enggedruckte Schriften heraus, die zu einer ungeheuern Anzahl von Exemplaren abgezogen werden. Nur ſcheint er dabei auch ſeines Privatvortheils zu gedenken, und den Volksunterricht auch als ein Bereicherungsmittel anzuſehen. Seinen Nebenmenſchen zu nüzen und ſich ſelbſt zu bereichern, iſt allerdings etwas ſehr Angenehmes; daher betreibt der Unternehmer dies doppelte Geſchäft bereits ſeit einigen Jahren mit großem Eifer. Als kompendiös

drnckender Verleger ist er natürlich ein Feind der weitläufig und prachtvoll druckenden Verleger von Schriften im neuesten Geschmacke. Nachdem er seinen Gegner Balzac mit der Feder angegriffen, wie ich neulich des Breitern gemeldet, so widerlegt er ihn nunmehr auch praktisch; das heißt, er tritt mit einem Napoleonisch-kühnen Projekte auf, worüber Balzac nothwendig erbleichen muß, wenn er anders sich die Ehre der prachtvollen, mit vielem weißen und leeren Papiere ausgestatteten Auflagen zu Gemälde führt. E. de Girardin kündigt nämlich ein Panthéon littéraire an für alle Meisterwerke des menschlichen Geistes; also eine Universalbibliothek, die alle andern entbehrlich machen soll. Vielleicht könnte man argwohnen, nicht alle Meisterwerke werden in dieses Pantheon aufgenommen; denn 100 Bände sind doch wohl zu wenig zu solch einer Sammlung; allein E. de Girardin beweist dem Publikum, daß sein Pantheon mittelst eines kompendiösen Drucks eben so viel in sich fassen wird als in 1000 gewöhnlichen Bänden steht; der Balzacschen Schriften würde er, glaube ich, 10.000 in's Pantheon hineinbringen können. Nach seiner Aequation 100 = 1000 folgert Girardin, daß, wenn er den Band auch zu 10 Fr. berechnet, es doch gerade so ist, als ob die Käufer für einen gewöhnlichen Band einen Frank ausgäben, was wahrlich eine Bagatelle ist. Also ein Pantheon für 1000 Fr. anzukaufen, muß etwas ganz ausnehmend Vortheilhaftes seyn. Und damit man sehe, daß es ihm Ernst mit der Sache sey, so hat er bereits 50 Bände seines geistigen Götterfaales vom Stapel laufen lassen. Hier macht er nun eine Pause, und zieht unerwartet ein ganz unerhörtes Projekt hervor und läßt es in den Zeitungen mit ungeheuer großen Buchstaben verkünden. Er hat nämlich bei einem Notar, Namens Cordin, auf dem Börsenplatze, einen Beutel mit 75.000 Franken niedergelegt, oder wie er die Firma angibt, die Editeurs-unis haben den Beutel niedergelegt, und zwar, damit das Geld zu Prämien unter die Abnehmer seines Pantheon vertheilt werde, nämlich lotterieweise. Wer also für 300 Franken die 50 Bände des besagten Pantheons ankauft, erhält für jedes Fünffrankenstück ein Loos zu der Lotterie, in welcher die 75.000 Franken ausgespielt werden. Man hat also Hoffnung, nicht allein durch das Lesen der 50 Bände gebildet zu werden, sondern auch, ohne sie zu lesen, sich, wo nicht zu bereichern, doch wenigstens sehr anständig zu versorgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Das junge Deutschland. Der Freimüthige.

Die jüngsten literarischen Stürme und Revolutionen des jungen Deutschlands finden hier wenig Anklang. Was publizistische Proklamationen bedeuten, hat man nachgerade zu würdigen gelernt; man erwartet endlich Thatsachen, positive Produktionen der ausposaunten neuen Epoche, um über sie urtheilen zu können. Die mit heiserer Brust vorgepreßten Nachklänge tönast ausgelaugter Weisen scheinen sehr bedenkliche Indicien für die gerühmte Potenz. Einige der Bücher, voll fieberhafter Anstrengung und beträchtlicher Langeweile, haben unglücklicherweise höhern Orts solchen Anstoß erregt, daß man die gesammten Schriften der jungen Männer verpönt hat. Gefährlich den Sitten können sie auch dann nicht werden, wenn man auf diese Weise die Aufmerksamkeit auf sie lenkt. Eben so bedauern die Einsichtigen, daß die deutsche Revue nicht zu Stande kommt. Wäre der Strom, der hier und dort versickert und gesundes Land verdeckt, in einen Abzugskanal geleitet worden, hätte er keinen Schaden gethan, und in Zeit eines halben Jahrs hätte sich herausgestellt, ob er im Stande ist, Schiffe zu tragen und Mühlen zu treiben, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, zu einem stehenden Gewässer, aus dem das Lebendige flieht, versumpft wäre. Nur so, sich selbst überlassen, würden die Bessern sich zur Selbsterkenntniß ihrer Verirrung durchgearbeitet haben, der Gorlenschein einer Märtyrerkrone, mit der sie jetzt ihre erhitzten Stirnen müssen umwoben glauben, wird ihr gefährlichster Feind seyn. — Die Wochenschrift von Ludwig Rellstab: Berlin, wird mit dem neuen Jahre sich vergrößern, und, noch einen andern Titel zulegend, als: Berlin und Athen erscheinen. War der erste Titel glücklich gewählt, so ist es der neue nicht minder, insofern unter dem letztern Namen nicht das junge, geflickte, sondern das alte, ewige Athen verstanden wird. Herr Rellstab gibt es nunmehr auf, seine Zeitschrift allein zu schreiben, ein Unternehmen, das nicht mehr an der Zeit ist. — Von der Redaktion des Freimüthigen ist Dr. Häring (W. Alexis) mit dem ersten November abgetreten. Seiner Ankündigung zufolge ließen vielfältige Gründe den Wunsch schon sehr mehreren Jahren in ihm reifen, ohne daß der Augenblick der geeignete sey, sich darüber deutlicher auszusprechen. Unter diesen Gründen ist, wie wir von ihm selbst wissen, nicht der geringste, daß er sich überzeugt, wie ein völlig independentes Journal, wie er es beabsichtigt, in dieser Epoche der Gährung und des Aegwohns unmöglich sey. Da ihm der Servilismus vor Schulen und Coterien nicht minder entgegen sey, als der vor den Dogmen des Absolutismus, und Rücksichten für Mitarbeiter immer unvermeidlicher würden, habe er es vorgezogen, seiner eigenen independenten Stellung zu Gunsten, der Redaktion zu entsagen. Andere Gründe, welche freilich mit diesem verwandt sind, ist es räthlicher, in einer Epoche zurückzuhalten, wo sehr viel gedruckt wird, was besser verschwiegen bliebe, aber eben so Vieles verschwiegen wird, was gedruckt werden sollte. Wilhelm Albrecht, ein populärer Schriftsteller, von vielen Kenntnissen aus dem praktischen Leben, und von einer gewandten Feder, welche die Klippen zu umschiffen versteht, setzt die Redaktion des Journals, wo er zuerst als Schriftsteller auftrat, in würdiger Weise fort. Der bisherige Redakteur scheint als Mitarbeiter dem Freimüthigen getreu bleiben zu wollen. Uebrigens fehlt es dem Blatte auch nicht an jungen, rüstigen Mitarbeitern, deren Ansichten Dr. Häring gern aufnahm, ohne sie vertreten zu wollen, und für die der Freimüthige jetzt vielleicht ein noch lebendigerer Tummelplatz wird.

Der Vater des berühmten Komponisten Felix Mendelssohn, Herr Mendelssohn Bartholdy, ein Mann, der sich in unserm Kommunalwesen viele Verdienste erworben, ist plötzlich gestorben. Er war der Sohn des noch berühmtern Moses Mendelssohn, eine Familie, in der sich ausgezeichnete Eigenschaften fortzuerben scheinen. Die Vermuthung von dem Tode des Schriftstellers Dr. Schiff, in Folge deren eines der hiesigen Blätter eine Charakteristik des originellen Talents enthielt, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Es hat wenigstens die gute Folge, daß auf diesen Schriftsteller, der bisher so wenig gewürdigt war, aufmerksam gemacht ist.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. December 1835.

Die Schattenrisse, wie starke Vergrößerungen sie geben, sind hinreichend gewesen, um eine Totalkenntniß der Natur und Beschaffenheit unserer Nachbarwelt zu begründen, wodurch uns diese mehr als jemals zum unverständlichen Räthsel geworden.

G. H. Schubert.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Die Mondapenninen und Alpen, wie sich ein kompetenter Berliner Kunstrichter dieser schönen Karte ausdrückt, setzen in der vorliegenden Sektion fort, die Mondkarpaten zeigen sich vollständig. Die großen Gebirgspartien bilden vortreffliche Gruppen und erleichtern das Orientiren und das Auffinden der Einzelheiten, welche die Karte angibt, beim Vergleichen mit der Mondfläche selbst außerordentlich. Undeschreiblich reich an Detail erscheint namentlich die weite Landschaft im Süden des schon oben hervorgehobenen Mare imbrium mit den grenzenden Ringgebirgen; * eine übergroße Menge kleiner, kurzer Gebirgsrücken steigen darin auf einem Grunde von ungemein verschiedener Färbung empor. Sonderbar kontrastirt damit die gleichförmig helle Färbung der benachbarten Fläche des Sinus aestuum mit ihren einzelnen, langgedehnten Höhenzügen. Zwischen den Punkten der Mondoberfläche, welche die Namen Gambert, Kopernikus und Reinhold führen, zeigen sich streifen- und fleckenweis wunderbar dunkle Färbungen des Bodens, und der Phantasie ist hier der weiteste Spielraum gestattet, da der Refraktor nicht vermag, tiefer in die eigentliche Natur dieser überraschenden Erscheinung einzudringen. Der eben genannte Punkt Reinhold ist ein prächtiges Ringgebirge, wie wir diese Ringgebirge eben beschrieben haben, mit hohem, starkem, fast regelmäßigem Walle und einem Centralrücken. Auch der Kopernikus, mit terrassenförmig aufsteigendem Walle, besonders an der Ostseite, ist ein sehr merkwürdiger Gegenstand. Ihn umringen, theils koncentrisch, theils radienartig auslaufend, eine Menge kleiner Gebirgsäste. Ueberhaupt findet man die größten Bergadern auf der ganzen, uns zugewendeten Mondhalbkugel eben beim Kopernikus, Kepler und Tycho: eine große Bergesmasse thürmt sich hoch über die Mondfläche auf, und von derselben stürzen nach allen Seiten, gleichsam wie Lichtstrahlen aus der Sonne, ganze Ströme von Gebirgen in die umliegende Landschaft herab. Zwischen dem Kopernikus und dem Eratosthenes, einem andern Ringgebirge, zieht sich eine höchst merkwürdige Reihe kleiner, dicht an einander gedrängter „Circellen“

* Diese „Ringgebirge“ des Mondes, von denen die Erde nichts Aehnliches zeigt, haben etwa die Gestalt von kreisförmigen, ausgetrockneten Teichen und sind rings mit einem erhabenen Walle umgeben, während ihre innere, ebene, oft viele Quadratmeilen große Fläche in ihrer Mitte gewöhnlich einen kegelförmigen Berg trägt. Man kann bei ihrem bloßen Anblicke kaum zweifeln, daß sie vulkanischen Ursprungs sind.

Digitized by Google

(eigenthümlicher, ringförmiger Mondgebilde) auf einem Beegrücken hin, welchem in der angeenzenden Ebene kürzere Reihen ähnlicher Gebilde zur Seite laufen. Die äußerste dieser Circellen im Norden, welche schon in der Fläche des Mare imbrium liegt, zeigt eine wunderbare Eigenthümlichkeit: von ihr aus nämlich läuft, genau in der Richtung von Nord nach Süd, in gerader Linie eine sechs Meilen lange Vertiefung, auf beiden Seiten mit schnurgeraden Rädern, welche an eine Renndahn mahnt, und bei deren genaueren Betrachtung man sich überrascht fragt, ob man dies für ein Werk der Kunst oder der Natur zu halten habe? Bemerkenswerth ist ferner das Ringgebirge, welchem auf dieser Karte der Name des Berliner Astronomen Encke beigelegt worden ist. Ein Gebirgsrücken sezt der Quere nach hindurch vom umgebenden Ringwalle an bis wieder zu demselben, ja sich nordwärts sogar noch verlängernd; eine Erscheinung, welche man auf dem Monde selten beobachtet. Prächtig erscheint in der Nähe das Ringgebirge Kepler mit seinem Centralberge, nicht bloß wegen seines Baues, worin es den übrigen Mondringgebirgen ähnelt, sondern weil es auf einer glänzend beleuchteten Fläche liegt, von welcher aus sich unzählige glänzende Lichtadern weit hin verbreiten. Aehnliches zeigen eine Menge anderer Mondspunkte, und höchst räthselhaft sind und bleiben diese über Berg und Thal fortziehenden und ungemein weit verbreiteten Lichtadern. Aus irdischen Phänomenen kann ihre Natur nicht begriffen werden; sie zeigen vielmehr nur im Allgemeinen, daß, wenn die Mondfläche einerseits zwar allerdings eine Menge von Analogien mit dem Bau der Erde darbietet, ihr andernseits doch auch vielfache Eigenthümlichkeiten beiwohnen, bei deren Anordnung die Absicht der Vorsehung, wie namentlich bei diesen Glanzflächen und Lichtadern, offenbar dahin gegangen ist, die Mondfläche zu ihrem Hauptzwecke, der Erleuchtung der Erdnächte, geschickter zu machen. Man kann die Spuren davon nicht ohne Bewunderung verfolgen. — Aristarch, noch ein anderes Ringgebirge, zeigt den gewöhnlichen Terrassenbau derselben in hohem Grade ausgezeichnet und einen sehr regelmäßigen Centralberg; sein überaus glänzendes Licht bildet einen seltsamen Gegensatz zu der dunkeln, nahe daran gelegenen Fläche des Ringgebirges Herodot, dessen Wallumgebung mit einem engen, tiefen, stark gekrümmten Thale endigt, und von welcher sich eine, immer schmaler werdende Bergkette in höchst auffallendem Zickzack ablegt. Einen schönen Terrassenbau zeigt ferner Archimedes, zu welchem Ringgebirge sich eine lange Rille (kanalähnliches Mondgebild) hinzieht, die sich südlich in eine quer vorliegende, ähnliche Rille öffnet. Keine der Ringgebirgsflächen in diesem Theile der Mondhalbkugel aber hat einen so tief dunkeln Grund als die große, an dreißig Meilen im Durchmesser haltende Fläche des Plato, dessen ganzes Gebiet eine große Mannichfaltigkeit an Berggruppirungen enthält. Im Süden davon steigt ganz frei und steil der sehr hohe Pico empor. Ungemein tief gesenkt ist die große Grube des Helikon und einer zweiten neben diesem gelegenen. Der östliche Theil der Mondalpen ist ebenfalls besonders fleißig dargestellt, und es zeigen sich darunter schöne Gruppen, namentlich finden sich die Vorgebirge, welche für das vergleichende Auffinden so wichtig sind, sehr charakteristisch dargestellt. Im Norden dieser Beegkette liegt das Ringgebirge Fontenelle, welches durch eine Sonderbarkeit ausgezeichnet ist, die wir schließlich ausdrücklich hervorheben müssen. Von dem ringförmigen Walle nämlich zieht sich ein überaus schmaler, hoher Gebirgsrücken in genau gerader Linie nach Südwest. In ansehnlicher Entfernung davon läuft ein zweiter, breiterer, hoher Gebirgskamm damit streng parallel, und auf der dazwischen liegenden Ebene erheben sich kleinere Rücken, welche, ohne mit jenen ersteren verbunden zu seyn, genau rechtwinklig darauf streichen, ja einer derselben wendet sich sogar, um seine Fortsetzung parallel mit den andern zu machen. Befreit man die Zeichnung vom Einflusse der Perspektive, so geht aus diesem merkwürdigen Gebilde ein genaues, geradliniges Viereck hervor, zu regelmäßig, um dasselbe unbedingt für ein Werk aus den bloßen Händen der Natur, zu gigantisch, um es für eine Anlage der Seleniten zu erklären. Aber was ist es nun? — Mit dieser Frage, welche den Fragenden unwillkührlich nöthigt, immer und immer wieder zur genaueren Beschauung einer so eigenthümlichen Schöpfung zurückzukehren, endigen wir unsere diesmalige topographische Wanderung durch das nordöstliche Viertel der der Erde zugewendeten Mondhalbkugel, überzeugt, daß es keinen Leser gibt, welcher uns auf dieser, an anziehendem Detail so reichen Wanderung nicht gern begleitet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Madelon.

(Fortsetzung.)

„Ich bin tief gebeugt durch den Tod meiner trefflichen Gemahlin, deren Werth Sie desto mehr zu würdigen vermögen, da sie die Ehre hatte, Ihrer Familie anzugehören; auch die kaum vernarbten Wunden, die mir der Tod meiner beiden Kinder geschlagen, bluten wieder aufs Neue. Aber ich kann meinem Herzen und meinen Gedanken nicht verwehren, daß sie sich desto inniger dem Gegenstand zuwenden, den mir das Schicksal als einzigen Trost aufbewahrt hat. Noch lebt mir eine Tochter —

Sie wundern sich? ja, wäre die Sache nicht zu ernst, so möchte ich sagen, ich habe zwei Stränge an meinem Bogen gehabt. — Ich lebte während der Usurpation auf einem kleinen, aus den Trümmern meines Vermögens geretteten Gute am Ufer der Garonne, resignirt, an meiner, wie an Frankreichs Zukunft verzweifelnd. Dort schloß ich eine Verbindung mit einem Wesen, dessen einzigr Mitgift Unschuld, dessen einziger Schmuck Liebenswürdigkeit und Schönheit war. Sie schenkte mir eine Tochter; aber nicht lange, so kam die Restauration, entriß mich dem Winkel, in dem ich den Lockungen des Parvenu getrotzt, der sich mit Frankreichs ersten Namen zu umgeben trachtete, um sie herabzuwürdigen, entriß mich meiner kleinen Häuslichkeit, und — lassen Sie mich schnell darüber weggehen: mein Kind ward eine mutterlose Waise, und mußte auch des Vaters entbehren: der Ruf des Vaterlands entrückte es meinen Augen, aber nie, niemals meinem Herzen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Pfand einer — einer unglücklichen Liebe meine zärtlichste Sorge blieb. Manche Rücksichten — ich hatte schon die Nationalvorurtheile meiner Gattin zu schonen — bewogen mich indessen, ihr und Jedermann ein Geheimniß daraus zu machen, und ich sah nicht ohne Unruhe dem Zeitpunkt entgegen, wo die Tochter, herangewachsen, vom Vater eine Stellung in der Welt ansprechen würde. Der Tod meiner Gemahlin hat mich leider! dieser Sorge überhoben, und mein Entschluß hinsichtlich der Zukunft meines Kindes war schnell gefaßt. Das Mädchen wird seit einigen Jahren still und einfach in einem Hause erzogen, das einige fromme Frauenzimmer zu Toulouse als Surrogat der alten Klosterasyle errichtet haben; der Erzbischof ist unser Verwandter, und so weiß ich sie in den besten Händen. Noch diesen Sommer verheirathe ich sie an einen Neffen, der meinen Namen trägt und dem Könige als Garde du Korps dient."

„Nun," meinte ich unschuldig, „das hat sich ausnehmend schnell gemacht." — „Wie so?" — „Seit dem Tode Ihrer Frau Gemahlin sind nicht zwei Monate verflossen, und ich sollte meinen, bis sich bei solcher Entfernung die jungen Leute kennen gelernt —" — „Lieber junger Freund, das ist's ja, was ich vorhin sagte: bei uns spielt man keine Romane vor der Ehe. Alfred äußert sich entzückt über meinen Vorschlag, wie ich es nicht anders erwartet; mehr braucht es nicht; sie erfuhr vor Kurzem erst den Namen des Bräutigams zugleich mit dem des Vaters: wie Sie begreifen, war es bei den vor Kurzem noch obwaltenden Umständen von Wichtigkeit, daß ich mir die Hände frei und dem Mädchen die Unbefangenheit erhielt. Genug, sobald ich hier abkommen kann, eile ich nach Paris, nach Toulouse; Sie denken sich, wie unaussprechlich ich mich freue, das theure Kind zu umarmen; ich richte dem jungen Paare sein Haus ein, und dann sind Sie, junger Freund, in unserem Hotel Rue du Bac als täglicher Gast und —" setzte er lächelnd hinzu — „Schüler herzlich willkommen. Alfred kann ich mir ohne Zweifel am hiesigen Posten attachiren lassen, und dann sollen Sie auch hier Zeugen meines Glücks seyn und erstaunen, wie schnell sich eine Französin in ihr eigenthümliches Element, die Gesellschaft, zu finden weiß. Es bedarf dazu nichts, als jenes schwer zu definirende Ding, den Esprit, den Jedermann hat; heute noch im Kloster, oder sonstwo der Art, und in vier Wochen macht sie die Honneurs mit der Grazie der Gewohnheit. Der Rekrutenstand ist kurz bei uns, im Salon, wie im Heere. — Meine Tochter, so berichtete man mir von jeher, ist sage et bonne; für Ihr Aeußeres bedarf ich keines Zeugnisses, die Schönheit ist traditionell in unserm Hause, und noch meine Mutter war eine der glänzendsten Gestalten am Hofe von Versailles."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Nervenfieber. Mordthaten. Kunstgäste.

Das Jahr 1835 scheint keinen freundlichen Abschied nehmen zu wollen, so viele traurige und betrübende Ereignisse drängen sich. Ein böses Nervenfieber, das hier herrscht, hat uns schon manches theure Menschenleben entrissen. Vorzüglich hat es unter unsern jungen Leuten arg gewirthschaftet. Einem Bankier sind drei liebliche Töchter, die eine mit fünfzehn, die andere mit siebzehn, die letzte mit neunzehn Jahren an dieser tückischen Krankheit gestorben. Die Aerzte sind ganz betreten, da es unter so verschiedenen Masken erscheint. Anfänglich klagen die Kranken über Seitenstechen und Husten, was viel eher auf eine Lungenentzündung schließen läßt; plötzlich aber wirft das Uebel die Larve ab, und das Nervenfieber zeigt sich mit allen seinen Gefahren. Der italienische Herzog Litta, der sich der Cholera wegen aus Mailand hieher flüchtete, verlor vor ein paar Tagen seine einzige Tochter am Nervenfieber; gestern hat man ihn ebenfalls begraben. Derlei Vorfälle sind sehr betrübend. Auch auf andere Weise wird Wien in Kummer versetzt. Alle Augenblicke hört man von einem Selbstmord oder Todtschlag. Ein junger Kaufmann, der seiner Frau und endlich sich selbst den Hals abschnitt, gibt viel Stoff zu traurigen Bemerkungen. Am meisten beklagt wird die junge, schöne, neunzehnjährige Frau. Wie ein Brief der Unglücklichen beweist, geschah der Mord mit ihrer Einwilligung. Der Kaufmann war in unglückliche Wechselgeschäfte verwickelt. Er rechnete darauf, daß man ihm das höchst bedeutende Vermögen seiner unmündigen Gattin herausgeben würde; allein der Vormund bestand auf dem letzten Willen des Vaters. Dadurch aufs Aeußerste gebracht, beredeten sich Beide, zu sterben. Der Mann tödtete zuerst das geliebte Weib

und dann sich selbst. Die Art, wie man die Leichen in wohlversperrter Wohnung fand, erlassen Sie mir zu beschreiben, sie ist zu gräßlich. Noch ein anderer Mord ist geschehen. Ein unbedeutender Krämer tödtete sein Weib, weil sie ihm den verbotenen Umgang mit einer Weibsperson verleidete. Auch er schnitt der Frau den Hals ab. Zwar hat der Mörder die That noch nicht gestanden, aber wie man wissen will, soll kein Zweifel obwalten. Eben so wurden ein Pfarrer und seine Haushälterin in Rohrbach erwürgt gefunden; Raub soll die Ursache gewesen seyn. Sie sehen, daß der ungeheure Nebel in Wien auf die Menschen eben so verderblich wie in London wirken kann. Möchte es dem Himmel gefallen, das neue Jahr weniger trüb beginnen zu lassen, als das alte zu enden Willens ist.

In unsern Theatern hat sich ein besonderes Leben gezeigt. Fast jeder Tag bringt einen neuen renommirten Gast. Im Burgtheater ist es täglich so voll, daß auch nicht ein bequemes Plätzchen zum Stehen übrig bleibt. Herr und Mad. Retich sind engagirt worden. So oft sie spielt, kann, wie das Sprichwort sage, kaum ein Apfel zur Erde gebracht werden. Sie gab neulich die Desdemona im Othello mit solchem Beifallssturme, daß man vermeinte, in der italienischen Oper zu seyn. Eben solchen Antheil erregt auch das Spiel des Fräulein v. Hagn vom königlichen Hoftheater in Berlin, welche bereits neunmal als Gast aufgetreten ist. Ueberall war diese anmuthige junge Schauspielerin ein Magnet für die Kasse. Hier ist es ungekehrt, was sie Menschen in's Theater zieht: die Frauen, welche vielleicht die Kunst der Toilette studiren wollen, die Herren, die so vieler Reize nicht satt werden können. Oft opfert Demoiselle Hagn freilich ihrem Putze zu viel. Als Miranda z. B. erschien sie mit einem Schmucke in Brillanten, der gewiß 20.000 Thaler werth war. Eine Wirthin und Brillanten! Dem. Hagn hat von Saphir über diesen Mißgriff in der Theaterzeitung Manches verschlucken müssen. Nicht mehr als billig! Geistvolle Künstlerinnen müssen auch bei ihrer Toilette Geist und Wahrheit berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Botherels Küchenpallast.

Für diejenigen, welche von dem Pantheon nichts hören wollen, haben die sogenannten Editeurs-unis einen andern Vorschlag in Bereitschaft. Sendet uns, sagen sie zu den Lesern, ein Zwanzigfrankenstück, und wir senden euch dagegen einen kleinen Bücherballen, worin sich, nebst andern Büchern und Büchelchen, das so berüchtigte Journal des connaissances utiles vorfinden soll, und anbei ein Loos zur 75.000 Franken-Lotterie. Wem alles dieses nicht gefällt, dem ist nicht zu helfen, und der Verein der Editeurs-unis hat ihm nichts weiter zu sagen. Nehmen wir jetzt Abschied von E. de Girardin, und begeben wir uns zum Vicomte Botherel. Ladet er doch ganz Paris dazu ein, seine prachtvolle Anstalt zu sehen und sich von seinem Unternehmen in Kenntniß zu setzen. Erstere ist in der That sehenswerth, und letzteres ist den Lesern des Morgenblatts nicht mehr unbekannt, da man bereits im vorigen Jahre umständliche Betrachtungen über das Universal-Speiseprojekt des Herrn Vicomte darin hat lesen können. Nur so viel will ich hier wiederholen, daß Vicomte Botherel schon seit beinahe zwei Jahren mit dem Gedanken umgeht, Speisewagen unter dem Namen Omnibus restaurans anzulegen, welche zur Mittagszeit, oder, was hier nicht dasselbe ist, zu den Speisestunden auf den Gassen umherrollen und nach Belieben allerlei Speisen und ganz fertige Mahlzeiten den Parisern vor's Haus bringen sollen. Die Leute wollten nicht glauben, daß so etwas im Großen bewerkstelligt werden könne, und lachten zu der Ankündigung der Omnibus restaurans. Auch erschien, trotz aller Ankündigungen des Unternehmers, kein Speisewagen auf der Gasse; aber nichtsdestoweniger wurde für die undankbaren Pariser gearbeitet, und jetzt, da die riesenhafte Anstalt prachtvoll dasteht, kann Vicomte Botherel stolz sagen: „Kommt, ihr Ungläubigen! sehet und staunet!“ In der That ist, glaube ich, noch nie etwas Aehnliches zu Stande gekommen. Man denke sich ein schönes, großes Gebäude, das den Namen eines Pallastes verdient, in einer vortrefflichen Lage, auf einer Anhöhe, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt genießt. Ein Theil des großen Gebäudes ist zu Privatwohnungen bestimmt und auch schon zum Theil vermiethet. Der übrige Theil des Pallastes soll ein Speiselaboratorium für Paris werden. Die Phantasie der auswärtigen Leser denke sich eine Küchenanstalt im großen Style, eine Küchenanstalt, größer und prächtiger, als sie in den Kaiser- und Königspallästen Europa's und des Morgenlandes vorhanden ist. Da sind große Räume zum Sieden, Braten und Schmelzen, mit Balkonen, von wo herab man das Treiben der Küchenwelt gemüthlich wird beschauen können, eine Menge von kleinern Räumen zum Zubereiten von allerlei Speisen, z. B. ein besonderes Salatzimmer mit einem Marmorbecken zum Waschen des Salats; ein anderes kleines Zimmer soll bloß zum Aufbewahren und Verbereiten der Pfeffergurken oder Cornichons dienen; wahrscheinlich haben Salz, Pfeffer und Senft auch ihre eigenen Zimmer. Dann schöne Bureaux für die Vorgesetzten der Anstalt und die sogenannte Verwaltung; ein großer Hofraum, von wo aus die Speisewagen in alle Reviere von Paris abfahren sollen, Schlachthäuser, Ställe für Pferde und Schlachtvieh, Schuppen für die vielen Wagen u. s. w., kurz, man kann einige Stunden in der Anstalt zubringen, und hat doch immer etwas Neues zu sehen. Und dieses großartige Unternehmen hat den Vicomte Botherel ungefähr zwei Millionen Franken gekostet. Jetzt aber soll sein Vermögen erschöpft seyn, und um das Unternehmen in Gang zu bringen, muß er warten, bis sich eine hinlängliche Anzahl von Kapitalisten findet, welche die erforderlichen Gelder zusammenschießen. Da steht nun das Gebäude leer; Alles prächtig und zweckmäßig, aber diejenigen, welche darin arbeiten sollen, fehlen; es wird nichts darin gekocht, noch gebraten, man wandelt aus Neugierde in den vielen Räumen umher, und bedauert den Mann, der mit seinem Vermögen nicht besser gewirthschaftet, sondern dasselbe einem chimärischen Plane aufgeopfert hat. Wäre es doch nur so klug gewesen, sich bei vernünftigen Leuten Raths zu erholen, bevor er Hand an die Ausführung eines so riesenhaften Unternehmens legte. Wahrscheinlich hätte er dann die Sache, wenn er doch einmal nicht davon ablassen wollte, zuerst im Kleinen versucht, und falls sie gelungen wäre, immer erweitert, bis er zuletzt der Speisenunternehmer von ganz Paris geworden wäre, falls das Unternehmen nach einem so großen Maßstabe wirklich ausführbar seyn sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. December 1835.

In Jesu Lieb' ich lebe,
Sag dir von Herzengrund,
In lauter Freud' ich schwebe,
Wie sehr ich dir verwundt.

Fridrich v. Spee.

Der Christbaum.

Mein Christbaum steht im Felde weiß,
Es ist ein edles Tanneneeis;
Die Andern holen ihn nach Haus,
Ich walle selbst zu ihm hinaus.

Da steht im Winter er so frisch
Auf einem weißgedeckten Tisch,
Und seine Aeste lang und breit
Sind wie mit Zucker übersteeut.

Und auch an Lichtern fehlt es nicht,
Denn aus dem blauen Himmel bricht
Der Millionen Sterne Schein —
So viele steckt kein Mütterlein.

Und in dem Glanz der Sterne steht
Der Baum, mit Schimmer übersät,
Es hängen von den Zweigen all
Zahllose Teopfen von Kepstall.

Auch auf der Eede rings umher
Da schimmerts wie ein Steahlenmeee,
Ein Diamant scheint all dee Schnee,
Ein Flammenstrahl des Himmels Höh'.

Gebenedeite Gottesnacht,
Du Steenenschein in Eedennacht,
Wo aus des Himmels Strahlenschoß
Das Licht des Lebens auf uns floß!

Ich stehe betend vor dem Baum
Und schau' hinauf an Himmelsraum,
Und Frieden strahlt der Sternenschein
Mie in die tiefste Beust hinein.

Ich werd' ein Kindlein, wie ich war,
Als mich die Muttee einst gebar,
Und von dem Auge thanet iind
Der Glaube an das Jesuskind.

Ednard Vogt.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Der Feanzose ist so sehe äußerlich, daß er eine unbezwingliche Scheu voe dem Gedanken hat, Gegenstand des Mitleids, ja des Mitgefühls zu seyn; es ist ihm dies ein Genre des Lächerlichen. Wenn ee im Exil, im Elend noch so sehr klagt, so geschieht es in einer Weise,

Digitized by Google

die geeignet ist, dem Hörer die Ueberzeugung einzuflößen, wie er sein Unglück mit Anstand zu tragen wisse; machen sich seine zärtlichen Gefühle unwillkührlich Luft, so beschränkt er wenigstens nach Kräften die natürliche Mimik derselben und muthet einem zu, daß man das ihm etwa Entschlüpfte ignorire. So ließ auch der Marquis die Thränen, die sich ihm aus dem Auge stahlen, von selbst auf der Wange trocknen; aber diese Thränen versöhnten mich mit allen seinen Aeußerungen, die geeignet waren, mein deutsches Gefühl zu verletzen. So glaubte ich wenigstens, so erklärte ich mir selbst, warum französische Suffisance diesmal nicht den gewohnten widrigen Eindruck auf mich machte; aber beim Lichte besehen, freute sich nur meine Menschenscheu, daß sie bei meiner Entdeckungsreise auf dem Ocean der „Welt" einen Hafen und Ankerplatz im Prospekt hatte. Auch betrachtete ich bald die Vorurtheile und Schwachheiten des Marquis schon in Bezug auf das mir bevorstehende Studium seiner Nation im Großen, und freute mich, mit dem nil admirari schon hier den Anfang machen zu können.

Die Vorbereitungen zu meiner Reise waren schnell getroffen. Marcelline namentlich machte sich gewaltig viel zu thun; sie war voll Hoffnung, den Bären, an dem sie von Jugend auf geleckt, in Paris endlich doch noch zum Menschen gemacht zu sehen, wie man bei einem Kränklichen, an dem einheimische Kunst und Mittel fehlgeschlagen, Alles von der Wunderkraft eines Kurorts ersten Rangs erwartet. Der Marquis gab mir eine Menge Empfehlungsbriefe, der gute Alte seinen besten Segen mit, und beim lezten Händedruck, als ich schon im Wagen saß, rief mir Marcelline zu: „surtout, Monsieur, ne manquez pas de dire toujours: oui, Mademoiselle, non, Madame; das deutsche Ja, Nein ist so entsetzlich impertinent!"

Ich war drei Wochen in Paris und hatte noch nicht einen meiner Briefe abgegeben. Jeden Abend legte ich mich mit dem festen Vorsatz zu Bette, morgen mit meinem neuen Kleide einen neuen Menschen anzuziehen; ich wußte mir geläufig vorzusagen, was ich da und dort zu sprechen haben würde, ich dramatisirte in Gedanken die mir bevorstehenden Auftritte mit Herrn und Damen — leider auch mit Damen! und komponirte Phrasen, die meiner frühen Uebung im Französischen Ehre machen mußten. Aber ach! mit dem Tageslicht schwand meine Zuversicht, wie der Entschluß des unglücklichen Spielers, keine Karte mehr zu berühren, und wenn der Abend kam, hatte ich noch alle meine Briefe in der Tasche und einen neuen Schwur auf den Lippen, morgen meiner Natur etwas Außerordentliches zuzumuthen. Oft aber überfiel mich mit peinlicher Angst die Ueberzeugung, wie ein Mensch, der auf dem Boulevard zehnmal um den Tisch des Taboulekrämers herging und erst nach gewaltigem Anlauf endlich nach dem Preis einer Zahnbürste fragte, nimmermehr dazu kommen werde, den Portier eines Grafen im Faubourg St. Germain zu fragen, ob seine Herrschaft zu sprechen sey.

Dieser widrige Kampf mit mir selbst trieb mich Anfangs rastlos auf den Straßen umher; nachdem ich aber die erste Neugierde befriedigt, suchte ich Zerstreuung und Vergessenheit in meiner alten Liedlingsbeschäftigung, in der Flanerie am Fenster. Es ist bezeichnend, wenn die Franzosen kein eigenes Wort für Witz haben, aber unbegreiflich, daß es an einem allgemeinen und bezeichnenden deutschen Ausdruck für jenes echt deutsche Vergnügen fehlen soll.

Meiner Wohnung gegenüber, in einer engen Straße, stand ein hohes, schmales Haus: unten der Marchand-de-vin, der, die Seehundsmütze auf dem Kopf, den halben Tag schwatzend unter der Ladenthüre stand, eine Figur, die in ihrer kolossalen Derbheit unsern Begriffen von der französischen Nation als einer leichtfüßig hüpfenden, petulanten, Hohn sprach, wie ich überhaupt beim Anblick ihrer Postillone und Kohlenträger, Obst- und Austerweiber, Priester und Kuirassiere nie begriff, woher ihr jener Ruf gekommen. In einem der mittlern Stockwerke zeigte sich gewöhnlich bis gegen Mittag ein Individuum am Fenster, das einer in Paris sehr häufigen Menschenklasse angehörte, die ich mit besonderem Interesse studirte: eine jener Gestalten, die sich seit dem Schwur im Ballhause nicht mehr gehäutet haben, und in ihrer Aeußerlichkeit getreue Abbilder Camille Desmoulins und Maximilian Robespierres sind: ailes de pigeon, breitrandiger Hut, kurze Beinkleider, lange, blumige Weste, unter der die beiden parallelen Uhrketten frei herabfallen. Schade, daß die Sitte, zwei Uhren zu führen, abgekommen ist; sie wären auf dem Magen eines ministeriellen Deputirten der jetzigen Periode ein bedeutungsvolles Symbol des juste milieu, das zwischen dem retrograden Chronometer in der linken, und dem ungeduldig avancirenden in der rechten Tasche das arithmetische Mittel zieht.

Es beschäftigte mich, warum im Schoße einer Nation, welche für vorzugsweise eitel und äußerlich gilt, der Männer, welche an der Tracht der vorlezten Generation festhalten, außer allem Verhältniß mehr sind, und zwar in allen Ständen, als bei uns, und ich sah den Grund eben in dem Umstand, daß die Franzosen unsere Gesetzgeber in der Verfassung des äußern Menschen waren und noch sind. Die über die höhern Klassen in der ganzen civilisirten Welt verbreitete Tracht ist die französische Hof- und Nationaltracht; sie ist für den Franzosen in weit strengerem Sinne als für die übrigen Europäer eine zweite Oberhaut; der Charakter dieser Tracht ist Lannenhaftigkeit in den Dimensionen und

Digitized by Google

Verhältnissen der einzelnen Theile, aber strenges Festhalten am Grundgedanken, am Prinzip. Lezteres wird uns nicht klar genug, weil wir es nicht erfunden haben, und das Zufällige, Ephemere erhebt sich uns zur Hauptsache. In einem Kleide, das für uns schon zur Maske ausartet, kann der Franzose noch vollkommen à son aise seyn; der unaufhörlich, durch eine unsichtbare Macht vor seinen Augen vorgehende Wechsel im Schnitte der Kleider und der ganzen, der Mode unterworfenen Aeußerlichkeit ist ein so unmerklicher und stetiger, daß für ihn den Anschein einer organischen Entwicklung erhält, was dem fremden Nachahmer, dem nur periodisch die Collektivresultate zukommen, als eine Reihe von Revolutionen erscheint, wo immer die lezte die Produkte der frühern mit dem Bann belegt und für Jedermann, der „etwas auf sich hält," Alt oder Jung, unbrauchbar macht. Der Franzose behält häufig ganz unbefangen die Tracht bei, in der er geliebt hat und liebenswürdig gewesen ist, er meint durch das Kleid seiner guten Zeit seine eigene Jugend zu verlängern; und wahrlich, der Alte aus dem Marais, der auf dem Boulevard Bourbon am Graben der Bastille meine Erkundigung nach dem Jardin des plantes fast vorwurfsvoll mit der Berichtigung erwiderte, ich werde wohl den jardin du roi meinen, dieser Mann, gepudert, Chapeau-bas, jarret tendu, im Tanzmeisterschritt, erschien mir keineswegs älter, sondern vielmehr jünger, als wenn er eine schwarze Perrücke, einen Ueberrock à la propriétaire und den echten Börsenschritt des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hätte. Bei uns gehört eine antediluvianische Figur von solcher Reinheit zu den seltensten Erscheinungen, und wo Anklänge daran vorkommen, sind es vielmehr Zeichen von Aermlichkeit und Verwahrlosung, als von Selbstständigkeit und freier Wahl.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Bei solchen Leistungen der beobachtenden Astronomie wird es doppelt interessant, zu ersehen, daß außerordentliche Summen angewiesen sind, um die, in unsern frühern Berichten wiederholt erwähnte neue kaiserliche Sternwarte bei Petersburg mit den allervortrefflichsten Instrumenten zu versehen. Wir vernehmen, daß die Munificenz des Kaisers Nikolaus dazu gegen 200,000 Rubel angewiesen hat. Für diese Summe sind bestellt: ein nach neuer Angabe unseres Struve zu Dorpat konstruirtes Mittagsfernrohr, welches in der Werkstatt von Repsold zu Hamburg angefertigt wird und mit 21,000 Rubel bedungen ist; ein großes Passageinstrument und ein Vertikalkreis bei Ertel in München um 22,000 Rubel; ein großes Passageinstrument, als Zenithsektor zu gebrauchen, für den Mittelsaal des Observatoriums, von Repsold, zu 10,000 Rubel; ein großer Refraktor, den Dorpater sogenannten „Riesenfraktor" noch übertreffend, bei Utzschneider in München, zu dem ungeheuren Preise von 70,000 Rubel; ein dialptisches Fernrohr bei Plössl in Wien, um 8000 Rubel; ein Heliometer, ebenfalls bei Utzschneider, für 30,000 Rubel. Hiezu kommen zwei Kometensucher, vier astronomische Pendeluhren, drei Chronometer und eine Menge kleinerer Instrumente und Apparate. — Was läßt sich auf einer so ausgerüsteten Sternwarte von geschickten und fleißigen Observatoren erwarten, und wie viel tiefer als Beers und Mädlers eben gerühmte Bestrebungen dürften dergleichen Riesenwerkzeuge z. B. in das Detail einer Mondlandschaft eindringen.

Gegen so außerordentliche Anstrengungen der Astronomie scheinen uns die Leistungen der Physik zurück zu stehen. Wir finden auf dem Felde derselben für ein größeres Publikum nur eine einzige Blume zu pflücken: einen Bericht, den der französische Physiker Pelletier der Pariser Akademie über atmosphärische Elektrizität abgestattet hat. Nach den darin mitgetheilten Beobachtungen raubt die auf dem Erdboden verbreitete Feuchtigkeit demselben bei ihrer Verdunstung die positive Elektrizität, und läßt ihm nur die negative. Etwa um zwei Uhr Nachmittags besizt diese negative Elektrizität des Bodens in der Regel die größte Intensität, so daß, bei trockener, warmer Witterung, alsdann selbst die höchsten Gebäude eine solche, sehr starke negative Elektrizität zeigen. Bilden sich Wolken, deren Elektrizität gewöhnlich positiv ist, so erhöhen diese, durch Vertheilung,* noch die negative Elektrizität der Luftschicht am Boden, und halten sie darin fest. Aber schon die ersten Tropfen Regen, welche herabfallen, neutralisiren durch die positive Elektrizität, die sie mit herabführen, die negative Elektrizität des Bodens, und es entsteht dadurch eine elektrische Strömung, welche durch die zur Beobachtung solcher Strömungen eingerichteten Instrumente sehr deutlich angezeigt wird. Diese starke elektrische Strömung bei Beginn eines Regens erklärt das Unbehagen, welches man vor gewissen Regen, besonders im Sommer, wo die Energie der elektrischen Prozesse

---

* Wir dürfen die Leser zur Erklärung dieses vielleicht nicht ganz wohl gewählten Ausdrucks daran erinnern, daß jeder elektrisirte Körper in denjenigen andern Körpern, welche in seine elektrische Atmosphäre kommen, eine, der seinigen entgegengesezte Elektrizität zu erwecken strebt. Diese Wirkung heißt „Vertheilung." Eine positiv elektrische Wolke erregt und erhält also in den benachbarten, zur Mittheilung noch zu fernen Körpern negative Elektrizität.

Digitized by Google

überhaupt größer ist, empfindet. Diese Beobachtung von Pelletier ist mir darum so besonders wichtig vorgekommen, weil sie neuerdings auf den innigen Zusammenhang zwischen dem Befinden des thierischen Körpers, und namentlich den elektrischen Prozessen der Atmosphäre hinweist. Eine der Thätigkeits-Aeußerungen des Normalzustandes (der Gesundheit) besteht darin, dergleichen Störungen weniger oder gar nicht zur Perzeption gelangen zu lassen; bei krankhafter Reizbarkeit ist man geneigter dazu, und es gibt Personen, welche unglücklich genug sind, ein jedes solches atmosphärisch-elektrisches Leiden mit zu empfinden, ja oft stundenlang vorhersagen zu können.

In der Chemie, als demjenigen Theile der Naturwissenschaften, welchee sich den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft gewöhnlich noch genauer anschließt, stoßen wir zunächst auf die Entdeckung einer neuen Art von Gas. Der englische Generalkommissär der jonischen Inseln hatte nämlich Anfangs des laufenden Jahrs eine Quantität ausgepreßter Olivenkerne an einige Chemiker zu London gesendet, um einen Versuch zu machen, ob diese Reste, welche bis dahin nur zum Verbrennen angewendet worden sind, nicht zur Darstellung eines brennbaren Gases geschickt seyen. Die englischen Chemiker Coitam und Hallen haben der jonischen Regierung hierauf einen Bericht erstattet, in welchem sie die Resultate ihrer diesfallsigen Versuche angeben. Diesem Berichte zufolge waren jene alten Olivenkerne in einem Gasapparat probirt worden, und hatten mit Leichtigkeit ein vortreffliches Gas gegeben. Die Tonne lieferte 13 bis 14,000 Kubikfuß, d. h. 3 bis 4000 Fuß mehr, als man von Steinkohlen erhält. Ueberdies gewährt die Leichtigkeit, mit welcher sich dieses Gas entwickelt, eine große Ersparung an Brennmaterial bei Heizung der Retorten. Das mit diesem Gas hervorgebrachte Licht ist mindestens eben so hell, als das Licht von Steinkohlengas, und wird weniger schnell konsumirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, December.

(Beschluß.)

Theater. Bevorstehende Vorstellung für Schillers Denkmal.

Das Theater nächst dem Kärnthnerthor erwartet bis Ostern 1836 den neuen Pächter. Es ist der bekannte Merelly, Direktor der großen Oper in Mailand. Er hat vorläufig zugesagt, in Wien ein wahrhaft kaiserliches Operntheater zu schaffen, die ersten Sänger Italiens, darunter die Malibran, die Grisi, den Rubini, den Ivanoff, den Ladlache, zu Zeiten wieder zu ziehen, und ein grandioses Ballet zu engagiren. Dafür erhält er vom Hofe jährlich gegen 100,000 fl. in schwerem Gelde, das größte Theater in Wien und die beiden Redoutensäle zu maskirten Bällen und Konzerten ganz frei. Für solche Vortheile (erwägt man noch, daß bei guten Vorstellungen täglich 2500 fl. C.M. baar eingehen können) kann man freilich etwas Tüchtiges leisten. Ob Merelly mit gleicher Liebe an die deutsche Oper denken wird, das steht freilich zu erwarten. Man sagt jedoch, der Hof mache es zur Bedingung, daß die deutsche Oper mit allem Glanze unterstützt werden solle. In gegenwärtigem Augenblicke brillirt Mad. Schröder-Devrient. In der Bellinischen Oper: „die Capuletti," ist sie bereits zweimal aufgetreten und jeden Abend ein Dutzendmal gerufen worden. Sie ist wirklich eine gigantische Erscheinung, zwar jetzt mehr als Schauspielerin, denn als Sängerin zu preisen, aber immer eine Frau, die die Bewunderung aller Kunstfreunde in Anspruch nimmt. Als sie in der Partie des Romeo die Julia wie eine Kürbisflasche ergreift und sie empordebt, dann dem zerknirschten Vater förmlich hinschleudert, da stutzten die Wiener; Einigen kam es sogar zu derb vor, und sie nahmen sich die Freiheit, ein wenig zu zischen. Aber was half's? Zum Schlusse des zweiten Akts wurde Mad. Schröder-Devrient doch nacheinander einige Male gerufen; Saphir erklärte in der Wiener Theaterzeitung, so müsse es seyn; Romeo sey ein Italiener und kein Mehlspeismacher; das Genie habe ein Recht, etwas Besonderes zu zeigen; bei der zweiten Vorstellung aber kein Mensch mehr seine Stimme dagegen, und nun wird Mad. Schröder-Devrient wohl noch Gewagteres zur Schau bringen können. Die Bahn ist einmal glücklich gebrochen.

Für die Leser des Morgenblattes dürfte es anziehend seyn, zu erfahren, daß in Wien gegenwärtig eine große Vorstellung zu Gunsten des Monuments für Schillee vorbereitet wird, weil diese Zeitschrift die erste war, welche zu diesem schönen Zwecke Aufforderungen in's Publikum brachte, und unter allen Redaktionen Deutschlands die eifrigste war, das große Andenken für den ersten deutschen Dichter in's Leben zu rufen. Die Direktion des Wiener Burgtheaters, stets eine der eeste, wenn es gilt, ausgezeichneten Talenten Anerkennung zu geben, wird etwas Außerordentliches leisten, und wenn nicht ein besonderes Gelegenheitsstück von Deinhardstein, Grillparzer oder Zedlitz in die Scene bringen, doch eines der besten Werke des Unvergeßlichen, Unerreichbaren, Unersetzlichen aufführen lassen. Man glaubt, „Maria Stuart" werde sodann an die Reihe kommen, und zum eesten Male wieder die berühmte Sophie Schröder als Elisabeth mit der Mad. Rettich, gebornin Grey, als Maria auftreten. Kostüme, Dekorationen ꝛc. Alles würde neu angefertigt, und die Preise der Plätze durchaus erhöht werden. Wie sich dies immer gestalten mag, so wird Wien gewiß den bedeutendsten Betrag zum großen Denkmal beisteuern. Dies verbürgt hier schon der Enthusiasmus für den theuern Hingeschiedenen, und die Freigebigkeit der Bewohner der Residenz, wenn es gilt, einen großen Mann zu ehren. — In literarischer Beziehung kann ich Ihnen wenig Neues melden. Unsere Zeitschriften gehen ihren gewöhnlichen Weg. Die gelesenste, und wohl auch im Auslande verbreitetste, ist unstreitig die Wiener Theaterzeitung, wozu die außerordentliche Schnelligkeit der Mittheilungen, die Reichhaltigkeit und Auswahl derselben, die Gründlichkeit der Urtheile und die reichhaltige Korrespondenz aus allen Gegenden Deutschlands nicht wenig beitragen mag. Die Modenzeitung ist auch ziemlich bekannt, aber sie ist doch gar zu breit, und eben deßwegen weniger gelesen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. December 1835.

Ich will — o wehe! welches Schrecken!
Sie kommt heran, sie wird mich sehn;
Ich will mich in den Busch verstecken,
Da seh' ich sie vorübergehn.

Uhland.

Madelon.

(Fortsetzung.)

Nicht lange, so nahm eine weibliche Gestalt in der Mansarde gegenüber, fast in gleicher Höhe mit meinem Fenster, meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: ein hübsches, echt französisches Profil, Stirne und Kinn untadelhaft, Nase und Mund just um soviel, jene zu rund, dieser zu voll, um das Gesicht des zweideutigen Vorzugs zu überheben, ein Ideal der weiblichen französischen Bildung zu seyn. Hob aber das junge Mädchen den Kopf und blickte der Straße zu, so gingen ein paar Augen auf, welche vollends jeden Gedanken an den nationalen Gemeintypus verdrängten, Augen, wie ich, dem freilich hierin keine große Erfahrung zu Gebot stand, noch niemals gesehen, Augen, die mir armen, weder von Gott, noch den Menschen, sondern von mir selbst Verlassenen unaussprechlich wohl thaten, nachdem die erste Blendung durch ihr funkelndes Spiel, der erste frappante Eindruck der dunkeln, kühn geschwungenen Brauen vorüber war.

Das Mädchen interessirte mich im höchsten Grade, und bald war es fast mein einziges Tagwerk, durch eine Ritze meines Vorhangs ihre Bewegungen und ihre Häuslichkeit zu beobachten. Wenn sie saß und auf die Näherei niederblickte, bildeten das freundliche, mit den schönsten Rosen der Jugend geschmückte Gesicht, das dunkelbraune, mit ungekünstelter Grazie aufgesteckte Haar, die reizende Nacken- und Brustlinie die lieblichste Büste. Unaufhörlich fast bewegten sich die schwellenden Lippen im geflügelten Gespräche mit einer ältlichen, ihr gegenüber sitzenden Frau von gewöhnlichem Aussehen; zuweilen warf sie den Kopf lachend aufwärts und herum, die volle Ladung ihrer Blicke fiel dann wohl auf mein Fenster, und ich fuhr erröthend zurück und mußte erst meiner sichern Stellung bewußt werden, bevor ich es wagte, zu meiner Observation zurückzukehren.

Gegen acht Uhr Morgens erschien die kreischende Milchfrau an der Straßenecke, und dann kam Madelon herab mit dem Milchtopf und trippelte hinüber, das bunte Seidentuch nach der reizenden Sitte des Volks quer um die Stirne gewunden, in Holzpantoffeln und kurzem, weißem Hauskleide, welch letzteres für meine Augen hinsichtlich der zierlichsten Füße vollkommen wieder gutmachte, was vielleicht ersteres verdorben. Dies wiederholte sich mehrmals im Laufe des Tages zum Einkauf von Butter, Gemüse und all dem Bedarf, an welchen das Pariser „kleine Volk“ durch das tausendstimmige Cri de Paris gemahnt wird. Ich verfehlte dann nie, mein Fenster zu öffnen, ich verfolgte die Details des kleinen Commerzes mit ungetheiltem Interesse, und mein Ohr sog begierig die Töne der muntern, aber, wie häufig bei den Mädchen dieses Volkes, etwas tiefen Stimme

ein, die hin und wieder durch den Straßenlärm zu mir heraufdrangen. Ich beneidete den Wasserträger, der alle Tage mit seinem schweren Eimer in ihre Mansarde hinaufstieg, und hätte Alles gegeben, der Kerl zu seyn, dem sie für seine Carotten die Kupferstücke in die Hand zählte. Tausend chimärische Plane, wie ich mich ihr bemerklich machen, mich ihr nahen wolle, durchkreuzten mein Gehirn; ich hatte reichen, träumerischen Genuß davon, aber es brauchte nicht die Erinnerung an einen Schulgenossen, der einmal, als Gärtnerjunge maskirt, mit einer blühenden Zierpflanze in die Behausung seiner Göttin gedrungen und dafür vom Vater derb durchgeprügelt worden war; ich wußte ja zum Voraus, daß nichts, gar nichts aus Allem werden konnte; hatte ich doch auf der Hochschule Professors München ein langes Jahr geduldigt, und war abgereist, ohne es weiter gebracht zu haben, als zu der Frage, ob der Herr Papa zu Hause sey.

Ich wurde oft recht bitter in meiner Selbstanklage: wie schwach, wie armselig kam ich mir selbst vor, meinen glücklichern Bekannten gegenüber, welche ihre Persönlichkeit überall hintrugen, wo ihnen eine Thüre offen stand, und unbefangen unter der Scheidemünze der Menschheit kursirten, unbekümmert, mit welchen Gesichtern das Loos sie zusammenwarf! War ich beschränkt? war ich unmäßig eitel? war die Scheu vor dem Lächerlichen, die sich bei dem Franzosen als offener, thätiger Widerstand gegen dasselbe äußert, bei mir eine passive, schwere, deutsch-tiefe Schwachheit?

Nachmittags zeigte sich Madelon in Toilette; gegen drei Uhr setzte sie vor dem Spiegel den Hut auf, nicht mit jener ängstlichen Strategie, welche schwache Punkte künstlich versteckt oder beschattet, sondern mit der kecken Sicherheit des Weltmanns oder des Soldaten, der den Filz auf die Locken drückt. Sie verließ das Haus immer in derselben Richtung. Nachdem ich dies ein paarmal mit einem Anflug von Eifersucht beobachtet, faßte ich den Muth, ihr von weitem nachzugehen, und sah sie jedesmal im Vestibul des Theaters der Porte St. Martin verschwinden. — Eine Schauspielerin? dachte ich, und dieser Gedanke schmeichelte mir und ängstigte mich durch die aus Zugänglichkeit und Zweideutigkeit gemischte Vorstellung, die ich von diesem Stande hatte. Doch nein, das war unmöglich: ein Mädchen mit solchen Augen, solchem Wuchs, solchem Gang konnte auf den Brettern keine gemeine Rolle spielen, und Madelon war allem Anschein nach arm, sehr arm. Eines Abends jedoch, da ich im Theater der Porte St. Martin ein neues Melodram ansah, war mir plötzlich, als erblickte ich in einem Reigen von Bauermädchen, welche einen ländlichen Tanz aufführten, im Vorüberschweben die reizende, mir nur zu wohl bekannte Gestalt. Ich harrte in höchster Spannung, ich musterte sorgfältig alle Gestalten, vergeblich, die Erscheinung wiederholte sich nicht; aber dieser Vorfall machte mir die Intrigue, die ich mit mir selbst spielte, noch anziehender und peinlicher. Die in seltsamem Widerspruch mit meinem sonstigen Charakter mir angeborne Liebe zum Dramatischen, welche durch die ernstern Studien der letzten Jahre in den Hintergrund gestellt worden war, erwachte jetzt durch Ideenassociation in aller Stärke wieder; ich führte ganze Scenen mit Madelon auf, ich legte mir die leidenschaftlichsten, ihr die naivsten Worte in den Mund, ich wagte es endlich, sie an mein Herz zu drücken; aber indem ich ihr über die Schulter blickte, sah ich in der Koulisse einen Trupp ihrer frühern Bekannten höhnisch lächelnd nach uns herüberweisen; dies war kaltes Wasser in die Gluth meiner Schwärmerei, und ich empfand es mit der tiefsten Beschämung, wie man um ein Wesen, das man vielleicht verachten müßte, wenn man es kennte, Schmerzen fühlen und auf seine eigenen Phantasiegebilde eifersüchtig seyn kann.

Ich kann nicht sagen, was aus diesen Freuden und Leiden eines Gemüths, das sich selbst nicht finden konnte, geworden wäre, wenn sich nicht der Zufall in's Mittel geschlagen hätte, ohne den im Leben wie im Roman nichts von der Stelle geht, und dem es auch hier der Leser zu danken hat, wenn ich etwas mehr als die Träume eines jungen Thoren zu berichten habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Es können, nach einem Ueberschlage, bloß die jonischen Inseln jährlich gegen 4000 Tonnen solcher Olivenkerne liefern; was bieten Frankreich, Italien, Spanien u. s. w. von diesem sonst ganz unbenuzt gebliebenen Reste der Oelproduktion dar! Und wie interessant wird die Sache selbst für Deutschland, wenn sich das nämliche Verfahren auch auf die Ueberbleibsel anderer Oelfabrikation anwenden läßt. Je mehr die Erde altert und also mit einer Erschöpfung ihrer Urproduktionen, wie hier z. B. der Steinkohlen, droht, um so wichtiger wird die Auffindung eines jeden Surrogats, namentlich aber solcher Surrogate, welche aus dem Kreislaufe des vegetabilischen Erdlebens selbst hervorgehen und sich alljährlich erneuern.

Unter diesem Gesichtspunkte, dessen ganzen furchtbaren Ernst erst die kommenden Generationen noch recht begreifen lernen werden, erscheint denn auch die (englische oder deutsche?) * Erfindung der Schmelzöfen

* Ein Engländer, Neilson, hat ein Patent darauf, wir wissen aber, daß das Verfahren, namentlich in den sächsischen Bergwerken, auch schon seit längerer Zeit angewendet wird.

Digitized by Google

mit waemer Luft, von welcher in unsern frühern Berichten ebenfalls schon wiederholt die Rede gewesen ist, immer wichtiger. Wir erinnern zuvörderst daran, daß es hiebei in der Hauptsache nur daraus ankommt, statt der kalten Luft, welche man zur Unterhaltung der Flamme sonst in den Ofen strömen ließ, schon erwärmte (in einem besondern Behälter mit geringem Aufwande von Brennmaterial erhitzte) Luft dazu anzuwenden. Von welch außerordentlichem Einflusse letzteres Verfahren gegen das frühere, in Bezug auf Ersparung an Holz und Kohlen, und gleichwohl erzieltes besseres Produkt sey, davon liefert das nachstehende, zu unserer Kenntniß gebrachte Beispiel einen höchst auffallenden Beweis. In den Eisenwerken an der Clyde in Schottland wurden, vor Einführung der „Schmelzöfen mit warmer Luft," jährlich 6000 Tonnen Eisenerz ausgeschmolzen; zur Bereitung jeder Tonne (2000 Pfund) Eisen waren 8 Tonnen Kohlen und 15 Tonnen Kalk erforderlich. Im Jahr 1833, wo die Schmelzung mit warmer Luft eingeführt wurde, machte dieselbe Dampfmaschine 12,000 Tonnen Eisen, wovon jede Tonne nur 3 Tonnen Kohlen und 8 Tonnen Kalk, also noch nicht die Hälfte des sonstigen Bedarfs an Brennmaterial, erforderte. Außerdem ging die Arbeit, wie man aus der Menge des gewonnenen Produkts sieht, viel schneller von Statten, und das erzeugte Eisen war von der besten Beschaffenheit. Hiebei ist zu bemerken, daß das Verfahren immer günstigere Resultate in jeder Hinsicht liefert, je mehr man die Luft erhitzt, welche in den Schmelzofen gelassen wird. Bei den letzten uns beschriebenen Versuchen mit Neilsonschen Schmelzöfen war die Luft in den Erhitzungsapparaten auf eine Temperatur von 105 Grad Reaumür gebracht worden, also 25 Grad über die Siedhitze des Wassers, und die Arbeit ging dabei mit unbeschreiblicher Leichtigkeit von Statten. Nun werden in ganz Großbritannien jährlich ungefähr 700,000 Tonnen Eisen geschmolzen, und wenn die neue Methode erst allgemein eingeführt seyn wird, so darf man auf eine Ersparniß von weit über eine Million Tonnen Kohlen zum Geldwerthe von mehr als einer halben Million Pfund Sterling rechnen. Dieser Geldwerth ist aber hiebei noch das Wenigste, da, wie wir oben angedeutet haben, die alternde Erde an Kohlen endlich erschöpft werden könnte, und eine Ersparung dieses Naturvorraths, mit dem man nicht haushälterisch genug umgehen kann, indem der Ersatz erst von einer neuen, gänzlichen Umbildung zu erwarten steht, täglich dringendere Pflicht wird. Die Vortheile dieses wirklich bewundernswürdigen Verfahrens beschränken sich aber gar nicht auf die Eisengewinnung: der Gießer kann, bei Anwendung desselben, seine Eisengußwaaren in der Hälfte der sonst angewendeten Zeit und mit der Hälfte des frühre erforderlichen Brennmaterials liefern, und gleichergestalt kommt es dem Grobschmid zu gute. Wir erfahren noch während Bearbeitung des gegenwärtigen Berichts, daß der Lehrschmid Groß zu Stuttgart solche Gebläse mit heißer Luft für seine Hauthierung auf die zweckmäßigste und sinnreichste Art angeordnet hat, und der ganze Werth der Entdeckung, aus welcher der Industrie so unermeßliche Vortheile hervorgehen, bethätigt sich erst recht in dem Maße, als das darauf begründete Verfahren auch in der kleinsten Werkstatt seine Anwendung findet. Ehrwürdiger, wie wir dies so oft gesagt haben, erscheint die Wissenschaft nie, als wenn sie sich der Bedürfniß Aller und eines Jeden annimmt.

Dieselbe wohlthätige Tendenz, aber, wie es mir wenigstens scheint, nicht mit demselben glänzenden Erfolge, entwickelt sie bei ihrem neuesten Vorschlage, eine weitere Ersparung an Brennmaterial dadurch zu bewirken, daß bei Destillationen, Abdampfungen u. s. w. die Operation im (sogenannten) luftleeren (d. h. durch eine Luftpumpe oder ähnliche Vorrichtungen von Luft möglichst entleerten) Raume vorgenommen werde, indem allerdings die Verdampfung von Flüssigkeiten, unter vermindertem Luftdrucke, auch bei niedriger Temperatur erfolgt. Auf den Grund dieses Vorschlags sind in der letzten Zeit eine Menge von Apparaten nach dieser Idee ausgeführt worden, und namentlich bringt man in der Runkelrübenzuckerfabrik zu Königsaal bei Prag über dem abzudampfenden Syrup durch Luftpumpen einen solchen luftleeren Raum in der Hoffnung hervor, solchergestalt nun auch an Brennmaterial zu sparen. Allein diese Voraussetzung erscheint uns irrthümlich; denn gleiche Gewichte Dampf von derlediger Temperatur enthalten gleiche Mengen Wärmestoff. Wenn daher in der gedachten Fabrik, durch Anwendung des neuen Verfahrens, der Syrup unter einem entsprechenden Luftdrucke von 3,369 Pariser Zoll Quecksilber, statt des gewöhnlichen Barometerstandes von 28 Zoll, auch wirklich schon bei 40 Grad Reaumür, statt sonst bei 80 Grad, siedet, so ist doch nichtsdestoweniger zur Verdampfung eines jeden Pfundes Flüssigkeit, welches aus dem Rübensafte entfernt werden soll, eben so viel Brennmaterial erforderlich, als wenn die Verfiedung unter dem gewöhnlichen Luftdrucke erfolgte, eben weil, wie gesagt, ein jedes Pfund Dampf gleich viel Wärmestoff, und also gleich viel Brennmaterial erfordert, um auf den nämlichen Grad der Temperatur erhoben zu werden. Die Vorzüge dieses neuen Verfahrens, wenigstens in Absicht auf reale Ersparung an Brennmaterial, erscheinen daher problematisch, wiewohl ich mich bescheide, daß vielleicht andernseits eine Ersparung an Zeit und Arbeit eintreten könne, in welchem Bezuge mir noch die praktische Erfahrung mangelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Botherels allgemeine Speiseanstalt.

Vermuthlich hat Vicomte Botherel die Konkurrenz gefürchtet, welche in der That sich schnell in Paris zeige, sobald etwas Neues gelinge, und um dieser vorzubeugen, hat er das Unternehmen unbedachtsamerweise so in's Große getrieben, daß auch sein beträchtliches Vermögen bei weitem nicht hinreichen kann, um es in's Werk zu setzen. Das Schlimmste ist, daß, wenn er nun die Anstalt nicht in's Werk setzen kann, alles bisher Gebaute beinahe ohne Werth ist, und die zwei Millionen großentheils verloren gehen; denn zu welchem andern Zwecke sollten die vielen Küchen mit Balkonen, die fünfzig Speisebehälter und so vieles Andere, kostbar Angelegte dienen? Man würde es wieder einreißen müssen, um Wohnungen daraus zu machen. Zu verwundern ist die unerschütterliche Zuversicht des Unternehmers, der beständig Annoncen drucken läßt, worin er die baldige Eröffnung der Anstalt ankündigt und die vermöglichen Leute zur Theilnahme an derselben einladet, auch sich bemüht, ihnen die Vortrefflichkeit derselben zu beweisen, obschon ganz Paris vom Gegentheil überzeugt ist und den Mann bedauert, der bei der besten Absicht einem unausführbaren Plan seinen eigenen Wohlstand aufopfert, ohne daß er Jemanden dadurch etwas genützt hat, es sey denn etwa den Baumeistern und Handwerkern, welche ihm das riesenhafte Gebäude aufgerichtet haben. War es denn so durchaus nothwendig, die Stadt mit Speise und Trank versehen zu wollen, da sie das Bedürfniß nach einer allgemeinen Speiseanstalt bisher gar nicht gefühlt hat! Vicomte Botherel geht wohl von einem richtigen Grundsatze aus, fehlt aber in der Anwendung desselben. Er meint nämlich, je allgemeiner für die Befriedigung eines Bedürfnisses gesorgt werde, mit desto weniger Kosten könne man dasselbe befriedigen. Wenn Jeder sein eigener Schneider, Schuster, Hutmacher, Tuchfabrikant, Lederbereiter u. s. w. seyn wollte, so würde es sehr schlecht bei dieser Universalindustrie bestehen. Aus eben diesem Grunde, schließt nun Vicomte Botherel, sollte in einer großen Stadt auch Niemand sein Koch seyn, eben so wenig, als er sein Bäcker und sein Fleischer ist. Ihr kauft das Brod vom Bäcker, der es euch ganz-zubereitet liefert; nun, so kauft denn auch von einem Speisewirthe die ganz zubereiteten Speisen, die er euch zur beliebigen Stunde und Minute vor's Haus zu bringen sich erbietet. Ihr Pariser sollt wegen der Speisen eben so wenig verlegen seyn, als wegen des Brodes; nicht einmal darnach zu schicken sollt ihr haben, meine Speise- und Trankwagen sollen es euch, wie ihr es nur immer wünschen mögt, vor die Thüre setzen. Der Vicomte hat aber nicht bedacht, daß das Bedürfniß der Speise ein so vielfältiges ist, daß man demselben nur durch einen ungeheuern Vorrath von allen möglichen Lebensmitteln abhelfen kann. Die vorhandenen vielen Speiseanstalten in Paris sind doch nur auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Personen berechnet; höchstens werden einige hundert Menschen in jeder derselben gespeist. Wem ist es aber je eingefallen, daß es möglich sey, den 800,000 Menschen in Paris allerlei Speisen und Getränke vom Morgen bis zum Abend, warm oder kalt, in ihren Häusern aufzutischen, und jede Haushaltung so zu bedienen, wie sie von ihren eigenen Dienern es verlangen könnte? Der Vicomte mag geglaubt haben, die ungeheuern Schwierigkeiten eines so riesenhaften Unternehmens mit großem Kostenaufwande bezwingen zu können; daß aber die Sache gar nicht gehen könne, daran hat er nicht gedacht. Es ist schade für ihn, daß er, anstatt seine Küchen und seine Ställe zu bauen, es nicht zuerst versucht hat, bloß in einer einzigen Straße seine Speisewagen umherrollen zu lassen; er würde sich dann wohl überzeugt haben, daß er keiner solchen Bauten bedürfe. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 303:

Der Raum.

Räthsel.

Ein grünes Fläschchen, zart und klein,
Das hängt in großer Zahl,
Und läutert in der Sonne Schein
Viel herben Saft zumal.
Es hat ein kleines Käppchen auf,
Zieht's vor der Sonn' herab;
Die bringt bis in des Fläschchens Knauf,
Gibt warmes Liche ihm ab.

Fünf Knäblein stehn mit feinem Duft
Um's Fläschchen, süße Heern,
Und streu'n ihm Weihrauch in die Luft,
Ihn trinkt mein Fläschchen gern;
Es färbet nun sich dunter schnell,
Sein herber Saft wird mild,
Sein trüber Schein allmählich hell,
Wie es mit Geist sich füllt.

Und mancher zarter Mühlstein mahlt
Die feinen Fäßchen klein;
Was hilft es, daß sie so geprahlt?
Nun leiden sie die Pein;
Manch roher Druck preßt aus ihr Blut,
Das ihnen Gunst erwirbt;
Ach! wie der Druck so wehe thut,
Wie ihre Schönheit stirbt!

Aus Millionen Fläschchen floß
Das lebenreiche Blut,
In Einen großen Körper goß
Man ein das edle Gut.
Hier stürmt das heiße Blut so wild,
Hier gährt sein trüber Schaum;
Doch wird es bald auf's Neue mild,
Man wiedererkennt es kaum.

Die zweite Flasche nimmt es auf,
Die bleibt grün, ist sie grün;
Sie läßt dem Winte gern den Lauf,
Läßt seine Blume blühn;
Und wenn ihr dann nach rechter Frist
Euch freut an ihrem Geist,
Geschieht wohl, daß, wer dankbar ist,
Auch jene Fläschchen preist.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. December 1835.

Fliegen lernt der Mensch wohl nie, aber dahin bringt er es, daß er ausnehmend rasch auf dem Schooße der Mutter Erde umherrutscht; hier wird ihn aber mancher Stoß stets an das Irdische seiner Natur und an das Gesetz der Schwere mahnen.

Rede bei Eröffnung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Höchst beachtenswerth für das Gewerbe erscheint uns dagegen der Vorschlag des französischen Artilleriekapitäns Thomassin, die Eisenbahnstraßen statt der bisher angewendeten Eisenschienen mit einem von ihm erfundenen Gemisch hydraulischen Mörtels und Steins, welches er Béton nennt, zu belegen. Nach den vom Erfinder gemachten Versuchen soll dieser Ueberzug die Wege so dauernd fest und glatt erhalten, daß derselbe sogar den Vorzug vor den bis jetzt angewendeten Eisenschienen verdient, indem bei seiner Anwendung überdies alle Seitenreibung, welche die letzteren verursachen, vermieden wird. Thomassin hat sein Verfahren in einer eigenen Schrift: De la supériorité des chemins de Béton sur les chemins de fer. Par F. Thomassin, Capitaine d'Artillerie. Strasbourg, 1835, beschrieben, und, nach dem darüber vor uns liegenden Berichte, verdient die Sache allerdings wenigstens weitere Prüfung.

Letztere erscheint ohnedies um so dringender, da zu den sehr großen Inkonvenienzen der Eisenbahnen das Holpern und Rütteln gehört, welches man, wenn die Bahnen erst ausgelaufen sind, an den Punkten erleidet, wo die Schienen an einander gefügt sind. Nach den Mittheilungen eines Freundes, der die Befahrung selbst gemacht hat, ist dies Rütteln, wenigstens auf der von ihm befahrenen Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln (wie man dem Uebelstande in England, von woher wir ähnliche Klagen noch nicht vernommen haben, begegnet, ist uns unbekannt) rein unerträglich, und dem Stoßen auf dem schlechtesten Knüppeldamme vollkommen vergleichbar. Entspricht also Thomassins „Béton" den davon erregten Erwartungen nur einigermaßen, so wird seine Anwendung als eine sehr wesentliche Verbesserung der Straßen für Dampfwagen zu betrachten seyn.

Uebrigens ist es wahrscheinlich vielen Lesern angenehm, auf diese Veranlassung aus der oben erwähnten Mittheilung und einem damit vergleichenen zweiten Berichte eines andern Augenzeugen, hier noch einige Notizen über Dampfwagenreisen zu finden, welche wenigstens dazu dienen mögen, mehrfache, fortwährend dagegen bestehende, anderweitige Vorurtheile zu berichtigen. Was zuvörderst die Schnelligkeit der Reise betrifft, so bemerken wir, daß die hier beispielsweise gewählte Tour von Brüssel nach Mecheln fünf Lieues, d. h. beinahe drei preußische Postmeilen (zu 2000 Ruthen oder 24,000 rheinländischen Fußen, und also wenig von der sogenannten geographischen Meile [23,642 Fuß] verschieden) beträgt, welche Entfernung mit dem Dampfwagen

Digitized by Google

in 30 bis 36 Minuten* zurückgelegt wird. Man macht die preußische Postmeile also in 10 Minuten, wogegen die Schnellposten dazu 40 bis 50 Minuten brauchen, d. h. man fährt mit der Dampfpost etwa vier bis fünfmal schneller, als mit der Schnellpost; der beste englische Wetteenner läuft wenig schneller. Die Hauptbesorgniß hienächst, welche man in Bezug auf diese Schnelligkeit von Ununterrichteten äußern hört, besteht darin: ob man dabei bequem athmen könne? In veeschlossenen Wagen, deren Wahl jedem Reisenden freisteht, empfindet man vom Luftzuge natürlich gar nichts; auf offenen Wagen könnte er, bei gleichzeitigem Gegenwinde, oder andern erschwerenden Umständen, vielleicht beschwerlich werden; unser Reisender, welcher, um die Beobachtung genau anzustellen, einen solchen offenen Wagen gewählt hatte, will nur einen „angenehmen" Luftzug verspürt haben. Die Schnelligkeit der Bewegung selbst mißt man, nach seinem Vorschlage, am besten ab, indem man Sekunden zählt und dabei das Terrain vergleicht, welches der Wagen indeß gewinnt. Ackerbeete von beiläufig fünfzehn Scheitten Breite, welche die Straße durchschneidet, bieten dazu die beste Gelegenheit: mit jeder Sekunde ist man an einem neuen Beete und sieht solchergestalt die verschiedenen Feuchtarten, womit dieselben bestellt sind, in reißender Eile an sich vorüber gleiten. Ackerstücke von geringerer Dimension lassen sich nicht mehr zählen, sie sind dem Auge im Nu verschwunden. Dagegen scheint man entfernten Gegenständen nicht eben schneller vorbeizufliegen, als bei gewöhnlichem Fahren, weil die zurückgelegte Strecke schon ziemlich bedeutend seyn muß, wenn die Richtungslinien einen bemerkbaren Winkel einschließen sollen, und seene Kirchthürme, Landhäuser u. s. w. können daher mit aller Muße betrachtet weeden. — Die ökonomischen Details, als in einen naturwissenschaftlichen Bericht nicht eigentlich gehörig, übergehe ich hier. Da aber im Allgemeinen die Wohlfeilheit dieser Art von Beförderung beispiellos ist, so muß man sich, bei Mitbetrachtung der übrigen hier aufgezählten Vortheile, und in der Hoffnung der Anwendbarkeit des oben erwähnten „Béton," allerdings für weitere Einführung des Dampfwagensystems erklären, was auch engherzige Rücksichten irgend einer Art dagegen einwenden mögen.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Elephant, der beste unter den auf jener Straße jezt in Anwendung kommenden Dampfwagen, hat den Weg mit einer angehängten Reihe von Wagen, in denen sich 1500 Personen befanden, sogar schon in 22 Minuten zurückgelegt.

Madelon.

(Fortsezung.)

Jene Erscheinung trieb mich alle Tage in das Theater der Porte St. Martin, so wenig Anziehendes auch diese Bühne für mich hatte, weil man hier ewig an die materielle, bei aller Raffinerie geob sinnliche Kunstrichtung unserer Zeit gemahnt wird. Das Herz pochte mir, so oft die Musik ein Intermède de ballet ankündigte, aber das Melodram von jenem Abend wuede nicht gegeben, und unter all diesen pironettirenden Gestalten mit der jämmerlichen Grazie, mit dem stehenden, cadaverosen Lächeln auf den welken Lippen, zwischen den gemalten Wangen, unter dem todten Blumenkranz in den falschen Locken, war Madelon nicht, konnte Madelon nicht seyn.

Eines Abends saß ich noch gegen Mitteenacht mit einem Bande von Molière in meinem Zimmer, da fiel plötzlich ein röthlicher Schimmer über meine Schulter auf das Buch. Ich blickte um, sprang an das Fenster und sah aus einem Mansardeufenster gegenüber, dem dritten von Madelons, eine Feuersäule prachtvoll in den nächtlichen Himmel steigen. Erschrocken blickte ich hinab, hinüber: kein Mensch in der Straße, in meinem Hause, im Hause deäden Alles still, nur in der Weinbude unten brannte ein mattes Licht. Ich wartete eine Weile, keine Seele rührte sich; immer höher stieg die Feuersäule aus der Dachlücke, da wuede es mir doch zu arg, und in einem Sturm widerstreitender Gefühle eilte ich die Treppe hinab über die Steaße. Ich hatte beeeits den Drücker an der Budenthür gefaßt, warf aber vorher noch einen Blick durch die Scheiben und sah die dicke Weinwirthin am Komptoir oegnüglich mit ein paar späten Gästen schwatzen. Bei diesem Stillleben im Erdgeschoß, während oben das Feuer wüthete, fiel mir Alles ein, was ich oon der Trefflichkeit der Paeiser Feuerpolizei gehört. Hatte man nach den Pompiers geschickt? waren sie wohl gar schon oben? und man blieb hier beim proximus ardet so ruhig, als wenn oben ein Hausgenosse, den man nicht kennt, gepfändet wird? Wartete meiner nicht das Gelächter, womit der Pariser in seiner stolzen Lebenssicherheit die ungeschickte Besorgniß des Provençalen empfängt? Ein Blick aufwärts in die prasselnden Flammen teied mich indessen hinein, und unter dem Einfluß meiner linkischen Gefühle sprach ich stockend: „Verzeihen Sie, aber wie mir scheint, ist Feuer in Ihrem Dache."

Die elektrische Wiekung dieser Worte, welche im Nu Alles auf die Beine brachten, erschreckte mich oedentlich, zeigte mie aber im selben Augenblick, daß ich, außer Kollision mit dem königlichen Koeps der Pompiers, dem Herzensdrang folgen dürfe. Alle liefen schreiend der

Treppe zu, ich gewann den Vorsprung, zählte im Flug die Stockwerke, und auf dem obersten Absatz stürzten uns Madelon und ihre Hausfrau, Hülfe rufend, mit gerungenen Händen entgegen. Eine Niederlage von Watte, die dem weiter unten wohnenden Schneider gehörte, stand in lichten Flammen. Während die mit mir Heraufgekommenen in den Raum drangen, um die brennenden Ballen zum Fenster hinaus zu werfen, eilte ich dem Mädchen, dessen Hülferuf Niemand beachtete, in ihr Zimmer nach.

Beim matten Widerschein des Feuers von meinem Hause übersah ich jezt den Raum, in den ich mich so oft geträumt. Ach! ohne die drängende Hast, die Alles verkehrt angreift, wäre hier bald aufgeräumt gewesen: zwei ärmliche Betten, ein Tisch, ein paar Rohrstühle, eine Kommode, an den Wänden eine bunte Garderobe. Die beiden Weiber tappten beim zweifelhaften Scheine wehklagend im Zimmer umher, ich mit, und wer den Kopf vielleicht am meisten verloren hatte, war ich. Mein sehnlicher Wunsch war, der ganze Plunder möchte verbrennen, damit ich hier sofort als wohlthätiger Genius auftreten könnte; aber allermittelst faßte ich rüstig an, denn das süßeste Beben durchrieselte mich, wenn meine und Madelons tastende Hände sich begegneten. Ein Stück um das andere flog — an ein Flüchten über die engen Treppen im allarmirten Haus war nicht zu denken — lustig zum Fenster hinaus, und es war mir dann wieder ein süßes Gefühl, dem Mädchen die Siebensachen zu retten, an denen vielleicht ihr Herz hing.

„Sind Sie es, Monsieur Frederic?“ fragte Madelon athemlos. — „Ja, ja!“ rief ich entzückt, gar nicht erstaunt, meinen Namen aus ihrem Munde zu hören, aber im selben Augenblick ein Mißverständniß erkennend, fuhr ich kleinlaut fort: „Nein, nein, nur ein Fremder, ein Deutscher, Ihr Nachbar, der gerne —“ — „Der Herr gegenüber au troisième, der immer am Fenster ist? — O Gott! wir sind verloren! — Dank! tausend Dank!“ — Gewaltsam strömte mir das Blut vom Herzen weg, eben griffen wir Beide in die Schieblade der wackelnden Kommode, ihre Hand gerieth unter die meinige, und im Taumel drückte ich sie fest zu, um sogleich wieder loszulassen. In der Hast hatte ich den Kleiderrechen umgerissen, ich bückte mich nieder, griff in den Wirrwarr, da bekam ich etwas in die Hand, was mir wie ein Anzug von fleischfarbigem Tricot vorkam; mit unbeschreiblichem Mißbehagen, als hätte ich eine kalte Schlangenhaut berührt, schleuderte ich das Ding von mir.

Indessen schien man nebenan des Feuers Meister geworden zu seyn, die Pompiers waren herbeigekommen, man drang mit Licht in das Zimmer, ich sah eben noch, bevor ich die Augen niederschlug, wie Madelon das in der Eile übergeworfene Halstuch enger um sich zog, drückte der Alten meine Börse in die Hand und räumte den Schauplatz meiner Heldenthaten, mit Gefühlen, die ich nicht beschreiben mag, Verwirrung, Scham, Entzücken, und den Kampf mit eitler, thörichter Liebe im Herzen.

Man erläßt mir die Schilderung dieses Kampfes, in welchem bald die Blödigkeit das, was ich deutsche Ehre und Tugend nannte, zum Bundesgenossen ward, bald die Leidenschaft sich hinter den eigentlichen Zweck meines diesigen Aufenthalts, Menschenkenntniß und das berühmte nil admirari versteckte. Genug, die Feuersbrunst, mehr noch der Dank, den mir Madelon den andern Tag auf meinem Zimmer in der liebenswürdigsten, berauschendsten Weise abgestattet, hatten das Eis meiner Scheu schnell so weit gebrochen, daß nicht nur stumme Seufzer und Wünsche, sondern feurige Blicke und hastige Grüße und sehnsüchtige Sylben mit von Sehnsucht und Hoffnung geschwellten Segeln aus dem Hafen meines Fensters über die Meerenge der Straße Tiquetonne liefen, und noch süßer und freundlicher herüberkamen. Während ich früher voll Hoffnung und Unternehmungslust war, so lange ich sie nicht sah, und bei ihrem Anblick stets den Muth verlor, war es jezt umgekehrt. Selbstanklagen und Vorwürfe tauchten nur in der Nacht der Einsamkeit auf, welche das Licht ihrer Augen nicht erhellte, und dieses Symptom einer innern Verwandlung, deren ich mich dunkel bewußt wurde, war weit entfernt, mich zu erschrecken.

Madelon, so sagte sie mir selbst, war eine arme, vom Unglück nach Paris verschlagene Waise; sie verdiente sich ihren Unterhalt durch Handarbeit bei der Frau, der sie sich angeschlossen, und hatte sich, seit Kurzem erst, bereden lassen, etwas frühere Uebung im Tanze und eine glückliche Gestalt beim Balletkorps der Porte St. Martin zu nützen, und ihr kleines Budget durch ein armseliges Taggeld zu erhöhen. Was mich früher so gewaltig beunruhigt, war also bestätigt; aber sonderbar! in meinem jetzigen Taumel empfand ich nichts dabei, als den mystischen, tief im poetischen Bedürfniß unserer Natur begründeten Reiz, den von jeher die im Dienste der Grazien stehenden Handwerkerinnen über bessere Männer, als nur junge und alte Thoren ausgeübt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, den 15ten December.

Die Eisenbahn.

Die Eisenbahnfahrt ist nun seit acht Tagen in vollem Gange, der Zudrang dabei fortwährend unerhört. Es sollen täglich gegen 200 fl. eingenommen werden, was wenigstens

1200 Passagiere täglich voraussezt; denn je nach den bessern Plätzen werden 12, 9 oder 6 kr. für eine Fahrt nach Fürth bezahlt. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß weit mehr Personen täglich die Fahrt machen, da bis jezt eine entsezliche Unordnung herrscht. Manche mitfahren, die nichts bezahlt, Manche einen Zwölfkreuzerplatz einnehmen, welche nur neun oder sechs Kreuzer bezahlt haben ꝛc. Doch wird diesem Uebelstande bald abgeholfen seyn; es würde auch dem Unternehmen selbst schaden, wenn man, wie bisher, sich immer um einen Platz fast schlagen müßte. Wenn die Frequenz so fortdauert, dann wirft das Unternehmen freilich eine beträchtliche Rente von circa 5½ pCt. ab. Allein daran ist auch nicht zu denken. Wenn der Reiz der Neuheit vorüber und die Neugierde der beiden Schwesterstädte und der Umgegend befriedigt seyn wird, dann hört der übergroße Zudrang auf, und wir wollen zufrieden seyn, wenn täglich etwa 500 Personen sich der Eisenbahn bedienen. Zwar will man beobachtet haben, daß täglich 1200 Personen sich auf der Straße von Fürth hin und her bewegen; aber daß Dreiviertheil Fußgänger seyen, dürfte wohl nicht bestritten werden. Diese Bemerkungen sind es, die mich daran erinnern, daß ich in meinem vorigen Schreiben vergessen habe, über den allgemeinen Geist zu berichten, der sich auch bei unserm Eisenbahnwesen gezeigt habe. Dieses Mal ist derselbe in einer Schrift an den Tag gekommen, die von dem Landrichter Wellmer herrührt. Sie führt den Titel: Bericht an die Herren Actionäre und an das Publikum über die Ludwigs-Eisenbahn-Angelegenheit, von dem Mitgliede des Gesellschafts-Direktoriums M. L. Wellmer. Diese Schrift, welche wenige Tage vor der Eröffnung der Eisenbahn erschien, erregte den allgemeinen Unwillen nicht allein der übrigen Glieder des Direktoriums, sondern auch des größten Theils der Actionäre, und nicht mit Unrecht; denn Herr Wellmer war nicht befugt, ohne beauftragt zu seyn, irgend einen Bericht über die Angelegenheiten der Gesellschaft an's Publikum ergehen zu lassen, eben weil er Direktionsmitglied war. Dann erschien der Bericht, der eigentlich eine Protestation gegen einen großen Theil der bisher von dem Direktorium getroffenen Anstalten und Einrichtungen war, gänzlich zur unpassenden Zeit. Endlich war es, abgesehen von den sehr ungeeigneten persönlichen Insinuationen gegen die zwei thätigsten Direktionsmitglieder, zu einseitig darauf aus, das Vertrauen gegen das ganze Unternehmen zu schwächen, wodurch, wenn es gelungen wäre, den Actionären ein bedeutender Schaden hätte zugefügt werden können. Wellmer suche nämlich darzuthun, daß die bisherigen Ausgaben zu groß, die von der Majorität des Directoriums beliebte Benutzungsweise der Eisenbahn zu kostspielig und zu unzweckmäßig seyen, als daß man hoffen könnte, es werde das Unternehmen die verheißene Rente von 12 pCt. abwerfen. Viele von den Gründen, die er für seine Meinung anführt, sind wohl nicht zu widerlegen, eben so verdienen manche seiner Vorschläge, z. B. Ausweichbahnen anzulegen, Berücksichtigung. Uebrigens ist die Schrift, so weit sie die Sache betrifft, nicht so schlecht, als des Verfassers Gegner behaupten; sie zeugt von Kenntniß, Einsicht und von geschickter Auffassungs- und Darstellungsgabe. Aber wie es mit allen Schriften ist, die gegen entgegenstehende Ansichten polemisiren und opponiren, so ist es auch mit dieser; sie geht in dem, was sie verwirft, zu weit, und eben so in dem, was sie gegen das von ihr Verworfene aufstellt. Wenn der Verfasser z. B. sagt, die hiesige Bahn sey zu solid gebaut, so kann man ihm schon deßwegen nicht Unrecht geben, weil ein allzu solider Bau unter andern hinderlich machen kann, alle Tage zu erwartende Verbesserungen im Eisenbahnbau anzuwenden, ja, weil überhaupt jede Reparatur dadurch umständlicher und kostspieliger wird. Außerdem ist es Thatsache, daß die Eisenbahn von Lyon nach St. Etienne, die täglich gehörte Lasten zu transportiren hat, als unsere Nürnberg-Fürther zu transportiren haben wird, weit leichter gebaut ist. Wenn der Verfasser aber die Linzer Bahn als Muster aufstellt, so geht er zu weit, weil die Linzer nicht zur Dampfwagenfahrt bestimmt ist, die unsere aber einen Dampfwagen zu tragen hat, der 120 Centner wiegt. Freilich will Wellmer auch nichts von der Dampfwagenfahrt wissen; aber es wäre im Allgemeinen wohl thöricht, den Dampfwagen, der nun einmal da ist, und 15,000 fl. mit dem Transport von Newcastle, wo ihn Stephenson gebaut hat, kostet, nicht zu gebrauchen, und dann verräth der Verfasser, daß Herstellung der Dampfwagenfahrt Mitbedingung des ganzen Unternehmens war, ohne welche dasselbe wenig Anklang gefunden hätte. Ueberhaupt, und das ist die schwächste Seite der Schrift, hält ihr Verfasser viel zu einseitig die Rücksicht auf volle Rentirung des Unternehmens fest. Hätte man sich von dieser Rücksicht von Anfang an allein leiten lassen, so wäre gar nichts zu Stande gekommen, und man ist auch von Seiten des größten Theils der Gesellschaft nie von dieser einseitigen Rücksicht ausgegangen. Die meisten Actionäre wußten schon, als sie die Actien nahmen, zu demselben, daß, so lange die Eisenbahn bloß zwischen Nürnberg und Fürth bestände, von einer beträchtlichen Rente nicht wohl die Rede seyn könne; daß aber jeden sie ein, daß es gut sey, den Anfang zu machen, und wenn es auch ein Opfer koste. Darf doch die hiesige Eisenbahngesellschaft es sich schon zum Ruhme anrechnen, vor Dresden-Leipziger, wie vor München-Augsburger Eisenbahnunternehmung mit ermuthigt zu haben. Und fast läßt sich mit Gewißheit voraussehen, daß, noch ehe die letztgenannte fertig seyn wird, man schon auf Fortsetzung unserer Bahn nach Kitzingen und Würzburg einerseits und nach Augsburg anderseits Bedacht genommen haben wird. Wirklich ist seit Eröffnung unserer Bahn schon viel davon geredet worden; man will sogar bemerkt haben, daß Karl von Rothschild, welcher zur Zeit der Eisenbahneröffnung hier war, sich sehr eifrig mit Herrn Denis, dem Baumeister unserer Bahn, unterhalten, und sich sehr günstig über ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem ausgesprochen habe. Inzwischen bin ich überzeugt, daß ein solches auch ohne Mitwirkung des Herrn Rothschild zu Stande kommen werde, zu einer Zeit, wo die Staatspapiere meistentheils auf 5½ pCt. herabgesetzt sind; ja, ich wünsche es auch und gestehe offen, daß es mir ordentlich verhaßt ist, immer zu hören, es lasse sich nichts mehr ausführen ohne das Haus Rothschild. Mag Israel aus diesem Hause seinen Messias erwarten, Deutschland, Europa hat seinen ersichtlich schon, und seinen politischen kann es nur in dem unerschütterlichen Muth finden, unaufhaltsam auf der Bahn allseitiger Kultur und Civilisation vorwärts zu schreiten. *

(Der Beschluß folgt.)

* So eben erfahre ich, daß in Würzburg eine Aktiengesellschaft zusammengetreten, und daß dort und in der Umgegend bereits 700,000 fl. (!) unterzeichnet seyen, um der Fortsetzung unserer Bahn in der Richtung auf Würzburg entgegenzukommen. Unser Stückchen Bahn hat mit dem Wagen 175,000 fl. gekostet, in welcher Summe aber auch das Lehrgeld enthalten ist, welches bei Fortsetzung der Bahn nicht noch einmal gezahlt zu werden braucht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. December 1835.

Ne sit ancillae tibi amor pudori.
Horat:

Madelon.

(Fortsetzung.)

Das Ausbessern der alten, übrigens im besten Stande befindlichen Wäsche, das improvisirte Bedürfniß neuer mußte den Vorwand zu Fortsetzung eines Verkehrs leihen, der sich auf Fenstertelegraphie und gelegentlich auf süßes Geplauder beschränkte. Madelon war liebenswürdig, sehr liebenswürdig, voll Munterkeit und Laune, in dem dunkeln Auge lag eine Welt von Verstand und Schalkheit, und ich sonnte mich in den Strahlen eines lebendigen weiblichen Geistes mit desto innigerem Behagen, da es fast mein erster Genuß der Art war, wobei ich nicht eine passive Rolle spielte. Wohl bestritt Madelon, nach dem Charakter ihrer Nation, die Kosten der Unterhaltung großentheils mit den fertigen, durch den Kurs abgeschliffenen Phrasen, womit dieses Volk spielt, wie der Gaukler mit seinen Bällen; aber in ihrem Munde klangen sie mir wie lauter eben geprägte Gold- und Silberstücke, womit sie meine Theilnahme und Zuneigung belohnte. Selbst die naivste Unwissenheit eines Köpfchens, das von allen Produkten und Ausfuhr- und Einfuhrartikeln des eigenen Vaterlands auch gar nichts wußte, außer honneur und gloire, war mir, im Andenken an die schönen statistischen und naturhistorischen Kenntnisse meiner Kousinen zu Hause, ein köstlicher Reiz weiter. Sie versicherte mich einmal höchst ernsthaft, wie hoch sie meine Nation achte; auf nähere Erkundigung ergab sich, daß ihr lediglich nichts davon bekannt war, als die querelle d'Allemand, und das Entzücken riß mich so weit hin, daß ich ihr zum ersten Male die Hand küßte. Hört es, ihr Grazien! höre es, gute, zu den Geistern französischer Mamsells versammelte Marcellinei euer widerspenstischer Schüler, der Blöde, Stolze, der es nie über sich vermocht, die Lippen auf die dargebotene Rechte der gnädigen Tante zu senken, küßte die Hand — einer Grisette, einer Comparse des Theaters der Porte St. Martin!

Soweit war es mit einer Belagerung gekommen, bei der ich mich freilich oft selbst besann, wer der Belagerer, wer der Belagerte war, da wußte mir Madelon, die mir schon öfters von einem neuen köstlichen Vaudeville vorgesprochen, durch das lieblichste Geschwätz das Versprechen abzudrängen, mit ihr hinzugehen. Ein furchtbarer Entschluß! mußte ich mich nicht vor der ganzen Hauptstadt für das gesammte deutsche Volk schämen? Was half's! Madelon winkte zur Theaterstunde so süß, so lieblich aus ihrem Fenster: es mußte seyn, aber ich kam nicht bald so schnell die Treppe hinab, als neulich beim Brande. Im Geben war mir nicht anders, als schüttelten die Häuser die Häupter, und wer uns bemerkte,

Digitized by Google

konnte nicht umhin, zu fragen: wo führt das hübsche Mädchen den jungen Menschen hin? Jeden Augenblick meinte ich, in einer Stadt, wo mich kein Mensch kannte, müsse mir ein Bekannter mit jenem widrigen Lächeln eines impertinenten Einverständnisses zunicken, und in der Straße Montmartre ließ ich plötzlich ihren Arm fahren, als neben mir ein Individuum aus einem Hause trat, dessen rothe Nase und schiefer Rücken mich frappant an meinen alten deutschen Lehrmeister auf der Flöte erinnerten.

Es war dies mehr als eine Wirkung meiner Natur, es war eine Ahnung. Als wir am Boulevard um die Ecke bogen, stand der Marquis vor uns. Ich war vernichtet und drückte Mabelons Arm, statt den meinen sinken zu lassen, nur noch stärker an mich. Der Marquis maß meine Begleiterin mit einem langen, seltsamen Blick, begrüßte mich sodann herzlich, sagte, meine Verwirrung ignorirend, er sey gestern aus Deutschland angekommen, habe mich morgen aufsuchen wollen, versicherte, jezt nicht stören zu wollen, bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung und empfahl sich. Ich brauche nicht zu sagen, wie nachdenklich mich dieses Rencontre stimmte, so daß Mabelon sehr schlecht mit mir zufrieden war. Noch nie war mir ein Vaudeville so abgeschmackt vorgekommen, und ich ließ es das ganze Genre entgelten, so sehr es mich sonst ärgerte, über eine Kunstgattung, welche einmal ein Volk selbstständig unter sich ausgebildet, geradezu absprechen zu hören. Warum sollen die abgesungenen Couplets, welche die Handlung unterbrechen, widersinniger seyn als andere Kunstfiktionen? Es ist gleichsam ein Chor, ein witziger Kommentar zum Vorgang, und wie der Franzose bei seinem Volksliede überhaupt die Melodie dem Sinne, der Pointe, welche er beim Singen deutlich heraushören will, völlig unterordnet, so ist auch das Couplet rhythmischer Witz, wogegen man unsere jodelnden und klagenden, hüpfenden und schwermüthigen Volkslieder, wobei die Melodie den Sinn malt, witzige Rhythmen nennen könnte.

Die Ankunft des Marquis war mir im höchsten Grade unangenehm; abgesehen davon, daß die Situation, in der ich von ihm betroffen worden, mich beschämte, sah ich zum Voraus, daß er mich meiner kleinen beschaulichen Welt gewaltsam entrissen, kraft der Vollmacht meines Pflegevaters Bildungsversuche mit mir anstellen und mich in Cirkel führen würde, wo, das wußte ich gewiß, nicht halb so viel Liebenswürdigkeit anzutreffen war, als bei dem Wesen, an das ich, wie ich mir jezt erst bewußt wurde, mein Herz verloren hatte.

Mit beklommenem Herzen trat ich vor ihn, übrigens entschlossen, wenn er mich fragte, aus der Sache nach Kräften einen Scherz zu machen. Nachdem er meine Neugierde hinsichtlich der Angelegenheiten zu Hause befriedigt und Briefe und Pakete meinen Händen übergeben, sagte er lächelnd: „Legen Sie es mir nicht als unbescheidene Neugierde aus, wenn ich frage, wer gestern das Frauenzimmer an Ihrem Arme war? Sie hatte für mich etwas sehr Interessantes: hübsch, recht sehr hübsch, edle Haltung, hübscher Gang; wer es auch war, ich mache Ihnen mein Kompliment darüber.“ Ich gab mit der lustigsten Miene, die ich aufzubieten vermochte, mein Abenteuer preis, dessen erste Scene ich aus guten Gründen, und mit verstärktem Effekt, die Feuersbrunst seyn ließ, rühmte mit Laune die Verdienste Mademoiselles um meine Hemden und Strümpfe, und versicherte, das artige Kind, das den Tag über mit den Fingern, Abends mit den Beinen arbeite, unterwegs getroffen und sie als guter Nachbar und als ein Mann, der in Paris schon was rechtes gelernt, zum Schauplatz ihres bescheidenen Talents geleitet zu haben.

„Eh!“ rief der Marquis mit einem forschenden Blick, vor dem ich die Augen senkte, „comme vous êtes allé vite! Ich bin weit entfernt, Ihnen einen Vorwurf daraus zu machen: so etwas formirt junge Leute. Freilich, der Alte zu Hause, was würde der sagen? mimae donat sundumque laremque?“ — Er sezte in persiflirendem Tone einige Bemerkungen hinzu, die mir im Bewußtseyn meiner Unschuld vor Unwillen das Blut in die Wangen trieben. Ich versicherte ihn in ernstem Tone, von Dingen, wie er vorauszusetzen scheine, sey gar nicht die Rede, Absichten, wie er sie mir unterlege, seyen mir durchaus fremd, das Mädchen habe mir noch durch nichts das Recht gegeben, an ihrer Ehrbarkeit im Geringsten zu zweifeln, und ich sollte meinen, er selbst werde nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst im Herzen von Paris Tugend zu finden sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese Ansicht vertheidigte auch Dr. Lardner in einem vor dem Dubliner naturforschenden Verein am 12ten August dieses Jahrs gehaltenen sehr sachreichen Vortrag über Dampfwagen und Eisenbahnen. Er bemerkte unter Anderem, daß man gegen die lezteren den Einwurf ihrer Unanwendbarkeit auf hügeligen Wegen gemacht habe, und hob dagegen das Auskunftmittel der Tunnels hervor, indem er das Beispiel eines solchen Tunnel auf der Eisenbahn zwischen London und Birmingham anführte, der anderthalb englische Meilen lang ist. Wenn man seiner wirklich annehme, daß die Kraft des Dampfes in ihrer Anwendung zur Forttreibung von Wagen jezt schon auf das Maximum gesteigert sey, was er indeß durchaus nicht glaube, so könnten doch

mit den Maschinen, wie man sie gegenwärtig konstruire, bei ihrer äußersten Ansteengung 60 englische Meilen (über 12 deutsche, also das Doppelte der Schnelligkeit des Dampfwagens zwischen Beüssel und Mecheln) zurückgelegt weeden, mit welcher Schnelligkeit er auf der Bahn zwischen Manchester und Liverpool selbst geeeist sey. Die unermeßlichen daraus hervorgehenden Vortheile für alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens beauche er nicht erst in das Licht zu setzen. Nächstdem ging Laedners Vortrag auf einen sehr gründlichen Beweis der Vorzüge vollkommen wagrechter Bahnen ein, indem ein einziger Fuß Steigung auf 250 Fuß den zu überwindenden Widerstand gegen den Zug um das Doppelte veegrößere, eine Behauptung, deren genaueste Richtigkeit wir auf sich beruhen lassen. Manche andere Details dieses eben so gelehrten als praktischen Vortrags unterdrücke ich, um dem Gegenstande keinen unverhältnißmäßigen Raum zu scheuken; aber ich gestehe, daß ich mich ungern daoon loseeiße. Die Anwendung der Dampfwagen und Dampfböte scheint mir für die merkantile Welt werden zu sollen, was die Erfindung der Buchdruckeekunst einst für die literarische gewesen ist: es wird sich eine ganz neue Aera von derselben an datiren, und Niemand wage zu bestimmen, wie weit und hell das Licht noch leuchten kann, welches dieser neue Promethensfunken entzündet hat. Dennoch scheint auch die Keast des Dampfes noch nicht das Aeußerste zu seyn, was der sinnende Menschengeist in dieser merkwürdigen Zeit zur Vervollkommnung der Lebenseinrichtungen aufgeboten hat, und wir erfahren beim Schlusse dieses Berichts von einer in diesem Augenblicke in Frankreich gemachten, noch folgeeicheren Entdeckung: Thiloriers Entdeckung nämlich, das kohlensaure Gas nicht nur in eine tropfbare Flüssigkeit, sondern in einen festen Körper zu oerwandeln. Um zuvörderst das Mißtrauen gegen diese fast fabelhaft klingende Behauptung zu entfernen, führen wir an, daß die Pariser Akademie in ihren beiden lezten Sitzungen vorzugsweise mit Anhöeung des Kommissionsberichts über diese verwundeenswürdige Entdeckung beschäftigt gewesen ist, und daß der Vorsitzende der Kommission, der berühmteste unter den jetzigen Chemiteen Feankreichs, Thénard, die Richtigkeit des Faktums anerkennt.

Wir dürfen daran erinnern, daß die Kohlensäure, d. h. die im freien Zustande bisher nur in Gasgestalt bekannt gewesene Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, einer der am allgemeinsten oerbreiteten Stoffe in der ganzen Natur ist. Die Kohlensäure macht einen bedeutenden Theil unserer Atmosphäre aus; die Kohlensäure dampft uns bei allen Gährungen, aus dem moussirenden Biere, wie aus dem Champagner, entgegen, und sie bildet sich beim Verbrennen der Kohle und aller kohlehaltigen Körper unter dem Zutritt der Luft. Bis jezt hat die Chemie dieses Gas an und für sich, wie gesagt, für eine Substanz ausgegeben, deren Luftform unter keinerlei Umständen und in keinerlei Temperatur veeändert werden könne. Diese Luft nun verwandelt Thiloeier in einen festen Körper; und die Mitglieder der oben erwähnten, zur steengsten Prüfung seiner Angaben niedergesezten Kommission überzeugten sich durch den Augenschein von der unendlich merkwürdigen Thatsache, „daß, wie es im Bericht selbst heißt, ein Stück Kohlensäure, fest wie ein Stück Eis, in ihrer Hand veeschwand und sich in kohlensaures Gas verwandelte.“ Duech diese Möglichkeit der Verdichtung und nachherigen Wiedeeverflüchtigung der Kohlensäure ist aber eine Expansionskeaft gegeben, gegen welche die Wirkungen unsers Schießpuloers und unserer Dämpfe ganz unbedeutend erscheinen. Man kann ferner durch diese Verwandlung einen außeeordentlichen Grad von Hitze und Kälte erzeugen, und es ist, was den Leserinnen vielleicht noch wichtiger erscheinen wird, dadurch ein großer Schritt zur künstlichen Darstellung der Diamanten gescheben, da der Diamant bekanntlich weiter nichts ist, als der reinste Kohlenstoff * in fester Foem. Bestätigt sich diese Entdeckung also, woran kaum zu zweifeln steht, in ihrem ganzen Umfange, so ist das Außeroedentlichste gefunden, und ich eewarte nur nähere Mittheilungen, um augenblicklich darauf zueückzukommeu.

* Man verwechsle Kohlenstoff nicht mit der hier in Rede stehenden Kohlensäure. Die leztere entstehe aus dem ersteren erst durch Verbindung mit dem Sauerstoff. Der Diamant, eben als verdichteter Kohlenstoff, verbrennt in Sauerstoffgas ohne Rückstand, und das Produkt ist reines kohlensaures Gas. Lezteres aber verdichtet Thiloriee.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Der Seydegeneral Allard.

Ein Mann, der einiges Aufsehen in Paris erregt hat, ist der ehemalige Oberst Allaed, der, seitdem er nicht mehr in der Napoleonschen Armee dienen konnte, und, wie so viele andere französischen Offiziere, anderswo sein Unterkommen gesucht hatte, in den Dienst des beeüchtigten Königs von Lahor, Runjet Sing, getreten ist, und nun, nach zwanzigjähriger Abwesenheit, einmal sein Vaterland wieder besucht, um dann nach Lahor zurückzukehren, und wahrscheinlich als indischer Obergeneral sein Leben zu beschließen. Man erkannte ihn Abends in den Schauspielen an seinem langen, grauen Barte. Man hat viel Aufhebens von einer Sammlung von alten Münzen gemacht, welche er der Regierung angeboten; in der That ist sie eine Bereicherung des Münzkabinets geworden, besonders wegen der baktrianischen Münzen, wovon mehrere noch unbekannt waren, und daher zur Vervollständigung der Reihe der griechischen Könige in Baktrien dienen. So hat man z. B. schon das Daseyn zweier unbekannter Könige, Philoxenes und Lysias

daraus erfahren. Dagegen enthält die Sammlung auch manche bereits bekannte Stücke, und andere, die man später durch den Handel bekommen hätte; denn es gibt hier Leute, welche mit alten Münzen handeln, und dem königlichen Antikenkabinette manche seltene und unbekannte Stücke verschaffen. Da jedoch für jene Sammlung kein baares Geld gefordert worden ist, und man nur Waffen und Rüstungen, wie auch verschiedene militärische Instrumente dafür zu geben braucht, die Sr. Majestät Runjet-Sing weit lieber sind, als alle Münzen, griechische und römische, so hat die Regierung sehr wohl gethan, diese Sammlung der im Antikenkabinette bereits vorhandenen hinzuverleiben. Auch hat man dem Sevksgeneral Allard eine auf einem großen Pergamentbogen halb geschriebene, halb gemalte Bestallung als französischer Agent im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgefertige, damit er unter den Sevks mit einiger von seinem neuen Heern unabhängigen Würde auftreten könne. Vielleicht sieht er sich auf den Fall vor, da ihn seine Stelle als Oberbefehlshaber im Stich lassen könnte, und er also nöthig hätte, seine unverletzliche Eigenschaft als französischer Botschafter geltend zu machen. Die Anwesenheit Allards in Paris hat zur Folge gehabt, daß man sich weit mehr mit den Sevks, mit Lahor und mit Runjet-Sing beschäftigt hat, als zuvor, und daß die Zeitungen ihre Leser über den Zustand eines Reichs und Volks haben belehren können, dessen Name dem Publikum kaum bekannt war. Vielleicht gewinnt auch der Verkehr zwischen Frankreich und Ober-Indien ein wenig dadurch, obwohl Allard es sich wahrscheinlich nicht verhehlen kann, daß der alte Runjet-Sing und seine Unterthanen nichts lieber aus Frankreich haben möchten, als Waffen und Kriegsmunition. Um das Uebrige werden sie sich wenig kümmern, es sey denn etwa ein wenig Arzenei. Der junge französische Reisende Victor Jacquemont erzählt in seinen Briefen, er habe sich bei Runjet-Sing dadurch beliebt gemacht, daß er stärkende Pillen verfertigt habe, um dem alten Monarchen ein wenig aufzuhelfen. Es ist schade, daß Allard kein wissenschaftlich gebildeter Mann ist; wenn er dies wäre, so könnte sein Einfluß zu Lahor auf die Verbreitung europäischer Bildung in Ober-Indien einigen Einfluß haben, und auch die Gelehrten Europa's könnten durch ihn manche interessante Aufschlüsse und merkwürdige Natur- und Geistesprodukte bekommen. Wahrscheinlich wird auch ein Austausch dieser Art vor seiner Abreise mit ihm verabredet werden. Von den Umständen und dem guten Willen des Mannes wird dann das Gelingen des Plans abhängen. — Ein eben so schönes Geschenk, wie die Allardsche Münzensammlung, hat die königliche Bibliothek von der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta bekommen. In Tibet besitzt man eine Sammlung von hundert Bänden über die buddhistische Glaubens-, Götter- und Weisheitslehre. Von diesen hundert Bänden hat sich die asiatische Gesellschaft zu Kalkutta mit einem Kostenaufwande von mehr als 12,000 Franken zwei Exemplare von dem Oberlama verschafft, unter dessen Aufsicht der Abdruck dieser Religionsbücher besorgt zu werden pflegt. Eines dieser beiden Exemplare hat besagte Gesellschaft für sich behalten, und das andere glaubte sie an einer Stelle niederlegen zu müssen, wo es Jedermann leicht zugänglich wäre. Dazu hat ihr denn Paris am tauglichsten geschienen, und in der That, wenn man weiß, wie zugänglich hier alle wissenschaftlichen Sammlungen sind, und wie Jedermann täglich dieselben benutzen kann, ohne daß er einen Heller dafür auszugeben, oder irgend Jemand darum anzusprechen braucht, so muß man den Entschluß der asiatischen Gesellschaft loben.

(Der Beschluß folgt.)

Nürnberg, den 15ten December.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Es war nur im Geiste des ganzen Unternehmens gehandelt, die Dampfwagenfahrt eintreten zu lassen, obgleich zuzugeben ist, daß dieselbe bei dem Mangel an nahegelegenen Steinkohlenlagern etwas theuer zu stehen kommen dürfte, und daß wenigstens noch ein zweiter Dampfwagen wird angeschafft werden müssen, wenn die Dampfwagenfahrt nicht immer eingestellt werden soll, sobald die nicht seltenen erforderlichen Reparaturen des Dampfwagens eintreten. Ob das Projekt, von dem neuerdings geredet wird, Kronacher Steinkohlen zu gebrauchen, nachdem man sie, da sie sehr schwefelhaltig seyn sollen, zur Gasbeleuchtung der hiesigen polytechnischen Schule, vielleicht auch anderer öffentlicher Gebäude, des Theaters ꝛc., benuzt hat, sich realisiren wird, lasse ich dahingestellt seyn. Ließe sich dasselbe aber wirklich realisiren, dann wäre eine Hauptschwierigkeit, die sich bei uns der Dampfwagenfahrt entgegensezt, die Theuerung der Steinkohlen, gehoben; denn ein Professor der hiesigen polytechnischen Schule soll berechnet haben, daß nach Benuzung des Kronacher Materials zur Gasbeleuchtung die Heizung des Dampfwagens fast nichts mehr kosten würde. — Heer Weltmer verlangte ferner in seiner Schrift, man solle es so einrichten, daß man jeden Augenblick von Nürnberg nach Fürth und von Fürth nach Nürnberg fahren könnte, was nur bei Anwendung von Pferdekraft und nach Anlegung von Ausweichschienen möglich wäre. Daß Abfahrten von Halbstunde zu Halbstunde wünschenswerth wären, ist nicht zu leugnen, oder wenigstens, daß es so eingerichtet würde, daß, so wie eine gehörige Anzahl Menschen beisammen wäre, ein Waagen abfahren könnte; denn an Markt- und Meßtagen dürfte die Nothwendigkeit, eine Stunde warten zu müssen, eine beträchtliche Anzahl Passagiere den Fiakern wieder zuführen. Das Gesellschaftsdirektorium hat vorläufig das Justemilieu gewählt, indem zwischen ein und drei Uhr der Dampfwagen fährt, die Zeit vor- und nachher Pferdekraft angewendet wird, und zwar so, daß man von Stunde zu Stunde abfahren kann. Doch ist diese Einrichtung nur provisorisch, bis eine längere Erfahrung eine andere zweckmäßiger erscheinen lassen wird; ich sage eine längere Erfahrung, denn bei dem gegenwärtigen Andrang würden alleviertelstündige Abfahrten gewünscht werden können.

Gestern spielte der Walzerstrauß im Museum, nachdem er vorher zweimal auf eigene Rechnung im übervollen Saale des Reichsadlers Konzerte gegeben hatte. Ich habe ihn im Museum dirigiren sehen und seine vortrefflich eingespielte Gesellschaft spielen hören. Es ist wahr, man kann keine bessere Walzer- und Galoppadenmusik hören, obgleich die Eigenthümlichkeit der Straußischen Kompositionen die Eigenthümlichkeit der Walzermusik aufhebt. Ich konnte nur bedauern, daß solche Virtuosität sich selbst Zweck geworden ist, und nicht mehr der Darstellung wahrer Kunstwerke dienen mag. Daß Strauß nur Effekt machen, nicht aber der wahren Kunst huldigen will, zeigt er dadurch am Unzweideutigsten, daß er den Herrn Stranski mit dem großen Bart Sopranarien durch die Fistel singen läßt. So etwas bleibt ein Kunststück, das die Musen verhöhnt, wie gelungen auch die Leistung sey; und solcher Leistung mit vollen Backen applaudiren, zeigt entweder wenig Geschmack und Bildung, oder viel — Gutmüthigkeit.

Beilagen: Kunstbl. Nr. 101 und Intelligenzbl. Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. December 1835.

Ganz rüstig, ganz in Waffen, ganz befiedert
Wie Strauße, die vom Winde Flügel leihn,
Gespreizt wie Adler, die vom Bade kommen,
Glänzend in goldner Tracht wie Heil'genbilder,
Wie Geißen munter, wild wie junge Stiere.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Eine Geusenwacht.

Von F. Freiligrath.

Es war bei einem Zapfer
Im Weichbild Rotterdams,
Da becherten sie kapfer
In Federhut und Wamms.
Sie ritten nach Vlissingen,
Und wollten ziehn vor Tag;
Mit Trinken und mit Singen
Hält man sich leichtlich wach.

Die Maas ist zugefroren,
Von Eis glänzt jede Gracht.
Den Mantel um die Ohren,
Steht vor der Thür die Wacht.
Eiszapfen, Schneegeträufel
Liebt auch kein Hell'bardier:
„Die Zapfen hol' der Teufel!
Den Zapfen lob' ich mir!“

Doch drinnen, aufzuthauen
Den Frierer auf der Hut,
Schallt's: „Wilhelm von Nassauen
Bin ich, von deutschem Blut.

Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unverwehrt!
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt.“

Er stellt sich vor die Scheiben
Und schaut in das Gemach:
Da ist ein wüstes Treiben,
Da spricht man von der Sach',
Für die man ziehn und fechten,
Und Blut will lassen gern.
Sie reden und sie rechten,
Die knebelbärt'gen Herrn.

Geschenkert an den Wänden
Reihn sich die Fässer blank;
Die Wirthin mit behenden
Schenkmädchen übt den Schank.
Ihr Haar schmückt statt des Bandes
Ein Goldblech, kriegrisch schier,
Der Frauen dieses Landes
Gewohnte Schläfenzier.

Das eilt sich — an den Tischen
Wird oft der Krug geleert,
Da sitzen die Reiter, zwischen
Den Knien ihr gutes Schwert.

Digitized by Google

Wohl iſt des Hutes Feder
Von Pulverdampf vergilbt,
Doch keck hat ihn ein Jeder
Auf's blonde Haar geſtülpt;

Und keck wird er geſchwungen,
Der Wein ſprizt in die Höh',
Von fünf-und-zwanzig Zungen
Vernimmt man: „Vivent les Gueux!“
Und wenn die Krüge tröpfeln,
Wenn jeder Kelch geleert,
Dann werden mit den Köpfen
Die Gläſer umgekehrt.

Dann gibt's ein helles Klingen,
Dann werden Glocken drauß,
Dann läuten ſie mit Singen
König und Herzog aus.
Dann greift ein jeder Reiter
Von ſelbſt nach ſeinem Schwert,
Dann ſingt ein jeder Läuter,
Daß man es weithin hört:

„Raſch, ſiebenzehn Provinzen,
Stellt euch nun auf den Fuß!
Empfanget nun den Prinzen
Mit freundlichem Gruß!
Stellt euch zu ſeinen Panieren,
Jeder als ein treuer Mann!
Thut helfen verjagiren
Duc d'Alve, den Tyrann!

Nicht um euch zu verderben,
Kommt er, dies treulich glaubt!
Er läßt euch wiederum erben,
Was man euch hat geraubt.
Zu gut dem König von Spanien
Thut offenen Beiſtand
Dem Prinzen von Oranien,
Als ſeinem Lieutenant.

Sein' Trommeln und Trompeten
Bringen euch kein Dangier!“
„Das klebt am Tiſch, wie Kletten!“
Spricht da der Hellebardier.
Er ruft: „Nun laßt uns jagen
Zum Geuſen von Lumé!
Es fängt ſchon an zu tagen,
Auch leuchtet uns der Schnee!“

Sie hören auf zu ſchellen:
„Ruft der uns ſchon zu hauf?“ —
Sie ziehen aus den Ställen
Ihr Roſſ', und ſitzen auf.

Es geht im ſcharfen Trotte
Durch die vereiſte Feld';
Gen Süden von der Rotte
Zur Schelde traben ſie.

Madelon.

(Fortſetzung.)

„Daß doch bei euch Deutſchen die Tugend das dritte Wort ſeyn muß!“ ſagte der Marquis. „Wenn Tugend das Salz iſt, wodurch ſich dir Geſellſchaft vor Fäulniß bewahrt, ſo kann es dieſer Stadt, dieſem Lande, auf ſeine Art, ſo wenig daran fehlen, als jedem andern. Sie ſehen, Frankreich hält noch paſſabel zuſammen, obgleich es, ginge es nach Ihren Moraliſten, ſchon im vorigen Jahrhundert vor Verweſung hätte zerfallen müſſen. Ich bürge Ihnen dafür, daß Sie hier in den höhern Kreiſen ſo vielen achtungswerthen Frauen begegnen, als in Ihrem Vaterlande. Was das Volk betrifft, ſo mögen Sie als Mitglied des Almoſenkomité in den ſchmutzigſten Winkeln von Paris vielleicht nicht umſonſt dir Tugend ſuchen; aber nehmen Sie es nicht übel, man muß ein deutſcher Schwärmer ſeyn, um ſie bei einer kleinen Tänzerin in der Straße Tiquetonne vorauszuſetzen.“ — „Nun,“ erwiderte ich empfindlich, „ohne Ihnen zumuthen zu wollen, einen Vorzug darin zu erkennen, kann ich Sie verſichern, daß es in Deutſchland Schauſpieler und Schauſpielerinnen genug gibt, welche als Menſchen die höchſte Achtung verdienen und genießen.“ — „O ja!“ rief der Marquis, den die Zeitverhältniſſe — wir waren im Juli 1830 — noch bitterer ſtimmten als ſonſt — „o ja, Schauſpieler, die Haus und Hof beſitzen, ihre Töchter anſtändig ausſteuern und an ehrſame Bürger verheirathen! Ja, ſo iſt es einmal in einer Zeit, welche, der Ueberlieferung der ganzen Geſchichte Hohn ſprechend, alle Stände und Gewerbe untereinander wirft, um ſie auf Eine Stufe zu ſtellen. Der Schneider klopft vertraulich dem Gentleman auf die Schulter, die er mit eigenen Händen bekleidet, und der Hiſtrio bietet unbefangen dem gräflichen Intendanten eine Priſe. Nun wundere man ſich noch, warum aus der Tracht alle Abſtufung und Würde, aus der Kunſt alle Natur und Vernunft verſchwunden iſt! Seit den älteſten Zeiten klebte dem Stande, deſſen Kunſt das Entzücken der Großen und Kleinen war, dem Schauſpielerſtande, ein Makel an, und unter dem alten Regime wanderte Doris, die vom Hof und der Stadt Angebetete, auf den Anger. Das hochweiſe Jahrhundert erklärte dies für eines der tauſend Vorurtheile, die es zu reformiren berufen ſey,

es hob die Schauspieler und vernichtete die Kunst, und bei Ihnen noch mehr als bei uns, weil man dort noch weiter ging. Ein Kollegium von fix beioldeten, gar lebenslang angestellten Schauspielern verhält sich zur dramatischen Kunst, wie eine Académie des quarante zur Poesie. Die Kunst ist ein Kind des Genies, des Augenblicks, der Noth; sie ist kein Budgetsartikel, sie wird nicht gefördert, wie eine Kanalbaute, zu so und soviel die Toise. Denken Sie sich einen Augenblick, die Fürsten hätten heute noch das Bedürfniß, sich die Regierungssorgen durch einen sogenannten lustigen Rath versüßen zu lassen; denken Sie sich, diese Personnage stände im Staatskalender, rangirte mit den übrigen Räthen, bezöge quartalliter ihren Gehalt — wie abgeschmackt! Mit der Springwurzel des augenblicklichen Witzes mußte der Bursche die Dukaten aus dem Kasten des Herrn erlösen: kein Einfall, kein Geld, oder gar Prügel! Nicht viel anders mit dem Schauspieler: er verdumpft, sobald er nicht mehr vom guten Willen seines Gebieters, des Publikums abhängt, und des Witzes und der Laune entbehren kann, um die Beutel aufzuschnüren. Und damit nun, daß sich der Schauspieler als ein honetter Geschäftsmann, wie jeder andere, gerirt, hängt es genau zusammen, daß Schauspielerinnen sogar tugendhaft seyn wollen: dies kommt mir vor wie ein gernchloser Apotheker und ein sänberlicher Schornsteinfeger."

Der Marquis hatte mich im Innersten verletzt, aber ich that mein Möglichstes, es ihn nicht merken zu lassen. Jetzt erst drängte sich mir das Zweideutige in Madelens Stellung in furchtbarem Lichte auf. Wie verächtlich kam ich mir vor beim Gedanken, Gefühle an ein Geschöpf verschwendet zu haben, die diesem, konnte es in mein Herz blicken, vielleicht höchst lächerlich erschienen! Ich rief mir alle Worte, alle Bewegungen Madelons zurück: jetzt überlief es mich kalt, wenn ich mich einer zweideutigen Aeußerung zu erinnern glaubte, jetzt pochte mir das Herz freudig und zuversichtlich, wenn ich all der lieben, naiven Worte gedachte, der Bescheidenheit, womit sie kleine Geschenke annahm, der Würde, womit sie Bedeutenderes ablehnte. Das herrliche Auge, in dem mein Glaube und meine Leidenschaft so viel Schönes und Gutes gesehen, sollte ein falscher Spiegel seyn? es hätte mir unbeschreiblich wehe gethan. Der Marquis hatte Madelon verläumdet, ich durfte, ich wollte nichts anderes glauben. Und doch — ich konnte ja Erkundigung einziehen, konnte das Mädchen belauern; aber nein, es fehlte mir der Muth, den Schleier zu heben, der mich vor mir selbst verbarg, und das Schwanken des Zweifels, mit seinen Momenten der Hoffnung, seinen Silberblicken der freudigsten Ueberzeugung, war mir erträglicher, als der Gedanke einer vielleicht schrecklichen Gewißheit.

Unter diesen Umständen wußte ich nicht recht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben sollte, daß der schriftlich und mündlich durch den Marquis ausgesprochene Wunsch meines Pflegevaters mich aus Madelons unmittelbarer Nähe entfernte. Ich sollte fortan in der Familie des designirten Schwiegersohns des Marquis wohnen; ich wurde noch denselben Tag vorgestellt, und bezog sogleich mein neues Quartier, nicht ohne Abschied von Madelon, nicht ohne die Versicherung, daß ich auf dem Boulevard bonne Nouvelle derselbe seyn werde, wie in der Straße Tiquetonne.

Der Marquis war nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen nach Toulouse geeilt; Alfred, der Neffe, wurde durch den Dienst in Paris zurückgehalten. Es war dies einer der jungen Männer, deren Affektation, in Kleidung, Sprache und Geberden den jüngsten Augenblick zu repräsentiren, ja dem größten Theil ihrer Mitmenschen die Lebensformen der nächsten Zukunft zu verkündigen, in seltsamem Kontraste steht mit dem aristokratischen Naserümpfen über die piebejische Richtung dieser Zeit; junge Greise, die von einem Zustand faseln, den sie nie gesehen und nie sehen werden, Thoren, welche gerne mit der liebenswürdigen Nonchalance ihrer Ahnen, der Roués vom Hofe Ludwigs XIV., über die Köpfe des Volks wegtanzten, denen aber das Gespenst der Revolution die glatten Stirnen umwölkt und die leichten Füße fesselt. Abgesehen von diesem Raeencharakter, wirkte die Individualität des jungen Edelmanns antipathisch auf mich, und ich hatte das unangenehmste Gefühl, wenn ich ihn die Reize der nie gesehenen Braut schildern hören mußte, und er auf meine Aeußerung, wie unerträglich solch fürstliche Verlobungsweise meinem Herzen wäre, echt fürstlich die Achseln zuckte.

Ich war bisher zu sehr in meine eigenthümliche Welt versenkt gewesen, um den öffentlichen Verhältnissen, die mit jedem Tag verwickelter und bedenklicher wurden, große Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt befand ich mich in einem Cirkel, wo die Tagesereignisse mit solcher Leidenschaft besprochen wurden, daß selbst für die Erwartungen, welche sich an die bevorstehende Rückkehr des Marquis mit seiner Tochter knüpften, wenig Raum blieb. Die Wahlen zur Deputirtenkammer waren höchst ungünstig für die Regierung ausgefallen, das Volk hatte eine feste, drohende Stellung angenommen, stündlich konnte ein Staatsstreich geführt und von den Ministern der Nation ein va banque zugerufen werden. Nur schlecht verbargen meine Hausgenossen die ängstlichste Besorgniß hinter der Maske vornehmer Sicherheit und der Miene, die glauben machen will, man sey von den Planen der Regierenden vollkommen unterrichtet: ich fühlte, daß ich Zeuge eines der Stürme werden sollte, wie sie seit vierzig Jahren von dieser Stadt ausgegangen.

Digitized by Google

Am 25sten Juli ward von Polignacs ungeschickter Hand der Kanonenschuß abgefeuert, der über ganz Europa dröhnen und die unvorsichtigen Feuerweeker in die Luft sprengen sollte. Am Montag war Madelon auf einige Augenblicke mit Wäsche bei mir gewesen, wir hatten einige Worte über die großen Interessen des Tages gewechselt, wobei mir der, bei aller Beweglichkeit der niedern Einbildungskraft, wunderbar sichere Verstand und Takt dieses Volkes in Lebensverwicklungen, aus dem schönsten Munde liebenswürdig entgegentönte. Am Dienstag machte sich die dumpfe Gährung, welche seit Bekanntmachung der Ordonnanzen geherrscht, da und dort Luft, Banden von Arbeitern zogen unter meinen Fenstern über den Boulevard, und hin und wieder sah man Verhaftete inmitten der Gendarmerie.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Orientalische Literatur und Skulptur.

Die geistliche Encyklopädie der Tibetanischen Buddhisten ist wohl erhalten angekommen, und soll in einem besondern Zimmer der Manuscriptensammlung aufgestellt werden (denn dieses einzige in Europa vorhandene Exemplar wird lange noch als Manuscript angesehen werden). Die Materialien zum Studium der Tibetanischen Literatur, Sprache und Religion sind also nun vorhanden, und es fehlt nichts weiter, als die Studirenden, und diese werden nicht lange ausbleiben; denn das Studium des Morgenlandes gewinnt immer mehr an Umfang und Wichtigkeit. Die Regierung will nun der asiatischen Gesellschaft ein Gegengeschenk machen, und hat dazu mehrere kostbare Werke ausersehen, unter andern die große Beschreibung Egyptens, die freilich seit der Erscheinung der kleinern, von dem Buchhändler Panckoucke besorgten Ausgabe im Preise beträchtlich gesunken ist, auch jezt in Hinsicht der Richtigkeit der Darstellungen zuweilen mangelhaft gefunden wird. Als dieses Werk erschien, verstand man es noch nicht, so wie jezt, den Geist der egyptischen Kunst so treu aufzufassen. Ehe Champollion die Reise nach Egypten antrat, ließ er einige junge Künstler sich ein halbes Jahr lang im Abbilden egyptischer Skulptur üben, und die von seinen Zeichnern mitgebrachten Zeichnungen scheinen wirklich Muster von richtiger Darstellung und Abbildung zu seyn. So weit hatte es die sogenannte Commission d'Egypte nicht gebracht; ihre Gelehrten überließen das Kopiren den Zeichnern, und auch wohl den Kupferstechern, beinahe ohne Aufsicht, und daher ist Manches bis zur Entstellung der Wahrheit zuwider ausgefallen. Da hier von den Bereicherungen der königlichen Bibliothek die Rede ist, einem Gegenstande, welcher jezt öfter zur Sprache kommt, und zwar mit Recht, so muß ich hier noch eines antiken Denkmals erwähnen, über welches die Zeitungen viel Unrichtiges vorgebracht haben. Auf dem alten Wege von Beirout in's Innere Syriens sind nämlich neben einander zwei Darstellungen in den Felsen gehauen. Eines dieser Basreliefs scheint vom Könige Sesostris herzurühren und sich auf einen siegreichen Feldzug des egyptischen Königs in Syrien zu beziehen. Das andere hingegen stellt einen persischen König mit seinen Leuten dar, ist nach Egypten gerichtet, bezieht sich wahrscheinlich auf einen Feldzug des Cyrus oder des Cambyses über Syrien nach Egypten, und mag wohl zur Regierungszeit eines dieser Könige oder kurz nachher verfertigt worden seyn. Hier hätte man also eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler. Einige Reisende hatten diese merkwürdige Darstellung abgezeichnet, allein durch einen unglücklichen Zufall waren diese Zeichnungen verloren gegangen. Dies veranlaßte Lord Prudhoe auf seiner Reise durch Egypten und Syrien, einen Abdruck der Skulptur mit der darunter befindlichen langen Inschrift in teigförmigen Buchstaben zu veranstalten und mit sich nach England zu nehmen. Auf seine Einladung haben nun die Verwalter der königlichen Bibliothek einen Abguß von jenem Abdrucke veranstalten lassen, und man besizt also jezt eine getreue Kopie des wichtigen Denkmals; vermuthlich wird bald auch ein Abguß von dem ältern Basrelief veranstaltet werden. Ein oberflächlicher Kopf scheint aus dem persischen Könige einen israelitischen gemacht zu haben, und daher ist in viele Zeitungen die Nachricht übergegangen, man besize jezt an der königlichen Bibliothek ein Basrelief, welches den König David vorstelle, und zu seiner Zeit gemacht worden sey. Wie alt die persische Tracht ist, sieht man aus dem Umstande, daß der alte König auf dem Basrelief gerade so gekleidet ist, wie die jezigen Perser. Dies fiel neulich einigen Gelehrten in der Bibliothek beim Anblicke eines Persers auf, welcher oft dahin kommt und persische Handschriften über Sterndeuterei und Magie mit großer Aufmerksamkeit liest. Sie bewogen ihn daher, aber nur mit großer Mühe, mit ihnen zu gehen, indem sie ihm den Cyrus oder Cambyses und seine Aehnlichkeit mit dem alten Perserkönige zeigen wollten. Aber bei dem Anblicke des Bildes wurde der Perser verwirrt und blaß, wich schnell zurück und lief dann voll Entsetzen davon, ist auch seitdem nicht wieder auf der Bibliothek erschienen. Man hat sich dieses nur durch die Voraussetzung erklären können, daß dieser Perser ein fanatischer Muselmann ist und vor allen Bildern einen entsetzlichen Abscheu hegt. Wie kann er dann aber in Paris leben, wo er bei jedem Schritte Bilder und Porträts zu sehen bekommt? Vielleicht wirken europäische Darstellungen nicht so schrecklich auf den armen Mann, als der unerwartete Anblick eines Seinesgleichen. Uebrigens ist dieser Perser keineswegs ein Mann aus der untern Volksklasse. Er ist vielmehr der Sohn eines persischen Ministers, der, wie es scheint, mit der englischen ostindischen Kompagnie in geheimer Verbindung stand, und von derselben gut besoldet wurde. Dafür fand man ihn eines Morgens erdrosselt oder vergiftet, und nun flüchtete sich der Sohn nach Indien. Die englische Kompagnie zahlt seitdem diesem Manne einen Jahrgehalt, der sich auf 40.000 Franken belaufen soll, woraus sich schließen läßt, daß der Vater ein wichtiger Mann für die Kompagnie gewesen ist. Diese 40.000 Fr. verzehrt nun der Perser gemächlich in Paris, kommt in einer Kutsche zur Bibliothek gefahren, und studiet daselbst, wie gesagt, Magie und Sterndeuterei. Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. December 1835.

O fate, take not away thy heavy hand!
Death is the fairest cover for her shame,
That may be wish'd for. —

Shakespeare.
Much ado about nothing.

Madelon.

(Beschluß.)

Gegen Abend hatte ich mich in's Palais-royal begeben; die ersten blutigen Auftritte scheuchten mich nach Hause, und ich war eben wieder in mein Zimmer getreten, als eine verschleierte Gestalt eilig hereinkam. Sie warf die Hülle ab, und Madelon erschien in einer Tracht, die mit einem Male so süße Erinnerungen in mir heraufrief, daß ich überrascht ihre Hände faßte und nicht satt werden konnte, das liebliche Wunder zu betrachten.

Die Schauspieler der Porte St. Martin hatten sich bereits fertig gemacht, ein Melodram, das um's Jahr 1770 spielte, aufzuführen, da war ein Volkshaufen auf die Bühne gedrungen, hatte ungestüm die Schließung des Theaters verlangt und die Schauspieler ausgetrieben. Als Madelon in ihrer Maske über den Boulevard eilte, hörte sie Gewehrfeuer in der Richtung der Stadt und ihres Weges, und flüchtete daher zu mir herüber, um mein Geleite in Anspruch zu nehmen. Kaum hatte das Mädchen mir dies auseinander gesetzt und sich scherzend hinsichtlich ihres Aufzugs entschuldigt, so erhob sich ein ungeheurer Lärm auf der Straße: Schüsse fielen, Reiter sprengten vorüber, bald entspann sich ein ordentliches Gewehrfeuer, und jetzt schlug eine Kugel prasselnd durch eine Scheibe und fuhr in die Decke meines, im dritten Stockwerke befindlichen Zimmers.

Erschrocken zog ich Madelon in die fernste Ecke, ängstlich schmiegte sie sich an mich, zitternd umfaßte ich sie und hörte nichts mehr von dem Sturm, der an den morschen Grundpfeilern eines Thrones rüttelte. Ich hielt das reizendste Gespenst des achtzehnten Jahrhunderts in meinen Armen: zierlich stieg das leicht gepuderte Haar empor, von einer Perlenschnur umwunden — Perlen aus dem großen Juwelenkorbe in der Scheune, wo sich Hogarths Schauspielerinnen ankleiden, aber mir waren es Perlen vom reinsten Wasser — eng schloß sich das grüne Gewand um Schulter und Arm bis an den Ellbogen, steil fiel das knappe Mieder hinab in die Wogen der bauschenden Robe, über die sich schief eine Rosenguirlande zog. Ich habe es bereits gestanden: die Form, in welche ein barockes Zeitalter unsere Großmütter preßte, hat von jeher einen seltsamen Reiz auf mich geübt. Jetzt pulsirte das wärmste Leben in der todten Hülle; Alles um mich vergessend, drückte ich sie fester an mich, und zum ersten Mal begegneten und berührten sich unsere Lippen.

Ich kann nicht sagen, wie lange ich so im süßesten Taumel gestanden haben mochte, da schreckten uns nahende Schritte auf, und der Marquis und Alfred standen vor uns. Bei Madelons Anblick fuhr der Marquis zwei Schritte zurück, mit dem Ausruf: „Ha! was ist das!

Digitized by Google

Meiner Mutter Bild!“ dann rasch auf sie zutretend, den Arm gegen sie ausgestreckt: „Wie heißt Du? wer bist Du?“ — Madelon war so überrascht und erschrocken, daß sie nicht antworten konnte; als er aber mit funkelnden Blicken auf mich und das Mädchen die Frage wiederholte, antwortete sie leise: „Madelon heiße ich, Madelon Chaepentier, meine Mutter —“ — „Genug!“ schrie der Marquis, „unseliges Kind! unseligerer Vater!“ — Er hielt inne, es war einen Augenblick, als wollte er die Arme ausbreiten, aber mit einem gräßlichen Blick auf Alfred, der aufmerksam herbeigetreten war, fuhr er in der höchsten Leidenschaft fort: „Mir aus den Augen, Unglückliche! weg! aus den Augen!“ Madelon war beim Anfang seiner Rede mit aufgehobenen Händen am Stuhl niedergesunken, jetzt sprang sie plötzlich auf, griff nach ihrem Schleier, eilte der Thüre zu, sprach, sich umwendend: „Wenn Sie mein Vater sind, so wissen Sie auch, daß meine arme Mutter von ihrem Gatten schändlich verlassen worden ist, daß sie vor Kummer gestorben ist,“ und war verschwunden.

Vergeblich würde ich versuchen, nach allen Momenten die Auftritte zu schildern, die jetzt folgten, auch ist mir die Erinnerung zu peinlich, und ich gehe vollends schnell darüber weg. Der Marquis zog mich allein in ein Kabinet; hier überließ er sich den furchtbarsten Ausbrüchen der Leidenschaft gegen mich, gegen sich selbst, gegen sein so unerwartet wiedergefundenes Kind. Dann brach wieder ein Strahl der Hoffnung durch die jagenden Wolken seines Zorns und seiner Verzweiflung; er trat auf mich zu, faßte meine Hand und sagte milder: „Nicht wahr, junger Mann, ich habe mein Kind verläumdet, jetzt eben, wie neulich, da ich die Unglückliche an Ihrem Arm gesehen und mich ihre Bildung auf's Aeußerste frappirte? Nicht wahr, sie ist unschuldig, und noch kann Alles gut werden?“ — „Gewiß, o gewiß!“ rief ich; „mein Herz sagt es mir, ich bin es überzeugt, aber —“ — „Aber?“ rief der Marquis zurückspringend. „Ich weiß es nicht gewiß,“ setzte ich leise hinzu; ich selbst war zu aufgeregt, um dem Mann mehr Ruhe zu zeigen, als ich wirklich besaß, um nicht zu sprechen, wie mein von den widersprechendsten Gefühlen zerrissenes Gemüth es mir eingab. Da schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne und fing von Neuem an, wo er es gelassen.

Aus seinen verworrenen Aeußerungen und Selbstanklagen ging so viel hervor: er hatte Madelons Mutter, ein armes Mädchen aus mittlerem Stande, während Napoleons Herrschaft unter angenommenem Namen geheirathet, und sich, als bei Wiederkehr der Bourbonen der Ehrgeiz winkte, von dem vor einem Beamten des Usurpators gegebenen, von der Kirche nicht geweihten Worte selbst losgesprochen. In Toulouse angelangt, erfuhr er, Madelon sey seit vier Monaten verschwunden; ob in Folge einer Intrigue oder nicht, konnten oder wollten ihm die Vorsteherinnen der Pension nicht sagen; sie hatten ihm den Vorfall nicht gemeldet, aus Furcht vor seinem Zorn, und in der Hoffnung, die Entflohene wieder aufzufinden oder freiwillig zurückkehren zu sehen; seine Briefe, welche Madelon ihr Glück verkündeten, gelangten unerbrochen wieder in seine Hand. Ueberzeugt, sein Kind, wenn irgendwo, in dem Strudel zu finden, der in Frankreich Alles aufnimmt, was sich einer Autorität, welche es auch sey, entzogen hat, eilte er nach Paris zurück. Er kam Nachmittags an, versicherte, um Zeit zur Nachforschung zu gewinnen, Alfred und seine Familie, er habe die Tochter unpäßlich zurückgelassen, und dies und die ausbrechende Revolution erklärte seine Niedergeschlagenheit hinlänglich, wenn man sie in der eigenen Verwirrung überhaupt bemerkte. Er war Abends mit Alfred zu mir eingetretrn, um mich zu begrüßen, und der Anblick Madelons in der alten Tracht, welche ihm die Aehnlichkeit mit seiner Mutter plötzlich vor die Seele rief, erschütterte ihn so, daß er, der Zeugen vergessend, der Natur den Lauf ließ.

Nachdem ich mich von der ersten Ueberwältigung erholt und auch er etwas ausgetobt hatte, gab ich mir alle Mühe, ihn von *meiner* Unschuld zu überzeugen, und versuchte es, die Weise, wie Madelon meine reinen Gefühle aufgenommen, als Beweis auch ihrer Unschuld geltend zu machen. Aber höhnisch das Gesicht verziehend, schüttelte er zu Allem den Kopf und machte seinen Vermuthungen über Madelons Schicksal seit ihrer Flucht nur in abgebrochenen Worten und Flüchen Luft. War ich schon darüber empört, so erkältete sich meine Theilnahme für ihn vollends, als ich merkte, daß nicht der Gedanke, in seinem Kinde vielleicht eine tief Gesunkene wieder gefunden zu haben, ihn am meisten quälte, sondern nur der Umstand, daß Alfred Zeuge des Auftritts gewesen; und als er vollends mit in die Seite gestemmten Armen vor mich hinstand und sprach: „Junger Mann, können Sie ermessen, wie einem Manne zu Muthe ist, der bei diesen Blitzen aus den Gewehren fluchwürdiger Rebellen wieder in Frage gestellt sieht, wofür Frankreich seit fünfzehn Jahren gearbeitet hat? wie einem Vater ist, der ein Kind, dem sein Herz schon lange entgegenschlug, mit Ehren gekrönt, in das Haus ihrer Ahnen zu führen gedachte, und ein Geschöpf findet, das gerade noch gut genug ist — deutsche Kinder pariren zu lehren!“ da gerieth ich, nun auch in meinen Nationalgefühlen verletzt, meinerseits in Wuth und sagte ihm auf französisch die deutschesten Worte, so daß er blaß vor Zorn aus dem Zimmer lief.

Kaum war ich ihn los, so eilte ich durch die mit Anbruch der Nacht ruhiger gewordene Stadt nach Madelons Wohnung, entschlossen, sie, unschuldig oder nicht, vor der Brutalität des Vaters zu schützen. Sie war

Digitized by Google

nicht nach Hause gekommen; dies beunruhigte mich, indessen konnte sie sich, unterwegs vom Tumult aufgehalten, in irgend ein bekanntes Haus geflüchtet haben. Am 28sten mit dem Frühsten befand ich mich wieder auf dem Wege nach der Straße Tiquetonne. Ganz Paris stand in Waffen, von allen Seiten erhoben sich Barrikaden, mit einem großen Umweg, nicht ohne Gefahr erreichte ich das Haus: die Thüre war verschlossen, auch die Alte fort, von dem Mädchen wollte Niemand etwas wissen. Jezt verließ ich die Straße nicht mehr, schlug mein Quartier in einem Kaffeehause auf und sah stündlich nach: vergeblich. So verfloß der 28ste, ein Theil des 29sten. Noch dachte ich, so unruhig ich war, ernstlich an kein Unglück; aber Mittags sah ich zufällig in der benachbarten Straße Montorgeuil unter mehreren Verwundeten ein Weib vorübertragen. Da durchbebte es mich wie eine Ahnung, und ich ging dem Zuge in's Hôtel-Dieu nach.

Ich verschaffe mir Zutritt, stürme durch die Säle, mein Auge fliegt an den Reihen bleicher, blutender Gestalten hinab, hinauf; da im lezten, hintersten Zimmer zu ebener Erde, ha! da liegt sie, mit brechenden Augen, zitternden Lippen, Todesblässe auf dem lieben, unvergeßlichen Gesicht, noch die Perlen und die rothe Rose im Haar. Ich stürze hinzu, die barmherzige Schwester, die daneben betend auf den Knien liegt, winkt mir abwehrend mit der weißen Hand, aber ich werfe mich erschüttert neben der Bewußtlosen, Sterbenden nieder.

Madelon war am 27sten Abends unter den ersten Opfern der Revolution, mit einer Kugel in der Brust, gebracht worden. Nach einer Stunde drückte ich ihr, während die Säle von dem Rufe: vive la charte! vive Lafayette! erschallten, die Augen zu und den lezten Kuß — den zweiten — auf die bleichen Lippen.

Als ich nach Hause kam, hatte die Revolution den Marquis aus Paris getrieben; ich habe ihn nicht wieder gesehen, ich habe von Madelons Schicksalen nichts erfahren — und nicht darnach gefragt.

Calvins Vaterhaus zu Cambrai.

In der Stadt Cambrai, an der Ecke des Platzes der Straße von St. Nikolas, der Kirche dieses Namens gegenüber und nicht weit von der Abtei des heiligen Grabes, stand noch vor sechzig Jahren eines jener nach spanischer Art gebauten Häuser, ähnlich den übrigen im sechzehnten Jahrhundert in Flandern aufgeführten Bauwerken. Unter einem spizen Giebel, dessen Winkel in seinem schmälsten Theil zwei kleine Fenster wie Augen einschloß, sah man, eines über das andere hervortretend, drei niedrige Stockwerke, mit schwarzen Brettern verschlagen und mit einer Menge kleiner, grüner Fensterscheiben bedeckt. Ein Aushängeschild von wurmstichigem Holze, dessen steife, blaßgefärbte Gestalten das veraltete Werk irgend eines vor ein paar hundert Jahren gestorbenen Kleckſers verkündeten, enthielt in großen rothen Buchstaben die prahlende Aufschrift: Aux dixsept provinces. In unsern Tagen hat das alte Haus einem gemein aussehenden Gebäude Platz gemacht, und vom alten Gasthofe bleibt nichts, als die halb unter dem Boden gelegenen Pferdeställe und die drei Worte des Schildes.

Unter den zahlreichen Flamändern, welche an diesem Hause vorbeigehen, unter den Fremden, welche die Aufschrift lesen, während der vorbeifahrende Postwagen die Fenster klirren macht, unter den Reisenden, die dort ein Mahl und Nachtlager suchen, sind gewiß nur sehr Wenige, welche wissen, daß hier ein Mann in die Welt gekommen ist, der die Christenheit um ein Schisma reicher gemacht, und viel dazu beigetragen hat, die Verhältnisse seiner Zeit umzugestalten. Dieser Mann ist Calvin.

Das Wirthshaus zu den siebzehn Provinzen war im Jahr 1508 das Erbe Jakob Lefraneqs, eines lustigen Gesellen, reinlich, thätig, wichtig, kurz und dick, wie seine meisten Kameraden in Flandern. Seiner Klugheit und Aufmerksamkeit, vor Allem aber der Schönheit seiner Tochter Jeannette, deren schwarze Augen und frischer Teint, runde Arme und freundliches Lächeln gepriesen wurden, hatte Jakob Lefraneq es zu verdanken, daß sein Geschäft über alle Erwartung guten Fortgang hatte. Als nun ein Reisender aus Noyon, Namens Philipp Cauvin, der seit drei Monaten in den siebzehn Provinzen wohnte, dem Wirth entdeckte, daß er Jeannetten liebe und von ihr wieder geliebt werde, daß er ihr Gatte zu werden wünsche und kein abzuweisender Freier sey, weil er einen einträglichen Handel betreibe, wobei er des Jahrs reine fünfzehnhundert Livres gewinne, da erwiderte Jakob: „Und ich gebe ihr zwölftausend gute Livres in blinkenden Goldmünzen zur Heirath.“ — Die hübsche Wirthstochter heirathete also Philipp Cauvin, der sich zu Cambrai in den siebzehn Provinzen niederließ. Einige Monate nach seiner Verheirathung machte er mit seiner Frau eine Reise nach Noyon, wo sie einen Sohn gebar, welchem sie bei der Taufe ihren eigenen Namen geben ließ. Der Vikarius, welcher Johann Cauvin taufte, ließ sich wohl nicht träumen, daß er den Kirchenbann gegen dies nämliche Kind auszusprechen haben würde, für das jezt die Paten ein frommes Credo hersagten, unter dem Versprechen, ihr Möglichstes zu thun, damit es aufwachse und lebe im Schooß der heiligen katholischen Kirche.

Jeannette Lefraneq starb zu Cambrai, ohne an dem Schisma ihres Sohnes Theil zu nehmen, dessen ketzerische Verirrung sie beweinte. Johann Cauvin, von der

Geburt an durch seine fromme Mutter zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt bereits in einem Alter von zwölf Jahren ein Benefiz in der Domkirche zu Noyon. Sechs Jahre später wurde ihm eine Pfarre zugetheilt, die er nie versah und deren Einkünfte er verwandte, um seine Studien in Paris fortzusetzen. Durch einen seiner Landsleute für die neue Lehre gewonnen, verließ er das Studium der Theologie und führte ein unstetes Leben bis zum Jahr 1558. Da kam er nach Genf, wo er als Lehrer der theologischen Wissenschaften ein neues System begründete und sich solches Ansehen erwarb, daß ihm das Volk den Namen des Genfer Pabstes beilegte. Er starb hier 1564. Ein vor wenigen Jahren verstorbener Domherr an der Kathedrale zu Cambrai ist der letzte der Familie Lefranc, welcher den Namen von Calvins Mutter trug. Die noch lebenden Glieder dieser Familie haben andere Namen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Die Statue des verewigten Königs. Wittigers Begräbniß. Konzerte. Theater.

Im vorigen Monate war das in Thon geformte kolossale Modell zu der Statue des verewigten Königs Friedrich August vom Professor Rietschel in dem früher von der technischen Anstalt benutzten Pavillon auf der Brühlschen Terrasse mehrere Tage ausgestellt. Wie klarer noch, als an den bereits zur öffentlichen Anschauung gelangten kleinern Modellen, erschien die so sinn- und geschmackvolle Behandlung, welche das Werk des genialen Künstlers darlegt. Auch in der festen Thonmasse wähnt man den warmen Lebenshauch wahrzunehmen, so wohl ist es ihm gelungen, das Ganze, wie jedes einzelne Glied der hohen Natur des Geistes angemessen nachzuschaffen, dessen Gesichtszüge hier die Kunst mit der gewissenhaftesten Treue wiedergegeben hat. Unfehlbar drängte sich den meisten Beschauern der Gedanke auf, nicht nur, daß die sitzende Situation, welche der Künstler wählte, auch die zweckmäßigste gewesen, sondern auch, daß schwerlich eine zu dem Gegenstande passendere Anordnung aufgefunden werden könnte. Mit ganz ungemeinem Takt hat unter andern der wahrhafte Meister die an sich in der Skulptur das Auge recht schmerzlich beleidigende Tracht der neuern Zeit, welche bei einem Geiste, wie diesem, die Bedingung war, ohne die sein Charakteristisches durchaus nicht zu erreichen stand, dergestalt zu modifiziren gewußt, daß der Beschauer auch in dieser Hinsicht mit jedem neuen Blicke sich der Darstellung gewogener fühlen muß.

Von den Feierlichkeiten bei Bestattung von Böttigers Leichnam sind zu viele Berichte anderer Zeitungen diesem vorausgeeilt, als daß eine nochmalige Verbreitung darüber kein Ueberfluß seyn sollte. Die Theilnahme an dem Hintritte eines durch seine vielseitige Erudition und Ausbildung in ganz Europa bekannten und hochgeschätzten Mannes war ungemein groß. Auch die, welche im Leben an mancher Eigenheit des Verstorbenen, und besonders an seiner Bereitwilligkeit zu Gewährung der ihn von allen Seiten bestürmenden bemüthigen Bitten um — Lob in öffentlichen Blättern, Anstoß genommen hatten, gestanden sich am Begräbnißmorgen häufig, daß die Wissenschaften an ihm einen sehr bedeutenden Verlust erlitten haben, und das Meiste seiner Schwächen und Irrthümer sich auf Gutmüthigkeit und Wohlwollen gründete. Es behaupten Letzteres auch Alle, die mit ihm in näherer Berührung standen. Die wahrhaft ehrenwerthen Männer, Oberhofprediger Dr. v. Ammon und Staatsminister v. Lindenau, stellten seiner gemeinnützigen Wirksamkeit und seinem gegen die bittersten Feinde immer zur Versöhnlichkeit geneigten Gemüthe ein recht hellleuchtendes Zeugniß noch auf dem Begräbnißplatze in ihren gefühlvollen Reden aus. Schade, daß das Organ des dritten Redners, des durch Amtsgeschäfte und Freundschaft mit ihm engverbundenen Inspektors des Antikenkabinets, Hofrath Hase, nicht zureichte, um seiner ebenfalls am Grabe gemachten Mittheilung über den Abgeschiedenen die zu wünschende Verbreitung zu verschaffen. Die Begleitung der Leiche von Menschen beinahe aus jedem Stande und die bereits auf dem Todtenacker harrende Menschenmasse war so ansehnlich, daß die Gegend in der Nähe des frischen Grabhügels ganz übervölkert erschien, und die genannten Redner Mühe hatten, sich bis zu dem Grabe hindurchzuarbeiten. Mit des Verewigten überaus schöner, nicht allein durch kostbare neue Werke, sondern auch durch seltene Ausgaben aller Klassiker und ähnliche Schriften fast aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst ausgezeichneten Bücherssammlung wird es in diesen Tagen zur öffentlichen Versteigerung kommen.

An rauschenden Vergnügungen, wie Bällen, ist natürlich die erste Hälfte des Winters minder fruchtbar, als die zweite, die mit der Karnevalszeit beginnt. Zur Nothleidenden ist darum aber Terpsychore auch jetzt nicht herabgesunken. Uebrigens bietet uns so eben England seine Harfenspielerin, Madame Friedrichs, und Rußland eine andere Art von Tonkünstler in einem Herrn Gusikow dar. Dieser nennt sich „Virtuos und Erfinder des Holz- und Strohinstruments“ Die Vorrichtung zu seinen musikalischen Leistungen besteht aus Hölzern, mit denen er auf andere Hölzer und auf Stroh schlägt, und die so hervorgebrachten Melodien haben, dem Klange nach, Aehnlichkeit mit der Harmonika. Die Sentimentalität der Harfen- und Harmonikatöne überhaupt steht aber freilich in gewaltiger Disharmonie mit dem Zeitalter. Uebrigens war es schon merkwürdig, die ungemeine Fertigkeit Gusikows in der zweckmäßigen Handhabung seiner Hölzer zu sehen. — Unser in den heißen Sommermonaten gewöhnlich sehr schlecht affektirtes Theater fährt fort, einen völlig kompleten gewordenen Zustand darzuthun. Der in diesem Jahre der hiesigen Bühne gewonnene Schauspieler Weimar ist bereits zu einem der Lieblinge des Publikums geworden. Im Verein mit dem höchst ausgezeichneten Ehepaare Devrient, den Fräulein Bauer und Schneider, Pauli und manchen andern Notabilitäten kann das Dresdener Theater, zwar natürlich nicht das Jahrhunderte, aber doch gewiß viele andere deutsche Bühnen der neuesten Zeit in die Schranken fordern. Besondere Prachtstücke derselben sind die gastirenden Sängerinnen. So erfreut uns noch immer die treffliche Heinefetter mit dem seltenen, reinen, vollen Glockenklange ihrer Stimme. Die rühmlich bekannte Sängerin Lehmann von Berlin soll nächstens in der Oper „Semiramis“ mit Fräulein Heinefetter zugleich auftreten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 509:
Die Traubenbeere.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 103 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

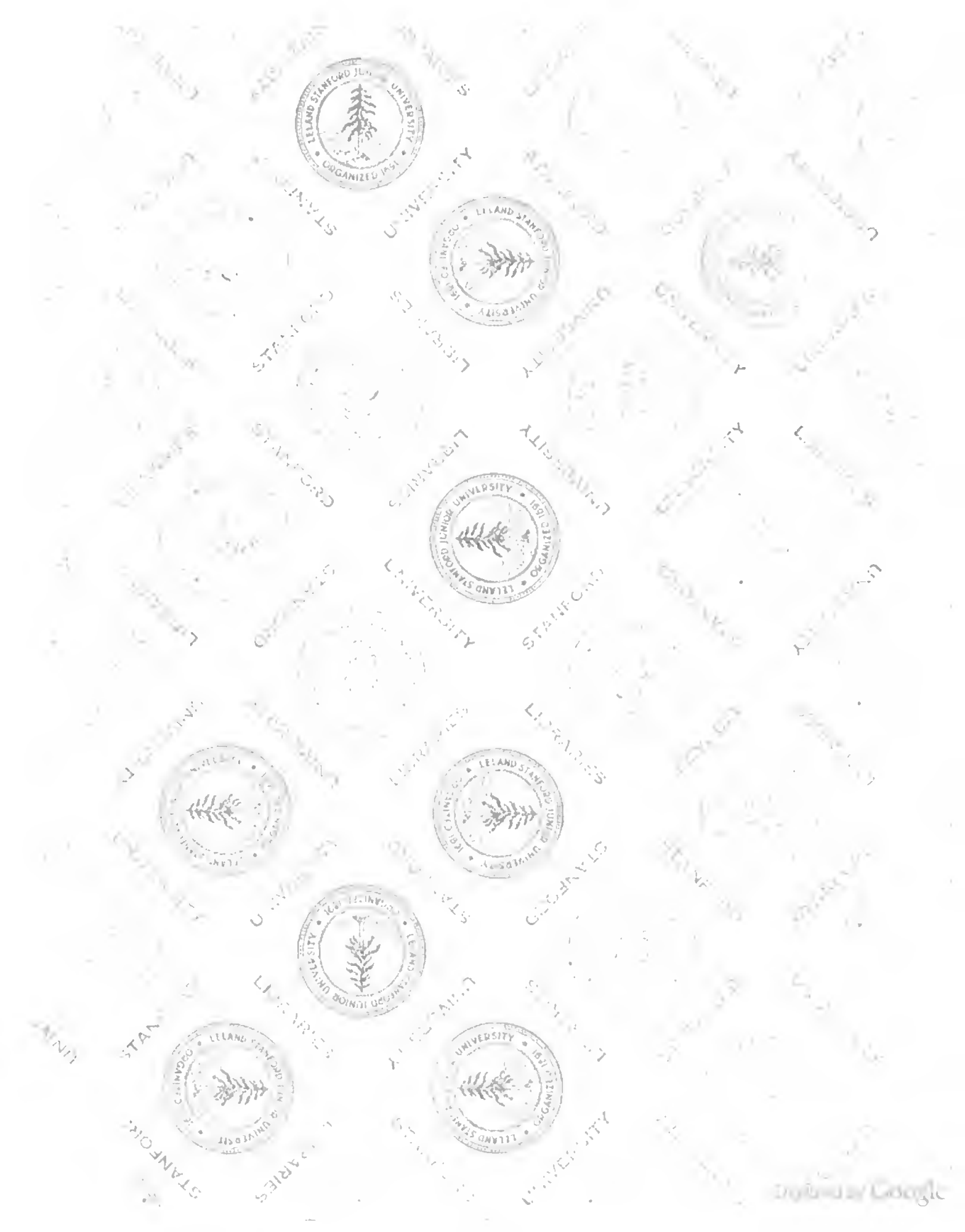
Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 106

AP
30
M63
v 29
nos 2-3
Oct.-Dec.
1835

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



AP
30
M63
v 29
nos 2-3
Oct.-Dec.
1835

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

3 6105 014 930 106

Digitized by Google